image
not
available



Victor Hugo's
sämmtliche poetische Werke.

Deutsch

von

Ludwig Seeger.

Zweiter Band.

Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(Adolf Benedict.)
1860.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.

Oden und Balladen.

Vorrede.

Die Geschichte freut sich über Michel Ney, der aus einem Küferssohn Marschall von Frankreich, und über Murat, der aus einem Stallknecht König geworden ist. Die Dunkelheit ihres Ausgangspunkts gibt ihnen noch einen besondern Anspruch auf Achtung, und erhöht den Glanz des Ziels, das sie erreicht. Von allen Entwicklungen, die aus dem Schatten zum Lichte führen, ist die verdienstlichste und die schwierigste sicher die: wenn ein geborener Aristokrat und Royalist zum Demokraten wird.

Aus einem Schuppen in einen Palast aufsteigen, ist selten, und, wenn ihr wollt, schön. Aus dem Irrthum zur Wahrheit aufsteigen, ist seltener und schöner. Bei der ersten dieser beiden Erhebungen hat man bei jedem Schritt aufwärts Etwas gewonnen, sein Lebensglück, seinen Einfluß, seinen Reichthum vermehrt. Bei der zweiten Erhebung findet das gerade Gegentheil statt. Bei diesem herben Kampf gegen Vorurtheile, die man mit der Muttermilch eingesogen hat, bei der langsamen und mühevollen Erhebung vom Falschen zum Wahren, die aus dem Leben des einzelnen Menschen und aus der Entwicklung seines Selbstbewußtseins gewissermaßen ein verkleinertes Bild und Symbol des menschlichen Fortschritts überhaupt macht, hat man auf jeder Stufe, die man überschreitet, sein moralisches Wachs-

thum mit einem materiellen Opfer bezahlen, irgend ein Interesse im Stich lassen, irgend eine Eitelkeit ablegen, auf Güter und Ehren der Welt verzichten, sein Vermögen, seinen Herd, sein Leben aufs Spiel setzen müssen. Hat man diese Arbeit vollbracht, so mag man mit einigem Stolz darauf zurückblicken. Und wenn es wahr ist, daß Murat mit Stolz seine Postillonspeitsche neben seinem Scepter zeigen und sprechen konnte: „damit hab' ich angefangen," so wird man mit noch begründeterem Stolze und mit besserem Gewissen seine royalistischen Oden aus der Kindheit und Jugend neben den demokratischen Gedichten und Büchern des reifen Mannes zeigen dürfen. Dieser Stolz ist, sollt' ich meinen, erlaubt, zumal wenn man, oben auf der Leiter des Lichts angelangt, die Proscription gefunden hat, und in der Lage ist, diese Vorrede aus dem Exil zu datiren.

Jersey, Juli, 1853.

V. H.

1822.

Die erste Auflage dieser Oden (Juni 1822) war von folgenden Betrachtungen eingeleitet:

„Die Veröffentlichung dieses Buchs hat einen doppelten Zweck, einen literarischen und einen politischen. Der letztere ist jedoch nach des Dichters Dafürhalten nur eine Consequenz des ersten. Denn die Geschichte der Menschheit zeigt uns keine Poesie, die nicht von der Höhe monarchischer Ideen und religiöser Glaubensansichten herab ihr Urtheil empfinge.

Man könnte in der Anordnung dieser Oden eine gewisse Eintheilung bemerken; methodisch durchgeführt ist sie nicht. Der Verfasser war der Ansicht, die Bewegungen einer Seele seien nicht minder fruchtbar für die Poesie, als die Revolutionen in einem Reiche.

Das Gebiet der Poesie kennt übrigens keine Grenzen. Hinter der realen Welt lebt eine ideale Welt, die in ihrem vollen Glanze vor das Auge derjenigen tritt, welche sich durch ernstes Nachdenken daran gewöhnt haben, in den Dingen mehr zu sehen, als nur die Dinge. Die schönen Werke der Dichtkunst jeder Gattung, sei es in gebundener oder ungebundener Form, welche der Ruhm unseres Jahrhunderts sind, haben eine früher kaum geahnte Wahrheit enthüllt, daß die Poesie nicht in der Form der Idee, sondern in den Ideen selbst besteht. Die Poesie ist der innerste Kern aller Dinge."

Es ist dem Dichter heute vielleicht gestattet, diesen wenigen

Linien noch einige weitere Bemerkungen über den Gedanken beizufügen, der ihn bei der Composition dieser Oden geleitet hat.

Er ging von der Ueberzeugung aus, jeder Schriftsteller, in welcher Sphäre sein Geist sich bewegen mag, müsse sich zur Hauptaufgabe machen, Gutes zu stiften. Er hoffte, seine ehrenhafte Absicht werde ihm Verzeihung für das Gewagte dieser Versuche auswirken. Und so hat er es denn unternommen, einige der Haupterinnerungen unserer Epoche zu feiern, welche für die künftige Gesellschaft eine große Lehre sein können. Zur Verherrlichung seiner Ereignisse hat er die Form der Ode gewählt, weil dies die Form war, in welcher vor Zeiten die Eingebungen der ersten Dichter den ersten Völkern erschienen sind. Die französische Ode indessen, die man im Allgemeinen der Kälte und Eintönigkeit beschuldigt, schien nicht sehr geeignet zur Darstellung des Rührenden und Schrecklichen, des Düstern und Glänzenden, des Ungeheuren und Wunderbaren, was die letzten 30 Jahre unserer Geschichte bieten. Beim Nachdenken über dieses Hinderniß glaubte der Verfasser dieser Sammlung entdeckt zu haben, daß der Grund dieser Kälte nicht im Wesen der Ode, sondern allein in der Form liege, welche ihr die lyrischen Dichter bis jetzt gegeben haben. Die Ursache dieser Monotonie fand er im Mißbrauch der Apostrophen, der Ausrufungen, der Prosopopöen und anderer gewaltsamer rhetorischer Figuren, mit denen man in der Ode förmlich verschwenderisch umging: Erwärmungsmittel, die allzuhäufig angewandt, erkältend wirken, und statt zu ergreifen, betäuben. So dachte er denn, wenn er die Bewegung der Ode mehr in die Ideen, als in die Worte legte, wenn er überdieß die Composition auf irgend einer, dem Gegenstand entsprechenden Grundidee aufbaute, deren Entwicklung sich in allen ihren Theilen auf die Entwicklung des Ereignisses stützte, das in der Ode so erzählt werden müßte, daß an die Stelle der

verbrauchten und falschen Farben, der heidnischen Mythologie, die neuen und wahren Farben der christlichen Theogonie gesetzt würden — unter diesen Bedingungen, dachte er, könnte man der Ode etwas vom Interesse des Drama's geben und sie überdies jene ernste tröstende religiöse Sprache sprechen lassen, deren eine alte Gesellschaft bedarf, die noch ganz taumelnd von den Saturnalien des Atheismus und der Anarchie herkommt.

Dies ist es, was der Verfasser dieses Buchs wenigstens versucht hat, ohne daß er sich übrigens schmeichelt, daß es ihm gelungen sei. Dies ist es aber auch, was er bei der ersten Auflage seiner Sammlung noch nicht sagen konnte, aus Besorgniß, die Darlegung seiner Ueberzeugungen möchte als Vertheidigung seiner Werke erscheinen. Heute, wo seine Oden die gefährliche Probe der Oeffentlichkeit bestanden haben, kann er dem Leser die Idee mittheilen, die ihn zu derselben begeistert hat, und die er zu seiner Freude, wo nicht gebilligt, doch theilweise wenigstens begriffen gesehen hat. Vor Allem aber hat er noch den Wunsch auszusprechen, man möge ihm nicht die Anmaßung zuschreiben, als wollte er Bahn brechen und eine neue Gattung schaffen.

Die so eben ausgesprochenen Gedanken gelten größtentheils und vorzugsweise von den historischen Stoffen, die in dieser Sammlung behandelt sind. Aber der Leser wird auch ohne weitere Hindeutungen finden, daß die übrigen Bemerkungen auf dieselbe literarische Tendenz und ein ähnliches System der Composition hinauslaufen.

Der Verfasser bricht hier diese einleitenden Betrachtungen ab, deren nähere Entwicklung einen ganzen Band erfordern, und der man doch vielleicht keine Aufmerksamkeit schenken würde. Man muß immer sprechen, als würde man gehört, schreiben, als würde man gelesen, und denken, als würde man begriffen.

December 1822.

1842.

Der Dichter dieser Oden bringt hier neue Belege für oder wider das von ihm bereits angedeutete System der lyrischen Composition. Wenn er sie hiemit der Prüfung der Männer von Geschmack übergibt, so geschieht dies nicht ohne den höchsten Grad von Mißtrauen gegen sich selbst. Denn wenn er auch fest an die Theorien glaubt, welche für ihn die Früchte gewissenhafter Studien und anhaltenden Nachdenkens sind, so hat er auf der andern Seite doch sehr wenig Glauben an sein Talent. Er ersucht somit erleuchtete Kritiker, das Urtheil, das sie ohne Zweifel mit guten Gründen gegen seine poetischen Versuche fällen werden, nicht auch auf seine literarischen Doktrinen ausdehnen zu wollen. Ist Aristoteles nicht unschuldig an den Tragödien des Abbé d'Aubignac?

Der Dichter hat übrigens trotz seiner Unberühmtheit bereits den Schmerz gehabt, seine literarischen Principien, die er für untadelhaft hielt, verleumdet oder wenigstens mißdeutet zu sehen. Das ist der Grund, der ihn heute bestimmt, dieser neuen Veröffentlichung durch eine einfache und aufrichtige Erklärung einen gewissen Halt zu geben, eine Erklärung, die ihn vor jedem Verdacht der Ketzerei in dem Streite, der das literarische Publikum in zwei Lager theilt, vollständig sicher stellen soll. Es gibt zur Zeit in der Literatur wie im Staate zwei Parteien und der poetische Krieg scheint mit eben so großer Hartnäckigkeit und Leidenschaft geführt zu werden, wie der sociale Krieg. Die beiden Heere scheinen ungeduldig und mehr darauf aus, sich zu schlagen, als zu unterhandeln. Sie haben sich einmal in den Kopf gesetzt, eine und dieselbe Sprache nicht reden zu wollen. Die einzigen Worte, die sie sprechen, sind:

nach innen das Losungswort, nach außen das Kriegsgeschrei. Das ist der Weg nicht, um sich zu verständigen.

Indessen haben sich doch mitten unter den Schreiern der beiden Heere auch einige Stimmen von Gewicht erhoben.

Vermittler haben sich mit verständigen Worten zwischen beide Schlachtlinien gestellt. Sie werden vielleicht die ersten sein, die als Opfer fallen; doch was liegt daran? Ihren Reihen möchte der Verfasser dieses Buchs gerne beigezählt werden, sollte er sich auch dort beschämt fühlen müssen. Er wird, wenn nicht mit derselben Autorität, so doch in demselben guten Glauben seine Ansichten verfechten. Er ist dabei auf die seltsamsten Beschuldigungen, auf die wunderlichsten Anklagen gefaßt. Bei der herrschenden Verwirrung der Geister ist die Gefahr des Sprechens noch größer, als die des Schweigens. Aber wenn es sich darum handelt, zu belehren und belehrt zu werden, so darf man nur nach der Pflicht und nicht nach der Gefahr fragen, er ergibt sich also in sein Schicksal. Ohne Bedenken wird er die gefürchtetsten Fragen in Angriff nehmen; und, wie der kleine Knabe von Theben, wird er sich unterstehen, die Löwenhaut zu schütteln.

Um nun gleich von vorn herein dieser unparteiischen Erörterung, in der er mehr Aufklärung sucht, als mitzutheilen hat, einige Würde zu geben, so erklärt er, daß er alle die hergebrachten Kunstwörter, welche sich die Parteien gegenseitig wie hohle Bälle zuwerfen, diese Zeichen, die nichts bezeichnen, diese Ausdrücke ohne allen Ausdruck, daß er all die vagen Worte verwirft, mit denen ein Jeder den Begriff verbindet, der seinem Haß oder seinen Vorurtheilen zusagt und welche als Gründe denjenigen dienen müssen, die überhaupt keine Gründe haben. In der Frage über die „klassische" und die „romantische Schule" gesteht er seine vollständige Unwissenheit. Nach der Meinung einer geistreichen Frau, die zuerst in Frank-

reich das Wort „romantische Literatur" ausgesprochen hat, würde diese Unterscheidung sich auf die beiden Hauptweltalter beziehen: dasjenige, welches der Stiftung des Christenthums vorangegangen und dasjenige, welches ihr nachgefolgt ist.* Würde man diese Erklärung buchstäblich verstehen, so wäre das „verlorene Paradies" eine klassische Dichtung, und die Henriade wäre ein romantisches Werk, doch scheinen diese beiden von Frau von Staël eingeführten Worte heutzutage in diesem Sinne nicht genommen zu werden.

Wie in allen Stücken, so existirt auch in der Literatur nur das Gute und das Schlechte, das Schöne und das Häßliche, das Wahre und das Falsche. Nun ist aber — ohne hier Vergleichungen aufstellen zu wollen, welche nähere Erläuterungen und Beschränkungen erfordern würden — das Schöne — im weitesten Sinne des Worts — bei Shakspeare ganz eben so klassisch (wenn klassisch so viel ist als werth, studirt zu werden), als das Schöne bei Racine; und das Falsche bei Voltaire ist ganz eben so romantisch (wenn romantisch so viel ist wie schlecht), als das Falsche bei Calderon. Das sind natürliche Wahrheiten, die eher Pleonasmen als Axiomen gleichen. Allein man muß oft sehr tief herabsteigen, um den Eigensinn zu überzeugen und die Böswilligkeit außer Fassung zu bringen.

Man wird hier vielleicht die Einwendung machen: die beiden Parteilosungsworte haben ja ohnedies seit einiger Zeit die Bedeutung verändert und gewisse Kritiker seien übereingekommen, von nun an den Ehrennamen klassisch jedem geistigen Erzeugniß zu ertheilen, das in eine der unserigen vorangegangene Epoche fällt, während sie für romantisch speciell nur diejenige Literatur erklären, welche mit dem neun-

* De l'Allemagne.

zehnten Jahrhundert heranwächst und sich entfaltet. Ehe wir nun untersuchen, in wie fern diese Literatur unserem Jahrhundert eigenthümlich ist, entsteht die Frage, wodurch sie diese exceptionelle Bezeichnung verdient oder sich zugezogen haben kann. Jede Literatur nimmt anerkanntermaßen mehr oder weniger scharf das Gepräge des Himmels, der Sitten und der Geschichte des Volkes an, dessen Lebensäußerung sie ist. Es gibt daher eben so viele verschiedene Literaturen, als es verschiedene Gesellschaften gibt. David, Homer, Virgil, Tasso, Milton und Corneille, Männer, deren jeder Einzelne eine Poesie und eine Nation repräsentirt, haben nichts mit einander gemein, als das Genie. Jeder von ihnen hat in seinem Lande und zu seiner Zeit den öffentlichen Gedanken ausgesprochen und befruchtet. Jeder von ihnen hat für seine sociale Sphäre eine Welt von Ideen und Empfindungen geschaffen, wie sie der Bewegung und der Ausdehnung dieser Sphäre entsprach. Warum soll man also unter einer vagen Gesammtbezeichnung Schöpfungen zusammen fassen, die zwar alle von einer Seele, der Wahrheit, belebt, aber in ihren Formen, Elementen und Gattungscharakteren dennoch sich unähnlich und oft im Widerspruch mit einander sind? Wie kommt man ferner zu gleicher Zeit zu dem auffallenden Widerspruch, einer andern Literatur — wiederum ein unvollkommener Ausdruck für eine noch nicht vollendete Epoche — die Ehre oder den Schimpf einer ebenso vagen, als exclusiven Bezeichnung anzuthun, die sie von den ihr vorangegangenen Literaturen abscheidet? — Als könnte sie gar nicht gewogen werden, außer in der andern Schale der Wage. Als könnte sie nur auf der Rückseite des Buchs geschrieben sein. Warum nennt ihr sie romantisch? Habt ihr in ihr etwa deutliche und innige Beziehungen zu der romantischen oder romanischen Sprache entdeckt? Nun dann erklärt euch, prüfen wir den Werth dieser Behauptung. Beweist zu-

erst, daß sie begründet ist. Ihr werdet dann immer noch zu beweisen haben, daß sie nicht bedeutungslos ist.

Man hütet sich heut zu Tage wohl, sich in dieser Beziehung in eine Discussion einzulassen, bei der nichts als ein „ridiculus mus“ herauskommen könnte. Man will das Wort romantisch in einem vagen phantastischen Halbdunkel lassen, das den Schauer, den es einflößt, noch verdoppelt. Auch lassen sich wirklich alle Bannstrahlen, die gegen berühmte Schriftsteller und Dichter der Gegenwart geschleudert worden sind und werden, auf folgende Argumentation zurückführen: — „Wir verdammen die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, weil sie romantisch ist.“ — Und warum ist sie romantisch? — „Weil sie die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts ist.“ —

Man wagt es hier nach reiflicher Ueberlegung zu behaupten, daß die Logik eines solchen Räsonnements denn doch nicht absolut unwiderleglich erscheint.

Verlassen wir diesen Wortstreit, der nur für oberflächliche Köpfe Interesse haben kann, deren lächerliches Geschäft er ist. Lassen wir ruhig Rhetoren und Pädagogen in ernster Procession Wasser in das leere Faß tragen. Wünschen wir all den armen, luftschnappenden Sisiphussen, die ohne Ruh und Rast ihren Stein den Hügel hinauf rollen, guten langen Athem.

Palus inamabilis unda
Alligat, et novies Styx interfusa coërcet.

Halten wir uns statt der Worte an die Sachen: denn der frivole Hader der Romantiker und der Classiker ist im Grunde nur die Parodie einer wichtigen Diskussion, die in diesem Augenblicke denkende Köpfe und ernste Seelen beschäftigt. Gehen wir von der Batrachomyomyomachie zur Ilias über. Hier können sich die Gegner doch zu verständigen hoffen, denn sie sind sich ebenbürtig. Zwischen Ratten und Fröschen besteht

eine absolute Unverträglichkeit, während zwischen Achill und Hektor das innige Wechselverhältniß des Adels und der Größe stattfindet.

Offenbar arbeitet eine große, tiefe Bewegung im Inneren der Literatur dieses Jahrhunderts. Es gibt ausgezeichnete Männer, die darüber erstaunt sind, und doch ist an der ganzen Sache lediglich nichts erstaunlicher, als eben ihre Ueberraschung. In der That, wenn nach einer politischen Revolution, welche die Gesellschaft in all ihren Gipfeln und in all ihren Wurzeln erschüttert, welche an jeden Ruhm und an jede Ehrlosigkeit die Hand gelegt, welche Alles gespalten und Alles mit einander vermischt hatte, so sehr, daß sie das Blutgerüst im Schatten des Lagerzeltes aufschlug und das Beil unter den Schutz des Schwertes stellte; wenn, sage ich, nach einer so furchtbaren Aufregung, die keine Falte des menschlichen Herzens unbewegt, nichts in der menschlichen Ordnung der Dinge an seiner Stelle gelassen hat; wenn nach einem so wunderbaren Ereigniß im Geist und Charakter eines Volkes keine Aenderung zu Tage träte, hätte man nicht eben dann alle Ursache zu staunen, und zu staunen ohne Maß und Ziel?... Hier tritt uns ein scheinbarer und von Männern von Talent und Ansehen mit achtungswerther Ueberzeugung entwickelter Einwurf entgegen: gerade deßwegen, sagen sie, weil diese literarische Revolution das Resultat unserer politischen Revolution ist, beklagen wir ihren Triumph, verdammen wir ihre Werke.*

Diese Folgerung scheint mir nicht richtig. Die Literatur der Gegenwart kann theilweise das Resultat der Revolution sein, ohne daß sie deßhalb der Ausdruck derselben wäre. Die

* Der Uebersetzer erlaubt sich Diejenigen, welche sich für diese hier etwas einseitig aufgefaßte Epoche der französischen Literaturgeschichte interessiren, auf die reichhaltigen Beiträge in der Einleitung und im prosaischen Theil seines verdeutschten Beranger (2. Aufl. Stuttgart, Frankh. Bd. I.) zu verweisen. D. Uebers.

Gesellschaft, aus der die Revolution hervorgegangen war, hatte ihre Literatur, häßlich und abgeschmackt wie sie selbst. Diese Literatur und diese Gesellschaft sind zusammen gestorben und werden nicht wieder aufleben. In den Institutionen kehrt in jeder Beziehung die Ordnung zurück; sie kehrt auch im Reich der Wissenschaften zurück. Die Religion heiligt die Freiheit: wir haben Bürger. Der Glaube reinigt die Phantasie: wir haben Dichter. Ueberall kehrt die Wahrheit zurück, in den Sitten, in den Gesetzen, in den Künsten. Die neue Literatur ist wahr, mag sie das Resultat der Revolution sein, was liegt daran? Ist die Ernte darum weniger schön, weil sie auf einem Vulkan gereift ist? Welche Beziehung findet ihr zwischen der Lava, die euer Haus verzehrt hat, und dem Getreidekorn, das euch ernährt?

Die größten Dichter der Welt sind nach großen öffentlichen Calamitäten gekommen. Ohne der heiligen Sänger zu gedenken, deren Begeisterung immer von vergangenem oder künftigem Unglück ausgeht, so sehen wir Homer erscheinen nach dem Fall von Troja und den Katastrophen von Argos; Virgil nach der Zeit des Triumvirats. In den Kampf zwischen die Guelfen und Ghibellinen hineingeworfen, war Dante erst Verbannter gewesen, ehe er Dichter wurde. Milton träumte seinen Satan neben Cromwell. Die Ermordung Heinrichs IV. ging dem Corneille voran. Racine, Molière, Boileau hatten noch an den Stürmen der Fronde Theil genommen. Nach der französischen Revolution erhebt sich Chateaubriand, und das Verhältniß ist gewahrt.

Wir brauchen uns über diese merkwürdige Verkettung zwischen den großen Epochen der Politik und den schönen Epochen der Literatur nicht zu verwundern. In dem düstern ehrfurchtgebietenden Gang der Ereignisse, durch welche die höhere Macht sich den Mächten hienieden kund gibt, in der

ewigen Einheit ihrer Ursache, in dem feierlichen Einklang ihrer Wirkungen liegt etwas, was die Seele tief erschüttert. Was es Edles und Unsterbliches im Menschen gibt, das erwacht plötzlich beim Klang aller dieser wunderbaren Stimmen, welche Gott verkündigen. Lange hört der Geist der Völker in andächtigem Schweigen von Katastrophe zu Katastrophe das geheimnißvolle Wort widerhallen, welches Zeugniß gibt in der Finsterniß.

Admonet et magna testatur voce per umbras.

Einige auserwählte Seelen erbauen und stärken sich an diesem Wort. Donnert es nicht mehr in die Ereignisse hinein, so blitzt es doch aus der Begeisterung hervor, die es erweckt. Denn dies ist der Weg, wie himmlische Lehren sich durch Gesänge fortpflanzen. Das ist die Sendung des Genies. Seine Auserwählten sind die Wächter, die der Herr auf die Thürme zu Jerusalem gestellet hat, und die nicht schweigen sollen, weder bei Tag noch bei Nacht.

Die gegenwärtige Literatur, wie sie Chateaubriand, die Staël und Lamennais geschaffen haben, gehört also der Revolution nicht an. Wie die sophistischen und zügellosen Schriften von Voltaire, Diderot und Helvetius der anticipirte Ausdruck der socialen Neuerungen waren, welche auf dem abgelebten Boden des letzten Jahrhunderts sich entwickelten, ebenso ist die Literatur der Gegenwart, die man, auf der einen Seite mit so viel Instinkt, auf der andern mit so wenig Scharfsinn angreift, der zum voraus schon gegebene Ausdruck der religiösen und monarchischen Gesellschaft, die ohne Zweifel aus dem Schutt von so viel alten Trümmern und so viel neuen Ruinen hervorgehen wird. Man muß es immer und immer wieder sagen: es ist nicht das Bedürfniß nach Neuigkeiten, das die Geister quält, sondern das Bedürfniß nach Wahrheit, und dieses ist unermeßlich.

Dieses Bedürfniß nach Wahrheit zu befriedigen, ist die Absicht der meisten hervorragenden Schriftsteller unserer Zeit. Der Geschmack, — die Autorität in der Literatur, — hat ihnen die Lehre gegeben: daß ihre Werke wahr ihrem Inhalt nach, wahr aber auch in der Form sein müssen. Und in dieser Beziehung haben sie die Poesie einen Schritt vorwärts gebracht. Die Schriftsteller anderer Völker und anderer Zeiten, selbst die bewundernswürdigen Dichter des „großen Jahrhunderts" haben in der Ausführung nur zu oft das Princip der Wahrheit vergessen, von dem sie bei der Composition ausgegangen waren. In ihren schönsten Partien begegnet man häufig Einzelheiten, die sich auf Sitten, Religionen oder Epochen beziehen, die dem Stoffe selbst nur zu fremd sind. Die Uhr, die, zur großen Erheiterung Voltaire's, dem Shakespeare'schen Brutus die Stunde zeigt, in welcher er Cäsar tödten soll, diese Uhr, die demnach lange vor den Uhrmachern existirt hat, — wir finden sie wieder mitten in einer glänzenden Schilderung der mythologischen Götter, wo Boileau sie dem Saturn in die Hand gibt. Die Kanone, womit Calderon die Soldaten des Heraclius und Milton die Erzengel der Finsterniß ausrüstet, wird in der „Ode auf Namur" abgefeuert durch „zehntausend starke Alciden," welche dadurch „die Wälle in die Höhe springen" lassen. In der That, wenn der Gesetzgeber auf dem Parnaß die Alciden Kanonen schießen läßt, so kann der Satan Miltons diese anachronistische Kriegführung mit Fug und Recht für ehrlichen Krieg erklären. Wenn in einem noch etwas barbarischen Zeitalter der Literatur ein Pater Lemoyne, — der Verfasser eines Gedichts auf den heiligen Ludwig, — die sicilische Vesper durch die Hörner der schwarzen Eumeniden anblasen läßt, so zeigt uns dafür ein aufgeklärtes Jahrhundert den Odendichter J. B. Rousseau, wie er (in seiner Ode an den Grafen de Luc, deren lyrische

Bewegung sehr bemerkenswerth ist) einen treuen Propheten bis zu den Göttern sendet, um das Schicksal zu befragen. Und wenn wir die Nereiden sehr lächerlich finden; mit welchen Camoëns die Gefährten de Gama's umlagert, so wünschte man in dem berühmten „Rheinübergang" von Boileau* ebenfalls andere Dinge zu sehen, als „schüchterne Najaden," die fliehen vor Louis, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra, gefolgt von seinen Feldmarschällen und Armeen.

Derlei Citationen ließen sich ins Unendliche verlängern; aber es scheint nutzlos, noch weitere zu geben. Wenn solche Versündigungen an der Wahrheit selbst bei unsern besten Schriftstellern häufig vorkommen, so muß man sich hüten, ihnen ein Verbrechen daraus zu machen. Ohne Zweifel hätten sie sich darauf beschränken können, die reinen Formen der griechischen Gottheiten zu studiren, ohne ihnen ihre heidnischen Attribute abzuborgen. Als man in Rom einen Jupiter Olympius in einen Sankt Peter verwandeln wollte, begann man doch wenigstens damit, dem Gebieter des Donners den Adler unter seinen Füßen wegzunehmen. Betrachtet man aber die unermeßlichen Verdienste, welche sich unsere ersten großen Dichter um Sprache und Literatur erworben haben, so beugt man sich

* Unbefangene werden leicht begreifen, warum wir hier so häufig den Namen Boileau's nennen. Fehler gegen den Geschmack, bei einem Mann von so geläutertem Geschmack, haben etwas Auffallendes, Ueberraschendes, sind aber eben deßhalb nur um so lehrreicher. Der Mangel an Wahrheit muß etwas der Poesie sehr Feindseliges sein, da er selbst Boileau's Verse verunstaltet. Uebelwollende Kritiker, welche vielleicht Mangel an Respekt vor einem großen Namen in jenen Anführungen erblicken, sollen wissen, daß Niemand in der Hochachtung für diesen ausgezeichneten Geist weiter geht, als der Verfasser dieses Buchs. Boileau theilt sich mit unserem Racine in das, in seiner Art einzige Verdienst, die französische Sprache festgestellt zu haben, — was allein hinreichen würde, — zu beweisen, daß auch er einen schöpferischen Genius besaß.

gerne vor ihrem Genius und fühlt nicht die Kraft in sich, ihnen Geschmacklosigkeit vorzuwerfen. Es ist dies gewiß ein höchst bedauerlicher Mangel gewesen, weil er in Frankreich ein falsches Genre, das scholastische Genre, eingeführt hat, das sich zum klassischen ebenso verhält, wie Aberglauben und Fanatismus zur Religion, und das heutzutage nur noch durch die ehrenwerthe Autorität berühmter Meister, bei denen es unglücklicher Weise Vorbilder findet, den Triumph der wahren Poesie aufhalten kann. Wir haben oben einige, unter sich ganz gleiche, Beispiele von diesem falschen Geschmack mitgetheilt, die wir bei den entgegengesetztesten Schriftstellern zugleich gesammelt haben, bei Solchen, die von den Scholastikern Klassiker genannt, und bei Solchen, die von ihnen unter die Romantiker gerechnet werden. Wir glauben dadurch gezeigt zu haben, daß, wenn Calderon aus allzu großer Unwissenheit hat sündigen können, Boileau durch allzu große Gelehrsamkeit zu Fall kommen konnte, und daß man beim Studium der Schriften Boileau's die Sprachregeln des Kritikers * gewissenhaft befolgen,

* Betonen wir diesen Punkt ganz besonders, um schwerhörigen Leuten jeden Vorwand zu Mißverständnissen zu nehmen. Wenn es nützlich und bisweilen nothwendig ist, gewisse abgerissene Sprachwendungen aufzufrischen, alte Ausdrücke wieder hervorzusuchen, und vielleicht auch den Versuch zu machen, der Schönheit unserer Versbildung durch die Fülle des Versmaßes und die Reinheit des Reims wieder aufzuhelfen, so kann man doch nicht oft genug wiederholen, daß hier der Geist der Vervollkommnung sich Halt gebieten muß. Jede Neuerung, die der Natur unserer Prosodie und dem Geist der Sprache zuwider ist, muß als ein Attentat auf die ersten Principien des Geschmacks bezeichnet werden.

Nach einer so offenen Erklärung wird es ohne Zweifel gestattet sein, den Hyperkritikern hier zu bemerken, daß das wahre Talent mit Recht die Regel als die Grenze betrachtet, die es nie überschreiten darf, nicht aber als den Pfad, auf dem es immer fortgehen muß. Sie führt den Gedanken fortwährend zu seinem einzigen Mittelpunkt, dem Schönen, zurück, aber sie engt ihn nicht ein. Die Regeln sind in der Literatur, was die Gesetze in der Moral: sie können nicht Alles voraussehen. Man wird

vor der Nachahmung der falschen Farben aber, deren sich der Dichter zuweilen bedient, sich sorgfältig hüten muß.

Bemerken wir auch das noch im Vorbeigehen: wenn die Literatur des großen Jahrhunderts des großen Ludwig das Christenthum angerufen hätte, anstatt die heidnischen Götter anzubeten; wenn diese Dichter den Dichtern der ältesten Zeit geglichen hätten, wenn sie Priester gewesen wären, welche ihre Religion, ihre Heimath und deren Größe besungen haben, den sophistischen Doktrinen des letzten Jahrhunderts wäre der Triumph ungleich schwerer geworden, vielleicht unmöglich. Bei den ersten Angriffen der Neuerer hätten Religion und Moral in das Heiligthum der Literatur, in den Schutz so vieler großen Männer sich geflüchtet. Der Geschmack der Nation, der daran gewöhnt ist, die Ideen der Religion und der Poesie nicht zu trennen, hätte jeden Versuch irreligiöser Poesie zurückgestoßen, und diese Monstrosität als eine ebenso wohl literarische als sociale Tempelschändung gebrandmarkt.

Wer kann berechnen, wohin die Philosophie gelangt wäre, wenn die Sache Gottes, durch die Tugend vergeblich vertheidigt, einen Fürsprecher an dem Genius gefunden hätte?... Aber Frankreich hat dieses Glück nicht gehabt; seine nationalen Dichter waren fast lauter heidnische Dichter, und unsere Literatur war vielmehr der Ausdruck einer idololatrischen und demokratischen Gesellschaft, als einer christlichen und monarchischen. Auch kamen die Philosophen in weniger als einem Jahrhundert dahin, eine Religion, die in den Geistern nicht war, auch aus den Herzen zu vertreiben.

Niemand als tugendhaft achten, weil er in seinem Verhalten sich auf die Beobachtung des Gesetzbuchs beschränkt hat. Man wird Niemand als großen Dichter ehren, der sich damit begnügt, nach den Regeln zu schreiben. Die Sittlichkeit ist kein Resultat der Gesetze, sondern der Religion und der Tugend. Die Literatur lebt nicht von dem Geschmack allein, sie muß durch die Poesie belebt und durch den Genius befruchtet werden.

Das Unheil, das die Sophisten angerichtet, wieder gut zu machen, dies ist die Hauptaufgabe, die sich ein Dichter heutigen Tages stellen muß. Er muß wie eine Feuersäule vor den Völkern hergehen und ihnen den Weg zeigen. Er muß sie zurückführen zu den großen Grundsätzen der Ordnung, der Sittlichkeit und der Ehre, und damit sein Einfluß ihnen angenehm sei, müssen alle Fibern des menschlichen Herzens unter seinen Fingern zittern wie die Saiten einer Leier. Er wird nie der Wiederhall irgend eines Wortes sein, es sei denn das Wort Gottes, er wird sich immer an das erinnern, was seine Vorgänger nur zu oft vergessen haben, daß auch er eine Religion und ein Vaterland hat. Seine Gesänge werden nicht müde werden, die Heldenthaten und die Unglücksfälle seines Landes, den strengen Ernst und die heiligen Entzückungen seines Kultus zu feiern, damit seine Vorfahren und seine Zeitgenossen einigen Gewinn von seinem Genie und von seinem Herzen haben, und damit in der Zukunft andere Völker nicht von ihm sagen mögen: „Der sang in einem barbarischen Lande."

In qua scribebat, barbara terra fuit.

Februar 1824.

1826.

Von Anfang an glaubte der Verfasser dieser lyrischen Dichtungen die verschiedenen Arten derselben durch eine scharf gezogene Eintheilung von einander trennen zu müssen.

Auch jetzt noch begreift er unter dem Titel: Oden jede rein religiöse Eingebung, jede rein antike Studie, jede Bearbeitung eines gleichzeitigen Ereignisses oder persönlicher Eindrücke. Die Dichtungen, die er Balladen betitelt, sind ganz andern Charakters. Es sind Skizzen einer launenhaften Gattung:

Gemälde, Träume, Scenen, Erzählungen, abergläubische Legenden und Volkssagen. Er machte mit diesen Dichtungen den Versuch, eine Idee von dem zu geben, was die Gedichte der ersten Troubadours des Mittelalters sein mochten, jener christlichen Rhapsoden, die nichts auf der Welt besaßen, als ihr Schwert und ihre Laute, von Schloß zu Schloß wanderten und die Gastfreundschaft mit ihren Gesängen vergalten.

Wenn der Ausdruck nicht zu anmaßend klänge, so würde der Dichter, um seine Gedanken zu ergänzen, sagen: ,er habe in die Oden mehr von seiner Seele, in die Balladen mehr von seiner Phantasie hinein gelegt.

Im Uebrigen legt er auf diese Classifikationen nicht mehr Werth als sie verdienen. Viele Leute, deren Ansicht Gewicht hat, haben behauptet, seine Oden seien gar keine Oden. Gut. Viele Anderen werden ohne Zweifel, und zwar mit ebenso viel Grund behaupten: seine Balladen seien gar keine Balladen. Auch gut. Gebe man ihnen irgend welchen andern Titel, wie er auch lauten mag, der Verfasser unterschreibt ihn zum voraus.

Bei dieser Gelegenheit wird derselbe, jedoch mit gänzlicher Beiseitlassung seiner eigenen so unvollkommenen und unvollständigen Werke, so kühn sein, einige gewagte Bemerkungen zu machen.

Man hört jeden Tag, wenn von literarischen Erzeugnissen die Rede ist, von der Würde dieser Gattung, von den conventionellen Regeln jener, von den Grenzen dieser, von den Licenzen jener Gattung sprechen: die Tragödie verbietet, was der Roman erlaubt; das Lied duldet, was die Ode untersagt u. s. w. Der Verfasser hat das Unglück, von alle dem nichts zu verstehen; er sucht darin Sachen und findet nur Worte; ihm scheint das, was wirklich schön und wahr ist, überall schön und wahr zu sein; was in einem Roman dra-

matisch ist, ist auch auf der Bühne dramatisch, was in einem Couplet lyrisch ist, wird auch in einer Strophe lyrisch sein; und endlich und immer wird es nur eine richtige Unterscheidung bei geistigen Erzeugnissen geben, und die ist: gut oder schlecht. Der Gedanke ist ein jungfräulicher fruchtbarer Boden, dessen Erzeugnisse frei wachsen wollen, so zu sagen aufs Gerathewohl, ohne sich einreihen und in den Rabatten in gerader Linie aufstellen zu lassen, wie die Blumen in einem klassischen Garten von Lenôtre oder wie die Blumen der Sprache in einem Compendium der Rhetorik.

Man darf indeß nicht glauben, diese Freiheit führe zur Unordnung; gerade das Gegentheil. Entwickeln wir unsere Idee. Man vergleiche einen Augenblick den königlichen Garten von Versailles, schön geebnet, schön beschnitten, schön gekehrt, schön zugestutzt, schön mit Sand bestreut, voll von kleinen Kaskaden, kleinen Bassins, kleinen Bosquets, von Tritonen aus Bronze, welche höchst ceremoniell auf Oceanen sich tummeln, die man um schweres Geld aus der Seine gepumpt hat, von marmornen Faunen, welche Dryaden den Hof machen, die allegorisch eingeschlossen sind in einer Menge konischer Taxus-, cylindrischer Lorbeer-, sphärischer Orangen-, elliptischer Myrthen- und anderer Bäume, deren natürliche Gestalt, ohne Zweifel, weil sie zu trivial erschien, durch die Scheere des Gärtners graziös corrigirt wurde; man vergleiche diesen vielgerühmten Garten mit einem Urwald der neuen Welt, mit seinen Riesenbäumen, seinen hohen Gräsern, seiner unergründlichen Vegetation, mit seinen tausendfarbigen Vögeln, seinen weiten Laubhallen, wo Schatten und Licht nur auf grünem Grunde spielen, mit seinen wilden Harmonien, seinen großen Flüssen, welche ganze Blumeninseln mit sich führen und seinen unermeßlichen Kataralten, auf welchen sich Regenbögen wiegen. — Wir fragen nicht: wo ist die Pracht? wo ist die Größe? wo ist die Schön-

heit? sondern einfach: wo ist die Ordnung? wo ist die Unordnung? — Dort eingezwängte oder von ihrem Lauf abgelenkte Gewässer, die nur, um still zu stehen, aus versteinerten Göttern hervorspringen; Bäume aus ihrem natürlichen Boden verpflanzt, ihrem Klima entrissen, selbst ihrer natürlichen Gestalt, ihrer Früchte beraubt und gezwungen, sich der grotesken Laune der Scheere und der Schnur zu unterwerfen; kurz, überall die natürliche Ordnung durchbrochen, verkehrt, umgestürzt, zerstört. Hier dagegen gehorcht Alles einem unwandelbaren Gesetze; ein Gott scheint in Allem zu leben. Die Wassertropfen folgen ihrem Gefäll und bilden Flüsse, die zu Meeren werden; die verschiedenen Samen wählen sich ihren Boden und erzeugen einen Wald. Jede Pflanze, jede Staude, jeder Baum keimt in seiner Jahrszeit, wächst an seinem Ort, trägt seine Frucht und stirbt zu seiner Zeit. Selbst das Unkraut ist hier schön. Wir fragen noch einmal: Wo ist die Ordnung?

Wählet jetzt, entweder die Meisterwerke der Gartenkunst, oder das Werk der Natur, das conventionell Schöne oder das, was ohne Regel schön ist, ein Stück künstliche Literatur oder originale Poesie.

Man wird uns einwenden: der jungfräuliche Wald verberge in seiner prachtvollen Einsamkeit tausend gefährliche Thiere, während die schlammigen Bassins des französischen Gartens höchstens einige einfältige Thiere bergen. Das ist gewiß ein Unglück; aber Eins ins Andere gerechnet, so wollen wir doch lieber ein Krokodil als eine Kröte. Die Barbarei Shakespeare's ziehen wir der Abgeschmacktheit Campistrons vor.

Sehr wichtig ist es, festzustellen, daß in der Literatur wie in der Politik die Ordnung sich wunderbar gut mit der Freiheit verträgt, ja die Ordnung ist das Resultat der Freiheit; übrigens muß man sich wohl hüten, Ordnung und Regelmäßigkeit mit einander zu verwechseln. Die Regelmäßigkeit bezieht

sich nur auf die äußere Form; die Ordnung geht aus dem Wesen der Dinge selbst hervor, aus der verständigen Anordnung der inneren Elemente eines Gegenstandes. Die Regelmäßigkeit ist eine materielle und rein menschliche Combination; die Ordnung ist so zu sagen göttlich. Diese beiden ihrem Wesen nach so verschiedenen Eigenschaften kommen häufig eine ohne die andere vor. Ein gothisches Münster zeigt in seiner naiven Unregelmäßigkeit eine bewundernswürdige Ordnung; unsere modernen französischen Gebäude, auf welche man die griechische oder römische Architektur so linkisch angewandt hat, stellen nur eine regelmäßige Unordnung dar. Ein gewöhnlicher Mensch wird immer ein regelmäßiges Werk zu Stande bringen können; nur große Geister verstehen es, eine Composition zu ordnen. Der Schöpfer, der von seiner Höhe herabsieht, ordnet; der Nachahmer, der genau zusieht, regelt: der Erstere verfährt nach dem Gesetz seiner Natur, der Letztere nach den Vorschriften seiner Schule. Die Kunst ist für den Einen eine Inspiration, für den Andern ist sie nur eine Kenntniß. Um mit zwei Worten Alles zu sagen und ohne zu widersprechen, wenn man nach dieser Bemerkung die beiden Literaturen, die sogenannte klassische und romantische, beurtheilt: die Regelmäßigkeit ist der Geschmack der Mittelmäßigkeit, die Ordnung ist der Geschmack des Genies.

Es versteht sich von selbst, daß die Freiheit nie in Anarchie ausarten darf, daß die Originalität unter allen Umständen nicht der Incorrektheit zum Vorwand dienen darf. Gerade je kühner die Conception eines literarischen Werkes ist, desto tadelloser muß die Ausführung sein. Wenn du auf andere Art, als die Andern, Recht haben willst, mußt du zehnmal mehr Recht haben, als sie. Je mehr man die Rhetorik verachtet, desto besser steht es Einem an, die Grammatik in Ehren zu halten. Man darf den Aristoteles nur entthronen, wenn man den Vaugelas

zur Herrschaft bringen will. Man muß Boileau's „Art poëtique" achten, wenn nicht ihrer Principien, so doch ihres Styls wegen. Ein Schriftsteller, dem die Nachwelt nicht ganz gleichgültig ist, wird unablässig bemüht sein, seine Sprache zu reinigen, ohne den eigenthümlichen Charakter zu verwischen, durch welchen seine Ausdrucksweise die Individualität seines Geistes offenbart. Im Uebrigen ist Neuerungssucht nur eine traurige Hülfsquelle für die Impotenz. Sprachfehler bilden niemals einen Gedanken, und der Styl ist wie ein Krystall: seine Reinheit macht seinen Glanz aus.

Der Verfasser dieser Sammlung wird vielleicht an einem andern Ort des Weiteren ausführen, was er hier nur angedeutet hat. Es sei ihm schließlich nur noch die Bemerkung erlaubt, daß der Geist der Nachahmung, durch Andere als das Heil der Schulen empfohlen, ihm immer als eine Kunst-Kalamität erschienen ist. Und er würde die Nachahmung, welche sich den sogenannten romantischen Schriftstellern an die Fersen heftet, eben so streng verurtheilen, wie diejenige, welche sich den sogenannten Klassikern anhängt. Wer einen romantischen Dichter nachahmt, wird nothwendiger Weise klassisch, eben weil er nachahmt.* Ihr mögt ein Echo Racine's oder ein Reflex Shakespeare's sein, immer seid ihr eben ein Echo und ein Reflex. Wenn ihr es auch dahin bringt, einen Mann von Genie genau zu kopiren, seine Originalität wird euch immer fehlen, nämlich sein Genie. Bewundern wir die großen Meister. Ahmen wir sie nicht nach. Machen wir es anders, als sie. Glückt es uns, um so besser. Mißglückt der Versuch, was liegt daran?

Es gibt Gewässer, welche, wenn ihr eine Blume, eine Frucht, einen Vogel hineintaucht, euch dieselben nach einiger

* Diese Worte sind hier in der halbverstandenen, nicht genau definirten Bedeutung genommen, die man ihnen im gewöhnlichen Leben beilegt.

Zeit mit einer dicken Steinkruste umkleidet zurückgeben, unter der man allerdings ihre ursprüngliche Form noch erräth; aber der Duft, der Wohlgeschmack, das Leben ist verschwunden. Die pedantischen Lehren, die scholastischen Vorurtheile, das ansteckende Gift der Routine, die Nachahmungssucht bringen dieselbe Wirkung hervor. Wenn ihr eure natürlichen Anlagen darein hüllet, wird eure Phantasie, euer Gedanke sich daraus nicht wieder hervor arbeiten. Was ihr noch daraus hervorzieht, wird vielleicht noch einen Anschein von Geist, Talent, Genie haben, aber es wird versteinert sein.

Dürfte man den Schriftstellern glauben, die sich rühmen, Klassiker zu sein, so würde sich Jeder von der Bahn des Wahren und des Schönen verirren, der nicht sklavisch den Fußstapfen seiner Vorgänger folgt. Irrthum über Irrthum! Diese Schriftsteller verwechseln die Bahn zur Kunst mit der Kunst; sie nehmen das Geleise für den Weg.

Der Dichter soll nur Ein Muster haben, die Natur, er braucht nur einen Führer, die Wahrheit. Er soll nicht mit dem schreiben, was schon geschrieben ist, sondern mit seiner Seele und mit seinem Herzen. Von allen Büchern, die den Menschen durch die Hände gehen, braucht er nur zwei zu studiren: den Homer und die Bibel. Diese beiden ehrwürdigen Bücher nämlich sind die Allerersten, ihrer Entstehungszeit und ihrem Werthe nach, sie sind fast ebenso alt, wie die Welt, sie sind selbst zwei Welten für den Gedanken. Man findet in ihnen, so zu sagen, die ganze Schöpfung wieder, unter einem doppelten Gesichtspunkt betrachtet, im Homer durch das Genie des Menschen, in der Bibel durch den Geist Gottes.

Oktober, 1826.

Oden.

Erstes Buch.

1818—1822.

Vox clamabat in deserto.

Der Dichter in Zeiten der Revolution.

Weh, sterben, ohne meinen Köcher
Zu leeren, ohne die Gesetzeschmierer
Und Henker zu durchbohren, zu zermalmen,
In ihren Koth zu treten!...,
André Chénier, Jamben.

Erste Ode.

„Forttreibt der Wind, der rauhe Scherge,
Die Eichel, die vom Aste fiel.
Als Eiche peitscht er sie am Berge,
Er peitscht im Meere sie als Kiel.
So, Jüngling, peitscht des Schicksals Ruthe
Auch uns. Drum schließ' in tollem Muthe
Dein und der Welt Leid nicht ins Herz."

Wie? Selbstisch soll ich, fühllos zagen,
Und, taub für meiner Brüder Schrei'n,
Nichts, Nichts in diesen Schreckenstagen
Empfinden, als die eigne Pein?
Verbannter selbst aus freiem Willen
Auf Erden, Thränen sucht zu stillen
Der Dichter, jedem Leid gesellt.

Die Leier hoch als Wehr erhoben
Stürzt er sich in der Völker Toben,
Wie Orpheus in die Unterwelt.

„Der Hölle Schrecken hat beschworen
Für Augenblicke Orpheus' Ton:
Doch du singst in Verbrecherohren
Die Hymne vom Gewissen, Sohn!
So blendet Stolz dir die Gedanken?
Du trittst als Richter in die Schranken,
Und fehltest in der Kämpfer Reihn?
Censor im Flaum der ersten Jugend,
Laß, eh' du prahlst mit deiner Tugend,
Erst älter deine Unschuld sein."

Wenn das Verbrechen, ohne Buße,
Zum Python schwillt, und schnaubt wie toll,
Dann zur Erinnys wird die Muse,
Und nach dem Köcher greift Apoll.
Dem Gotte, dem ich mich ergeben,
Vertrau' ich, was mein junges Leben,
Mein reines, auch bedrohen kann.
Still folg' ich meinem Stern beflissen;
Das Segel wird vom Sturm zerrissen,
Doch rettet es den Steuermann.

„Die Menschen taumeln hin zum Schlunde:
Du singst sie nicht zurück vom Grab.
Warum, indeß manch holde Stunde
Dir lächelt, rennst du mit hinab?
Kannst du die Kette deiner Lage
Zerbrechen, ohne daß — o frage

Dich wohl! — das Herz auch Andern bricht?
Geh, spare Deines Lebens Gabe.
Hast du denn keine Mutter, Knabe?
Kennst, Dichter, du die Liebe nicht?"

Was ich geliebt, kann nicht verderben,
Auf schlägt die Flamme, himmelwärts.
Wer lieben kann, der kann auch sterben,
Denn reine Liebe dehnt das Herz.
Der Dichter wird, wo Frevler toben,
Die unterdrückten Dulder loben,
Er preist und wählt der Helden Theil.
Er weiht, den Märtyrern zur Feier,
Den blut'gen Opfern seine Leier,
Und seinen Hals dem Henkerbeil.

„Einst, sagt man, in vergangnen Tagen,
Wo Eins Poet war und Prophet,
Wußt' er der Welt voraus zu sagen,
Was in dem Buch der Sterne steht.
Doch du, was rühmst du dich zu wissen? —
Du lebst wie sie in Finsternissen,
Der Himmel nachtet wolkenschwer.
Zur Leier der Prophet, wo findet
Sich der? Die Muse, stumm, erblindet,
Weiß von der Zukunft längst nichts mehr."

Kühn trotzt, als ob Gott selbst ihm riefe,
Der Dichter jedem künft'gen Graus;
Indem er in des Abgrunds Tiefe
Hinabstürzt, mißt er selbst sie aus.
Zum Opfer weiß er sich erlesen,

Weiß, daß gesühnt das Glück des Bösen
Nur durch die Unschuld wird vor Gott.
Er fühlt sich sterbend freier, stärker;
Es wird zum Tempel ihm der Kerker,
Zum Dreifuß wird ihm das Schaffot.

„Wärst Du im Land der Abbasiden,
Wo wolkenrein der Himmel glüht,
Geboren, wo in süßem Frieden
Die Aloë und Myrte blüht!
Dort ohne Thränen, ohne Qualen
Sieht der Poet den Morgen strahlen
Und rosenroth des Himmels Trift.
Und heil'ge Tauben bringen süße
Botschaft den Jungfrau'n, Liebesgrüße
In wunderbarer Blumenschrift."

Ein Andrer mag dem Martyrthume
Vorziehn die würdelose Ruh'!
Mein Herz gehört allein dem Ruhme,
Der fällt dem Glücklichen nicht zu.
Es bebt im Sturm die Halcyone
Und fürchtet für die Wellenkrone,
Auf der sie gern sich schwimmend wiegt;
Indeß der Aar, der Sohn der Stürme,
Die Nebelwänd' und Wolkenthürme
Durchbrechend, in die Sonne fliegt.

März 1821.

Die Vendée.

Ave, Caesar, morituri te salutant.

Zweite Ode.

I.

„Wer unter uns, wenn er ein Todtendenkmal setzte,
Fand weinend einen Freund nicht stehn an einem Sarg?
Wär' Einer, dem sich nicht das Aug' am Hügel netzte,
Der Gattin oder Bruder barg?"
So über Frankreichs Leid und böse Jammertage
Erscholl der heil'gen Muse Klage:
„Zum offnen Himmel lenkt den Blick!" —
So rief uns, über Rom hinschwebend und Palmyra,
Das Glück des Märtyrers laut preisend jene Lyra
Und laut der Wüste stilles Glück.

Sie hielt den Zwingherrn vor all ihre Schuld mit Strenge,
Den Reuelosen rief sie zu ein donnernd: „Weh!"
Sie sang: „Der Opfer hat Frankreich gehabt die Menge,
Doch Märtyrer nur die Vendée!"
— Unselige Vendée, wer heilte deine Wunden?
Gehst, mit dem Lorbeerkranz umwunden,
Du unsern Kriegern stolz voran?
Wenn Ehr' und Treue nicht bloß Schemen sind, ich bitte: —
In welchem Schlosse wohnt — statt in zerstörter Hütte —
Dein ritterlicher Bauersmann?

Denkst du der Tage noch, wo über deine Erde
Ein Blutstrom sich ergoß und Elend auf die Flur,
Wo keinen andern Staub zertrat der Huf der Pferde,
Als deiner Städte Asche nur!
Sie riefen, als ihr Schwert umsonst zur blut'gen Lache
Dein Land gemacht, in blinder Rache
Die Hölle selbst, dich zu bedrohn.
Und über das Gefild hinflog des Rauches Welle:
Vor diesem Meer von Glut ist — der lebend'gen Hölle —
Dein Heer zum ersten Mal geflohn.

II.

Es trat in jener Zeit am öden Loire-Strande
Zusammen, Stamm für Stamm, die Königsrächerschaar,
Ein opferstolzes Volk, das keine Thräne kannte,
Als um den Thron und den Altar.
Es waren Greise, Frau'n und Kinder; aus den Flammen
Gerettet gingen sie zusammen
Mit wenig Tapfern dort hinab.
Die Heimath ging im Zug selbst mit, die heimathlose,
Sie ließen hinter sich ein Land, in dessen Schooße
Es Leichen nur und Henker gab.

In diesem Augenblick, als wie vom Himmelsthrone
Gesendet, trat ein Greis, ein Priester, vor's Gesicht
Der Schaar, ein Heiliger, der von der Martyrkrone
Mit edlen, frommen Kämpfern spricht.
Und er verkündet ernst und ruhig künft'ge Schmerzen,
Indeß in seinem kühlen Herzen
Erinnrung alter Zeit erwacht.

Er offenbart ihr Loos den Helden dieser Fehden;
Der Zukunft Stimme klingt hervor aus seinen Reden
Von der Vergangenheit mit Macht:

III.

„Jenseits des Jordan hat der Herr nach vierzig Jahren
Den Kindern Israël verheißen einst ein Land.
Nach wenig Tagen schon verheißt er Euren Schaaren
Den Himmel selbst jenseits am Strand.
Der Fluß wird länger nicht dich, irrend Häuflein, schauen;
Euch bettet Gott auf blut'gen Auen
Im fernen Lande, weil Ihr glaubt.
Kaum aufgegangen, weh, muß Euer Stern enteilen:
Doch Simson schüttelte und warf im Tod die Säulen
Noch den Philistern auf das Haupt.

Ja, Eure Heldenschaar wird siegend untergehen,
Und kommt's zur Strafe nicht, zur Rache kommt es schon:
Sie werden jenes Heer, das stolze, fliehen sehen,
Vor welchem einst die Fremden flohn.
Ihr fallt nicht Alle durch das Schwert von Tapfern; Viele
Im mörderischen Boot zum Spiele
Wirft hin die Hinterlist der Flut.
Mit Knochen schleppen sich die Andern, ihren Todten
Ein Plätzchen suchen sie in einem fernen Boden,
Bewahrt vor der Lebend'gen Wuth.

Dich, junger Führer, Held und Sieger, seh' ich ragen
Bei Mortagne und Saumur im heißen Pulverdampf;
Ruhm wirst dem schlechten Mann du leihn, dem dich zu schlagen
Vergönnt ist in ruhmlosem Kampf.

Nur Wen'ge werden, ach, von unsern Brüdern schauen
  Nach langem Kampf der Heimath Auen,
  Den Platz, wo einst geraucht ihr Herd,
Am Nagel hängt die Wehr, und Jeder zehrt vom Ruhme
Der Tage, die verrauscht, und harrt der Lilienblume,
  Die mehr ihm, als der Lorbeer, werth.

Vendée, mein edles Land, wie schwer mußt du bezahlen
Die Rückkehr deiner Herrn, mein armes Vaterland.
Eh' ihm die Blum' entsprießt, wird noch zu zweien Malen
  Dein Blut befeuchten diesen Strand.
Doch wenn Europa einst vereint in späten Tagen
  Den Baum der Tyrannei wird schlagen
  Mit seinen Schossen allzumal,
Und jeder König rühmt, wie hoch sein Kriegsheer rage, —
Der Allerchristlichste legt ruhig in die Wage
  Dann der Bretagne rost'gen Stahl.

O Gott! und wenn verrauscht einst sind die trunknen Tage,
Weh, und sie bieten dem vergessnen wunden Mann,
— Mit schnödem Hohn für ihn in solcher bittern Lage, —
  Dem Helden Bettelgaben an;
Und Wittwe, Mutter, Kind des Tapfern, sie erblassen
  Vielleicht vor Hunger und umfassen
  Des Günstlings Hand im Königsschloß,
Und klagen ihre Noth, und daß ihr Vater, Gatte
Und Sohn Nichts als sein Blut, sein einz'ges Erbtheil, hatte,
  Das er für's Vaterland vergoß . . .

O Gott, und wenn verarmt der treuste Mann vernähme,
Wie, reich geworden, ein Verräther an dem Thron
Sein lacht, wenn er im Rath Schmachtitel nur bekäme
  Von Königsmördern, Spott und Hohn;

Und füllte noch das Maß ein Richter, nein, ein Scherge,
Der hinter hohem Namen bärge
Die Schmach mißbrauchter Amtsgewalt,
Und durch Verleumdung gar ein edles Haupt entweihte,
Und forderte von ihm sein Schwert, die erste Beute,
Vielleicht auch seinen letzten Halt ...

Ergebung! Tragt auch das! — Viel muß der Treue dulden
Vom Sünder, der sein Glück durch Frevelthat erwarb;
Doch der Gerechte denk' an unsrer Väter Schulden
Und an den Gott, der für uns starb.
Bisweilen läßt der Herr das Laster siegreich scheinen,
Und Niemand weiß, warum er weinen
Die unterdrückte Unschuld läßt.
Die Wege Gottes sind für uns in Nacht verloren:
Er läßt Maria's Herz von heil'gem Gram durchbohren,
Und Satan jauchzt beim Höllenfest."

IV.

Der Priester schwieg. Sein Wort ward nicht geglaubt. Sie eilen
Von diesen Ufern weg, — nie kehren sie zurück.
Sie sind des Wahns, daß sich die Nebel nicht mehr theilen
Vor seinem greisen Seherblick. —
So, als Soldaten schwach, doch reich an Heldenehre,
Der Rest von einem stolzen Heere,
Still folgten sie dem Fahnenstab
Mit dem zerfetzten Tuch, fern von des Feuers Tosen,
Das Hütt' und Kirche fraß, die Letzten der Franzosen,
Und suchten sich ein kühles Grab.

1819.

Die Jungfrauen von Verdun.

Der Priester wird die schwarz' und weiße Stola tragen;
Die Stirn von Elfenbein, umwallt von langem Haar,
Beim Glanz der Kerzen, wird um Euch im Tode klagen
Der Mädchen blüthenweiße Schaar.

A. Guirard.

Dritte Ode.

I.

Was bringt Ihr mir, ihr Luftgestalten? —
Wie, meine Leier? — Sagt, was wollt
Ihr Geister doch? Was soll dies Lächeln unter Falten?
Bedeutet es, daß Ihr mir grollt?
An Schärpen, die so hell erglänzen,
Was soll Euch dieser Flor, die Trauer zu der Glut?
Wie kommt die Kette hier zu diesen Blumenkränzen?
Was soll die Rose, roth von Blut?

O weicht zurück, verbergt in Eure Nacht Euch wieder! —
Doch wie? Was zeigt Ihr mir? Drei Gräber muß ich sehn?
Und von dem Karren dort schaun bleiche Opfer nieder . . .
Dies sind die Mörder, die in blut'gen Lumpen gehn.
Ich hör' ein Todtenlied . . . Zum Feste jauchzen Frauen
Und Männer! Weh! was muß ich schauen? —
Der Karren hält. Ein Beil fällt langsam nieder. Klar
Springt auf ein blut'ger Strahl, und seht ihr nicht mein Haar
Die blut'gen Tropfen überthauen?

Jungfrau'n, Ihr wollt vielleicht mich laden vor Gericht?
　　Vom Blute rein ist mein Gewissen.
Flieht, Jungfrau'n, Schatten, flieht, von ihnen einst gerissen!..
Ihr wart in jener Zeit nicht mehr, ich war noch nicht.
Was fordert Ihr von mir? Ich weint' um Eure Qualen.
Soll ich der Väter Schuld vielleicht, der Enkel, zahlen?
　　Was stört Ihr mich mit finstrem Scherz?
Warum die Leier reicht Ihr mir mit stillem Grimme?
Wollt Ihr ein Lied? Soll Reu' etwa des Knaben Stimme
Den Henkern singen in das Herz?

II.

In Hallen, rings im Kreis von blut'ger Schaar umgeben,
　　Sitzt heut das hohe Blutgericht.
Der Staatsankläger steht, und seine Lippen beben
　　Satanisch lächelnd, wenn er spricht.
Es ist Tainville. Er ruft Verbrecher auf im Namen
Des Vaterlandes, die im Saal zusammen kamen:
　　Die Mörder sollen Richter sein.
　　Er schreit, er lechzt nach Blut, der Grimme.
Er wirft dem Beil, das raucht, mit wilder Henkerstimme
　　Die Opfer zu: „Da, die sind Dein!"

Er spricht. Und in den Kreis schon schleppen die Lictoren
Die Unglückseligen, die heut sein Zorn erkoren.
Die Thore thun sich auf mit schmetterndem Geräusch.
Und von Soldaten rund und weinenden Gesichtern
Der Freundinnen umringt, stehn vor den Höllenrichtern
　　Drei Jungfrau'n, lieblich, schön und keusch.

Es murrt das Volk und flucht stillschweigend dem Geschicke,
Beklagt sein Sklavenloos, und weint um diese Drei,
Und auf der Unschuld läßt die Blicke
Es ruhn, des Mordens müd, nicht mehr von Thränen frei.

Ha, als in Ketten sie eintraten nun, die Holden,
Von Lügnern angeklagt: warum denn barsten nicht
Die Deckgewölb' entzwei, warum doch niederrollten
Die Trümmer nicht auf das Gezücht?
Und unsre Krieger? — Weh, ihr Heldenschwert entehrten
Zum Schirm des Schlächterstahls, des Fallbeils, die Bethörten.
Sie sahn befleckt ihr Schwert vom Beil, das sie beschützt.
Es war derselbe Tag, der auf dem Siegerwagen
Moreau den Sohn, und auf dem Hochgericht sah ragen
Den Vater, der sein Blut verspritzt.

Als unsre Führer, rings bedrängt von Feindeswogen,
Mit Lorbeern der Cypressen Grün
Umwindend, nach Paris mit ihren Bannern zogen,
Da führte Friederich sein Kriegsheer vor Verdün.
Verdün, der erste Wall, die Flut der Ungeheuer
Frankreichs rückdämmend, wagt zu grüßen die Befreier,
Verbot's auch streng das neue Recht.
Im Festschmuck angethan erscheint die Stadt, und ledig
Der Ketten, beut sie sich dem König an, der gnädig
Die armen Könige gerächt.

Da war's, Jungfrau'n, wo Ihr die Sieger zu bekränzen
Gewagt: wie konntet Ihr Euch doch so schwer vergehn?
Ihr armen Opfer, konntet glänzen
Vor Blumen nicht das Beil, bedeckt mit Sträußen, sehn.

Nicht dies nur! Euer Herz gedachte nicht der Rache,
Und die Verbannten, die für ihre heil'ge Sache
Sich wappneten, um mit den Zwingherrn ins Gericht
Zu gehn, ihr stütztet sie, ihr gabet reiche Spenden,
Dem Unglück botet Gold ihr gern mit offnen Händen.
Denn Brüder waren's, Feinde nicht!

Ach, um die schöne That, um Tugenden, nicht Fehle,
Seid, Mädchen, Ihr zum Tod verdammt!
Doch weint: der Kläger bebt in seine Wüstlingsseele
Hinein, von Eurem Reiz entflammt.
Um einen Preis will er, Jungfrau'n, noch Eure Jugend
Dem Henkerbeil entziehn: — befleckt Eure Tugend,
Und man vergibt sie Euch! Macht zahm Euch nicht der Tag
Der Schrecken? — Theilt Euch nur mit ihm in das Verbrechen
Und in die Schmach, und gern von Euerm Ruhm lossprechen
Wird Euch der Blut-Areopag.

Ihr Schüchternen, was konnte gießen
In diese Augen, süß und fromm, die stolze Glut?
Was war's, das ihnen dann in Strömen ließ entfließen
Des Zornes heil'ge Thränenflut? —
O Heldenmuth in Jungfrau'nherzen!
Laßt grausam die Tyrannen scherzen
Und Rettung für ein Mal, der Seele eingebrannt,
Anbieten: o, ich weiß, ihr hättet dem Gerichte
Die Schuld der Heldenthat, dem Tod im Angesichte,
Auch ohne diesen Sporn bekannt!

Es ist geschehn! Des Spruchs gestrenge Worte schallen.
Des Spruchs? — Der Wuth, die Recht, Gesetz und Ordnung beugt.
Ein dumpfes Murren läuft durch die gedrängten Hallen,

Es hört das Volk den Spruch mit Abscheu an und schweigt.
So wandert denn zurück in Eure Kerkerhöhlen,
Jungfrauen, rein sind Eure Seelen,
Drum betet ohne Furcht, tragt Euer Lockenhaar
Geschmückt mit Blumen noch, ach, nur für kurze Stunden!
Die Mutter, die die Stirn Euch jüngst damit umwunden,
Sie sah nicht, daß der Mohn des Todes drunter war.

Den bunten Ehrenschmuck bringt Euch, es währt nicht lange,
Auf's Neu der Engel Schaar, fliegt Ihr nun bald empor,
Und Euer Todtenlied, es wird zum Festgesange,
Und Himmelsjungfrau'n sind's, die singen Euch im Chor.
Charlotte seht Ihr dort, die Judith, die Gerechte,
Die Euch zum Voraus schon an Euren Mördern rächte.
Cazotte, Elisabeth, die Sombreuil, die den Tod
Lang in den Adern trug und auf der blassen Wange.
Sie streuen Weihrauch und erfreu'n mit ihrem Sange,
All die erwürgten Frau'n, ihn, den erwürgten Gott!

III.

Mein Auge ward getrübt, Gesichte schaut' ich bebend,
Und bis ins tiefste Herz erschüttert, aufgeschreckt.
Gespenster schüttelten, mir über'm Haupte schwebend,
Bahrtücher, lang und blutbefleckt.
Der Todeskarren, die drei Gräber, das Gerüste
Erschienen mir in grauer Wüste,
Bis Alles wiederum die schwarze Nacht verschlang,
Die Jungfrau'n flohn, ich sah das Morgenroth erscheinen.
Ich war so ganz allein, und mußte lang noch weinen,
Als meine Leier nicht mehr klang.

Oktober 1818.

Quiberon.

Pudor inde et miseratio.
Tacitus.

Vierte Ode.

I.

Durch seine tolle Wuth entlarvt sich der Verdammte,
Des Dämons Sieg verhüllt drum nicht des Engels Fall.
Des Himmels ew'ger Fluch, der ihn zu Boden flammte,
Folgt auch im Glück ihm überall.
Ja, wenn des Himmels je wir zu vergessen wagen,
Sucht er uns heim mit Schreckenstagen,
Die uns der Hölle Bild erneu'n.
Bluttage, feurig roth, des Abgrunds grelle Strahlen,
Wo das Verbrechen darf laut triumphirend prahlen,
Sie brechen über uns herein.

Ihr Dichter, die ihr stets nur längst vergangnen Jahren
Und ihren Leiden folgt, die Schuldge oft gequält,
O singt die Greuel auch, die unsre Zeit erfahren,
Von denen noch kein Mund erzählt.
Kommt Einer jetzt und singt von Frankreichs jungem Ruhme,
Von seiner Duldsamkeit, von seinem Heldenthume,
Welch schöne Frucht die Bildung trug ...
Laßt uns in Ruhe! Lest die neuesten Geschichten,
Zieht jeden Ruhm hervor, doch wollt gerecht ihr richten —
Schandthaten findet ihr genug.

Kein strafender Prophet bin ich, kein Völkerlenker,
Die Gott mir gab, von Erz ist meine Leier nicht.
Doch niederschmettern möcht' ich gern gepriesne Henker,
Und Todte rächen im Gedicht,
Den Dämon des Betrugs festhalten für Minuten
Im Siegeslauf, den Feind des Guten,
Der ew'gen Ruhm sich frevelnd stiehlt; —
Wie der *Hellene*, der, dem nahenden Orkane
Zum Trotz, mit seinem Arm allein, mit seinem Zahne
Ein Kriegsschiff fest im Laufe hielt.

II.

An seinem öden Strand sah *Quiberon* erliegen
Franzosen, eine Schaar, bereit zur letzten Pein.
Zwei Führer winkten rasch, und die Geschütze schwiegen,
Entwaffnet lösten sich die Reihn.
Der Eine bot sein Haupt, zu retten seine Krieger,
Und sich gefallen ließ der Sieger
Der Uebereinkunft blut'ges Pfand.
Und vor den Fahnen ward und laut vor Aller Ohren
Der gräßliche Vertrag mit hohem Ernst beschworen;
Die Beiden gaben sich die Hand.

Die treue Phalanx ging, leis knirschend mit den Zähnen,
Entwaffnet. Und ein Heer schloß sie in seinen Ring.
Schnell lief das Volk herbei und pries, im Auge Thränen,
Die Schaar, daß sie dem Tod entging.
Besiegt durchschritten sie die Felder ihrer Ahnen
Die Rächer ihrer Königsmanen
Nahm auf ein Kirchlein, morsch und alt.

Kein Altar war mehr da, kein Priester, keine Kerzen.
Sie sahn umsonst sich um, zum Trost für ihre Herzen,
Nach des Gekreuzigten Gestalt.

Sie seufzten, beteten, die klägliche Gemeinde,
Zerschlugen sich die Brust, und knieten wund ihr Knie;
Von den Gefangnen war nur Einer, der nicht weinte,
Er, der sein Leben ließ für sie.
Ihr Führer war's, Sombreuil, mit rosig frischem Munde;
Sie rückt heran die Todesstunde,
Mit Freuden grüßt er sie, der Held.
Wie herrlich stirbt der Christ beim Klang der Todtenlieder,
Der sterben darf, allein, für seine theuren Brüder,
Wie sein Erlöser für die Welt!

„O Freunde, sprach er, laßt das Weinen und das Klagen,
Ihr athmet, und erspart ist tausendfacher Schmerz.
Denkt, Euer Tod, wie viel und tiefe Wunden schlagen
Würd' er, ein Dolch für manches Herz.
Zugleich mit Euern brech' ich nun auch meine Ketten,
Für Eure Frau'n und Mütter retten
Müßt ihr des Lebens süßes Licht.
Ihr werdet Freiheit, Glück und Leben wieder haben,
Mein Herz beneidet nicht Euch all die schönen Gaben,
Ihr neidet mir den Himmel nicht!"

Die Leichentrommel dröhnt; es naht die letzte Stunde.
Sombreuil geht seinen Weg. — Ade, du schnöde Welt!
Ach, keine Schwester hängt dem Bruder an dem Munde; —
So starb als Märtyrer der Held.
Ein Bischof, selbst verbannt von seines Tempels Schwelle,
Begleitet' ihn zur letzten Stelle,
Und schweigte selbst des Siegers Spott.

Denn das Rebellenheer, es sollte schaun und beben,
Wie Priester und Soldat im Sterben, wie im Leben
Treu ihrem König, ihrem Gott.

III.

Ihr, denen er sein Blut als Lösegeld vermachte,
Preist Sombreuil glücklich, preist den Herrn im Himmelslicht;
Wer so zum Himmel fährt, wem solche Glorie lachte,
Dem ziemt ein Lied der Trauer nicht.
Ihr wart verbannt, Ihr kehrt zurück zum Vaterlande,
Gelöst sind der Gefangnen Bande,
Und Freiheit lächelt hold Euch an.
Seid fröhlich: denn die Qual des Kerkers hat ein Ende,
Der Riegel klirrt, und los der Fesseln sind die Hände,
Jauchzt: denn vorbei ist Acht und Bann!

Und wahr ist's, daß sich auf die Kerkerthüren thaten
Mit großem Lärm. Sie sahn ein Banner blutgestickt,
Um dieses schaarten sich so Führer als Soldaten,
Und: „Freiheit!" jauchzten sie entzückt.
„Frei sind wir?" — riefen die Gefangenen in Haufen,
Und Viele eilten nachzulaufen
Den milden Henkern, seelenfroh.
Die Andern riefen: „Nun, lebt wohl, zieht heim, ihr Brüder,
In unserm Frankreich sehn wir Alle frei uns wieder!" —
Sie sahn sich wieder, aber wo?

Zu den Gefangnen drang ein Dröhnen, ein Getöse
Mit dumpfem Wiederhall. Sie fragen leis: „Was mag
Das sein?" — Der Bruder kommt, daß er den Bruder löse,
Treu hält der Sieger den Vertrag.

Noch sorglos waren sie, wenn auch erstaunt, und sprachen:
„Wir bau'n auf Eure Treu', ihr Freunde!“ zu den Wachen:
Denn daß man spielt mit Eid und Wort,
Die Armen wußten's nicht, und konnten es nicht fassen.
Statt aller Antwort schleppt man sie durch blut'ge Gassen,
Und über frische Leichen fort.

Es kam die Nacht, der Tag stieg auf am Himmelsbogen,
Sie gingen durch die Stadt, sie dachten nicht ans Fliehn,
Vor dem entsetzten Volk in langen Schaaren zogen
Leichtgläubig die Verbannten hin.
Die armen Märtyrer! — Was hatten sie ertragen!
Und Einer eilte noch dem Andern dies zu sagen
Mit todesfreudigem Heldengeist.
Nicht murrend, ohne Furcht und Stolz sind sie gefallen;
Daß Meineid noch zum Mord Gefangner kam, war Allen
Ein Leid, ein schmerzliches, zumeist.

Im Eichwald haust die Axt mit mörderischen Schlägen,
Und Eich' auf Eiche stürzt; den Löwen in der Ruh
Beschleichen Jäger feig in dunkler Kluft, und legen
Ihm Schlingen um und schnüren zu.
Das Schlachten währte lang, und Frankreich mußt', o Grauen,
Den Mord Wehrloser wehrlos schauen,
Und seiner Henker freches Spiel.
So sah die Wittwe einst von Götzendienerhänden
Gemordet sieben Söhn' in langen Qualen enden,
Und Einer nach dem Andern fiel.

Das war das Werk, das ein gepriesner Rath beschlossen,
Ein hundertarm'ger Leib, beseelt vom bösen Geist,
Durch unsre Furcht allein so hoch emporgeschossen,
Ein Nichts und doch unendlich dreist.

Der eiserne Koloß zerfiel in blut'gem Sumpfe.
Es hofft auf dauernde Triumphe
Des Faustrechts losgebundne Kraft.
Doch der Pygmalion weiß seinen Bildern Leben,
Den Ungeheuern, nicht und Odem nicht zu geben
Den Götzen, die er sich erschafft.

IV.

Man sagt: noch heute zieht, wallfahrend zu dem Grabe
Der Tapfern, deren Blut einst trank das Todesfeld,
Die Jungfrau und der Greis, gebückt an seinem Stabe,
Und mancher junge Knab' und Held.
Den Himmel bitten sie um Rache nicht, um Reue
Für jene Mörder nur. Daß ihnen Gott verzeihe,
Das ist's, was der Bretagner hofft.
Der Pilger, welcher hier am Grab der Opfer betet,
Im Land, das Mord und Brand seit alter Zeit geröthet, —
Ein Märtyrer ist selbst er oft.

Februar 1821.

Ludwig der Siebenzehnte.

„Capet, erwache!"

Fünfte Ode.

I.

Des Himmels goldnes Thor ging auf, von Glanz umflossen,
Das Allerheiligste war plötzlich aufgeschlossen,
Und unverschleiert lag des Himmels lichter Plan.
Die Auserwählten sahn durch die gestirnten Hallen,
Im Kreis von Engeln, die an ihrer Seite wallen,
Sich eine junge Seele nahn.

Es war ein schönes Kind, doch traurig von Geberde,
Im blauen Auge Gram, so kam es von der Erde,
Auf blasse Wangen fiel herab sein goldnes Haar.
Ein Festgesang erscholl, die Palme gab zum Lohne
Dem Märtyrer, ihm gab der Unschuld Lilienkrone
Der Himmelsjungfrau'n lichte Schaar.

II.

Und Stimmen hörte man aus goldner Wolke schallen:
— „Du, reines Kind, auf Dich sieht Gott mit Wohlgefallen,
Komm, kehr' in seinen Arm, der liebend Dich umschlingt,
Und Ihr, die Ihr ihn preist mit Harfen und Drommeten,
Erzengel, Seraphim, Propheten,
Beugt Euch: ein König ist's! Ein Märtyrer: lobsingt!"

— „Wo war ich König denn?" — So fragt das Kind mit Trauer.
Im Kerker saß ich, ach, und nie auf einem Thron,
Entschlafen gestern bin ich hinter kalter Mauer.
Ich wär' ein König, ich, des ärmsten Vaters Sohn?
Er ward hinweggerafft in herben Todeswehen,
Mit Galle tränkten, die den Vater umgebracht,
Die Waise! Laßt mich hin zu meiner Mutter gehen,
Die hier ich sah im Traum der Nacht."

Die Engel sprachen: „Gott gefiel's, Dich zu erlösen,
Dein Heiland rief zurück Dich aus der Welt der Bösen:
„‚Verlaß die arge Welt, wo man das Kreuz verflucht,
Wo selbst der Tod nicht schützt vor Königsmörderkrallen,
Ja, wo sogar in Gräberhallen
Durchwühlend frevle Gier nach Königen noch sucht.'"

— „Wie," sprach die Seele, „hab' ich endlich ausgelitten?
Der bittre Kelch, so wär' er doch geleert einmal?
Ist's wahr? — Und morgen kommt kein Schließer, der mich mitten
Aus diesem Himmelstraum wirft in des Kerkers Qual?

O Gott, wie bat ich oft auf meiner Lagerstätte
Dich heiß: erlöse mich aus meiner tiefen Noth?
So hast du mich erhört, zerbrochen meine Kette?
Kein Traum ist's? Selig bin ich, todt?

Ihr wißt es nicht, wie mich gequält in ihrem Grimme
Die Menschen, Tag für Tag, in jenem Folterthurm.
Und weint' ich, tröstete mich keiner Mutter Stimme,
Kein Mutterauge sah nach dem verlass'nen Wurm.
Vom Stamm gerissen war ein Reis ich; blaß von Wangen,
Verschmachtet lag ich da, bedeckt mit Haß und Hohn,
Ein Sträfling schon als Kind. Was hatt' ich denn begangen
Für Sünden in der Wiege schon?

Und doch aus frühster Zeit Erinnerungen, süße
Und heitre, stiegen mir, vor jener Qual, empor.
Ich hört' in meinem Schlaf des Ruhmes laute Grüße,
Ein jubelnd frohes Volk stand vor des Schlosses Thor.
Auf einmal ward es Nacht, der Glanz war hingeschwunden,
Und selbst die Hoffnung schwand, ich war ein Bettler fast,
Ein armes, schwaches Kind, allein zu allen Stunden,
Und, weh mir, aller Welt verhaßt.

Lebendig haben mich die Bösen eingemauert,
Der Sonne Strahlen sah' im Jahr ich einmal kaum;
Doch Euch, Ihr Brüder, Euch, Ihr Engel, oft durchschauert
Von Wonne sah ich Euch an meinem Bett im Traum.
Geknickt von Mörderhand wohl hab' ich schwer gelitten,
Allein die Schlechten, Herr, sind nie von Qualen frei.
Drum, Vater, sei nicht taub, wie sie, für meine Bitten,
Sei ihnen gnädig und verzeih'!"

Die Engel sangen: „Komm mit uns, Dir thun die Thüren
Des Heiligthums sich auf, und Deine Stirne zieren
Wird leuchtend hell ein Stern, da, nimm Dein Flügelpaar.
Komm, wiegen wir ein Kind, das weint, es soll uns lachen,
Laß uns der Sonne Glut entfachen
Mit unsrem Hauch und jung soll flammen sie und klar!"

III.

Die Engel schweigen still, und die Erwählten lauschen;
Sein Auge senkt das Kind, von Thränen überthaut,
Die Welten halten still im Lauf, die Lüfte rauschen
Nicht mehr, im Himmelsraum erschallt des Ew'gen Laut:

„Ich hielt, o König, stets Dich fern dem Glanz der Krone,
In Ketten warst Du nur geborgen vor dem Throne,
Drum segne Dein Geschick, mein Kind.
Von Fesseln war Dein Arm schon wund in jungen Jahren,
Doch von der Krone nie Dein Haupt, und nie erfahren
Hast Du, daß Fürsten Sklaven sind.

Zu Boden drückte Dich, mein Sohn, des Lebens Bürde,
Doch rauschte Jubel Dir und Ahnung hoher Würde
In Deiner Wiege schon um's Ohr.
Selbst Deinem Heiland ward nur Schmach, dem Gottessohne,
Ein König trug, wie Du, er eine Dornenkrone
Und statt des Herrscherstabs ein Rohr."

December 1822.

Die Wiederaufrichtung der Bildsäule Heinrichs IV.

Accingunt omnes operi, pedibusque rotarum
Subjiciunt lapsus, et stupea vincula collo
Intendunt ... Pueri circum innuptaeque puellae
Sacra canunt, funemque manu contingere gaudent.
Virgil.

Sechste Ode.

I.

Denkmäler seh' ich schon in graußter Zeit erstehen,
Von hundert Königen erbaut sich selbst zum Ruhm.
Halbgötter waren sie und mußten doch vergehen,
Und ihre Säulen fielen um.
Wer, Alexander, kennt dein Bild? — Ein Fischer schreitet
Darüber hin: es liegt gebreitet
Als Pflasterstein zum Parthenon.
Umsonst an Memnons Bild mit jedem jungen Tage
Im Wüstensand erhebt Aurora ihre Frage,
Aus seinen Trümmern klingt kein Ton.

Die Thoren! Glaubten sie Altäre sich zu zimmern
Und sich Unsterblichkeit zu sichern im Metall?
Des andern Tags vielleicht schon lagen sie in Trümmern,
Ihr Name war ein leerer Hall.
Ruft: „Platz gemacht!" nicht oft ein Flüchtling dem Idole?
Und Sulla, auf dem Kapitole,
Wirft Marius vom Piedestal.

Der Weise lächelt kalt zum bittern Schicksalshohne
Mit dem Demetrius, wenn Theodos die Krone
Verflucht und Schmach nur sieht und Qual.

Als Erbtheil bleibt vermacht dem edlen, theuern Bilde
Die Ehrfurcht, die erwarb der Held so rein und hehr,
Noch heut beherrscht Trajan die römischen Gefilde,
Schutt sind die Tempel des Tiber.
Oft hat im Bürgerkrieg, wenn über Städt' und Flecken
Verwüstend sich ergoß der Schrecken
Der rohen, brüllenden Gewalt,
Ein Held von Marmor, starr, den Strahlen doch durchzücken,
Die Horden, wild empört, mit ruhig festen Blicken
Gefesselt durch ein stummes: „Halt!"

II.

Doch liegen denn so weit zurück die Unglücksjahre,
Wo gegen Heinrich selbst den Arm erhob Paris,
Und sich durch sein Verdienst um's Volk, das undankbare,
Nicht rühren, nicht entwaffnen ließ?
Was sag' ich? Gestern war sein Standbild noch vergöttert,
Und heute liegt's vom Volk zerschmettert,
Und dann durchwühlen sie sein Grab,
Die Tempelschänder, und sie fordern, wie zum Hohne,
Den Abdruck seiner Stirn, der eisigen, dem Thone,
Das Bild des großen Todten, ab.

Sie wollten wohl von ihm ein beßres Bild zu schauen
Uns geben, und verwischt das Unrecht, das geschehn?
Wir sollten — faßte sie vor ihrer Schuld ein Grauen? —
Ihn schöner noch gestaltet sehn?

O nein! zufrieden nicht, sein Standbild nur zu schänden,
Auch seinen heil'gen Sarg mit frechen Räuberhänden
Zu brechen haben sie gewagt.
So in der Wüste spielt, und sucht mit tollen Sprüngen
Der Tiger, brüllend laut, den Schatten zu verschlingen
Des Leichnams, den er abgenagt.

Ich saß am Seine-Strand, und hatte viel zu klagen:
„Wohl siehst du Ivry noch, o Fluß, wo Er gestrahlt.
Doch ist die Flut verrauscht, die, in der Väter Tagen,
Sein Antlitz spiegelnd abgemalt.
O Heinrich, edler Fürst, wann wirst Du wiederkommen?
Zu früh, ach, wardst Du uns genommen,
Du, und Dein Bild voll Majestät.
Die Krieger ziehn ins Feld, und grüßen nicht den Helden,
Der Fremde kommt und fragt, und Niemand kann ihm melden,
Wo Heinrichs Bild, des Vierten, steht.

III.

Was rauscht heran? Wo wälzt sich hin die laute Heerde? —
Des Königs Fahnen sind's, wer schwingt sie uns zum Gruß?
Gott, welche Masse, welch ein Jubelruf! Die Erde
Dröhnt endlos unter ihrem Fuß.
Antwortet! — Gott, Er ist's? — Es sind die edlen Züge!
Das Volk, berauscht von seinem Siege,
Ruft Heinrichs Namen hochvergnügt!
Wo alle Welt entzückt, verstumme, meine Leier!
Dein Lied verhallt im Rausch der allgemeinen Feier,
Wo Frankreich Ihm zu Füßen liegt?

Sieh den Koloß, er rollt, ihn schleppen tausend Arme.
Arbeite mit, mein Arm, wo Alles schiebt und zieht!
Mag meine Kraft sich auch verlieren in dem Schwarme,
Wenn Er vom Himmel nur mich sieht.
Dir weiht das Volk dies Erz, o Heinrich, Deinem Ruhme,
Gleich Duguesclin bist Du die Blume
Der Ritterschaft und Bayard gleich.
Ein Liebesdenkmal ist's. Die Wittwe, Dir zum Preise,
Gab ihren Groschen her, ihr Scherflein gab die Waise,
Den Sou der ärmste Mann im Reich.

Franzosen, zweifelt nicht, das Leid, das Unterdrücker
Euch angethan, vernarbt mit Seiner Wiederkehr.
Lobt Gott: denn unter Euch ist nun ein Volksbeglücker,
Ein König, ein Franzose mehr.
Ihm schwören Treue wir, wenn wir zum Kampfe fliegen,
Sein Anblick gibt uns Kraft zum Siegen,
Und Muth in jeglicher Gefahr.
Wenn seiner Thaten Buch wird künftig aufgeschlagen,
Die Väter brauchen dann den Kindern nicht zu sagen,
Wie zaubermild sein Lächeln war.

IV.

Kommt, junge Freunde, schaart Euch unter seinem Bilde
Zum Reigen, singt und scherzt, und Keiner bleibe fern.
Heinrich der Gute — sein Gesicht ist lauter Milde —
Er segnet Euern Jubel gern.
Weh über jenen Prunk tyrannischer Kolosse,
Vom Volk, dem armen Sklaventrosse,
Erbaut mit langer Müh' und Qual!

Wie anders dieses Bild! Froh schwingt das Volk die Hüte,
Und grüßt den Freund des Volks, den König voller Güte,
Und seines Blickes milden Strahl.

Mag der Erobrer, der die Perser einst geschlagen,
Und müd war, in Metall und Stein sein Bild zu schaun,
Im tollen Uebermuth die stolze Drohung wagen:
Sein Bild dem Athos einzuhaun!
Mag auch ein Pharao, dem Stolz und Wuth bestürmen
Das wahnsinnkranke Hirn, auf Felsen Felsen thürmen
Ob seinem Sarg, dem großen Nichts.
Sein Name stirbt, und Nichts bleibt übrig als der Schatten
Der Pyramiden, der ein Labsal ist dem matten
Pilgrim im Brand des Sonnenlichts.

Und fiele durch den Zahn der Zeit, durch wilde Triebe
Bethörter noch einmal, — Gott gebe, daß das Wort
Nie Wahrheit wird! — das Bild, das Denkmal unsrer Liebe,
Er lebt in unsern Herzen fort.
Doch dort am fernen Nil die steingethürmten Berge,
Bedeckend hundert Königssärge,
Zerbröckeln sich und fallen ab,
Dem Weisen zeigen sie nur die Gewalt der Zeiten,
So mächtig sie vor ihm sich heben und sich breiten,
Was sind sie? — Ein zerfallnes Grab.

Februar 1819.

Der Tod des Herzogs von Berry.

Mit gewaltsamer Hand
Löſet der Mord auch das heiligſte Band,
In ſein ſtygiſches Boot
Rafft der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben.
Schiller.

Siebente Ode.

I.

O mäßigt Eure Luſt, das trunkene Entzücken!
Schnell wandelt ſich in Schmerz die Freude, kaum verglüht!
Die ſchwere, kalte Hand pflegt gern der Tod zu drücken
Auf Stirnen, die ein Kranz umblüht.
Schon morgen ſenken wir das Haupt, bedeckt mit Aſche,
Und, faſt wie Sünde, macht der raſche
Feſtrauſch, wenn er verflog, uns bang.
Kein Spiel, kein Scherz, der nicht ſich miſcht mit leiſem Harme:
Die frohen Hymnen ſelbſt beim Feſt ſind für uns Arme
Vorſpiele nur zum Grabgeſang.

II.

In Trauer hülle dich, Paris, den Feſtgeſängen
Gebiete Stille, ſieh, was dort dem Blick erſcheint,
Nach jenen Hallen ſchau, wo mit der Leier Klängen
Der Künſte Zauber ſich vereint.

Ihr Chöre, schweigt! Hört auf, zu tanzen und zu scherzen,
Verwandeln muß in Leichenkerzen
Sich dieser Flammen heitres Licht. —
An einem blut'gen Bett dort unter der Rotunde
Hör' ich den Priester, der mit bebend leisem Munde
Die frommen Sterbgebete spricht.

In diesen Räumen, die erzittern von dem Tosen
Der Lust, umsteht ein Bett, auf welchem röchelnd leis
Ein Opfer liegt, den Blick gesenkt, den hoffnungslosen,
Von Traurenden ein hoher Kreis.
Ein Vater kniet und weint, ein Bruder schwimmt in Zähren,
Die Schwester,* ach, sie muß entbehren
Im Schmerz der Thränen linden Trost.
Vertrocknet ist ihr Aug' in langen Leidensjahren,
Das männlich heiß geflammt, wenn Schrecken und Gefahren
Die junge Dulderin umtost.

Sie sah auf dem Schaffot stolz, königlich, erhaben
Die Mutter fallen, wie den Vater; sterben sah
Den kleinen Bruder sie, ach, den gefangnen Knaben,
Für sie nur war kein Henker da.
Und als der Fürstenbund gebrochen ihre Bande,
Da lebte sie im fremden Lande
Fern unsrer öden Heimathflur.
Sie kam ins Vaterland zurück, nach langem Trauern,
Doch lernen sollte sie in ihrer Väter Mauern:
Zum Schmerz geboren sei sie nur.

* Schwägerin, die Herzogin von Angoulême.

Sieh dort, die Gattin . . . Ha, wer malt die Seelenschmerzen,
Die zarte, starke Kraft, die Liebe, treu bemüht?
Welch herbe Klage ringt sich los aus ihrem Herzen,
Wie keine Hoffnung mehr ihr blüht!
Sicilische Jungfrau, wir jauchzten Dir entgegen,
Als seine Hand in Deine legen
Wir jüngst den edlen Berry sahn.
Weh, mußte schon so rasch nach dieser hohen Feier
Anstatt des bräutlichen der schwarze Wittwenschleier,
O theure Fürstin, Dich umfahn?

Als, Berry, Deinen Sieg im Frieden wir besangen,
Da war's, wo ihren Kopf die Anarchie erhob,
Der Drache brüllte laut, es zischten tausend Schlangen,
Die Hölle selber knirscht' und schnob.
Ihr Feuer flammt' empor. Laut auf aus finstrem Schlunde
Schrie Clement mit verruchtem Munde,
Und Ravaillac schwang seinen Stahl.
Das Ungeheuer stieg, von Königsmörderschatten
Begrüßt, die ihre Lust am neuen Frevel hatten,
Geflügelt auf vom Ort der Qual.

Der böse Geist, der oft den Flug zu uns gewendet,
Ausrotten wollt' er nun die Lilien, oft geknickt,
Den Stamm vertilgen, der so edle Sprossen sendet,
Das Fürstenhaus, das uns beglückt.
Lang schlich der Scherge, den zum Werkzeug er erkoren,
Dem Opfer sinnend, wie verloren
In fürchterlichen Träumen, nach.
Zuletzt — Gott ließ es zu — vollbracht' es der Rebelle!
Daß unser Festtumult ihm dient' als Mordgeselle,
Beweinen laßt uns diese Schmach!

Es blitzt ein Dolch.. ein Schrei.. Soldaten, helft! — Geflogen
Kommt schnell die Herzogin, nimmt Berry's Arm und stützt
Ihn sanft, sie überschwemmt ihn fast mit Thränenwogen,
Sie steht von seinem Blut bespritzt.
Macht ihm ein Bett zurecht! — Glimmt noch ein Hoffnungsfunken? —
Sie schweigen, stehn in Schmerz versunken,
Sie ahnt, nun stirbt er, ihr Gemahl.
O Gattin, bleib' ihm nah in dieser Schreckensstunde!
Die Kunst der Aerzte kühlt ihm nicht die heiße Wunde,
Versüße Du ihm seine Qual.

Komm schnell, denn ein Bourbon liegt auf der Todtenbahre,
O greiser König, komm, trüb wird sein Auge schon,
Drück' ihm das Auge zu, denn Deiner grauen Haare
Licht, Trost und Hoffnung war Dein Sohn.
Auf seiner Tochter Stirn hat seine Hand gelegen,
Er gab ihr seinen Vatersegen,
Und schüttelt' ab des Lebens Joch.
Wie lebend er sein Leid verziehn dem Vaterlande,
So gütig, engelgleich war er am Grabesrande:
„Verzeihung!" — seufzt' er sterbend noch.

Erhabner Tod! — O Volk, fühlst du die tiefe Wunde?
Schütt' aus dein Herz, das Gram und Trauer nur erfüllt!
Du hast ihn wenig nur gekannt: die letzte Stunde
Hat dir den Heros erst enthüllt.
Der Wittwe bringt ihr Kind, erheitert ihre Mienen,
Legt's in die Arme Carolinen,
Daß sie ans Leben wieder glaubt.
Doch wenn den letzten Zweig vom Königsstamm sie schneiden,
Wer tröstet Frankreich denn in seinem tiefen Leiden,
Die Fürstenwittwe, ganz beraubt?

Der Sühneruf durchdringt die Reihen unsrer Krieger,
Die unsres Volkes Ruhm gegraben einst in Erz.
Europa, bebend noch vom Jubelschrei der Sieger,
Hallt wieder jetzt von ihrem Schmerz.
Und was sagst du, Vendée, du treue, tapfre, gute?
Du schwammst so lang in edlem Blute,
Dein Erbtheil ist ein Thränenmeer.
Der Mutter gleichst du wohl, der Gram das Herz zerrissen,
Sie sitzt auf ihrem Bett und weint und weint ins Kissen:
Ihr Kind, Ihr Alles, ist nicht mehr.

Bald ziehn nach Saint-Denis wir Alle, unterm Klagen
Wehmüthiger Musik, Volk, Heer und Geistlichkeit.
Wir folgen ernsten Schritts dem schwarzen Leichenwagen,
An den der Pomp des Kriegs sich reiht.
Ha, Saint-Denis, du sahst von blutbefleckten Händen
Die Gräber seiner Väter schänden,
Sie rissen sie aus ihren Truh'n!
Mag denn vor roher Hand geschützt, bei leeren Särgen,
In der entweihten Gruft, sich seine Asche bergen,
Und ungestört, in Frieden ruhn!

III.

Enghien wird staunen, sieht im Himmel er sich nahen
So früh den Freund, dem jung sein Herz er dargebracht,
Ihn, dem Condé, der Greis, als wir ihn scheiden sahen,
Des Wohlthuns süße Pflicht vermacht.
Die Schatten unsrer Herrn, der Könige, sie schauen
Auf diesen letzten Ast von ihrem Stamm mit Grauen,
Der mit Gewalt gebrochen liegt.

Zwei Helden werden laut um ihn zusammen klagen,
Der Eine, der den Feind bei Jvry hat geschlagen,
Und der, der bei Rocroy gesiegt.

Rasch bist Du, o Bourbon, bei dieser Schreckenskunde
Zu Artois hingeeilt, Du kennst ja, tiefbewegt,
Den Schmerz des Vaters, ahnst die unheilbare Wunde,
Die solch ein Tod dem Herzen schlägt.
Doch weh, unsicher wird Dein Schritt, die Glieder beben,
Du siehst vor Deinem Auge schweben
Vincennes, und jenen Schreckenstag.
Blaß wirst Du, und Artois, von gleichem Schmerz durchschauert,
Vergißt das neue Leid mit Dir, fürwahr, und trauert
Mit um den alten, herben Schlag.

Du aber, Wittwe, steh' im Sturm nur um so fester,
Hoff' auf ein bessres Loos, es wird noch Alles gut.
Zum Vorbild nimm Dir stets die vielgeprüfte Schwester,
Groß wie Dein Unglück sei Dein Muth.
Ach, eine Urne hast Du nun, wie sie, zu tragen,
Im heil'gen Raume wirst Du klagen
An einem Sarg, vereint mit ihr.
Der Dämon, Bürgerkrieg, dem Höllenpfuhl entflogen,
Der Deiner Schwester Stirn mit Wolken oft umzogen,
Er füllt den Thränenkelch auch Dir!

IV.

Doch, wenn Gott seine Macht will kundthun an den Schwachen,
An Dir, die kaum noch stützt den alten Königsstamm,
Dann rettest Frankreich Du, und jenem Höllendrachen
Soll höher schwellen nicht der Kamm.
So, als die Schlange, die uns einst verführt zur Sünde,
Den Menschen in der Hölle Schlünde
Zu stürzen suchte durch Verrath: —
Den frechen Uebermuth, Gott duldet' ihn nicht lange:
Ein schwaches Weib erschien, und sie war's, die der Schlange
Den gottverfluchten Kopf zertrat.

Februar 1820.

Die Geburt des Herzogs von Bordeaux.

Der Himmel thut zu ihren Gunsten Wunder auf Wunder. Josephs Nachkommenschaft kehrte zurück in das Land Gosen, und diese Eroberung, welche die Sieger mit ihren Thränen erkauften, kostete die Besiegten nicht eine Thräne.
Chateaubriand, die Märtyrer.

Achte Ode.

I.

Warum, o Wandrer, sprich, wird heut mit Einem Male
Die Nacht zum lichten Tag und glänzt in buntem Strahle?
Warum den Himmel färbt der glühend rothe Rauch?
Warum aus dieser Stadt, die strahlt in alle Fernen,
Steigt endlos, brausend zu den Sternen,
Ein wirrer Jubelschrei empor im Abendhauch?

II.

Triumph! Das Siegel ist gebrochen!
Das Wunderkind — o hoher Sieg! —
Ist da, der Engel, den versprochen
Der Dulder, der zum Himmel stieg!
Der Zukunft Schleier ist gesunken!
Heil, Flamme, dir, an deren Funken
Die alte Fackel neu erglüht!

Heil deinem morgenrothen Ruhme,
Du junge Lilie, zarte Blume,
Die einem frischen Grab entblüht!

Gegeben hat das Kind uns Gott, der Gott der Frommen;
Die Glocke ladet uns, zum Heiligthum zu kommen,
Zum Festtag hat sie uns den schönen Tag gemacht.
Gegeben hat das Kind uns Gott, der Gott der Heere!
Den Märtyrern der Kriegerehre
Scholl die Kanone drum laut, wie am Tag der Schlacht.

Heut, wo des Donners stolzem Schrecken
Der Glocken heil'ger Laut sich mengt,
O Schläfer, kann dich Nichts erwecken,
Den Saint-Denis' Gewölb' umfängt?

Steh' auf, betrachte Heinrichs Züge
In der vom Volk geschenkten Wiege,
Und knüpfe still der Liebe Band.
Die Arme breite sanft entgegen
Dem Königskind, den Königsdegen,
O Vater, leg' in seine Hand.

Ach, Er ist fern! Er wohnt im Himmel bei den Frommen!
In diesem Augenblick getröstet, grüßend kommen
In feierlichem Zug wohl seine Ahnen schon:
Gemordet gab zurück den Helden er dem Grabe,
Dem gierigen, als Opfergabe,
Den Fürsten dem verwaisten Thron.

Stolz unter diesen Edlen, eben
Sich reihend um des Himmels Thron,
Mag seine Stirn gekrönt sich heben:

Der neue König ist sein Sohn!
Ein edler Stamm, der nie wird enden,
Sproßt glücklich aus des Opfers Lenden,
So aus des Himmels Nähe springt,
Aus dem Gebirg, dem hohen, schroffen,
Hervor, das Gottes Blitz getroffen,
Ein Strom, der Heil dem Lande bringt.

Dem Sprossen Heinrich Heil! Der Stamm ist nun geborgen;
Ein neuer Joas wird, am Abend wie am Morgen
Im Schatten des Altars, er reifen für den Thron.
Und, wie Cornelia, wird hoch die Stirne tragen
Frankreich und ihren Schwestern sagen:
„Mein Schatz, mein schönster Schmuck und Reichthum ist mein Sohn!"

III.

Laß Dich von mir mit Blumen schmücken,
Die huldigend die Liebe flicht,
O Du, gesucht von tausend Blicken,
Ach, nur vom Vaterauge nicht!
Magst Du, geboren unter Leiden,
In ihrem Gram ein Tröster Beiden,
Frankreich und Deiner Mutter, sein!
Gekrönter Bourbon, Deine Pfade
Beschütze stets des Himmels Gnade,
Nie sei Dein Thron ein Sitz der Pein!

Der Mutter, wenn sie weint, o lächle zu, und — höre,
Mein Kind! — im Spielen ziehst Du weg die Trauerflöre,

Die Deine Wiege schwarz, wie einen Sarg, umwehn.
Verscheuch' uns Schmerz und Gram, die alt' und neuen Sorgen,
Sei uns ein rosenfarbner Morgen,
Laß uns nach langer Nacht die Freudensonne sehn.

Dein König eilt Dir froh entgegen,
Wie Du erblickt des Lichtes Zier,
Vollzieht, noch vor dem Priestersegen,
Die Taufe von Béarn an Dir.
Die Wittwe reicht Dich dar der Waise,
Und mit dem weißgelockten Greise
Tritt ein die kühne Heldenfrau.
Das Volk, das jüngst auf leisen Sohlen
Sich in das Louvre hat gestohlen,
Jauchzt laut jetzt um den stolzen Bau.

Heil dir, o Heer und Volk! — Bordeaux, erheb' aufs Neue
Dein Haupt, du edle Stadt, du, die einst ihre Treue
Vor allen andern kund der Lilienblume that.
Und du, Vendée, die Er, der fiel, so gern zum Siege
Geführt, sieh her, in dieser Wiege
Liegt Frankreichs Fürst, dereinst dein tapferster Soldat!

IV.

Legt wieder an das Schiff am Strande:
Die Wittwe bleibt, die hohe Frau.
In ihrem neuen Vaterlande
Erscheint der Himmel wieder blau.
An Frankreich fesselt sie ihr Hoffen;
Dort, wo den Baum der Blitz getroffen,
Entspringt ein Schößling, frisch und neu.

Die Liebe hält die fromme Taube,
An einem Grabe fleht ihr Glaube,
An einer Wiege wacht sie treu.

Was findest Du auch dort in Deinem Heimathlande,
O Frau? — Parthenope zerreißt die alten Bande,
Den Fremdling lockt dorthin ein Winter ohne Schnee:
Doch weh, Palermo rast, Messina steht im Feuer,
Sicilien tobt, wem wär's geheuer
In jenem Paradies, umrauscht von blut'ger See?

Speit, ihr Vulkane, Glut und Schrecken!
Mag eines neidschen Gottes Hauch
Aufs Neu die wilden Riesen wecken
Tief in der Berge zorn'gem Bauch.
Im Angesicht der rothen Laven,
Was seid ihr, übermüth'ge Sklaven,
Ohnmächtiger Verschwörerbund?
Ihr wollt befrei'n Euch, wollt Euch rächen? —
Indeß ihr auszieht auf Verbrechen,
Bebt unter Euch der Erde Grund.

Bleib hier, Sicilierin, ruh' aus in Frankreichs Schooße,
Dort wird kein Glück Dir blühn, hier warten heitre Loose
Dein, bei der Lilie Duft, der keine Stürme drohn,
Wo Nation und Fürst vermählt zur guten Stunde,
Wo nicht zum wilden Ehebunde
Tiar' und Helm sich eint, und Thron und Faktion.

V.

Wohl uns! Der böse Dämon rastet,
Und eine schönre Zukunft grünt.
Die Schuld, die unser Haupt belastet,
Ist durch die Unschuld nun gesühnt.
Sonst war's der Schiffer Brauch, wenn schäumend
Die Wogen, himmelhoch sich bäumend,
Dem Schiff sich warfen in den Lauf:
Dann hängten sie, gewiß, dem Riffe
Heil zu entgehn, am schwanken Schiffe
Die Wiege eines Kindes auf.

Oktober 1820.

Die Taufe des Herzogs von Bordeaux.

Sinite parvulos venire ad me! —
— Venerunt reges.
Evangelium.

Neunte Ode.

I.

Die Völker dieser Erde riefen:
„Weh, brach die letzte Zeit schon an?
Irr in der Finsterniß, der tiefen,
Gehn wir auf unbekannter Bahn.
Wohin? — Wer soll den Weg uns weisen,
Uns, die gebeugt ein Arm von Eisen?
Führt uns der Strahl ins Segensland?
Glänzt er zum Fluch uns? uns zum Heile?
Ist es des Himmels Feuersäule?
Weh, oder ist's ein Höllenbrand?

Die Fürsten trennen sich, die Thoren,
Die Heerde fällt vom Hirten ab,
Und vor den Fascen der Prätoren
Zerbricht der Könige goldner Stab.
Altäre sinken, Throne beben,
An beiden Oceanen heben
Hoch ihre Häupter die Partei'n.

Es recken sich ehrgeiz'ge Sklaven
Empor, die, Schlangen gleich, geschlafen,
Die Zwerge wollen Riesen sein.

Weh uns, wir rühmten ohne Zagen
Uns unsrer schweren Missethat,
Der Sünden, wie in alten Tagen
Kein Volk sie je begangen hat.
Aufs Ende deuten alle Zeichen,
Den Frevler wird die Straf' erreichen,
Der Tag der Rache bricht herein.
Was er verdient, das wird er finden;
Nur Eins noch fehlt zu seiner Sünden
Endloser Zahl: die ew'ge Pein!" —

Gott selbst will ihrer mild gedenken,
Die so in ihrem Jammer schrein:
Der Mensch wird müd nicht, ihn zu kränken,
Gott wird nicht müde, zu verzeihn.
Im Sünder weckt er Buß' und Reue,
Stets sühnt er sein Gebot aufs Neue
Für uns, die wir's verletzt mit Hohn.
Er selbst hält fest am Recht, dem herben:
Dem Gott vom Sinai muß sterben
Auf Golgatha der eigne Sohn.

II.

Und wieder soll uns Heil aus einer Wiege blühen!
Glaubt an das Glück, Ihr seht sein Morgenroth ja glühen.
Hat Gott gezüchtigt nicht, die frevelnd ihn gekränkt,
Hat er sie nicht versprengt, die Großen und die Kleinen,
Und hat er seiner Engel Einen
Uns gnädig nicht, wie einst uns seinen Sohn, geschenkt?

Ihr zweifelt? — Also zagt der Seher, der dem dunkeln
Abgrund im Traum entstieg, und sieht den Tag nun funkeln,
Ihm ist das Nachtgesicht verschwunden noch nicht ganz,
Er fühlt wohl unterm Fuß den Boden, doch ein Schleier
Ums Aug' ist ihm das ew'ge Feuer:
Der Hölle Glut umhüllt ihm noch des Himmels Glanz!

Laß jeden Zweifel fliehn, o Volk, und jauchz' entgegen
Dem Retter, der vermählt das Scepter und den Degen,
Ja, Glück und Ruhm vereint wird unter ihm erstehn.
Des Unglücks Lehre wird zum weisen Mann ihn machen:
Denn sechzig Königsahnen wachen,
Sarglose Schatten, die um seine Wiege stehn.

Sein Name stillte schon das Kampfgeschrei, das wilde,
Der Bürger, Stadt und Land deckt er mit seinem Schilde,
In unsern Mauern ruht der Haß, der Aufruhr weicht.
So jagt ein junger Leu vor seiner Königsgrotte
Mit seinem ersten Schrei die Rotte
Gemeiner Thiere weg, die lauernd sie umschleicht.

III.

Sagt, wer ist das Kind, das eben
Man zur heil'gen Schwelle bringt?
Heil ihm! Alle Pulse beben,
Alle Herzen sind beschwingt.
Kahl ist seine Stirn, die Hände
Beben, lahm noch Fuß und Lende,
Die die Windel ihm umflicht.
Stehen kann es nicht noch gehen,
Kaum beginnt sein Blick zu sehen,
Seine Stimme spricht noch nicht.

Bei den Menschen groß vor Allen,
Doch kein König ist es hier.
Mensch nur in des Tempels Hallen
Ist es, Asch' und Staub, wie wir.
Unsern Retter, unsre Sonne,
Den uns Gott gesandt zur Wonne,
Stellt Er heut uns Allen gleich.
Denn die Könige auf Erden,
Die wie Götter sich geberden,
Sind ein Nichts in Gottes Reich.

Mag der Menschen Knie sich biegen
Vor dem Hochmuth ohne Reu',
Doch ins Joch des Lamms sich schmiegen
Muß der königliche Leu.
Gott, der Vater, über Sternen
Thronend, läßt aus goldnen Fernen
Nieder auf das Kind sich heut.
Erst ein schwaches Erdenwesen,
Durch den heil'gen Geist genesen
Reist es für die Ewigkeit.

Auch Maria will es schirmen,
Und die Sel'ge, rein und klar,
Führt zum Tempel mit zwei Thürmen
Ihrer Himmelsjungfrau'n Schaar.
Alle Heil'gen, alle Frommen
Von den fernsten Sonnen kommen,
Bringen ihm ihr Angebind,
Und die Liebe will es grüßen,
Und der Glaube setzt zu Füßen
Und die Hoffnung sich dem Kind.

IV.

O Jordan, weißt du noch, was jüngst dein Ufer schaute,
Das unterjochte, das ein Pilger überthaute
Mit heißer Thränenflut, gestützt auf seinen Stab?
Andächtig saß er, gleich den Helden alter Zeiten,
Die einst vom Heidenjoch befreiten
Den heil'gen Täuferstrom und des Erlösers Grab.

Er sah, ein Christ, mit Schmerz geknechtet und vernichtet
Frankreich, Altar, Gesetz und Thron durch's Schwert gerichtet,
Frech war das Laster, vor der Tugend spie man aus.
Kreuzfahrer ward er selbst, und wo ein Gott gelitten,
Da weint' er fromm, bei Salems Hütten,
Er selbst verbannt, um sein verbanntes Königshaus.

Mit Jordanwasser füllt' er seine Kürbisflasche,
Und kam zu uns zurück mit seiner Pilgertasche.
Er wußte nicht, welch Glück, indem er heimgeeilt,
Dem Königskind und sich zugleich er gab zu kosten,
Daß, ein Tobias, er vom Osten
Den Götterbalsam mit gebracht, der Blinde heilt.

Sei stolz, Prophetenflut! — Ihr Völker, schaut die Wellen
Des heil'gen Stromes, die bei unsrem Tauffest quellen!
Des Himmels Segen träuft auf dieses Kindes Haupt:
Denn es empfängt die Flut, die Gott einst selbst empfangen,
Dies Wasser gibt der Welt, der bangen,
Den Muth, daß sie aufs Neu an einen Retter glaubt.

Wie einst dem Chlodwig gab Dir kund sich Gottes Gnade,
Drum hüte treu, o Fürst, des Ew'gen Bundeslade,
An Reinheit sei Dein Herz der weißen Lilie gleich.
Doch sei darauf nicht stolz, nicht stolz auf Deine Krone:
Denn Gott verleiht dem Königssohne
Das Kreuz des Fischers und dazu des Armen Teich!

V.

Das Kind, wenn über sich es sieht den Heiland leuchten,
Weiß Nichts vom Märtyrer, und lacht das Kreuz nur an.
Noch Eine Taufe wird die Stirne Dir befeuchten,
Nicht glatt ist stets die Königsbahn.
Ein Tag wird kommen, Kind, wo lastend auf dem Herzen
Das Volk Dir liegt mit seinen Schmerzen,
Du weinst und trägst daran Dein Theil,
Wenn einst aufs Haupt das Oel Dir fließt aus Bischofshänden,
Das durch die Taube Gott den Herrn der Erde senden
Gewollt, — den Fürsten nicht zum Heil!

Drum, Christ und König, sei dem Heiland gleich, und lerne
Von ihm die Größe, die nur schöpft aus eigner Kraft,
Ein Scepter wird zur Last dem Könige, der gerne
Daraus sich eine Stütze schafft.
Ein rechter König muß auf seinem Haupt vereinen,
Was glänzt und strahlt! Wenn früh auch seinen
Triumphen Halt der Tod gebeut:
Er sieht, wie einst Bayard, ein Kreuz in seinem Degen,
Und statt der ird'schen lacht dem Sterbenden entgegen
Die himmlische Unsterblichkeit!

An die Muse.

Wohin, o Muse, du mich treiben
Auch magst, mit Freuden folgt mein Herz.
Mag treu der Lust die Leier bleiben,
Die immer treu blieb ihrem Schmerz!
Nicht in des Sieges stolzen Weisen
Durft' ich die edlen Opfer preisen,
Der Märtyrer der jüngsten Zeit.
Wer je besungen Euch, gekrönte
Schlachtopfer, dessen Leier tönte
Von Glück nur selten, oft von Leid.

Mai 1821.

Ein Gesicht.

7. Quia defecimus in ira tua, et in furore tuo turbati sumus;
8. Posuisti iniquitates nostras in conspectu tuo, seculum nostrum in illuminatione vultus tui;
9. Quoniam omnes dies nostri defecerunt, et in ira tua defecimus. Ps. LXXXIX.

Das machet dein Zorn, daß wir so vergehen, und dein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen;
Denn unsere Missethat stellest du vor dich, unsere unerkannte Sünde ins Licht vor deinem Angesicht.
Darum fahren alle unsere Tage dahin durch deinen Zorn; wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz.

Zehnte Ode.

Einst in der Vorzeit grauer Ferne,
Wo sich noch Gottes Weisheit kund
Den Frommen gab, die oft und gerne
Ihr lauschten, sprach der Seher Mund:
„Sobald von dieser Welt hienieden
Ist ein Jahrhundert abgeschieden,
Das nun zurück ins Dunkel geht,
Dann, war's zum Segen oder Schaden,
Vor jenen Richter wird's geladen,
Der über allen Richtern steht."

Die ihr einst kehrt zum Erdengrunde,
Zum Staub, aus dem ihr seid gemacht,
Hört mein Gesicht in stiller Stunde
Der Einsamkeit um Mitternacht. —
Auf goldnen Wolken kam geschwommen
Die Stadt der Heiligen und Frommen,
Auf der ein ew'ger Lichtglanz lag,
Aus dem die erste Morgenröthe
Einst blitzt', aus welcher die Drommete
Einst tönen wird zum letzten Tag.

Die Märtyrer, im Antlitz hohe
Gedanken, sah ich betend nahn.
Sie staunten in der Flammenlohe
Das dreimal heilge Wesen an.
Am Thron, auf weichen Wolken-Matten,
Erschien ein hundertjähr'ger Schatten,
Den Frankreichs Engel hergebracht;
Der Engel, dichtumhüllt, — dem bleichen,
Dem Stern der Dämmrung zu vergleichen
War er, der führt herauf die Nacht.

Und eine Donnerstimme schwebte
Durch Höll' und Himmel rollend hin.
Der König der Verdammten bebte,
Und staunend sahen die auf ihn.
Der treuen Engel Sternenwagen,
Besät mit Augen, goldbeschlagen,
Dreirädrig, viergeflügelt, hielt: —
Die Schwingen hören auf zu rauschen,
Die Räder stehen still und lauschen,
Wie Gottes Odem sie umspielt.

Die Stimme.

„Das Blatt im hundertjähr'gen Buche
Hat siebzehnmal sich umgewandt.
Der Abgrund harrt, ob ich Dir fluche,
Ob ich Dir Gnade zuerkannt.
Tritt näher! — Schon erklingt die Wage:
Hell, o Jahrhundert, wie am Tage,
Liegt aufgedeckt hier all Dein Thun.
Drum führe Wahrheit nur im Munde:
Vor meinem Blick ist eine Stunde
Wie ein Jahrhundert. — Rede nun!"

Das Jahrhundert.

— „Zu trennen wußt' ich, zu vereinen
Das All, ich gieng die kühnste Bahn:
Das ewig Wechsellose, meinen
Gesetzen macht' ich's unterthan.
Ich klopft' an deines Willens Pforte . . ."

Die Stimme.

„Halt ein, Gespenst! — Bei solchem Worte
Entsetzen faßt die Heil'gen hier.
Sei länger nicht des Hochmuths Beute,
An deiner Weisheit zweifle heute,
Denn zweifeln kannst du nicht an mir.

Hast du, mit deinem blinden Wissen
Dich blähend, meiner nicht gelacht,
Das Band des Glaubens frech zerrissen,
Der Sitten und Gesetz bewacht?
Hast du nicht Hohn dem Tod gesprochen?
Hast du nicht Gräber aufgebrochen?

Verruchter, unerhörter Schlag!
Hast du verstört nicht die Gebeine
Der Könige in ihrem Schreine?"

Das Jahrhundert.

— „O Gott! Gekommen ist dein Tag!"

Die Stimme.

„Wein', o Jahrhundert! Riesenlieder
Schon hat der Wahn, der Feind des Lichts.
Unglaub' und Königsmord sind Brüder,
Das Chaos ist das Kind des Nichts.
Ich liebt' ein Land einst auf der Erde,
Das Volk war eine frohe Heerde,
Und Fürst und Fürstin mild und weich.
Ihm strömten meines Segens Fluten ...
Sag' an, was thatst du diesen Guten?"

Das Jahrhundert.

— „Hier sind sie, Herr, in deinem Reich!"

Die Stimme.

„Bist du zur Einsicht nun gekommen? —
Die Furcht ist's, die den Stolz dir nimmt.
Ich bin's, der ihren Ort den Frommen,
Und den Verworfenen bestimmt.
Ein Strahl von meinem Angesichte
Belebt das Todte, macht zu nichte,
Was lebt im Raum des Weltenbau's,
Mein Hauch kann wilden Brand erregen,
Er streut hinaus den reichsten Segen,
Und löscht die reinsten Flammen aus.

So sei für alle Zeit vergessen ..."

Das Jahrhundert.

— „Ich stehe vor dir nackt und bloß,
Herr, deine Gnad' ist unermessen ..."

Die Stimme.

„Schweig! Die Verdammniß ist Dein Loos."

Das Jahrhundert.

— „Vielleicht durch schwerere Verbrechen
Wird das Jahrhundert frei mich sprechen,
Das seinen Lauf begann wie toll!" —
Die Hoffnung seufzte, leise schauernd;
Und Frankreichs Engel wischte trauernd
Die Thräne, die im Aug' ihm quoll ...

Die Stimme.

„Versinken mag es, das verfluchte,
Ein neu Jahrhundert bricht sich Bahn,
Freisprechen wird's nicht das verruchte,
Selbst schuldig klagt's das Schuld'ge an! —"
Und wie der Sturm, die graue Locke
Wild schüttelnd, schnaubend, weit die Flocke
Hinausjagt in die Wellenschlacht,
So folgt mit unerweichtem Grimme
Dem Schuldigen die Donnerstimme,
Und stürzt es in die ew'ge Nacht.

1821.

Buonaparte.

De Deo.

Eilfte Ode.

I.

Wenn in der Erde Schlund die Städte niedertauchen,
Und flücht'ges Gift der Wind streut über Meer und Land,
Wenn rasend brüllt der Sturm und die Vulkane rauchen,
Da hebt sich rächend Gottes Hand;
Und wenn die arge Welt durch diese Warnungszeichen
Des Himmels sich nicht läßt erweichen,
Dann kommt ein Mann, den Gott erkor,
Als Gottesgeißel, statt der blinden Länderplagen,
Tritt ein Lebendiger hervor.

Oft durch der Völker Reih'n zieh'n Männer, die im Grimme
Gott auserwählt, sein Fluch ist's, der sie hebt und trägt,
Ihr Zug ist Ein Triumph, bis sie die Donnerstimme,
Die sie berief, zu Boden schlägt.
Von Nimrods Geist beseelt, erhab'ne Ungeheuer,
Regieren sie mit Schwert und Feuer
Die armen Völker schwerbedrückt.
Im freveln Ruhmesglanz, vernichtend Frucht und Blüthen,
Als Gottes Boten einst erscheinen sie, — und wüthen,
Als hätte Satan sie geschickt.

II.

Als jüngst den Thron mit frecher Stirne
Gestürzt die Völkerkönigin,
Wie eine zügellose Dirne
Gab sie sich den Parteien hin.
Dem königsmörderischen Drachen,
Der sich im Chaos voll den Rachen
Gestopft, entsprang nun ein Despot.
So schlingt das Meer oft fette Auen
Hinab, und aus dem Schlund, o Grauen,
Hebt ein Vulkan sich düsterroth.

Erst zog er an den Nil und trieb den Feind von dannen,
Ein General des Volks, Trotz bietend einer Welt,
Als wollt' er Hohn im Grab noch sprechen den Tyrannen,
So thront' er stolz in seinem Zelt. —
Er kam zurück, das Haupt von seinen Kampfgenossen:
Und Frankreichs Freudenthränen flossen,
Und heller schien dem Volk die Luft.
Der Pharaonen Staub stampft' er und ihre Krone,
Und, mitten unter'm Nichts, von einem Riesenthrone
Nur träumt' er auf der Riesengruft.

Der Purpur, den er stahl, er taucht' ihn in die Welle
Des königlichen Bluts, das ehrlos er vergoß.
Groß war in Vincennes den Rebellen der Rebelle, —
Im Louvre war der Kaiser groß.
Fast eines Gotts bedarf's, zu weihen solchen Degen,
Roms Priesterkönig gab den Segen
Und hat den Schicksalsmann geweiht.
Der hatte vor sich selbst wohl insgeheim ein Bangen,
Die blut'ge Krone wollt' er darum nur empfangen
Aus einer Hand, die gern verzeiht.

III.

Gott, wenn er will, der ewig Gute,
Der Sünder durch Verbrecher oft
Bestraft, zerbricht die Völkerruthe
Wohl früher, als die Welt gehofft.
Er, dem einst Gott geführt den Degen,
Nennt: „Herr der Welt!" sich nun verwegen,
Und reckt sich bis zum Himmelsdom;
Trotzt dem Gesetz, dem heilig alten, alten,
Doch, wenn er glaubt, das Glück zu halten,
Entwischt dem Riesen das Phantom.

IV.

In seiner Frevel Nacht, die Siege grell erhellten,
Uneingedenk des Herrn der Welt, der ihn gesandt,
Zog dieser Mann von Stadt zu Stadt mit seinen Zelten,
    Und im Triumph von Land zu Land.
Sein grimmes Heer, es half zum Siege dem Geschlechte
    Des Galgacus, sie wurden Knechte,
    Die tapfern Söhne des Pelag.
Wenn er zu ihrem Herd heimführte seine Braven,
Besiegte Kön'ge lud er dann zu seinen Sklaven,
    Den Siegern, ein zum Festgelag.

Zehn Reiche nahm er weg und machte draus Provinzen,
Und nicht genug war dies, noch höher stieg der Hohn.
Ausruhen wollt' er nur, von einem Hof von Prinzen
    Umgeben, auf Europa's Thron.
Die Adler schickt' er aus, die manches Land durchflogen,
    Gewalt'ge Völkerheere zogen
    In langem Strom dem Norden zu.
Die Klippe fand er dort, die lange schon ihm drohte.
Die Völker schliefen: doch die Brunst, die morgenrothe,
    Hat sie geweckt aus ihrer Ruh'!

Ein König fiel er, groß vor Allen!
Doch was Verwegnes schwebt ihm vor?
Wohl nur, um nicht mehr halb zu fallen,
Rafft' er noch einmal sich empor.
Dann schaffte, weit von seinen Reichen,
Man ihn, den stolzen Mann, den bleichen,
Gefangen fort in eine Welt
Gleich ihm zertrümmert und geborsten:
Auf einem Felsen sollt' er horsten,
Wie er, zerrissen und zerschellt.

Hier, wie ein Lavastrom, erkaltet' er, es standen
Besiegte um ihn her, jetzt Sieger, — harte Qual!
Und der Tyrann — der Rest von einem! — fand in Banden
Sich beim Erwachen auch einmal.
Den Jubel hört' er noch beim Bau der neuen Throne,
Er wies dem Schiffsmann mit der Krone
Das Riff, — ein Leuchtthurm, strahlend weit.
Er starb. — Als das Gerücht erscholl in unsern Städten,
Da fühlte Jedermann sich ledig selbst der Ketten,
Von dem Gefangenen befreit.

So wankt der Uebermuth und geht dem Sturz entgegen.
Ein Hauch erhebt, ein Blick zerstört des Riesen Macht.
Sein Sattel war sein Thron, sein Scepter war sein Degen,
Sein Kaiserthum nur Eine Schlacht.
Die Geißel, die er einst geschwungen, ward zur Ruthe
Ihm selbst, ihm war nicht mehr zu Muthe
Wie einst im kühnen Schlachtenspiel.
Er stürzt sich in sein Herz, wie in den Schlund der Höhle, —
Ruhm und Verbrechen zog vorbei an seiner Seele,
Doch Elend fand er nur am Ziel.

V.

Ihr Völker, die ihr huldigt gerne
Den Henkern, wie dem Opferlamm:
Gönnt seinen kurzen Glanz dem Sterne! —
Es war kein ächter Heldenstamm.
Heroen, die der Tag vergöttert,
Und die der Nachwelt Fluch zerschmettert,
Sie täuschen Den nur, der nicht wacht.
Das sind die nächtlichen Auroren,
Durchzuckt von rothen Meteoren,
Nach denen keine Sonne lacht.

März 1822.

Zweites Buch.

1822 — 1823.

Nos canimus surdis.



An meine Oden.

... Tentanda via est qua me quoque possim
Tollere humo, victorque virum volitare per ora.
Virgil.

Erste Ode.

I.

Der Augenblick ist da: nun schwingt euch auf, ihr Oden,
In kühnem Fluge strebt zum Himmel auf vom Boden.
Es blitzt, der Donner rollt. Wohlan!
Der Glanz der Blitze gibt euch Helle,
Des Volksmeer's frischbewegte Welle
Steigt mit dem steigenden Orkan.

Wer lange Zeit geträumt von Opfern und Gefahren,
Dem ist's willkommen, wühlt der Sturm ihm in den Haaren.
Doch ich — o dürft' auf schönern Höhn,
Ein Geist, vom Glück emporgehoben,
Von Licht und Harmonie umwoben,
Ich eure Schleier flattern sehn;

Hätt' eure Gaben nie befleckt ein Ungeweihter,
Und nie ein schnöder Wurm die Blumen, licht und heiter,

In ekeln Geifer eingetaucht;
Und hätten nie die fremden Lüfte,
Die euch umwogen, andre Düfte,
Als süßen Weihrauch, ausgehaucht;

Dann meine Muse pries' ich laut, die stolz erblühte,
Und jedem Dichter sagt' ich, der um Ruhm sich mühte:
„O Bach, dich jagt zum Meer dein Muth.
Magst deine Wellen du, die frischen,
Keck mit dem Meer der Welt vermischen:
Denn bitter nicht ist seine Flut!"

II.

Beglückt, wer gern allein, vergessen lebt im Frieden,
Und weiß, wie Ungemach der Ruhm nur bringt hienieden,
Wie mächtig Neid und Hinterlist,
Die in den Weg dem Dichter treten,
Und daß die Palme des Poeten
Nur eine Martyrpalme ist!

Beglückt der Vogel, den nicht Sturm noch Jäger schrecken,
Der über Blumenaun hinfliegt und grüne Strecken,
Beglückt, wer nicht nach Eitlem ringt,
Der, was er soll, nur will erstreben!
Wohl dem, der lebt, nur um zu leben,
Und der nur, um zu singen, singt!

III.

Mein Lied, leb wohl! — Du jagst nach Ruhm? — In wenig Wochen
Schon wirst du an mein Thor, das festverschlossne, pochen.
Dann weinst du, wenn der Ruhm dir lacht,
Um jene Zeit, wo unterm Schleier
Du leuchtetest in stiller Feier,
Dem Stern gleich, der nur glänzt bei Nacht;

Um jene Zeit, wo dir nur Freunde, keine Richter,
Zuhörten Abends, still nur prüfend, weiche Dichter,
Gern einsam lebend, sich genug,
Die leicht gerührt ein Lied vergüten,
Und deren Hand Isaura's Blüten
In Akademos' Gärten trug.

Ein Engel kamst du einst daher auf goldnen Schwingen,
Und pflegtest vor dich hin manch heil'ges Wort zu singen,
Du brachst der Herzen dumpfen Bann,
Du sangst von allem Großen, Schönen,
Von Allem, was die Leier tönen,
Und was die Seele träumen kann.

In der Arena rangst du um die höchsten Preise;
Gutmüthig den Olymp, den ganzen, jenem Kreise
Von Mitbewerbern ließest du.
Um aufzuhalten die Gesellen,
Wie Atalanta's Freund, die hellen
Goldäpfel warfst du ihnen zu.

Mit Sylphen spieltest du und mit des Waldes Feen.
Die alten Fascen mit den heutigen Trophäen
Vereintest du in kühnem Schwung.
Du sangst von Krieg, von Noth und Jammer,
Und holtest in der gothischen Kammer
Die alten Sagen, ewig jung.

Vom Dreifuß oft herab verfochtest du die Krone,
Und brachtest frommen Trost der Hütte wie dem Throne;
Die Unschuld stand in deiner Hut.
In der Geschichte düstern Hallen
Oft ließst du eine Thräne fallen,
Ach, in ein ganzes Meer von Blut!

IV.

Sei's denn, ihr Lieder! Zieht und wandert, wie die Schwalben,
Lebt wohl! Und bleibet treu der Heimath allenthalben!
Wenn nie des Zweifels Spur hervor
Sich darf an Eurem Herzen wagen,
Wenn Eurem Singen, Eurem Sagen
Man heimlich gerne leiht das Ohr;

Wenn Eure Segel kühn auf hohem Meer sich wiegen,
Verschlagen kreuz und quer, im Wind zerrissen fliegen,
Ach, wenn dann nur Ein treuer Geist,
Ein Freund, der kämpfen mit den Wellen
Euch sieht, das Ufer mag erhellen,
Und Euch den Weg zum Hafen weist!

Ja, säh' ich sinken Euch, die Thränen würd' ich sparen!
So zieht denn muthig aus und trotzet den Gefahren,
Bekämpft die Schlechten überall.
Ein Scepter auch ist eine Laute!
Mit hohen Kräften überthaute
Gott selbst des Liedes süßen Schall.

V.

Der Dichter, der erglüht vor aller Welt verborgen,
Er gleicht dem hohen Berg, der rosenroth am Morgen
Vor allen andern blinkt zu Thal,
Der alle Schatten überfunkelt,
Und Nachts, wenn noch so schwarz es dunkelt,
Aufsaugt der Sonne letzten Strahl.

1823.

Die Geschichte.

Ferrea vox.
Virgil.

Zweite Ode.

I.

Der Nationen Loos hat, gleich des Meeres Schlünden,
Manch tief verstecktes Riff, und Wirbel, wild bewegt.
Blind ist, wer im Geschick der Völker Nichts kann finden,
Als toller Wellen Kampf, von Wind und Sturm erregt.

In diesen Stürmen weht der starke Hauch des Himmels,
Ein Strahl von Oben blitzt Erleuchtung in die Nacht.
Wenn in den Schrei des Tods der Schrei des Festgewimmels
Sich mischt, durch all den Lärm — Ein Laut dringt durch mit
Macht.

Und die Jahrhunderte, — ein Riese nach dem andern
Tritt auf, ihr Wünschen ist sich gleich, ihr Schicksal nicht: —
Ein Ziel ist's, dem sie zu auf hundert Wegen wandern,
Auf jedem Leuchtthurm, fern und nah, dasselbe Licht.

II.

O Muse, jede Zeit umfaßt dein Auge, blühen
Siehst du die Zukunft fern und ihren Wunderkreis.
Denn Tage, Jahre, selbst Jahrhunderte, sie ziehen
Im ew'gen Strome kaum ein flüchtiges Geleis.

Ihr Henker, zweifelt nicht! Ihr, Opfer, glaubt's: durch alle
Zeiträume, zu den Höhn und in die Tief' hinab
Dringt ihrer Fackel Licht, und eines Tempels Halle
Oft baut sie, wo zuvor nicht einmal war ein Grab.

Dem Helden, der erliegt, reicht sie die Hand, die weiche,
Und dem Erobrer bricht den Wagen sie entzwei,
Sie wandelt ihren Weg im Staub zermalmter Reiche,
Und zeigt, wie überall Gott waltet groß und frei.

Jahrhunderte um sich vereint sie, längst vergangne,
Und setzt den Giebel auf der alten Burg der Zeit,
Bis in die Zukunft schleppt sie, eine Kriegsgefangne,
Die nur unwillig folgt, selbst die Vergangenheit.

Bricht eine Welt entzwei, die Trümmer zu erbeuten
Ist sie bemüht, und folgt dem Wrack hinauf, hinab
Auf weitem Meer, ihr Blick, inmitten zweier Zeiten,
Die letzte Wiege sieht er und das erste Grab.

1823.

Die schwarze Bande.

Ein namenloser, frommer Wandrer unter den Ruinen meines Vaterlandes . . . Ich betete.

Ch. Nodier.

Dritte Ode.

„O Mauern, Wälle, Zinnen, Erker,
Zugbrücken, leuchtend überm Thal
Vornehme Schlösser, niedre Kerker,
Konvente, Klöster, reich an Zahl;
Ihr modernden Gewölb', ihr alten
Festsäle, wo Bankette schallten,
Und fromme Hymnen klangen mit;
Ihr Kirchen, wo in frommem Minnen
Einst unsre Mutter lag, ihr Zinnen,
Auf denen unser Urahn stritt!

Ihr Schlösser, unsrem Königsstamme
Treueigen! Die der Glaube stützt,
Ihr Tempel, die die Oriflamme,
Paläste, die das Kreuz beschützt!
Ihr Liebeshöfe! Siegesbogen,
Vom Schimmer unsres Ruhms umzogen!
Kapellen, Klöster, einsam, klein,
Gewaltig, — immer dicht verschleiert,
Ihr Burgen, die die Sage feiert,
Ihr Mauern, lauter Licht und Schein!

Ihr Monumente aus den Tagen,
Wo unser Volk ein Kind noch war,
Ruinen ihr, um die wir klagen,
Ihr schwebt in stündlicher Gefahr!
Provence, Armorica, an Trümmern
So reich, die täglich matter schimmern,
Wo einst des Ritters Waffe hing,
Zerfallne Thürme, Burgen, Dome,
Du heil'ges Bett von einem Strome,
Der, ach, schon lang versiegen ging!

Der Helden Lebewohl erschallen
Hör' ich in alter Schlösser Ruh.
Oft in zerstörten Tempelhallen
Blitzt mir ein Strahl vom Himmel zu.
Ich suche gern der Helden Spuren,
Wo glänzend sie vorüberfuhren,
Die Kraft, die Throne baut' und brach.
Wo ist nun all ihr Glanz und Schimmer?
Du altes Echo dieser Trümmer,
Hallst du noch ihre Stimme nach?

Oft, träumerisch, mit stolzer Miene
Hat meine Muse umgethan
Die Schärpe sich der Paladine,
Oft schnallte sie den Panzer an,
Sie trug ein rost'ges Schwert in Händen,
Die Beute, die von morschen Wänden
Sie nahm, aus moderndem Versteck.
Ja, selbst ein Roß hat sie bestiegen,
Sie wollt' in alle Weite fliegen
Und goldne Sporen trug sie keck.

Ich liebt' ein Schloß mit wald'gen Gängen,
In stiller Einsamkeit versteckt,
Ein Thor mit Epheuüberhängen,
Durch Thürme rechts und links gedeckt.
Gut war ich selbst den schwarzen Schwärmen,
Die nächtlich um die Dächer lärmen,
Den heisern Dohlen und den Kräh'n,
Die, krächzend ihre Kirchhofweisen,
Um Zinnen in gewundnen Kreisen
Und Thürme sich gespenstisch dreh'n.

Kirchthürme, wo im Abendscheine
Die Ranke bebt beim Glockenlaut,
Die Stufen zu dem heil'gen Steine,
Wo müd der Wandrer sich erbaut,
Die Kirche, ihre Gräber hütend,
Wie Tauben, über Eiern brütend, —
Sie liebt' ich all, die Burg zumal,
Die stolz zur Festung sich erweitet,
Und ihre Arme mächtig breitet
Wie Geierflügel über's Thal.

Den Wachtthurm liebt' ich, der vom Tone
Des Horns, der Glocke bebt nicht mehr,
Den Saal, in welchem die Barone
Zusammenkamen ohne Wehr,
Die Fensterscheiben all, die matten
Und farbigen, die düstern Schatten
Der Gruft, wo in der Eisentracht
Die Helden unterm Schutt von Thürmen
Still schlafen, taub den Wetterstürmen,
Gleich wie am Abend vor der Schlacht.

Jetzt bergen tief in den Kaskaden,
Von dichtem Strauchwerk überdeckt,
Die schlanken Säulen der Arkaden
Die Stirne, wie vor Scham versteckt.
Granitne Trümmer, grüne Rasen,
Worauf verirrte Ziegen grasen,
Ein morscher Thurm, ehrwürd'ger Rest,
Die Heimath kühner Abenteuer...
Der Adler horstet im Gemäuer,
Die Schwalbe baut daran ihr Nest.

Gleich diesem Wandervogel fliegen
Mag gern der Dichter, frisch und wach.
Er geht mit Lust auf seinen Zügen
Den Trümmern und dem Frühling nach.
Ihm lächelt mit vertrauten Mienen
Das Ritterthum aus den Ruinen,
Von Helden spricht der Hauch des Winds,
Die hier einst ihre Wohnung hatten.
Und sind es heute Nichts als Schatten,
Die Schatten doch von Riesen sind's!

Ehrt diese Trümmer, o Franzosen!
Gott liebt ein Kind, das, fromm und zart,
Auch in der Zeit, wo Stürme tosen,
Getreu der Väter Erbschaft wahrt!
Wie einen Ruhm, der uns entfallen,
Zählt jeden Stein in Trümmerhallen;
Neu rauschen soll, was längst verfloß!
Frankreich soll Gallien wieder haben,
Das Heute der Erinnrung Gaben,
Der junge Fürst sein altes Schloß!"

II.

Schweigt, Saiten, still! Verstumm', o Leier des Poeten!
Ruhmvolle Trümmerwelt, erfülle dein Geschick!
Kein Freundesauge folgt dem Staub, dem windverwehten,
    Lang nach mit stummem Schmerz im Blick.
Sinkt hin, ihr Trümmer, ihr, die Zeugen alter Zeiten,
    Wollt ihr noch länger sie begleiten,
    Die heut'ge liebelose Welt?
Stürzt ein, Ruinen! Als verlorne Posten wachtet
Vor einem Lager ihr zu lang schon, das, umnachtet,
    Der ew'ge Schlaf gefesselt hält.

Ja, rascher muß noch gehn die Zeit! Will sie sich sperren?
Wie? Sahn wir unter uns Heroen nicht erstehn,
Die Könige mit Wuth aus ihren Gräbern zerren,
    An Leichen Henkerdienst versehn?
Ha, welch ein Stolz für uns! Die alten Bücher melden
    Aus Rom und Sparta Nichts von solch erhabnen Helden,
    Die so Gewaltiges vollbracht!
Grabsteine, Kirchen, Staub zermalmen und verstreuen —
Wie groß! — Sie schleudern Bann und Acht, die Herrn, die neuen,
    Selbst in des Grabes heil'ge Nacht!

Wer ist der Gott, der sie zu solchen Heldenstücken
Begeistert? — Hocherfreut, daß sie entdeckt das Nichts,
Vielleicht nur wollten sie die Gräber leer erblicken,
    Leer wie ihr Himmel, baar des Lichts.
Hohn bieten wollten sie vielleicht dem Todesschrecken,
    Um einen edlen Baum zu strecken,
    Griff man ihn an der Wurzel an? —

Noch Hekatomben gab's zu schlachten für die Schergen,
Man übte Muth und Kraft inzwischen noch an Särgen,
Und machte sich an Wiegen dann . . .

So mögen sie denn nahn, die so zum Krieg sich stählen,
Die Helden allzumal, gewöhnt an Mord und Raub!
Sie finden Feinde hier, wie sie sie gern sich wählen:
Ruinen, Trümmer, Schutt und Staub.
Durch offne Thore tritt man, ohne sich zu schlagen,
Mit leeren Thürmen kann man's wagen,
Man siegt, weil nicht Ein Feind erscheint.
Nur hüte sich die Schaar, daß nicht die alten Braven
Erwachen, die im Schutt zerstörter Mauern schlafen,
Sie sprächen: „Ha, ein fremder Feind!"

Einsam, den andern fremd, will dies Jahrhundert ragen!
Brecht diese Mauern ab, noch heute fest wie Erz.
Wozu die Reste noch aus längst vergangnen Tagen,
Vergangen auch für unser Herz?
Das Erbe dieses Ruhms bedarf ganz andrer Wächter,
Und für die flüchtigen Geschlechter
Von heut ist's eine Last und Pein.
Es hält und hemmt sie nur in ihrem kühnen Schwunge:
Nach der vergangnen Zeit was fragen wir? — Die junge,
Die künft'ge kümmert uns allein.

Ihr rühmt die alte Zeit, schwerfällig, dumpf und düster? —
Wir haben Rechte, wo für sie es Pflicht nur gab.
Auch wir sind tugendhaft. Wir morden unsre Priester,
Und schlachten unsre Kön'ge ab.

Alt-Frankreichs Ehre fiel dem neuen Wahn zum Raube,
Der Hoffnung Bruder flieht, der Glaube,
Ein Volk, das so viel Böses thut.
Die Tugend wird verdrängt und muß dem Laster weichen,
Verschüttet ist ihr Pfad, wie unter Dorngesträuchen
Verlassner Tempel Schwelle ruht.

Erinnerungen nehmt dem Land nur, auch die letzten,
Bald ist die Majestät des Alters abgethan.
Der Heimath reißt vom Leib den Purpur, den zersetzten,
Und spottet der Entblößten dann! —
O heil'ge Mutter, stets sei solche Schuld uns ferne:
Wir rühmen die erloschnen Sterne,
Und singen alten Ruhm und Preis.
Denn unsre Muse, jung und muthig, mag auch rütteln
Die Anarchie am Thron, wird nie ihr Banner schütteln,
Vom Staub der edlen Vorzeit weiß!

1823.

An meinen Vater.

Domestica facta.
Virgil.

Vierte Ode.

I.

Weh, eine Leier nur, und nie wird mir ein Degen!
Im Dunkeln immer soll mein Leben sich bewegen?
Und folgen soll ich nie im Feld der Helden Spur? . .
In Strophen darf ich nur ausschütten meine Klage,
Mit leeren Träumen, ach, vergeud' ich meine Tage,
Und all mein Herz in Liedern nur!

Erwacht ist Hellas, das mit seinen Zwingherrn rechtet,
Den Christenkön'gen zeigt sein Kreuz es, schnöd geknechtet,
Ein Hülferuf erschallt vom spanischen Gefild.
Was auch das Volk gefehlt, erwacht ist sein Gewissen!
Verwaist, dem Kinde gleich, der Mutterbrust entrissen,
Verlor sein alter Thron des alten Rechtes Schild.

Oft, Vater, griff ich schon im Traum nach Deinem Degen,
Ins Land des Cid hinab stieg ich auf steilen Wegen
Mit unsrem Heer. Die Lust zum Kampf war ohne Maß.
Nach Hellas zog ich: ha, Spartaner, Ihr sollt sagen:
„Zwar kein Tyrtäus war der Franke, doch geschlagen
Hat er sich wie Leonidas!“

Ach, eitle Träume! — Doch der Dichter bleibt dem Helden
Getreu, und ist bereit, sein Lob im Lied zu melden,
O Vater, und der Schaar, die treu Dir war wie Gold.
Ob Führer, ob Soldat, — es schmückt mit ew'gem Ruhme
Der Dichter Euch das Haupt, ihr Sieger! — Jeder Blume
Des Frühlings, doch zumeist dem Lorbeer ist er hold.

II.

Des Kampfes Palme raubt Euch Niemand, ihr Franzosen!
Selbst unterm Zwingherrnjoch noch bliebet Ihr die Großen;
Den großen General, Ihr habt ihn groß genährt.
Unsterblich ist er nur durch Eures Ruhmes Strahlen,
Und unauslöschlich steht sein Nam' in den Annalen
Der Welt: es schrieb ihn Euer Schwert.

Ein Blatt an jedes Volks Geschichte umgeschlagen
Hat Er. Die Fürsten spannt' er vor den Siegeswagen,
Vernichtung gab der Herr in seine blinde Hand.
Schwer unter seinem Druck hat alle Welt gelitten;
Die Reiche schwanden jäh hin unter seinen Schritten,
Wie eines Kindes Schrift verwischt im Ufersand.

Das Schicksal schmeichelt' ihm: dann hat es ihn zerbrochen!
Wie mocht' er auf sein Glück, so schwank und morsch, doch pochen
In seinem Stolz, auf den stets folgt der jähe Fall?
Unglücklicher, wie konnt' in Deinem Hirn erwachen
Der übermüth'ge Wunsch, Fußschemel Dir zu machen
Aus den zerschellten Thronen all?

Es kam sein Tag. Er floh. Nur Fetzen noch und Streifen
Von einem Heere sah nach Frankreich man ihn schleifen,
Geschütz und Roß und Mann, entronnen kaum dem Streit.
So stürzt ein Adler, den die Kugel traf, hernieder
Aus Himmelslüften und es flattert sein Gefieder,
Das blutige, vom Wind verzettelt weit und breit.

In Staub und Asche ruht er nun, verdorrt und hager;
Kein Hof von Kön'gen mehr umsteht sein Kriegerlager,
Und harrt, bis er empor aus seinen Träumen fährt.
Europa, das sein Arm so lange hielt gebunden,
Es sitzt vor seinem Zelt nicht mehr, und zählt die Stunden,
Wie lang sein finstrer Schlummer währt.

Franzosen, nehmt zurück den Ruhm, den Andre nahmen.
Lang blitzt' Ein Degen nur, es tönte nur Ein Namen,
Und bis zum Ueberdruß gesungen ward sein Lob.
An seinem Staube meßt nun seiner Höhe Spitzen!
Wer siegte nicht, bewehrt mit Eures Adlers Blitzen?
Groß ist, wen Euer Arm hoch auf den Schild erhob.

Heut krönt noch Euer Haupt des Brennus Stern mit Schimmer,
Zu seinen Festen lädt der Sieg Franzosen immer,
An ihrer Ruhe hängt der Frieden einer Welt.
Mit seinem Banner zog stets nach dies Volk den Schritten
Moreau's, Condé's, Xaintrailles'; und bracht' es, arg zerschnitten,
Zerfetzt, doch immer heim vom Feld.

III.

Du, Vater, falte nun Dein Wanderzelt zusammen,
Von Deinen Fahrten laß uns bei des Abends Flammen
Vernehmen, hier im Kreis der Deinen enggesellt.
Zwar Schätze ließest Du uns nicht, sie sind geschmolzen,
Doch Deine Söhne sind zufrieden mit dem stolzen
Erbtheil: Dein Name strahlt in Ehren vor der Welt.

Ich sehe, leider, und es will mein Herz beengen,
Bestaubt, an morscher Wand, Dein edles Rüstzeug hängen,
Und Deine Fahne hält des Schlafes Zauberbann.
Mein Roß, das da nur schnaubt, wo Liederkämpfe schallen,
Steht unter'm Schirm und Schutz zerfallner Säulenhallen;
Der Rost verzehrt Dein Kriegsgespann!

So mag Dein Schwert denn Glanz verleihen meiner Leier
Und meiner Stimme Klang, die singt zu Deiner Feier,
Wenn in sein Saitenspiel die Hand des Sohnes greift.
Von Deinen Schlachten sing' ich heute noch wie gestern,
Stolz, wie ein Knabe, der, zum Schrecken seiner Schwestern,
Des Vaters Säbel nach mit schwachen Händen schleift.

August 1823.

An Europa's Könige.

Das „Freimahl".

In Rom herrschte ein alter Brauch: den Tag vor der Hinrichtung der Verurtheilten gab man ihnen am Thore des Gefängnisses einen öffentlichen Schmaus, den man das „Freimahl" (Henkermahl) nannte.

Chateaubriand, die Märtyrer.

Fünfte Ode.

I.

Der Prätor, wenn er dem Olymp zum Opfer weihte
Das Evangelium, und Richtersprüche streute
Den Götzen zum Gewinn;
Wenn er zum Tod verdammt die Christen, froh gleich Siegern,
Und wenn nach ihrem Raub den Göttern und den Tigern
Schon stand der gier'ge Sinn;

Dann gab er noch ein Fest den Frommen, eh' sie büßten;
Den bittern Wermuthkelch mit Honigseim versüßten
Die Römer ihnen mild,
Den Märtyrern, die schon sich sahn an Gottes Stufen: —
Als wär' ein Schmaus ein Trost für sie, die Er berufen
Ins himmlische Gefild.

Im Purpur saßen sie, mit ernsten, frommen Zügen,
Falerner sprudelte in großen, weiten Krügen,
Von Myrten rings umblüht,

Im Cyper-Weine schwamm des Hybla-Honigs Süße,
Aus goldnen Vasen wusch mit Narden man die Füße
Den Gästen, wund und müd.

In drei Welttheilen ward geplündert Wald und Welle
Für dieses freie Mahl, erschöpft die reiche Quelle
Des Gartens der Natur;
Als sollten sie vor'm Tod in Lust noch einmal baden,
Als hätte Sybaris zum Schwelgen sie geladen
Am Tisch des Epicur.

Der Tiger brüllt indeß und schüttelt seine Bande,
Ausschaut der Leopard schon lechzend nach dem Sande,
Der die Arena deckt.
Die Bestien staunen — nicht so zahm sind Roma's Frauen, —
Daß Menschen klatschen, wenn sie ihre Zähn' und Klauen
Mit Menschenblut befleckt.

Den Löwen warf man vor die Priester, die Geweihten,
Als Leckermahl: — wie wohl ein Höfling schon zu Zeiten
Dem eklen Herrn es bot.
So lang beim freien Mahl die Heiligen sich trafen,
Stand hinter ihnen starr, gleich einem stummen Sklaven,
Aufrecht der blasse Tod.

II.

O Könige, ein Fest ist Euer ganzes Leben!
Der Pöbel sieht mit Neid Euch an die Lippen heben
Den Goldpokal der Lust.
Doch mischt ein greller Schrei sich in das Festgepränge:
Heut brüllt, und morgen springt das Tigerthier, die Menge,
Euch wüthend an die Brust.

1823.

Die Freiheit.

Christus nos liberavit.

Sechste Ode.

I.

Ward von unreiner Hand entweiht der Ort, der reine,
Den Tempel, öd und kahl, flieht dann des Volkes Schaar.
Der treue Priester nur kniet betend auf dem Steine,
Streut Weihrauch mehr als sonst, und beugt im Dämmerscheine
Die Stirn noch tiefer vor'm geschändeten Altar.

II.

Nein, schöne Pilgerin an unsrem öden Strande,
O Freiheit, Morgenroth, das unter Stürmen tagt,
Kind Gottes, Schwester du der Fürsten, oft verkannte,
Nie hab' ich dir Lebwohl gesagt!

Selbst unberufen wagt die Muse zu erscheinen,
Sie weint mit denen, die da weinen,
Und beut der Tugend warm die Hand.
Des Fechters Kette trägt am Fuße nicht, des feilen,
Mein Hymnus, nein, ihr seht in die Arena eilen
Ihn froh im Märtyrergewand.

In jungen Tagen, wo des Herzens edle Blüten
Aufspringen, wo man wagt, dem Schicksal Trotz zu bieten,
Und lächelt, wenn es droht, mit stolzem Selbstgefühl,
Vor jener Stunde, die verscheucht der Hoffnung Strahlen,
Und wo die Seele, müd der Qualen,
Vom frischen Morgen steigt zum Mittag, heiß und schwül;

Da sprach ich: „Sei gegrüßt, du Liebliche, du Strenge!
O Freiheit, Huldigung bringt gern die Welt dir dar.
Sie liebt wie eine Braut dich heiß, der Ehren Menge
Zollt sie der Ahne grauem Haar.
Heil dir, du sprengst das Band gedrückter Sklavenseelen,
Und lieber weilst du, als in Sälen
Der Zwingherrn, beim gefangnen Mann.
Am Kidron rauscht dein Lied, wie an Permessus' Wellen,
Verheißung, Kraft und Trost, die deinem Mund entquellen,
Wehn noch im Tod den Helden an." —

So sprach ich. — Siehe da, die Weisen dieser Erde,
Zum Trunknen sprachen sie mit lächelnder Geberde:
„Die Freiheit! Ja, nun wird kein Auge mehr durchnäßt!
Kein Blut mehr! Alles Volk schmückt sich zu ihrer Feier,
Sie naht, die Göttliche, komm, du, ihr junger Freier!" . . .
Ich kam und Palmen bracht' und Blumen ich zum Fest!

III.

Gott, ihre Freiheit war ein scheußlich Ungeheuer!
Sie nannte Wahrheit sich: — sie war ein nacktes Bild!
Sie schrie und stammelte in fiebertollem Feuer,
Das Laster war sie, frech und wild.

Ein Scheusal, hochgereckt, so war sie anzuschauen,
Mit gräßlichen Harpyenklauen,
Ein hundertarm'ger Riesensohn.
Roms Beute hängte man dem Götzen um zur Feier,
Auf seinem Kapitol saß statt des Aars der Geier,
Die Hölle war sein Pantheon.

Und Beil und Folter, stets dienstwillige Schergen beide,
Sie führten Sterbende ihm vor zur Augenweide,
Ein ganzes Volk zertrat der wüste Höllenbrand;
Und Weise, salbungsvoll im Lügen, wenn er trunken
Von Blut, durch Staub und Schutt oft taumelt', halbgesunken,
Sie reichten hülfreich ihm die Hand.

Hier das Gesetz Lykurgs, ein Sodom gleich daneben!
Unheil bringt jeder Tag, ein neues Bubenstück.
Durch's Nichts der Seele soll zum Gott der Mensch sich heben, —
Das alte Chaos kehrt zurück.
Nach Königskronen schlägt das Schwert, und Haupt und Krone,
Sie fallen unter lautem Hohne,
Und wilde Stürme brüllen drein.
Ein Restchen Ewigkeit läßt man, als wie zum Spiele,
Noch Gott, er mag die Welt im himmlischen Exile
Vergessen, — und vergessen sein!

IV.

Die Weisen sprachen: „Heil! Es kommt, wie wir gesprochen:
Athen und Rom, dein Tag ist wieder angebrochen!
Ihr Völker, reißt den Zaum des Königthums entzwei!
Freiheit, die höchste Macht hast du uns selbst gegeben,
Und Keiner soll als Herr sich über uns erheben,
O souveränes Volk, sei glücklich und sei frei!" —

Tyrannen schmeicheln? Pfui! Sie lügen um die Wette! —
Sultane Afrika's und Asiens, grausam nennt
Man euch? — Wie herrscht ihr mild, wie leicht ist eure Kette
Für den, der diese Henker kennt!
Preist, ihr Verworfnen, die kaum ihren Pascha's fluchen,
Die äthiopischen Eunuchen,
Verstümmelt nicht durch eigne Wahl!
Preist jene Stummen, die gebückt durch's Harem schleichen,
Die Sklaven, die dem Herrn still ihren Nacken reichen,
Und fallen ohne Lärm und Qual.

In Jaspis und Porphyr erglänzt des Sultans Halle,
Er tritt Purpur und Gold und Ambra und Koralle
Mit Füßen, hundert Frau'n entlocken kaum einmal
Ein Lächeln ihm. Dem Volk mit kümmerlichen Zügen
Verkündet seines Herrn Vergnügen
Am Thore des Serails der blut'gen Köpfe Zahl.

Glücksel'ges Volk! — Zwar tobt oft wild und ungezügelt
Der Janitschar und wirft Brandfackeln ihm ins Haus,
Fort rast die Feuersbrunst, vom Wind der Nacht beflügelt,
Und schlägt nach allen Seiten aus.
Glücksel'ges Volk! — Zwar ist ein Spielball nur sein Leben
Für den Vezier, Giftdünste schweben
Und hauchen Tod ihm ins Gesicht.
Es bückt erschrocken sich tief unterm Joch von Eisen...
Dreimal gesegnet Volk! — Die Freiheit unsrer Weisen,
Die vielgerühmte, kennt es nicht!

V.

Frankreich! In dieser Zeit der Schrecken floh von hinnen
Die Freiheit und mit ihr der Tugend hoher Muth.
Soll wieder dieser Stern den Lauf für uns beginnen,
Dann muß der Volksstrom hell in seinem Bette rinnen,
Im Schatten eines Throns, der auf Gesetzen ruht.

Ein Gott nahm von der Welt des Bösen Joch, das schwere;
Von Anfang stand er in der Unterdrückten Reihn.
O Kön'ge! — Bruderlieb' ist seine hohe Lehre!
Volk! — Niedrig war er, arm und klein.
Die Freiheit lächelt, wo nur edle Opfer sinken,
Wo patriot'sche Herzen winken,
Hingebung und Begeistrung ganz.
Die Freiheit achtet gleich Vendée und Thermopylen,
Codrus und Malesherbe krönt sie, die werth vor Vielen
Ihr sind, mit Einem Lorbeerkranz!

IV.

Ward von unreiner Hand entweiht der Ort, der reine,
Den Tempel, öd und kahl, flieht dann des Volkes Schaar.
Der treue Priester nur kniet betend auf dem Steine,
Streut Weihrauch mehr als sonst, und beugt im Dämmerscheine
Die Stirn noch tiefer vor'm geschändeten Altar.

Juli. 1823.

Der Krieg in Spanien.

Sine clade victor.

Siebente Ode.

I.

Wie ist das Königthum ehrwürdig, groß und mächtig,
Die Tochter alter Zeit, ihr graugelocktes Kind,
Ein Stern, der heut noch glänzt im Dunkel, mitternächtig
Und schwarz, wo viele nicht mehr sind.
Den Adler lehrt's, dem Schwan, den Geier lehrt's, der Taube
Gehorchen, und es webt der Glaube
Um's hohe Haupt ihm Himmelsglanz.
Es gürtet um sein Schwert, geweiht auf dem Altare,
Und steigt von Gruft zu Gruft. Der Heil'genschein, der klare,
Steht schön zum königlichen Kranz.

Wie ist das Königthum, ihr Völker, schön, voll Segen!
Wohlthätigkeit allein ist's, die sein Recht ihm gab.
Mit einem Kreuz bedeckt, wenn sich Rebellen regen,
Sein starker Arm den Königsstab.
Der eherne Koloß, hoch über'm Volke ragend,
In beiden Händen Feuer tragend,
Ein Leuchtthurm ist's, weit sichtbar, hehr!
Vergangenheit verknüpft und Zukunft seine Helle.
Auf beiden Ufern steht sein Fuß, an den die Welle
Vergebens schlägt, im Zeitenmeer.

II.

Doch welche Last muß auf sich nehmen,
Wer zu des Thrones Höhen steigt,
Wer unter'm Joch von Diademen
Die unglücksel'ge Stirne beugt!
Sein Herz, erfüllt von hohem Streben,
Darf nicht vor'm Blitz und Abgrund beben,
Sich selber sei er Stütz' und Stab.
Ein König, würdig seiner Krone,
Wird niedersteigen nicht vom Throne,
Doch steigen wird er in das Grab.

Gleich einem Krieger muß das Schwert der König tragen,
Wenn ihren Feuerbrand schwingt der Parteien Macht,
Und seines Degens Blitz muß, was sie mögen wagen,
Auf sie gezückt sein Tag und Nacht.
Sein Hofgesinde sei sein Heer, und vor dem Schlosse
Mag es sich lagern, Mann und Rosse,
Mit seiner Waffen lichtem Strahl.
Denn Krieg und Königthum sind ewige Genossen;
Und Niemand bricht entzwei das Scepter Karls des Großen,
Eh' er zerbrochen Rolands Stahl.

III.

Roland! — Hat nicht geweckt das Jauchzen deinen Schatten,
Das unser Heer erhob, im Thal von Ronceval,
Als jüngst die Pyrenä'n sie überstiegen hatten? —
Sprich, schienen's Ritter nicht zumal? —

Auf seinem Grabe saß der Held, und sah im weiten
Ebro-Gefild die Flügel breiten
Das Heer, dem Adler gleich im Flug.
Es kam vom Berg herab, wie eine Donnerwolke,
Der Helmbusch flog, ein Schreck dem neuen Heidenvolke,
Den Karl Martell vor Zeiten trug.

Und noch ein Schatten, groß nicht minder,
Der stets im Haar den Zwingherrn lag,
Ein zweiter Mauren-Ueberwinder,
Grüßt' unsre Truppen, Held Pelag.
Castiliens alten, stolzen Leuen
Spannt' er an unsres Ruhmes neuen
Kriegswagen, ward mit uns vertraut,
Rief unser Kriegsgeschrei, dem Heere
Gesellt mit seinem Geister-Speere,
Und: „Freunde!" rief er zu uns laut!

IV.

Noch rauchte Spanien von des Erobrers Schritten,
Und, überwältigt, trug es unsre Freiheit stumm.
Von blut'gem Arm umfaßt hat weinend es gelitten
Um sein jungfräulich Königthum.
Das edle Volk, gedrückt von niedrigen Tyrannen,
Dem Scheusal, das es wollt' umspannen,
Flucht' es, und hatt' am Krieg genug,
Genug an diesen Herrn und Führern, — feilen Seelen!
Drum rief es fremde Hilf', — es hatte kaum zu wählen! —
Ins Land, das willig sie ertrug.

Und Frankreichs Heer erschien! — Vom Bosporus zum
Rheine,
Ihr Völker, hoch im Nord, gen Abend und Mittag,
Ihr, denen noch die Angst im Arm liegt und im Beine
Vor jener Krieger derbem Schlag;
Ihr Nationen, kaum entronnen ihren Ketten,
Die ihr euch einst, um euch zu retten,
Habt in des Siegers Joch geschmiegt,
Ihr Potentaten, Städt' und Reiche, Kön'ge, Prinzen,
Ihr mächt'gen Staaten, einst französische Provinzen: —
Ihr fragt: ob jenes Heer gesiegt? —

Die Anarchie kennt allerwegen
Jetzt unsres guten Stahls Gewicht.
Und Spanien, frei durch unsern Degen,
Braucht darum zu erröthen nicht.
Die Völker alle stehn zusammen,
Wenn ihnen droht mit Mord und Flammen
Des zügellosen Drachen Gier,
Sie haben, stark durch Liebesbande,
Den Tempel all zum Vaterlande,
Ein heil'ges Kreuz ist ihr Panier.

V.

Madrid, du wirst fortan nicht mehr nach alter Sitte
Lobpreisen jenen Sieg, der Euch sich zugeneigt,
Der einen König einst in Eures Volkes Mitte
Euch als Gefangnen hat gezeigt.
Denn Cadix ist es, das uns für Pavia rächte,
Der Ruhm gab alle seine Rechte
Zurück dem Heldenschatten gern.

Welch ein Franzos einst sein Gefangner ist gewesen,
Madrid vergißt's, es hat gesehn, wie wir sie lösen,
Die Ketten der gekrönten Herrn.

Castilier, nun laßt des Festes Fackeln scheinen
Von Saragossa bis fern nach Almonacid,
Laßt Eure Palmen sich mit unsern Lorbeern einen,
Ihr singt Bayard und wir den Cid.
Das alte Louvre mag dem Escurial, dem alten,
Antworten, unsrer Banner Falten,
Sie mögen in einander wehn!
Und einen Altar sollt bei Gades Ihr errichten!
Wo sich Pelag erhob, da sollen Flammen lichten
Die Nacht auf allen Bergeshöhn! —

Sind keine Zeugen zu erwecken?
Wo ist der neue Decius Mus?
Des Scävola das Kohlenbecken, —
Der Abgrund harrt des Curtius.
Ha, wie sie all im Staube jammern,
Des Bourbon heil'ges Knie umklammern,
Der über ihnen blitzend thront! . . .
Der Sieg ist mild: sie sind geschlagen,
Unglücklich war ihr schlimmes Wagen,
Sie beugen sich, sie sind verschont.

VI.

Nur, um zu zücht'gen, wird ein Bourbon niemals kämpfen,
Und siegt er, beut er stets verzeihend seine Hand.
Doch löscht er aus den Geist der Rotten, den zu dämpfen
Er kam, bis auf den letzten Brand.

Vor wie viel Uebeln, Volk, hat dich sein Arm behütet!
Entsetzliche Verbrechen brütet
Das Scheusal aus und seine Brut.
Wir haben es besiegt: — wir waren seine Beute
Einst selbst! — Ein Königshaupt, das fällt, wir wissens heute,
Das kostet Blut und wieder Blut!

Landsleute, Krieger, kommt! Die Mütter sind zufrieden:
Sie stützt nun Euer Arm, die Welt kann ruhig sein.
Viel Throne warft Ihr um, heut ist es Euch beschieden:
Ihr setzet Kön'ge wieder ein.
Des Stiftes Hütte wird im Zelt nun aufgeschlagen,
Gott setzt auf Euern Siegeswagen
Die heilge Bundeslade nun.
Des Himmels Legion wird mit Euch stehn und fechten,
Bei den Gefäßen des Altars zu seiner Rechten
Soll künftig Euer Kriegshelm ruhn! —

VII.

Es ist geschehn! Die schlechte Sache
Ist hoffnungslos und duckt sich stumm.
Frankreich hat Gott erwählt zur Wache
Für das bedrohte Königthum.
Sein Geist durchschaut die Bösewichter
Und leuchtet, wie die sieben Lichter
Im Tempel an des Jordans Strand.
Es ist der Throne Schutz und Segen,
Sein Schwert ist wie des Engels Degen,
Der einst an Eden's Pforte stand.

November, 1823.

An den Triumphbogen de l'Etoile.

Non deficit alter.
Virgil.

Achte Ode.

I.

Frankreich hat Gräber, hat Paläste, Hallen, Warten,
Hat alte Schlösser voll von Bannern und Standarten,
Heroenschmuck, den einst den Feinden es entwand,
Sein frommer Eifer hat, die brennende Begierde,
Zu mehren seiner Tempel Zierde,
Oft ausgeplündert fremdes Land.

In seinen Städten, reich an Monumenten, sehen
Die römischen Götter wir und Memphis' Mausoleen,
In ihren Mauern hat Venedigs Leu geruht.
Und fehlt es an Metall, um neue Säulenriesen
Für unser Babylon zu gießen,
Dann fordert es vom Feind Tribut.

Wenn unser Heer auszieht und seine Waffen blinken,
Und ihm die Oriflamm' und ihre Lilien winken, —
Wie Heerden fliehn vor ihm die Feind' in raschem Schritt.
Dann den Besiegten schenkt der Sieger reiche Gaben,
Als wär' es Spielzeug nur für Knaben,
Und ihre eignen Fahnen mit.

II.

Du Siegesmahl, der Blitz, der deinen Herrn dir raubte,
Hatt' auch gezielt nach dir und deinem jungen Haupte.
Auf's Neu errichtet stehst du wieder, stolz und schön.
Ein Denkmal, — also sprach nur Eine Stimm' im Heere, —
Begonnen einst zu unsrer Ehre,
Es darf nicht unvollendet stehn!

An deiner Stirne soll des Helden Name prangen!
Denn jeden Lorbeer, den Frankreich einmal empfangen,
Bewahrt es treu, damit ihn keine Zeit zerpflückt.
Du Pforte des Triumphs, steig' auf zur Himmelsnähe,
Und unser Ruhm, der Riese, gehe
Durch deinen Bogen ungebückt!

November, 1823.

Der Tod des Fräuleins von Sombreuil.

Sunt lacrymae rerum.
Virgil.

Neunte Ode.

I.

Wach auf, mein Saitenspiel! Die Tugend sollst du preisen,
Nicht in Jesajas' noch Ezechiels finstern Weisen,
Nicht fluchen sollst du heut, wie oft, der Sünd' und Schmach;
Den Opfern sing' ein Lied, und wein' um die Begrabnen!
Und deine feierlich erhabnen
Gesänge hallt der Himmel nach.

Auch Du, Sombreuil!.. Nach Dir Verlangen
Trug längst der Himmel, — und er nahm
Weg die Verbannte; heimgegangen
Läßt sie uns hier verbannt, voll Gram. —
Sprecht, saht ihr wohl ins Dunkel ihren
Erhabnen Schatten sich verlieren?
Floh er zum Lichtmeer, ewig klar?
Ist er hinauf, hinab gestiegen?
Wo soll nun ihre Asche liegen?
Im tiefen Grab? — Auf dem Altar?

Weint nicht! — Sie riefen ab die Heil'gen und Propheten.
Ihr, die ihr Sie geliebt, Ihr dürft zu Ihr nun beten.
Bei ihren Schwestern dort, den Engeln, schön und rein,
Den Jungfrau'n, ist sie nun, die man ans Kreuz geschlagen,
Die auf dem heißen Rost einst wie auf Rosen lagen,
Entschlummert mitten in der Pein.

Ein heil'ges Räthsel war ihr Leben,
Voll Unschuld und geheimem Schmerz,
Dem Dienst der Todten war ergeben,
Den Lebenden ihr treues Herz.
Und manchmal war Ihr, ach, als hätte
Der Tod zerrissen schon die Kette,
Und legte still Sie auf die Bahr;
Oft plötzlich fühlte Sie, erschrocken,
Das Blut in ihren Adern stocken, —
Ein Blut, das nicht das Ihre war.

II.

O Tag, an dem der Tod sein Vorrecht weggegeben,
Wo Sie — um welchen Preis! — erkauft des Vaters Leben,
Wo durch der Jungfrau Mund das Blut von Todten rann!
Die Henker zeigten ihr den blutgefüllten Becher
Hier und das Eisen dort, und grinsten Sie mit frecher,
Satan'scher Lust hohnlachend an,

Der Sieg ward ihrem Duldermuthe,
Zum Himmel sah sie auf mit Dank,
Und trank den Becher mit dem Blute,
Wie Jesus sterbend Galle trank.

Den Muth kann nur die Liebe geben!
Und als die Ihrigen, vom Leben
Dann scheidend, ach, ihr wehgethan, —
Für die, die ihrem Herzen fehlten,
Wies Gott ihr seine Auserwählten,
Die Wittwen und die Waisen, an.

III.

Denn Ihr Martyrium, Sie sollt' es überleben! —
In unsrem Lande sah, dem glaubenslosen, schweben
Man Sie, wie einen Strahl, Nachts leuchtend auf den Höhn.
Gezeichnet wunderbar war sie vor allen Frauen;
Auf seinem Erntefeld, als seltnen Schmuck der Auen,
Ließ Gott Sie überreif, als heilge Aehre, stehn.

Ja, selig war Sie schon hienieden!
Der Herr, der Sünder schlägt, er gibt
Auch Kraft, ihr Kreuz zu tragen, Frieden
Und Ruh den Seelen, die er liebt.
Die Leiter läßt er Jakob sehen,
Wo Engel auf und niedergehen,
Führt Saul, der Endors Höhle sucht,
Er birgt den Honigseim, den süßen,
Im Kelch, in den sie Wermuth gießen,
Die Asche in der goldnen Frucht.

Gott ist gerecht. Und wenn in Purpur auch sich kleidet
Der Böse, dem Nichts fehlt, als Frieden, er beneidet
Den Ehrenmann, der arm lebt unter'm Dach von Stroh.
Und wenn des Sünders Glück, der stets am Abgrund schreitet,
Ihm eine Hölle nur bereitet,
Der Edle, darbt er auch, wird hier des Himmels froh.

Man sagt, des Lebens Neige hätte
Sie gern geschlürft noch eine Frist,
Lieb war geworden Ihr die Kette,
Die nun von Ihr gefallen ist:
— „Herr, laß mein Stündlein noch nicht schlagen!
Bin ich denn würdig schon, zu wagen
Aus diesem Thränenthal den Flug?
O säume noch, laß Dich erbitten:
Noch hab' ich nicht genug gelitten,
Und Trost gespendet nicht genug!"

„Ich scheide! — Die ich muß verlassen, Dir befehle
Ich sie! — Ich liebte sie mit meiner ganzen Seele.
Warum so früh schon wird des Himmels Krone mein?
Aufrichten laß mich hier die kummervoll Gebückten!
Im Himmel kann ich nicht beistehn den Unterdrückten,
Den Unterdrückern nicht verzeihn!" —

Sie stirbt, die Frömmste aller Frommen!
Umsonst das Bitten und das Flehn
Der Armen, die mit Thränen kommen,
Und ihre Mutter scheiden sehn.
Die Euch gesegnet, o ihr Armen,
Lohnt Ihr mit Thränen Ihr Erbarmen,
Und zollt Ihr heilge Wünsche gern,
Denkt Ihrer stets mit warmem Danke,
Ihr Wittwen, Waisen, Dürft'ge, Kranke,
Ihr Ebenbilder all des Herrn!

IV.

Herr, die Dein Geist erfüllt, o laß sie hier auf Erden!
Die Guten gehn. Was wird nun aus den Bösen werden?
Der Tugend Anblick macht den Sünder nicht mehr weich.
Laß einen Strahl des Heils noch leuchten Deinen Knechten,
Herr, laß der Erde die Gerechten!
Hast Du der Engel nicht genug in Deinem Reich?

December, 1823.

Das letzte Lied.

O Muse, die du mir auf einer langen, gefahrvollen Laufbahn eine freundliche Stütze gewesen, kehre nun in die himmlischen Wohnungen zurück! .. Lebewohl, du Trösterin meines Lebens, die du meine Freuden mit mir theiltest, ach, und weit öfter noch meine Schmerzen!

Chateaubriand, die Märtyrer.

Zehnte Ode.

Ja, leg' auch du die Leier nieder!
Was gilt der Gott, der deine Lieder
Durchflammt, der Welt gemeinem Troß?
Sie lachen, singst du ihm zur Feier!
Zerbrich sie, die verhöhnte Leier!
Steig' ab vom Wagen ohne Roß!

O himmlisches Gefühl des Dichters, dem von Ferne,
Weg über Grab und Tod, sein Ruhm, gleich einem Sterne,
Aus später Zukunft hell im Geist entgegenblinkt!
Von hoher Warte schaut er aus in alle Weiten,
Und sieht die Nachwelt, die ihm freundlich lächelnd winkt,
Und tausend Echo's weckt im tiefen Schooß der Zeiten
Sein Name, wie ein Stein, der in den Abgrund sinkt.

Der Himmel steht mir, ach, nicht offen;
Nicht auf die Nachwelt blickt mein Hoffen,
Klanglos ist meines Namens Hall;
Mein Lied, bei Sturm und Blitzesfunken,
Ist in den Strom der Zeit gesunken,
Wie Lilien in den Wasserfall.

Doch rein und ohne Schuld ist meine süße Muse;
Der Stern von Bethlehem lacht ihr mit holdem Gruße.
Dem Sterne ging ich nach, den Hirtenkön'gen gleich.
Der Herr hat mir geschenkt die Gabe seiner Stimme:
Denn ihn vergißt sein Volk oft, schläfrig, träg und weich.
Mag weinen, trösten, mag den Schlechten drohn im Grimme
Mein Lied, ein Adler fliegt es auf ins Sonnenreich!

Mein Geist, getränkt in lichten Höhen,
Steigt von Ideen zu Ideen.
So fließt des Wassers edler Thau,
An dem sich labt der Sohn der Wüste,
Zum Strom, vom Strom zur Meeresküste,
Vom Meer hinauf ins Himmelblau.

Ihr Heerde ohne Glut, ihr Blumen ohne Düfte,
Ihr Menschen! — Ach, zum Flug nicht taugen diese Lüfte,
Zu eng ist diese Welt, ihr Hauch nur Angst und Qual.
Alltagsgeräusch ist euch der hohe Klang der Lieder,
Ich trinke Wermuth, trinkt ihr Meth aus dem Pokal!
Liebt, was ihr einmal liebt, bekämpft, was euch zuwider,
Ihr, deren Auge blind für jeden Himmelsstrahl!

Laut ließ ich meine Stimme schallen,
Doch nirgends will sie wiederhallen;
Und meiner Erzdrommete Ruf
Dröhnt' in den Seelen, den gemeinen,
Nur dumpf, wie auf den Pflastersteinen
Erschallt des flücht'gen Rosses Huf.

Umsonst des Ew'gen Zorn ließ ich im Liede sprechen,
Umsonst versucht' ich sanft des Sünders Trotz zu brechen,
Und: „Gnade!" rief umsonst ihm des Erlösers Mund:
Ob streng, ob mild mein Lied den Menschen kam entgegen,
Ob es der argen Welt, der undankbaren, kund
Sich gab als sanfter Thau, ob als Gewitterregen, —
Kein Blümchen hob das Haupt, kein Unkraut ging zu Grund.

Dem Grab entrinnt kein irdisch Wesen;
Weg rafft den Guten, wie den Bösen
Die unerbittlich strenge Macht.
Wer will dem Höchsten widerstreben?
Dem Zelte gleicht des Menschen Leben,
In dem er schlummert vor der Schlacht.

Ihr Sterblichen, das habt im Wahn ihr oft vergessen:
Des Lebens Urne ist nicht Allen vollgemessen.
Doch schlürft gedankenlos hinunter nur den Trank,
Genießt die Früchte, die am Abgrund ihr gefunden!
Die Thoren! Bricht zuletzt ihr Auge, matt und krank,
Dann klammern sie umsonst sich an die letzten Stunden,
Wie an die Trümmer, wenn das Schiff im Sturm versank!

Lebwohl! — Geh' ein zum Himmelsthore,
O Muse, sing' im heil'gen Chore
Nun fröhlich mit und hell und klar!
Der Menge hast du nie gefallen!
So laß den Vorhang niederwallen,
Und hüll' in Schatten den Altar.

Hier bring' ich Dir, o Herr, den Zweig der Hoffnung wieder,
Die heilgen Waffen leg' an Deinem Thron ich nieder.
Ich habe nicht erreicht, wozu mich rief die Pflicht.
Oft hält ein junger Aar, den Stürme wild umtoben,
Auf einmal inn im Flug zum goldnen Sonnenlicht.
Zur Erde fährt herab ein Blitzstrahl oft von Oben,
Und kehrt dahin zurück: — gezündet hat er nicht!

1823.

Drittes Buch.

1824—1828.

Schnell hat die Zeit, der Jugend schlauer Dieb,
Der Jahre dreiundzwanzig mir geraubt.
Die Tage fliehn. Und noch ist unbelaubt
Mein Sommer, ohne Blüt' und Knospentrieb.

. . . .

Doch wie sich auch zur Reife mag entfalten,
Karg, glänzend, langsam, rasch, mein Geist: — wohlan,
Stets mit dem Ziele, das mir Gott hienieden

Gesetzt, im Einklang wird er sich erhalten,
Vor Seinen Augen wandl' ich meine Bahn,
Treu meiner Sendung, die Er mir beschieden.

Milton, Sonette.

An Alphons von L.

Dieweil wir denn wissen, daß der Herr zu fürchten ist, fahren wir schön mit den Leuten, aber Gott sind wir offenbar. II. Korinth. 5, 11.

Erste Ode.

I.

Ich sprach: „Mein Nachen soll im Hafen Ruhe finden,
Mein Segel geb' ich Preis nicht länger mehr den Winden.
Verbirg, o Leier, dich; und Alles wird noch gut!
Wie ein Soldat will ich mich ohne Murren legen,
Der über seinem Bett aufhängt den schart'gen Degen;
    Ob Sieger, ob besiegt, — er ruht!"

Ein Lied nur, Muse, wünscht' ich noch aus deinem Munde,
Ein heilig ernstes Lied, — für meine Todesstunde!
Ein Dichter muß dem Tod ins Antlitz heiter sehn.
Blickt' er nicht lächelnd auf die Weinenden hernieder:
    „Wie?" — sagte man ihm, — „ohne Lieder,
Klanglos, o Dichter, willst Du aus dem Leben gehn?"

Der Tod ist nicht, wie er erscheint dem Menschenschwarme.
Er ist der Augenblick, wo in des Vaters Arme
Stürzt der verbannte Sohn nach langem Pilgergang.
Wenn horchend unser Ohr wir zu dem Todten neigen,
Singt seine Stimme schon — für uns in tiefem Schweigen —
Jenseits den ew'gen Lobgesang!

II.

Ich sollt' es nicht.. und doch in des Turnieres Schranken
Kehr' ich zurück! — Du willst's, mein Freund! An dem Gedanken
Trägt deine Muse mit die Schuld! Du sprachst: „Wohlan!
Noch einmal wollen wir zum Kampf die Schwerter schärfen
Und kühn uns ins Getümmel werfen,
Als Gottesstreiter laß uns treten auf den Plan!"

Ja! Meine Muse soll die Deinige begleiten!
Nimm Deine Laute! — Komm, als Brüder laß uns streiten,
Fest für Altar und Herd verbunden wie Ein Mann.
Wie ein Homerisch Paar laß uns auf Einem Wagen
Hinaus in das Gewühl der Musenkämpfer jagen:
Du führst den Speer, ich das Gespann.

Ja, laß die Schwäche mich, die menschliche, bekennen:
Mich lockt zum Kampf hinaus, — ich weiß es nicht zu nennen, —
Ein eigner Trieb: den Feind, den ich bekämpft so lang,
Ich möcht' ihn wieder sehn, den Frevler möcht' ich schlagen —
Und Dir, daß ich Dich liebe, sagen,
Und dann der Tugend weihn noch einen Lobgesang.

III.

Die Zeit ist nicht mehr, wo zum Himmel die Poeten
Als Priester sprachen, und zur Erde als Propheten.
Erschiene Moses uns und Jeremias heut,
Zu richten unser Volk, zu lösen, zu verdammen,
In ihrem Auge säh' es nicht des Blitzes Flammen,
Die Funken, die ihr Lied verstreut.

Vergebens liefen sie und schrie'n durch alle Gassen:
„Genug des Bürgerkriegs! Wollt ihr denn ewig hassen?
Der Tanz ums goldne Kalb, wann endet er einmal?
Dagon wird untergehn, und Baal wird verschwinden.
Gott sprach: Du sollst dem Volk verkünden:
Thut Buße, sonst ereilt euch jäh der Rache Strahl!

In Sack und Asche geht, ihr Kön'ge sammt dem Volke,
Der Richter kommt herab auf einer Wetterwolke:
Ihr schlaft? Wacht auf einmal! Jetzt ist nicht Schlafenszeit.
Gomorrha liegt in Glut, und Tyrus in den Wogen,
Streift die Betäubung ab, die euer Aug' umzogen,
Wacht auf und seid zum Tod bereit!

Den Herrn der Erde weh, die ihren Lüsten fröhnen,
Des Volkes lachen, wenn es weint, und uns verhöhnen!
Des Sehers spotten sie, nicht ahnend das Gericht.
Belsazar schwelgt beim Mahl, und Flammenworte glänzen
Rothglühend unter Blumenkränzen
Geschrieben an der Wand: — der Trunkne sieht sie nicht!

Sie sind verworfen, gleich dem großen, finstern Recken!
Sein Ruhm, sein Todeskampf war allem Volk ein Schrecken.
Dem eine Welt gehorcht, jung fiel Napoleon,
Der außer Athem sein Jahrhundert jagt' und hetzte,
Der den bespornten Fuß auf Königsstirnen setzte, —
Sie tragen noch die Spur davon.

Weh ihnen! — Weh auch dem, der tückisch Ränke zettelt,
Der heuchelnd, kriechend vor Satrapen-Thüren bettelt,
Dem feigen Sklaven weh, und weh dem stolzen Herrn,
Der den Unschuldigen zum Tode der Verbrecher
Sieht gehn inmitten zweier Schächer,
Und legt ihm vor den Fuß sein schönstes Kleid nicht gern!

Weh dem, der spricht: „Die mich gebar, war eine Dirne!"
Der ein gemeines Herz birgt unter strenger Stirne,
Bei dem ein Eid im Wind verweht wie leichter Schnee,
Der schmeichelt ins Gesicht, und lästert hinterm Rücken,
Der selbst sich weise nennt und klug in allen Stücken,
Weh diesem Thoren, dreimal weh!

Ihr Völker, der euch schuf, der Gott ist euch verborgen? —
Doch gibt er Jedem kund sich, wie der lichte Morgen.
Was ihr auch leidet, thut, genießt, und fühlt und denkt,
Gott ist euch nah, er wacht am Sarg, wie an der Wiege.
Führt ein Erobrer euch zum Siege,
Der euch regiert, der Arm ist selbst von Gott gelenkt.

Zur Zeit, wo tollem Wahn ihr fröhntet, schnöder Sünde,
War Er's, der aufgethan des Aufruhrs wilde Schlünde!
Und der Gerechten Blut, in Strömen floß es hin.

Ein Schwert ob ihrem Haupt, so lagen sie und schliefen,
Die Völker, und im Traum, wie Jakob, aus den Tiefen
Sahn Engel sie zum Himmel ziehn.

Ihr Völker, bebt und hört, was ich ins Ohr euch raune:
Aus finstrer Wolke wird erschallen die Posaune;
Der Tag des Heils, der Tag der Qual ist nicht mehr fern.
Von seinem Strahlenthron wird Er herab sich neigen,
Auf eure Götzen wird er zeigen
Und fragen: „Wer ist Gott? Erkennt ihr jetzt den Herrn?“ —

Gewaltig siebenmal wird die Posaune rufen:
Und, Well' auf Welle, ziehn zu seines Thrones Stufen
Die Schatten, fahl und bleich, die Völker allzuhauf.
Der Heiland winkt, ihm tritt die Mutter an die Seite.
Aufspringt das Himmelsthor, das Höllenthor, das weite,
Thut knarrend seine Flügel auf.

Gott zählt sie allzumal, die Himmel hallen's wieder,
Die Kön'ge beugen sich, zu seinen Füßen nieder
Legt Jeder, was er hofft, was er gefehlt, erstrebt.
Und über Berg und Meer und tiefe Felsenklüfte
Und durch den Marmor selbst der Grüfte
Wird wehn sein Odem, der den Todtenstaub belebt.

Ihr Sterblichen wacht auf aus euren eitlen Träumen!
Wie mögt ihr flattern doch in pestdurchhauchten Räumen?
Ruhm, Reichthum, Lust — es weht ja Alles weg die Zeit.
Die ihr im Taumel lebt, als wär't des süßen Weines
Ihr voll, und sorglos schwelgt, ihr Sünder, denkt an Eines . . .
Die Ewigkeit! Die Ewigkeit!“

IV.

Die Weisen unsrer Zeit antworten: „Diese Leute,
Was wollen sie? — Sie sind uns fremd, sind nicht von Heute.
Wohl aus dem heil'gen Land sind sie, voll heil'gem Groll? —
Sprecht, wo ist ihr Olymp? Wo ihr Parnaß? — Ihr Meister,
Der Gott, der uns bedroht, wie heißt er?
Trägt er das Schwert des Mars? — Den Bogen des Apoll?

Anstimmen wollen sie Pindar's erhabne Töne? —
Sie haben Hieron, die Helena, die Söhne
Des Tyndaros... die Bahn, wo Wagendonner rollt,
Wo zu dem Staub des Kampfs die Weihrauchwolken fliegen,
Und wo zum Ziele rasch hin jagen die Quadrigen
Mit reichem Schmuck in Erz und Gold.

Warum erschreckt ihr uns durch grelle Nachtgesichte?
Idyllen lieben wir, bukolische Gedichte,
Wo Daphnis mit Myrtill melodisch Rede tauscht.
Wir haben, um dem Blick die Zukunft zu enthüllen,
Besessne, schäumende Sibyllen,
Um die ein böser Geist mit schwarzen Flügeln rauscht.

Warum, wie Schatten, mischt ihr euch in unsern Reigen?
Wer heißt euch, uns das Grab, das schaurig offne, zeigen?
Wo uns die Freude winkt, was will die schwarze Schaar? —
Gedacht' Anakreon, der Greis, der kummerlose,
Des Todes, dann verglich er lächelnd sich der Rose,
Die welkt' auf seinem grauen Haar.

Auf seiner Leier ließ Virgil kein Lied erklingen,
Das seiner Lycoris nicht Gallus konnte singen.
Ein lautrer Born der Lust ist, was Horaz uns sang.
Nicht göttlich schien es ihm, in Thränen sich zu baden,
Der Thau nur stäubender Kaskaden
Fiel auf die Myrte, die sein Saitenspiel umschlang!"

V.

So würden sie, mein Freund, empfangen Gott und seine
Propheten, — das Geschlecht, das lebt vom Tand und Scheine.
Vergeblich zürntest Du. Sie würden lachend gehn
Zu einem tollen Fest, und trunken nach der Feier,
Um einzuschlafen beim unheil'gen Klang der Leier,
Sich auf die andre Seite drehn.

Doch sei's! Das heil'ge Werk, zu dem Du kamst, vollbringe,
Dein Mund ist gottgeweiht, drum richte, segne, singe!
Auf Deiner Stirne hat die Hand des Herrn geruht.
Und wie der Born dem Fels entquoll in alten Tagen,
Nachdem ihn Mosis Stab geschlagen,
So strömt aus Deiner Brust der Dichtung heil'ge Flut.

Du weißt es, Freund, ich gäb', und wär' ich unterlegen,
Neidlos zu Deinem Sieg, mit Freuden, meinen Segen:
Der Lorbeer lacht auch mir, den sich ein Andrer pflückt.
Dem Dichter weiht ein Lied der Dichter mit Frohlocken.
Nie einen Schatten wirft der Kranz mir auf die Locken,
Der eine fremde Stirne schmückt.

Du lächle zu dem Neid, der hämisch Dich verkannte!
Einst höhnt' er den Homer, er wagte sich an Dante,
Den Triumphator schmäht' er unter'm Siegesthor.
Die Zeit wird aus der Hand ihm schlagen seine Waffen,
Und Dir Dein volles Recht verschaffen.
Die Wetterwolke sinkt, Dein Lorbeer steigt empor.

VI.

Wie herrlich klingt Dein Lied, rein wie der Ton der Saiten,
Wenn Engel drüber hin mit leisem Finger gleiten,
Fremd ist der Harfenklang, der himmlische, Dir nicht.
Gott selber, dessen Hauch des Sängers Lippen küßte,
Er hat wohl oft mit Dir gesprochen in der Wüste
Von Angesicht zu Angesicht!

Oktober, 1825.

An Chateaubriand.

Unfruchtbare, verdorrte Bäume läßt man in Ruhe. Nur nach denjenigen wirft man mit Steinen, deren Stirnen mit goldnen Früchten gekrönt sind. **Abenhamed.**

Zweite Ode.

I.

Chateaubriand, es gibt glorreiche Schiffe, denen
Der Sturm willkommen, die nach Zephyrn nie sich sehnen;
Gestirne, Könige der lichten Sternennacht,
Vulkan'sche Welten, die Gott in den Kreis der andern
Geschleudert, die im Dunkeln wandern,
Verzehrt vom Feuer, das ihr Haupt umkränzt mit Pracht.

Stets liebt der Genius das Große. Die gefallen,
Die Opfer, sind es, die ihm heilig sind vor allen;
Im Unglück wächst der Ruhm, der Helden wird zu Theil,
Sie ragen hoch im Volk, mit sturmumwehten Stirnen . .
Die Wetterwolke hält nur über hohen Firnen,
Die Gipfel trifft des Donners Keil.

Ein großes Herz, es darf auf großes Unglück zählen;
Das Leid ist der Tribut, den edlen, großen Seelen,
Die dem Alltagsgeschick entrückt, die Welt bescheert.
Der Held, der duldet, sieht entgegen seinem Lohne:
Der Ruhm hat keine schönre Krone,
Als einen Lorbeer, den des Himmels Blitz verzehrt.

II.

Wie kamst Du doch dazu, o Freund, zu Hof zu gehen? —
Du, der als Knabe schon vernahm des Sturmes Wehen,
Den nie ein Unfall schreckt, der trotzt dem Hohn und Spott,
Ein Freund der Könige, wie wenige nur leben,
Der Kön'gen nur, wenn sie die Mörder schon umgeben,
Nur schmeicheln kann auf dem Schaffott.

In Zeiten, wo der Thron sein Obdach neu gefunden,
Wo man bei Fest und Schmaus vergißt der trüben Stunden,
Da lacht des Hofes Gunst nicht Männern, groß, wie Du.
In finstrer Nacht, bedroht von Riffen nur, im Sturme
Wirft sinkend der Pilot dem Thurme,
Der leuchtet ihm zum Heil, dankbare Blicke zu.

Du bogst die Stirne nicht, als Er die Welt bewegte,
Als des Erobrers Hand sich schwer auf's Haupt Dir legte.
Wenn durch Verbrechen oft dem Abgrund nah gerückt
Das Vaterland den Pfad verlor und taumelnd zagte,
Stets Eine Stütze blieb ihm, die sich nie versagte,
Dein hohes Haupt, das nie sich bückt.

III.

Doch hat auch Frankreich Dich gestützt und hoch gehalten,
Drum wandle stolz dahin und laß Dein Schicksal walten,
Und lauter tönen stets wird Deines Ruhmes Schall!
So oft ein Schlag Dich traf, still gingst Du Deine Pfade,
Und stolz, gefallen in Ungnade,
Stiegst Du nur höher, als zuvor, durch jeden Fall.

Juni, 1824.

Das Leichenbegängniß Ludwig's XVIII.

Aber doch sprach ich: Ich muß das leiden, die rechte Hand des Höchsten kann Alles ändern. Ps. 77, 11.

Dritte Ode.

I.

Zur Tempelschwelle drängt das Volk sich, Kinder neben
Den Müttern, Greise, Reich und Arm, in Thränen all,
Die Thürme, schlank und hoch, von Saint-Denis, sie beben
Erschüttert von der Glocken Schall.
Die Gruft wird aufgestört aus ihrer düstern Ruhe,
Die Lücken füllt der Tod, und Truhe
An Truhe rückt er enggereiht.
Schweigt! Ehrt den heil'gen Raum, den Frevler einst verletzten!
Zum letzten Mal gefolgt von seinem Hof, den letzten
Palast betritt der König heut!

II.

Ein Andrer sprach: „Der Ruhe Hafen
Sei meinem Stamm dies Grabgemach.
Den Königen, vor mir entschlafen,
Folg' ich bis an ihr Lager nach.

Hier soll man meinen Staub begraben!
Um Raum für ihn zu schaffen, haben
Sie diese Gruft einst ausgeleert.
Des neuen Herrn bedarf die Erde!
Und diesem neuen Grabe werde
Denn auch ein neu Gebein bescheert.

Hier soll mein Staub einst ruhn, wo diese Säulen ragen,
Der Tempel hat ein Recht auf diesen Ehrenzoll.
Von Königsleichen fett muß sein der Wurm, der nagen
An meinen Ueberresten soll.
Wenn meine Enkel einst vom Kreml zum Escuriale
Beherrschen, sonnend sich im Strahle
Des Glücks, Europa's fernstes Land,
Dann werden nach und nach sie alle hier erscheinen,
Damit ich schlafen mag, umgeben von den Meinen,
Im kaiserlichen Grabgewand!" —

Der diese Worte sprach, von Siegen
Erglänzte stolz des Helden Blick,
Geschrieben sah in großen Zügen
Er in den Sternen sein Geschick.
Mit seinen blitzbewehrten Krallen
Roms Adler hätt' er überfallen,
Gewürgt und jämmerlich zerzaust.
Siegreich den Feind ins Herz zu stoßen,
Pflegt' er; zu leicht war Karls des Großen
Reichsapfel seiner starken Faust.

Und doch, dem Bändiger der Könige, dem Riesen,
Ward jene Ruhestatt, die er für sich begehrt, —
Den heißen Wunsch erfüllt zu sehn, vielleicht nur diesen, —
Ward ihm vom Himmel nicht gewährt.

Umsonst, daß alle Welt den blut'gen Sieger grüßte,
Umsonst, daß seines Ruhmes wüste
Brandfackel strahlt' in rothem Licht,
Er, der sich einen Wust von Fascen, Sceptern, Kronen
Zusammenstahl, und reich war an geraubten Thronen,
Ein Grab zu stehlen glückt' ihm nicht.

Ihn hat ereilt des Rächers Flamme,
Er fiel und mit ihm fiel sein Reich.
Der erste Fürst von seinem Stamme,
Der letzte war er auch zugleich.
Ein wüstes Eiland ward dem Riesen,
Dem Kronenräuber, angewiesen,
Das des Tyrannen-Kerker war.
Mocht' auch der alte Held sich grämen,
Von fremdem Mitleid mußt' er nehmen
Den Obolus des Belisar.

Dort liegt er, fern der Gruft, die er sich vorbehalten,
Ohn' allen Königsprunk, nicht am geweihten Ort,
Einsam im Schlafgemach, gehüllt in seinen alten
Soldatenmantel schläft er dort.
Sein Reich ist nun ein Fels, an dem sich Wogen waiden,
Mit sturmgepeitschten, alten Weiden,
Dort ist's, wo seine Asche ruht. —
Der König, lang verbannt, schläft nun an heil'ger Stätte,
Wo seine Väter ruhn, da liegt auch er im Bette,
In des lebend'gen Gottes Hut.

III.

Auf Wegen führt, uns unbekannten,
Der Herr die Großen oft ans Ziel:
Zur Heimath schickt' er den Verbannten,
Und den Erobrer ins Exil.
In Frankreich ließ ihn Gott verscheiden,
Den König, groß durch seine Leiden,
Der Dornen nur am Wege fand.
Er gönnt' ihm, von der düstern Schwelle
Des Mausoleums nach der Stelle
Zu schaun, wo seine Wiege stand.

IV.

Er, der sein eignes Leid in unsrer Noth, der schweren,
Vergaß, er ruhe sanft nun in des Grabes Nacht!
Dem besten Bruder, der, selbst weinend, gern die Zähren
Uns trocknet, hat er uns vermacht.
Ihm glückt' es, der Partei'n Trugbilder zu zerstreuen,
Die alten Zeiten und die neuen
Verband er durch ein weises Recht;
Ein Recht, das sicher stellt Eintracht und Ruh' im Reiche
Durch einen Herrn, der schirmt die Bürger all als Gleiche,
Und ihrer Freiheit dient als Knecht.

Du, ritterlicher König, hüte
Dein Volk, und heitre Himmelsluft
Umwehe stets Dich! — Niemals wüthe
Tumult und Lärm um diese Gruft.

Der Dämon, dürstend nach dem Blute
Der Könige, hat oft das Gute,
Was sie gethan, gelohnt mit Mord;
Genug der Opfer sind getödtet,
Und durch Verbrechen ward verödet
Und neu bevölkert dieser Ort.

Nein, eine Krone kann nicht sinken und nicht weichen!
Von ihrer Höhe reißt der Mörder Hand sie nie.
Und wenn der Kön'ge Haupt fällt unter ihren Streichen, —
Die zweite Salbung ist's für sie.
Ludwig, der Kettendruck und Schmach von Frevlern leidet,
Von allem Königsprunk entkleidet,
Vergißt auch ohne Hof der Königswürde nicht,
Wehrlos auf dem Schaffot noch übt er seine Rechte,
Verzeiht dem Henker und begnadigt seine Knechte
Dem Todesbeil im Angesicht.

V.

Schicksalsgedanken in mir reifen
Ließ, was ich hörte, was ich sah.
Und meines Geistes Blicke schweifen
Von Saint-Denis nach Helena.
O Tod, du Wesen zum Entsetzen,
Der Purpurmäntel reißt in Fetzen,
Und Thürme niederwirft in Wuth,
Sprich, Dämon, der uns führt zur Bahre:
Wo ist die Hand, die unsichtbare,
In der des Grabes Schlüssel ruht?

September, 1824.

Die Salbung Karls X.

Os superbum conticescat,
Simplex fides acquiescat
Dei magisterio!
Gebet bei der Salbung.

Vierte Ode.

I.

Seit dreißig Jahren war der Stolz der Fluch der Erde:
Er sprach von Rechten nur, für Pflichten taub und stumm,
Er stürmt' ins Heiligthum der Macht mit Hohngeberde
Und raubt' ihr ihr Mysterium.
Der Stolz allein gebar den Wahnsinn ohne Gleichen,
Der Brüder-Leichen häuft' auf Leichen
Und ewig schändet' unsern Ruf,
Die blut'gen Gräuel all, die Feste roher Sünder,
Wo auf dem Blutgerüst sich als Prophet der Schinder
Geberdete und Gott erschuf.

Umsonst hat, um das Herz der Thoren zu erweichen,
Uns Gott gewarnt, gestraft: verstockt blieb unser Wahn.
Umsonst hat seine Macht mit Wundern und mit Zeichen
Sich dem Jahrhundert kund gethan.

Umsonst hat ein Tyrann erschreckt durch Blut und Wunden
Die Welt, gefesselt und gebunden,
Betäubt durch den Tumult der Schlacht.
Ach, mit Verblendung sind die Völker oft geschlagen:
Sie sahn nicht, welche Hand gelenkt den Schlachtenwagen
Vom Mittag bis gen Mitternacht.

II.

Wer hat sich stolzer je gespreizt im Hoheitsstrahle,
Als Chlodwig? — Flammen sah man seine Augen sprühn:
Sich in die Wage legt' er und die Welt . . . die Schale
Sank unter ihm, — so wähnt' er kühn.
Vor zwanzig Königen in Waffen war dem kecken
Sicamber niemals bang, dem Schrecken
Macht' er die Völker unterthan.
Auf Erden weckte Nichts dem Trotzigen ein Grauen;
Sein Haupt zu beugen mußt' — ein Wunder anzuschauen —
Vom Himmel eine Taube nahn.

Zu diesem Altar hier ist sie herabgestiegen,
Und wie sie Chlodwig's Trotz und Uebermuth einst brach,
So kommt sie nun, den Stolz der Völker zu besiegen,
Die Hohn ihr angethan und Schmach.
Und wie der König einst soll nun das Volk sich beugen,
Jetzt, wo an uns, die frohen Zeugen,
Der Ruf: „Versöhnung!" neu erging!
Das Königthum hat, lang getrennt von seiner Krone,
Zur Kette wieder, die aufsteigt zum Himmelsthrone,
Gefunden den verlornen Ring.

III.

Die Volkstyrannen, stets der Vorzeit heil'gem Walten
Unhold, sie forschten jüngst dem Schatz in diesem Schacht
Selbst unterm Marmor nach, dem heiligen, uralten,
Den Sankt-Remigius bewacht.
Sie wagten in der Gruft den Heil'gen zu verletzen,
Sie rissen das Gewand in Fetzen
Des Bischofs in empörtem Wahn.
Den Frevlern war das Grab nur ein gemeiner Graben,
Und Greise riefen bang: „Gerechter Gott, was haben
Die Gräber ihnen doch gethan?"

Zur Lilie führt der Herr die heilge Taube wieder,
Er hat von ihr die Wuth der Geier abgewehrt.
Auf einen König läßt sie sich noch einmal nieder,
Und Karln ist dieses Glück bescheert.
Er wird nach altem Brauch gesalbt, dem Herrn zum Preise,
Wie König Salomon, der Weise,
Als er bestieg des Vaters Thron,
Als Nathan und Zadok sein Haupt mit Oel begoßen,
Ihn küßten auf die Stirn' und riefen: „Heil dem großen
Sohn Davids, König Salomon!"

IV.

Vor allen Münstern ragt im alten Frankenlande
Ein hoher Dom, zu dem all unsre Kön'ge ziehn
Mit jenem Siegerschritt, der dröhnt am fernsten Strande,
Um betend vor dem Kreuz zu knien.

An Wundersagen reich sind die gewölbten Hallen,
Oft hat's den Heiligen gefallen
In diesem Raum sich zu ergehn.
Ein Seraph überwacht der Pforte hohen Bogen;
Auf diesen Thürmen sah, wenn sie vorüberflogen,
Das Volk der Engel Fahnen wehn.

Hier prangen heut zum Fest die Fahnen und Trophäen,
Lasur, Gold, Seide schmückt den säulenreichen Raum,
Er gleicht dem Zauberschloß voll Elfen und voll Feen,
Wie sie die Ritter sahn im Traum.
Der Thron und der Altar erglüht in gleichem Glanze,
Der Lichter reich gewundnem Kranze
Entströmen Strahlen klar und rein.
Die Königslilie rankt um Pfeiler, die sie schützen,
Und Feuerrosen, die durch bunte Scheiben blitzen,
Streut über sie der Sonnenschein.

V.

Der stolze Festzug naht! — Dem König treu verbunden
Vernimmt das Heer, wie laut ihm: „Karl!" der Priester ruft.
Die Oriflamme, neu vor Cadix aufgefunden,
Weht heut in Rheims in heil'ger Luft.
Es donnert das Geschütz, die Kirchenglocken schallen,
Vorm ältsten Könige von allen
Kniet alles Volk auf Ein Gebot.
Ein Meer von Tönen rauscht, die am Gewölb sich brechen.
Und Karl der Zehnte sinkt aufs Knie, die Priester sprechen:
„Erbarm dich unser, Herr und Gott!"

„Er der im Festzug kommt zum heil'gen Thron der Gnaden,
Der Chlodwig's altes Recht, der neue Erb', empfängt,
Das Haupt der Pairs, der zwölf, die er hieher geladen
Zum Dom, um den sein Volk sich drängt.
Schallt seiner Helden-Schaar des Königs Ruf entgegen,
Dann schlagen sie an ihre Degen,
Dann bebt der Feind und wird zum Spott,
Und kehrt vom Feld zurück sein Kriegsheer, Mann und Pferde,
Von ihrem Friedensschritt noch bebt die weite Erde . . .
Erbarm des Königs dich, o Gott!

Denn du bist größer doch, als alle Menschengröße!
Herr Gott, dich loben wir, du, unser Trost und Stab,
Du hebst uns hoch empor, die armen Erdenklöße,
Dann rufst du uns vom Leben ab.
Du bist Herr Zebaoth, an deines Thrones Stufen
Den dreimal heil'gen Namen rufen
Die Cherubim von Lieb' entbrannt!
In deine Ewigkeit versinken Zeit und Leben,
In deinen Fingern hältst du Welten, die erbeben,
Wie wir den Sperling in der Hand!"

VI.

Der König aber spricht: „Wie unsre Väter schwören
Wir Treue unsrem Volk, Lieb' und Gerechtigkeit.
Und seinen Freiheitsbrief, wir halten ihn in Ehren
In guter wie in böser Zeit.
Nie wanken wollen wir im Glauben unsrer Väter,
Ihm dienen treu als fromme Beter,
Als wackre Ritter, recht und schlecht.

Stets wollen wir den Ruf des Unterdrückten hören,
Das wollen wir vor Gott aufs Evangelium schwören:
Gott schütze jedes gute Recht!"

Montjoye und Saint-Denis! — Ja, Chlodwig selbst
vernehme
Den heil'gen Schwur, und Karl der Große, neu erwacht,
Und Ludwig, — sie, die statt der Königsdiademe
Bekränzt des Lorbeers stolze Pracht!
Du, siebter Karl, und Du, Johanna, seid zugegen,
Du, erster Franz, an dessen Degen
Kein Makel in Pavia war!
Und Du, o Märtyrer, der Letzte dieser Zeiten,
O König, welchen sie zweimal zum König weihten,
Auf dem Schaffot und am Altar!

Vor diesen Zeugen, groß einst auf dem größten Throne,
Wird Karl mit heil'gem Oel gesalbt vorm Volk und Heer.
Und unverzagt empfängt sein Haupt die schwere Krone,
Vom Ruhm von sechzig Kön'gen schwer.
Dann weiht der Erzbischof das Scepter und den Degen,
Den altererbten, und den Segen
Gibt er der Hand, die beide hält.
Und taucht den Handschuh ein, der, wenn ihn in die Schranken
Ein Frankenkönig warf, von jeher bracht' ins Schwanken
Aufprallend eine ganze Welt.

VII.

Tritt ein, o Volk! — Ertönt ihr Trommeln und Trompeten!
Der Fürst besteigt den Thron, geheiligt, groß und hehr.
Die Menge rauscht um ihn, den strahlend hoch Erhöhten,
Wie um den Leuchtthurm braust das Meer.

Und seht, — ein heitres Bild des Volks, — in Schaaren wogen
Beschwingte Sänger um die Bogen
Und stimmen ihre Lieder an.
Die Freiheit, glaubten einst die Franken, unsre Väter,
Die mütterliche Fee, sie wandle hoch im Aether
Auf Vogelschwingen ihre Bahn.

Ein Priester ist er nun und König! — Strahlen winden
Um das gekrönte Haupt ihm doppelt lichten Schein.
Nun muß er opfern. Wo mag sich das Opfer finden? —
Er ist das Opfer, er allein!
Weh jedem König, der beherrscht das Volk der Franken
Unbändig, feurig, ohne Schranken,
Kühn ist's, ein Feind der Völkerruh'.
Auf diesem Unglücksthron liegt eine Welt voll Sorgen!
Doch, wem um Hülfe bang, der wünscht ihn wohl geborgen,
Und betet: „Herr, beschirm' ihn du!"

VIII.

Gebet.

„Nimm ihn in deine Hut, den seine Völker lieben,
O Herr, der Feinde Pfeil' und Speere brich entzwei,
Ob sie zu Wagen, ob zu Roß sie nahn, zerstieben
Laß sie, und steh' dem König bei.
Karl sah, wie Moses einst, dein hehres Antlitz strahlen;
O gib ihm, Herr, für lange Qualen
Ein Glück, erhöht noch mit der Zeit!
Laß hier schon ihn im Kleid der Auserwählten glänzen!
Zwei Strahlen deines Haupts laß seine Stirn' umkränzen,
Zwei Engel gib ihm zum Geleit!"

Rheims, Mai—Juni, 1825.

An den Oberst G. A. Gustavson.

Habet sua sidera tellus.
Alte Devise.

Fünfte Ode.

I.

Jung, o Jahrhundert, bist du, doch an Thaten, Ränken,
An Ruhm und Leiden reich, an Strafen und Geschenken;
Die du gebarst, sie sind mit zwanzig Jahren alt.
Du füllst so großen Raum im Menschenangedenken,
Daß, wenn der letzte Schlag der Stunde dir erschallt,
Mit dir vielleicht der Kreis der Zeit zum Ende wallt.

Den großen Völkern war zur Zeit des Alterthumes
Ein Mann genügend für ein Säkulum des Ruhmes.
Wie viele Leuchten sah nicht dies Jahrhundert loh'n!
Mehr hat Athen und Rom nicht Glanz des Heldenthumes!
Den schönsten Zeiten spricht die jüngste Aera Hohn,
Sie überragt sie all, — durch ihre Gräber schon.

Geboren kaum sah dies Jahrhundert ein Verbrechen,
Den Mord Enghiens: — (wer wird je frei den Mörder sprechen?) —
Sah, wie Moreau, und wie der neue Rhigas fiel,
Held Byron, sah den Aar gestürzt, den großen, frechen,
Der ein Jahrzehnt und mehr, in wild verwegnem Spiel,
Vom Don zum Tajo flog, vom Kapitol zum Nil.

— „Was liegt daran?" — so spricht die Menge. „Mögen grollen
Um hohe Häupter Blitz und Donner, wie sie wollen,
Wenn nur ein jeder Tag uns Spiele bringt und Brot,
Wenn wir im Rausch der Lust nur sehn die Stunden rollen,
Sorglos vergessend bis zum Abend, was uns droht,
Und unbekümmert, was uns bringt das Morgenroth.

Die Unschuld fällt, es steigt das Laster! — Unsre Tasche
Füllt, leert das nicht! — Ein Held stirbt! — Frieden seiner
Asche! —
Wir selbst? — Wer weiß, ob uns noch morgen strahlt das Licht?
Und ist das Spiel zu End, und kommt der Tod, der rasche:
Wir sprechen: Wie die Zeit vergeht! — Wir fragen nicht,
Woher der Sturmwind weht, der unser Boot zerbricht."

II.

Du sprichst nicht also! Licht und Klarheit
Nur ist Dein Wesen, Ehr' und Treu.
Du hast auf dem Altar der Wahrheit
Geopfert immer Dich aufs Neu.
Selbst blutend, hast Du, die verblutet,
Gerächt, und Andern hochgemuthet
Zu helfen warst Du stets gewöhnt.
Wer gab ein edleres Exempel
Als Du? — Dein Herz, es ist ein Tempel,
In dem nur Gottes Stimme tönt.

Die Sache, die Dich hat zum Zeugen,
Ist eine gute, das gesteht
Wohl Jeder, und wird ihr sich beugen,
Selbst wenn er sie zuvor geschmäht.

Dein Urtheil, wahr, wie die Geschichte,
Ob's strafend oder lohnend richte,
Bekräft'gen wird's der Zeiten Lauf,
Es wird nicht schmeicheln, wird nicht schmähen,
Läßt sich nicht deuten, sich nicht drehen:
Die Zukunft drückt ihr Siegel drauf.

Die heut'gen Wunder sind und Zeichen
Die Menschen, Kinder unsrer Zeit.
Du magst wohl den Orakeln gleichen
Der gläubigen Vergangenheit.
Halbgötter steigen oder fallen,
Wenn Deine Richtersprüche schallen.
So sah man einst in dunkler Nacht
Des Himmels Sterne niederschweben,
Und wieder strahlend sich erheben
Durch eines Liedes Zaubermacht.

Wer hat verdient die hohe Würde,
Die dem Gerechten Gott bescheert,
Wie Du? Wer trägt der Qualen Bürde,
Wie dieser Dulder, treu bewährt?
Umleuchten ihn des Ruhmes Strahlen,
Er mußt' ihn tausendfach bezahlen;
Leid trug er ohne Maß und Ziel:
Er, Sohn des Nordens, Skandinave,
Ein Gustav, Sprosse der Gustave,
Ein Held, ein König im Exil!

III

Er hatt' einst einen Freund in seinen jungen Tagen
Wie er, durch's Loos bestimmt, zu dulden und zu tragen:
Der junge Enghien war's, den Mörderhand gefällt.
Bei diesem Frevel griff Gustav empört zum Schwerte,
Doch als Europa kalt von seinem Schmerz sich kehrte,
Sprach ruhig er: „Warum doch bin ich auf der Welt?

Da eines Mörders Fuß zertritt die Nationen,
Die, zitternd vor der Faust des Riesen, feig ihm frohnen,
Und da die Fürsten ihm sich beugen stumm und still,
Da er die Sonne ist, um den sie drehn den Reigen, —
Was soll ich auf dem Thron dem Volk mich länger zeigen?
Ich, der als König herrschen will?" —

Er wich. — Gott wollte, klar auch Blinden sollt' es werden,
Daß nicht der Würdigste stets Sieger bleibt auf Erden,
Daß er allein erhöht, daß er allein hinab
Den Stolzen wirft, wenn er die Hand erhebt zum Schlage,
Und daß, um Bonaparte und seinem Schwert die Wage
Zu halten, viel zu leicht selbst Odins Königsstab.

Dem Thron entsagte stolz Gustav im Glanz der Jugend;
Denn fehlen durfte Nichts der Größe seiner Tugend.
Indeß Europa sich, bedeckt mit Schmach und Hohn,
Dem Riesen schmiegte, feig und feil wie eine Dirne, —
Vor allen Fürsten hoch trug er die freie Stirne,
Den Ketten und dem Thron entflohn.

IV.

Wie anders, — kläglich, ohne Ehre,
War jenes Wütherichs Exil,
Der in die andre Hemisphäre,
Gestürzt von seiner Höhe, fiel!
Erdrückt vom allgemeinen Hasse
Ward er verhöhnt noch auf der Gasse,
Sein Fall war aller Welt ein Fest.
Starr wollt' er noch sich widersetzen, —
Von seines Bühnenpurpurs Fetzen
Blieb seiner Blöße nicht Ein Rest.

Sein düstres Schicksal gleicht dem Bette
Des todten Meeres, dessen Flut
Bedeckt versunkne, stolze Städte,
Auf denen regungslos sie ruht.
Der schwarze See, der die Verruchten
Verschlungen hat, die Gottverfluchten,
Er spiegelt nicht des Himmels Pracht.
Das Auge wird umsonst mit Grauen
Nach Sodoms goldnen Kuppeln schauen
In dieser finstern Wellennacht.

Gustav, wenn je der Arm Dir wieder
Nach Deinem Königsmantel fuhr,
Geschah's, Du Seele, treu und bieder,
Um einen Feind zu decken nur.
In Deiner Einsamkeit — beneiden
Muß ich Dich drum — gedenkst der Leiden
Du ruhig, stolz und ohne Schmerz.

Die Tugend, Königin, Verbannte,
Wie Du, sie wählt, die Vielverkannte,
Sich zum Asyl Dein großes Herz!

V.

In Deinem Schloßhof mag Gras wachsen, um die Zinnen
Epheu! — Was kümmert's Dich in Deinem ernsten Sinnen,
Daß dies Geschlecht zu klein, der Größe sich zu freun,
Daß nur bei Fürsten, die dem Glück im Schooße bleiben,
Der Wagen Menge rollt und bunte Fensterscheiben
Erschüttert und im Hof den Marmor-Pflasterstein.

Und dennoch herrschest Du! Du herrschest über Herzen,
Die in der Zeit des Frosts ihr Feuer nicht verscherzen,
Und glauben, lieben, treu dem Freund in jeder Noth,
All jene Ritter, die vergessnen, edlen, frommen,
Höflinge seltner Art, die nur zum Fürsten kommen,
Wenn's gilt, zu seinem Heil zu gehn in Noth und Tod.

Wo Ehr' und Treu' und Geist der Tugend, der verbannten,
Noch huldigen, die sie als treu bewährt erkannten,
Da herrscht Dein Nam' und glänzt unsterblich, leuchtend hehr.
Und jeder Schöpferruhm und jedes heilge Streben,
Und jede That, die Glanz mag dem Jahrhundert geben, —
Auf Deinem Altar ist's nur eine Flamme mehr.

Kein Herr! — Kein Knecht! — Du bist der Einz'ge, der, in Frieden
Und Freiheit, keiner Macht der Menschen fröhnt hienieden,
Nur Gottes Unterthan, glückselig bist Du, frei.
Wie prächtig der Komet, von Flammen licht umsponnen,
Ein stolzer Wandrer frei durch Welten geht und Sonnen,
So gehst an Völkern Du und Königen vorbei.

September, 1825.

Die beiden Inseln.

Sag mir, woher er gekommen, so will ich dir sagen, wohin er gegangen. E. H.

Sechste Ode.

I.

Zwei Inseln gibt's, durch weite Strecken
Getrennt, durch eine ganze Welt,
Die hoch die Riesenhäupter recken,
An deren Fuß die Flut zerschellt.
Wozu sie aus des Meeres Schlünden
Wohl Gott erhob? wer will's ergründen?
Erhaben muß es sein und groß.
Die Höhn umwirbeln Feuersäulen,
Am kahlen Strand die Wogen heulen,
Vulkane glühn in ihrem Schooß.

Sie gleichen, zwischen kahlen Riffen,
Woran sich bricht der Wogen Streit,
Zwei riesigen Piratenschiffen,
Starr, fest gebannt für alle Zeit.
Warum die Hand, die diese Zacken
Gethürmt, die Inseln, schwarz von Schladen,
Von fern schon drohend jedem Boot,
Mit so viel Schauern hat umgeben? —
Hier trat einst Bonaparte ins Leben,
Dort fand Napoleon den Tod.

So steht's mit Felsenschrift geschrieben:
„Hier seine Wiege! — Dort sein Grab!"
Mag eine Welt entstehn, zerstieben:
Das Wort wischt kein Jahrhundert ab.
Hier wird sein Name mächtig schallen,
Zu diesen düstern Inseln wallen
Einst staunend alle Völker hin.
Die blitzzerschlagnen Felsenthürme,
Die Klippen rings, die wilden Stürme
Sind nur Erinnerung an Ihn.

Fern unsern Ufern, wo er winseln
Die Völker hörte, deren Noth
Sein Ehrgeiz schuf, — zwei öde Inseln,
Sie gaben Leben ihm und Tod,
Damit von seiner ersten Stunde
Ein Donnerschlag nicht gebe Kunde
Der bangen Welt, daß nicht ein Stoß
Die Erd' aufrüttle, wild bewege,
Daß er im Frieden sterben möge
Auf seinem Feldbett, still und groß.

II.

Wie war er träumerisch am Morgen seines Lebens!
Wie ernst, gedankenvoll am Ende seines Strebens!
Sein toller Traum, er war nun ausgeträumt einmal,
Er hatte ganz durchschaut das Gaukelbild der Größe,
Des Ruhmes Eitelkeit, der Herrschaft Qual und Blöße,
Das Nichts der Zukunft, wenn erloschen ist ihr Strahl.

In Corsika, die ihn gebar, in Visionen
Sah er als Knabe schon den flücht'gen Glanz der Kronen,
Und seinen Schild umschwebt' ein kaiserlicher Aar.
In seinem stolzen Wahn hört' er in zwanzig Zungen
Ein Lied, vor seinem Zelt von seinem Volk gesungen, —
Dem Volk, das Ein Geschlecht von Nationen war.

III.

Jubelhymne.

„Heil, Heil Napoleon, Heil seinem hohen Throne!
Gott selbst hat ihm aufs Haupt gesetzt die Kaiserkrone,
Er herrscht vom Nil zum Don, und seine Knechte sind,
Ihm bücken Kön'ge sich vom ältsten Königsblute
Und Rom ist seinem stolzen Muthe
Grad recht zum Throne für ein Kind.

Um fernhin seinen Blitz zu tragen, den umkrallten,
Glühn seine Adler stets, die Schwingen zu entfalten.
Mit seinen Fahnen, roth vom blut'gen Schlachtenspiel,
Vereinigt er das Kreuz von Gold des großen Yvan,
Herr im Konklave, Herr im Divan,
Holt er den Halbmond sich vom Nil.

Der braune Mameluk, der Mann vom Gothen-Stamme,
Der Pole, dessen Speer aufblitzt, wie eine Flamme,
Sie gehen blind, wohin sie ruft sein kühnes Wort.
Ein Weltheer führt er an, und seine Legionen
Sind Stämme, Völker, Nationen,
Sein Wink ihr Sporn, sein Ruhm ihr Hort.

Hat dann sein Stolz erreicht, was er gewollt, der Sieger,
Schenkt als Almosen er ein Königreich dem Krieger,
Vor seiner Schwelle läßt er Könige das Gut
Bewachen, das er nahm, um unter seinen Sklaven,
Nach Festen oder nach Gefechten, sanft zu schlafen,
Wie auf dem Netz der Fischer ruht.

Den Kaiser-Adler-Horst wußt' er so hoch im Blauen,
In wolkenfreier Luft, in Räumen sich zu bauen,
Wo Stürme — meinen wir — nie brausen ihm ums Ohr.
Tief unter seinem Fuß nur kann die Wolke wettern.
Sein Haupt kann nie ein Blitz zerschmettern,
Er führe denn zur Höh' empor!"

IV.

Er fuhr empor, der Blitz! — Und rauchend fiel zusammen
Sein Adlerhorst, zerstört durch hundert Blitzesflammen;
Schwer büßt den Fürsten ihr Tyrann.
Man setzt' ihn lebend aus auf ödem Felsenherde.
Zur Ueberwachung gab dem Ocean die Erde
Den riesigen, gefangnen Mann.

Wie war in Helena ihm öd und schaal das Leben,
Wenn er am Horizont hinab am Abend schweben
Die Sonne sah mit neid'schem Blick,
Wenn er im Sand allein irrt' an des Ufers Säumen,
Und wenn ein Britte dann ihn riß aus seinen Träumen,
Und führt' in seine Haft zurück.

Verzweifelt hört' er nun, der Kriegsheld, sich verklagen,
Von denen, die noch jüngst in seinen Siegestagen
Ihn Gott genannt mit sklav'scher Lust.
Denn nur ein Echo war der Fluch der Nationen
Der Stimme, welche dumpf wehklagend, ohne Schonen
Verdammend, rief in seiner Brust!

V.

Fluch.

„Unheil! Verderben! Schmach! Fluch ihm und seiner Sache!
O Himmel, laß, o Erd', ihn fühlen deine Rache!
Am Boden liegt er denn nun endlich, der Koloß!
O fielen auf sein Haupt, auf seines Staubes Reste
Die Thränen all, die er erpreßte,
Und all das Blut, das er vergoß!

Vom Strand der Wolga, Seine und Tiber, von den Mauern
Alhambra's, und vom Kreml, den kalt er, ohne Trauern
Verbrannt, von Vincennes und von Jaffa — überall,
Von Stätten blut'gen Mords und grauser Völkerschlachten
Soll ihn das Wehgeheul, der Fluch der Umgebrachten
Begrüßen mit des Donners Schall!

Umschwärmen soll ihn stets all seiner Opfer Reigen,
Zahllose Schatten, die dem Erdenschooß entsteigen,
Die Leiber Aller, die sein Arm gemordet hat,
Verstümmelt durch das Schwert, vom Donnerkeil zerbrochen,
Sie sollen, rasselnd mit den pulverschwarzen Knochen,
Verwandeln Helena ihm in ein Josaphat!

Er leb', auf daß er Tag für Tag und stündlich sterbe,
Er fühl' im Aug' einmal die Thränenflut, die herbe!
Von seinem Ruhm und Recht spricht er? — Ist er verrückt?
Die Schergen fesseln ihm die Hand mit Hohngeberde,
Die mit Vergnügen einst zur Erde
So manches Königshaupt gedrückt.

Durch Siege wollt' er, die sein Feldherrnglück errungen,
Auslöschen, was im Volk lebt an Erinnerungen;
Hochmüthig sah' er auf die Kaiser Roms herab,
Da blies der Herr, und ließ sein düstres Licht verrauchen,
Und gab ihm Zeit und Raum nicht mehr, als Alle brauchen,
Um sich zu legen in sein Grab.

Die Insel ist sein Grab. Doch während seines Lebens
Vergessen ist er schon. In Saint-Denis vergebens
Ließ er sein Marmorgrab zurichten, schmuck und schön.
Der Himmel wollte nicht, daß Könige mit Trauern
Des frechen Räubers Leib in den geweihten Mauern,
In ihrer Königsgruft ein Scheusal schlafen sehn!"

VI.

Wie bitter schmeckt ein Kelch, geleert bis auf die Hefe!
Wie eisig spielt ein Traum, der endet, um die Schläfe!
Aufblüht ein junges Herz, von Hoffnung überthaut;
Ach, später, müd und satt, vor Schauer wird es beben,
Wenn von dem Ziel zurück aufs Leben
Der Blick, auf das verrauschte, schaut!

Du wandelst hin am Fuß des Bergs, den Riesennacken
Schaust Du, das Riesenhaupt mit Staunen an, die Zacken,
Die unerschüttert stehn, wenn Alles wankt und bebt,
Den grünen Mantel, der umschließt des Riesen Glieder,
Und seinen Wolkenkranz, der nieder
Auf die erhabne Stirne schwebt.

Doch steig' hinauf, beschau die Höhen Dir, die lichten!
Zum Himmel strebst Du auf ... und stehst in Nebelschichten:
Du kennst den Berg nicht mehr, wo blieb das lichte Bild?
Steinklumpen, Schluchten sind's mit schwarzen Tannenbäumen,
Wo Blitze sprühn, Wildbäche schäumen,
Die brüllen, wie der Donner brüllt!

VII.

Das ist des Ruhmes Bild, das treue:
Zuerst ein Prisma, reich an Glut,
Ein düstrer Spiegel dann der Reue,
Der zeigt den Purpur roth von Blut.
Gewaltig jetzt und dann geächtet,
Jetzt übermüthig, dann geknechtet,
Und preisgegeben jeder Schmach —
Hat zwei Geschichten er; wir sehen:
Jung sinnt er Siegesepopöen,
Alt seinen Niederlagen nach.

Auf beiden Inseln glaubt noch immer
Der Schiffer, der im Sturme wacht,
Wenn eines Meteores Schimmer
Um schwarze Klippen strahlt bei Nacht,

Den finstern Kapitän mit Grauen
Im Schatten, lang und starr, zu schauen,
Die Arme vor der Brust verschränkt:
Sein letztes Fest sei, daß im Streite
Er jetzt die Wetterstürme leite,
Wie er die Schlachten einst gelenkt.

VIII.

Statt Eines Reichs, das er verlor, zwei Vaterlande
Hat er, berufen weit durch ihn in Ruhm und Schande,
In Vasco's Meeren eins, und eins in Hannibal's!
Wenn man das Wunder nennt der Zeit, nach beiden Enden
Der Welt wird dann sein Nam' ein Doppelecho senden
Mit der Gewalt des Donnerschalls.

So, wenn in schwarzer Nacht die Bombe, ihren Bogen
Beschreibend, glühend kommt, mordbrennerisch, geflogen,
Und über Städten, die vor Schrecken zittern, kreist,
Dann gleich dem Geier, der im jähen Niederfallen
Den Boden grimmig peitscht mit Flügeln und mit Krallen,
Sich senkt und donnernd auf das Straßenpflaster reißt; —

So gähnt, noch lange nach dem Wurf, der weite Rachen
Des Mörsers, schwarz vom Rauch, umbraust von dumpfem Krachen,
Aus dem die Kugel stieg, die nun am Boden zischt;
Es raucht der Grund, es raucht der Ball, der, Blitze schwingend,
Kartätschen speiend, Tod im Tod dem Leben bringend,
Einschlägt und zündet und erlischt!

Juli, 1825.

An die Vendômesäule.

Parva magnis.

Siebente Ode.

I.

Erhabnes Monument, Trophä', in Erz gegossen!
Auf festem Sockel frei und stolz emporgeschossen,
Zeugst du von Ruhm und — Rauch, und das ist dein Beruf.
Von Allem, was ans Licht gestellt der Held, der kühne,
Stehst aufrecht du allein, — hochragende Ruine
Des Baus, den ein Titane schuf!

Des großen Kaiserreichs, des großen Heeres Trümmer,
O Säule, letzter Strahl von dem erloschnen Schimmer,
Dich lieb' ich! Staunend sieht der Fremde deinen Bau.
Die Helden lieb' ich, hehr schon durch des Alters Weihe,
Der Siegesbilder lange Reihe,
Hier rundum ausgestellt zur Schau.

Die Krieger seh' ich neu belebt zum Kampf sich stellen,
Die einst des Rheins, des Po, der Donau blutge Wellen
Hinabgewälzt zum Meer; aufschau' ich stolz an dir.
Gleich dem Soldaten stellst den Fuß du auf die Beute,
Die Waffen, und vom Haupt als Helmbusch fliegt ins Weite
Dir einer Fahne stolze Zier.

Das Erzbild Heinrichs stell' ich gern mit dir zusammen,
Zwei Erzkolosse, die hell auf zur Ehre flammen
Der Heimath, — der der Lieb', und der des Hasses Sohn!
Ob unsern Wirren seh' ich euch unsterblich strahlen,
Du stammst von fremden Arsenalen,
Er vom Obol der Nation.

Wie oft, — du weißt es! — wenn die Nacht den Schleier eben
Umwirft dem bleichen Mond, und leis die Sterne beben,
Komm' ich und suche Trost, und mich erfrischt dein Strahl.
Mein Auge glüht, verschlingt die Bilder der Historie,
Ich nehm', ein dunkler Gast, mein Theil an all der Glorie,
Dem Hirten gleich beim Königsmahl!

Oft, Frankreichs Säule, Erz des Feindes, in der Stille
Horch' ich: — mir ist, als ob das Erz im Ofen brülle.
An deinen Wänden seh ich oft auf meinen Ruf
Die Krieger, rings zerstreut, empor zum Kampf sich raffen,
Und laut erschallt der Klang der Waffen,
Der Männer Schritt, der Pferde Huf.

Nie wagten Feinde dich, o Monument, zu höhnen,
Und, gingen sie vorbei, hat ihrer Schritte Dröhnen
Erschüttert nie dein Erz, stolz ragtest du und hehr.
Und lenkte je zu uns das Schicksal ihre Pfade,
Nie führten sie vorbei in müßiger Parade
Vor deinem Kampf in Erz ihr Heer.

II.

Wie? hör' ich nicht Geräusch der Waffen und Geschütze
Von deinem Piedestal bis hoch hinauf zur Spitze?
O Säule, rühren nicht — ich meine sie zu sehn! —
Sich deine Krieger, um vom Erz herabzusteigen? . .
Auf einmal schwebt nicht mehr der Helden brauner Reigen
Zur Himmelshöh' empor, sie machen Halt, sie stehn . . .

„Tarent! Dalmatien! Treviso! Reggio!“ . . . Namen
Von neuem Klang, doch hoch berühmt! Die Führer kamen,
Und ihre Adler, neu erwacht und lichtgetränkt,
Sie jagten feurig nach dem Doppelaar, im Dunkeln
Nur heimisch, dessen Blick, wo ihre Augen funkeln,
Sich, wie vorm klaren Licht der Sonne, niedersenkt.

Was ist es doch? — Warum, du Erzbild ohne Gleichen,
Seh' ich dein Heer vor Zorn erröthen und erbleichen?
Aufbraust es wie Ein Mann: — auf ihrem hohen Sitz
Traf sie ein Schimpf? Wer weckt die Schatten der Heroen,
Die Adler, die, um dich mit Flügeln schlagend, drohen,
Und deren starre Klau' umschließt den kalten Blitz? —

III.

Ha! — Meint der Feind, er könn' uns rauben das Gedächtniß,
Zerreißen Blatt für Blatt das herrlichste Vermächtniß,
Annalen, die das Schwert geschrieben, scharf und spitz?
Zielt er nach den Trophä'n, den tausend Donnerkeilen,
Die dieses Bild von Erz umschließt, mit höhnischen Pfeilen? —
Ein Erz-Bild — jeder Zoll ein Blitz!

Sucht an Napoleon er Rach' in unsrem Heere?
Will unsern Feldherrn er, den alten, Ruhm und Ehre,
Ihr Erbe, nehmen, ist ihr Recht nicht sonnenklar?
Zu schwach ist seine Hand, die Beute zu erraffen: —
In Alexanders Reich und in Achilles' Waffen
Theilt sich nur eine Heldenschaar.

Doch nein! — Wenn Oestreich auch des Stolzes Wunden brennen,
Die Sieger mögen sich nach ihrem Siege nennen,
Nach seiner Niederlag', — es stellt die Namen frei.
An Leben hängt es mehr noch als an seinem Ruhme,
Und unsern Helden gönnt es ihre Wappenblume,
Um Lorbeern macht es kein Geschrei.

Wie? Hat dem Feind, weil er einmal den Sieg errungen,
All dieser Heldenruhm denn nie das Herz bezwungen?
Woher der trotzge Muth, das stolze, kühne Herz?
Hat er vergessen ganz die Lehren der Geschichte?
Mit welchen Augen liest er unsre Siegsberichte,
Die du entrollst, erhabnes Erz?

Ist diese Sprache nicht verständlich seinen Ohren?
Dann frag' er nach in Wien, er frag' an Moskaus Thoren,
Im Escurial, im Staub der Pyramidenwelt!
Die Fürsten frag' er doch, die stolzen, sterngeschmückten,
Die unter den Livreen vor Kurzem noch sich bückten
In einem staub'gen Kaiserzelt!

IV.

Wie mag Europa doch uns zu verhöhnen wagen?
Hat unsre Ketten nicht es gestern noch getragen?
Nun sollen wir ins Joch? — Wohlan, wir sind bereit:
Wir werden noch einmal dem Feind ins Auge schauen!
Verstümmelt hat man uns: — dem Löwen sind die Klauen
Vielleicht gewachsen mit der Zeit.

Den Kranz des Ruhmes raubt man uns durch Winkelzüge?
Bourbonen traten stets die Erbschaft an der Siege.
Die Kön'ge schirmten dich vor feindlicher Gefahr,
O Erz, der Lilie muß sich deine Palme gatten,
Und in des weißen Banners Schatten
Ruht deiner Adler Doppelpaar.

Es zuckt die weite Welt, erschüttert durch Vulkane,
Dumpf grollt Amerika fern überm Oceane,
Zum alten Glanz erhebt sich Hellas; Stambul brüllt;
Und Lissabon entringt sich schwer der Hand des Britten...
Das Volk der Gallier zürnt: nie soll von andern Schritten
Als seinen beben sein Gefild!

Ihr Fremden, hütet euch! Wir wissen nur zu handeln!
Der Friede wird uns nie in träges Volk verwandeln.
Es ist das Feld der Schlacht, das mächtig an uns zieht.
Wir drücken in die Hand, die lieber, ha, zu Schlägen
Ausholt, die Laute statt dem Degen,
Und Kampf und Streit ist unser Lied.

Ja, hütet euch! — Noch liegt nicht Frankreich so darnieder,
Daß einen Schimpf' es trüg'; und Feinde werden Brüder,
Und der Parteienkampf, wenn noch so herb, so roh,
Verstummt, wenn Unbill droht, und alle Hände regen
Gewappnet, einig sich: die Vendée wetzt den Degen
Sogar am Stein von Waterloo.

Ihr plündert Namen? — Wie? — So muß man sich bereiten,
Ganz andre Titel noch bei euch sich zu erstreiten?
Und statt der Namen, die erkämpft des Degens Blitz,
Für neue Taufen muß man sorgen unsrem Ruhme? —
Zeugt nicht von unsrem Heldenthume
Die Schrift auf eurem Kampfgeschütz?

Wie? Sollte Frankreichs Schild der Fremde je zerschmettern?
Sein Hammer sollte plump auf unser Wappen wettern,
Weil unsre Lauheit ihm dazu den Muth verleiht? —
Ha, wie der Römer einst, der Weltherr ohne Schranke,
So Krieg und Frieden trägst du noch, o kühner Franke,
In deines Mantels Falten heut.

Heut über Cadix fliegt dein Aar zum libyschen Sande,
Und über Moskau dringt er tief in Asiens Lande,
Und Britten, Russen und Germanen hetzt er matt.
Vor deinem Hörnerschall fällt Thurm und Wall zerrissen,
Und deine stolzen Fahnen wissen
Den Weg zu jeder Königsstadt.

Wenn feindlich deinem Glück sich andre Völker zeigen,
Dann wird vor dir, mein Volk, sich jedes andre neigen,
Für alle hat nicht Raum genug des Ruhmes Feld,

Die Staaten rund um dich, sie wechseln stets und weichen.
Vor deinem Sterne muß der andern Stern erbleichen,
Gehst du voran, dann folgt die Welt.

Legt Oestreich Schlingen uns, wir trotzen seinem Hohne.
Zwei Frankenkaiser schon zertraten seine Krone,
Und seinem Adler hat auf jeden Kopf im Zorn
Ein bleibend Mal gedrückt, — mit einem kräft'gen Stoße
Des Fußes that es Karl der Große,
Napoleon mit seinem Sporn.

Mein Volk, du hast nicht mehr den Adler, zu bedrohen
Die Stirnen mit dem Strahl, die keden, allzuhohen,
Doch blieb die Lilie dir, der Oriflamme Blitz,
Dir blieb der gallische Hahn, zu wecken die entschliefen,
Und ruft er, kann dir auf, noch in der Nacht, der tiefen,
Die Sonne gehn von Austerlitz.

V.

Ich sollte schweigen, da doch meinen Sachsen-Namen
Jüngst meine Ohren auch im Lärm des Kriegs vernahmen?
Ha, unsrer Fahne folgt' ich stolz, die flog im Wind,
Ich, dessen Lied zum Klang der Kriegstrommeten paßte;
Mein erstes Spielzeug war des Degens goldne Quaste,
Und ein Soldat war ich, so lang ich war ein Kind.

Nein, Brüder, mag die Zeit des Harrens lang auch währen,
Wir alle wuchsen auf bei Säbeln und Gewehren,
Verdammt zum Frieden, ach, gefangne Adler nun!...
Doch ist der Väter Ruhm zu schirmen uns beschieden,
Und unsrer Ahnen Wehr soll unbefleckt, im Frieden,
Vor jedem Schimpf gesichert ruhn!

Februar, 1827.

Ende.

Ubi defuit orbis.

Achte Ode.

I.

Durchblättert hab' ich so die neuste Volks-Geschichte,
Ein Schicksalsbuch, darin: Ruhm, Siege, Strafgerichte,...
Und immer klang, ein Kind der Zeit, mein Saitenspiel,
So oft ein großer Mann... Verbrecher... Menschheitsretter...
Erschien, und in dem Buch von Erz dann eins der Blätter
Aufs andre mächtig schallend fiel.

Geschlossen sei das Buch der Wunder und der Schrecken;
Die unnahbare Sphinx, wir wollen sie nicht wecken,
Die, — Gott und Scheusal, — es bewacht in stummer Hut.
Nicht jedem Dichter glückt's, ihr Räthsel zu errathen,
Das Wort der Lösung schreibt den Reichen und den Staaten
Sie auf die Stirn mit Blut und Glut.

II.

Wir suchen's nicht, das Wort. — Doch dann, Poet, weßwegen
Willst du dich ruhig nicht zur stummen Harfe legen?
Warum erklingen läßt du deinen Unglücksfang,
Stimmst tolle Lieder an und singst vor allen Thüren?...
— Ein großes Volk, um es zu rühren,
Bedurfte meines Geistes Drang.

Der Revolution geliefert hätt' ich Waffen? —
— Ja, weil ein Chaos braucht, wer eine Welt will schaffen,
Weil Nachts ein Gott zu mir sprach in der Einsamkeit,
Und weil in meinem Lied für meine Volksgenossen
Ich das Jahrhundert, das verflossen,
Genüber stellte dem von heut.

Der Dichter braucht ein Volk, ein Herz, das ihn erfreue,
Durchleuchte, wärme, Glut ihm in die Seele streue,
Und eine Welt, um frei zu wandeln seine Bahn.
Und ist sein Geist einmal vom Ufer weggeflogen,
Um fortzustürmen auf den Wogen,
Ist ihm zu groß kein Ocean.

Hier dehnt der Genius im freien Raum die Flügel,
Schwebt über Tiefen hin und hohe Wellenhügel,
Thut Riesensprünge, tanzt, als wär's auf grüner Flur,
Und wirbelt ungestüm dahin im Sturmgetose,
Den Fuß auf einer Wasserhose,
Das Haupt im himmlischen Azur.

Mai. 1826.

Viertes Buch.

1819—1827.

Spiritus flat, ubi vult.

Der Dichter.

Betrachte nun dein Opfer, Muse!
Lamartine.

Erste Ode.

I.

Laß den Verkannten ziehn in Ruh', o Welt, und quäle
Den Mann nicht, dem der Schmerz schwer lastet auf der Seele,
Genug schon drückt ihn sein Gewicht.
Bleib', eitle Sinnenlust, fern seinem strengen Leben!
Die Palme, die allein nur kann zur Höhe streben,
Wächst unter deinen Blumen nicht.

Er hat genug des Leids, laß deine Freud' ihn missen!
Ein jeder Schritt zum Licht empor aus Finsternissen
Ist ihm ein Weh; die Jugendzeit
Beweint er, die ihm viel zu früh, zu rasch entflogen,
Sein ganzes Leben, ach, das Rohr, das tief gebogen
Die Bürde der Unsterblichkeit.

Kindheit, dein süßer Reiz weckt ihm nur herbes Sehnen,
Dein schuldlos Lächeln und die Anmuth deiner Thränen,
Dein Glück, mit keinem Schmerz gemengt,

Dein Ruhn im süßen Nest, und, frei von jeder Bürde,
Dein Spiel, dein Rosenkranz, der rasch verwelken würde,
An seiner heißen Stirn versengt.

Sich und sein Lied verklagt er, seine Zeit mit Strenge,
Den Taumelkelch des Ruhms, in welchen, ach, in Menge
Der Wermuth bittrer Täuschung rinnt,
Den Wunsch, sich einmal ganz am Born des Glücks zu laben,
Sein Herz, den Genius, all diese Himmelsgaben,
Die, ach, der Himmel doch nicht sind!

II.

Weh! Läg' er schlafend doch auf seinem Lebenswagen,
Und störte nie der Neid, kein Jubelruf, kein Klagen,
Ihm seiner Träume heitern Tanz!
Könnt' er an seinem Ruhm arbeiten ganz im Stillen,
Und in sein Strahlenkleid, das blendende, sich hüllen,
Wie Engel in der Sonne Glanz!

Doch folgen muß er stets, wohin der Strom ihn tragen,
Fortreißen, vorwärts ihn mag oder rückwärts jagen,
Ihn stört der Menschen Lärm und Tand.
Sein ernstes Wort verhallt bei ihrem eitlen Lachen;
Zum Narrenstabe wagt ihr Uebermuth zu machen
Den Königsstab in seiner Hand.

Warum den König schleppt man fort aus seinen Reichen?
Soll hinterm Riesen ein Gefolg von Zwergen schleichen? —
Weltkinder, laßt ihn ruhig ziehn!
Ihm, dem Unsterblichen, seid ihr verlorne Söhne,
Ihr habt, — was sollen doch euch seine Saitentöne? —
Geräusch genug auch ohne ihn!

III.

Laßt ihn im Dunkeln! Muß er drum des Lichts entbehren?
Nein, eine Muse kommt, ihn himmlisch zu verklären,
Daß er von seinem Gram erwacht.
Des Himmels Boten selbst erquicken den Poeten,
Die Taube Christi kommt, der Adler der Propheten
Besucht ihn oft in stiller Nacht.

In heil'gen Stunden sieht er licht die dunkle Ferne,
Sieht Sonnen im Entstehn, und sieht erloschne Sterne,
Und schaut den Raum mit Licht erfüllt,
Erzengel sieht er ziehn im feurigen Gewande,
Und forscht den Formen nach, in die am Weltenrande
Das höchste Wesen sich verhüllt.

Seht ihr im Aug' ihm glühn den Strahl des ew'gen Lebens?
Und wißt ihr, daß sein Geist den Schleier nie vergebens
Zurück, den staubgewobnen, schlägt?
Und daß sein Flügel ihn, umstrahlt von goldner Helle,
Umflammt von rother Glut, ihn an des Himmels Schwelle
Und dann hinab zur Hölle trägt?

Ihr Sterblichen, so gönnt ihm denn in seinen Reichen,
Euch fern, zu weilen, dem sein wunderbares Zeichen
Gott aufgedrückt, um ihn zu weihn,
Ihm, dessen Augen mehr enthüllte Räthsel schauen,
Als je ein Todter sah im mitternächt'gen Grauen
Des Grabes unter'm Leichenstein!

IV.

Es kommt ein Tag, da glüht sein Geist in lichten Funken,
Der Dichter wird Prophet, der Welt, von Mordlust trunken,
Erscheint er, leuchtend wie ein Stern.
Er reißt die Tobenden zurück vom Wahnsinnspfade,
Und schauen läßt er sie das sanfte Licht der Gnade,
Und horchen dem Gebet des Herrn.

In seinem Geiste wohnt ein Geist aus höhern Welten,
Er spricht, wie Donner schallt des Sehers ernstes Schelten,
Sein Wort zerschmettert das Schaffot.
Zu Boden sinkt das Volk, und schaut zum hohen Sitze,
Zum Sinai hinauf, sein Haupt umspielen Blitze,
Auf seiner Stirne thront ein Gott.

August, 1823.

An Alph. von L.

Die Leier und die Harfe.

Alternis dicetis, amant alterna Camoenae.
Virgil.

... Und fingen an zu predigen mit andern Zungen nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen
Apostelgeschichte.

Zweite Ode.

Die Leier.

O Sohn Apollo's, schlaf' in seinem Lorbeerkranze,
Als König ehren dich die Musen, und ihr Chor
Läßt Träume dir um's Haupt sich drehn in lust'gem Tanze,
Es singt die Leier dir ins Ohr.

Die Harfe.

Erwach', o Jüngling, Sohn des Elends! Träume spinnen
Am lichten, hellen Tag um's Haupt dir einen Flor.
Ein armer Bruder sitzt, indeß du schlummerst drinnen,
Und harrt umsonst an deinem Thor.

Die Leier.

O Kind, dich tränkt' aus vollen Schaalen
Die Muse mit dem Göttersaft,
Läßt ew'gen Ruhm um's Haupt dir strahlen,
Und löst den Geist aus seiner Haft.
Der den Olymp gezeugt, den hohen,
Ist der Parnaß! Saturn mag drohen: —
Der Dichter ist's, der Götter schafft.

Die Harfe.

Die Mutter wacht' einst bei dem Kinde,
Die dich, o Mensch, zur Welt gebracht.
Dein Leben, wie ein Licht im Winde,
Glänzt, flackert, zittert in der Nacht.
Gott wies dir deinen Pfad auf Erden
Voll Dornen an und voll Beschwerden,
Und deinen Platz im Erdenschacht.

Die Leier.

Sing! — Jupiter regiert, und nicht der Gott der Thorah!
Venus umarmt den Mars und lacht. Die Lüfte glühn,
Wo Iris strahlt, es glänzt die Flur vom Hauch der Flora.
O sing! — Vom Westen ziehn zum Osten, zur Aurora,
Die Götter leichtbeschwingt dahin!

Die Harfe.

O bet'! — Ein Gott nur ist! Ihm falte fromm die Hände!
Er ist's, der ewig sich verjüngt im Fluß der Zeit.
In ihm ist der Beginn von Allem und das Ende,
Er ist das Herz der Welt, das schlägt an ihre Wände,
Er lebt in der Unendlichkeit.

Die Leier.

Leb' einsam! — ruft die Muse leise,
Ja, suche Ruhe für dein Herz.
Entfliehe dieser Welt, — sei weise! —
Und dem Jahrhundert, kalt, wie Erz!
Bei deines Herdes stillem Glimmen
Hörst du der Zwietracht freche Stimmen
Durchbrüllen ferne Städte nur.
Was kümmert dich in deiner Ecke
Der Sturm, wie er das Land auch schrecke, —
Kaum bebt ein Strauch auf deiner Flur.

Die Harfe.

Gott straft die That des bösen Mannes,
Dem Frommen leiht er seinen Arm.
Wie aus der Wildniß einst Johannes,
Tritt muthig vor den Frevlerschwarm!
Geh hin und predige dem Volke:
Hört grollen ihr die Wetterwolke?
Des Ew'gen Langmuth, sie ist matt! —
Erschrecke die verlornen Söhne;
Und deine Stimme übertöne
Das Brausen einer großen Stadt.

Die Leier.

Der Vogel Gottes ist der Aar, und seine Wonne,
Das Feuer ist's, das nährt und zehrt, vom hohen Sitz
Des Caukasus erhebt er jauchzend sich zur Sonne,
Vom Athos fliegt er auf und wiegt sich auf dem Blitz.

Die Harfe.

Des heil'gen Geistes Strahl im Auge, schwebt die Taube
Vom Himmel nieder, die den Zweig des Friedens hält,
Sie, die der heilge Greis, der Jungfrau frommer Glaube
Verehrt, die einen Gott verkündigt dieser Welt!

Die Leier.

O liebe! — Vom Olymp herrscht Eros bis zum Hades,
Sein Licht brennt auf dem Thurm des Bosporus-Gestades.
Er hat einst Troja's Brand durch Paris angefacht.
Du lieb' als Schmetterling, und wechsle stets die Schönen:
Wer liebt, kann weinen nur und stöhnen,
Doch wer verliebt, der scherzt und lacht.

Die Harfe.

Satanisch ist der Haß. Doch göttlich ist die Liebe,
Drum suche dir ein Herz voll reiner, keuscher Triebe,
Und lieb' es! — Gottes Lieb', o nimm sie dir zum Ziel.
Zwei Liebende, verknüpft durch heil'gen Seelenfrieden,
Sind zwei Verklärte schon hienieden,
Zwei Himmelsbürger im Exil.

Die Leier.

Genieße! Denn zum Schattenflusse
Hinunter strömt des Lebens Fluß,
Der Weise labt sich am Genusse
Und gibt den Winden den Verdruß.
Und kommt der Tod dann blaß und hager,
Streckt lächelnd er die Hand vom Lager
Ihm hin; was muß, das mag geschehn!

Und in der Nacht, der morgenlosen,
Entschläft er sanft, wie unter Rosen,
Und träumt ein süßes Auferstehn.

Die Harfe.

Den Bruder stütze, wenn der Schwache
Irrgeht und wankt, in Leid und Lust!
Wer weint, den tröste, bet' und wache,
Und denke, daß du sterben mußt.
Der Sünder wähnt im Grabesschlunde
Das Nichts zu finden, wie im Grunde
Des Kelchs der Freuden dieser Zeit.
„Weh!“ ruft er, wenn die Höll' ihn fodert,
Daß in ihm eine Seele lodert,
Und schaudert vor der Ewigkeit.

* * *

Der Dichter horchte still in seiner Jugend trüber
Frühdämmerung dem Lied der Beiden zu fern,
Und später stimmt' er oft dem Pindus gegenüber
Das Lied vom Carmel an, gestärkt vom Geist des Herrn.

April, 1822.

Moses auf dem Nil.

Und die Tochter Pharao ging hernieder, und wollte baden im Wasser, und ihre Jungfrauen gingen am Rande des Wassers. 2 B. Mos.

Dritte Ode.

„Kommt, Schwestern! Früh am Tag ist kühler noch die Flut!
Der Schnitter weilt daheim noch in der Hütt' und ruht;
Still, einsam Fluß noch und Gestade,
Still Memphis, das noch schläft und kaum erst leise rauscht.
Kommt in das Dickicht, kommt, Aurora nur belauscht
Uns hier im keuschen Wellenbade.

Prangt meines Vaters Schloß nicht reich an schmuckem Tand? —
Ha, mehr entzückt der Strom mich und sein Blumenrand,
Als alle Gold- und Porphyr-Becken.
O wie der Vögel Lied im Freien mich erfreut!
So herrlich duftet nicht der Weihrauch, den man streut
Im Schloß, wie jene Rosenhecken.

Rein ist der Himmel, kommt, die Welle schläft am Strand!
In blauen Falten laßt das schimmernde Gewand
Hinflattern, aufgehängt am Strauche.
Nehmt Kron' und Schleier mir vom Haupt, wir scherzen heut
Und plätschern in dem Fluß, so lang das Spiel uns freut,
Gekost von Zephyrs lindem Hauche.

Kommt, kommt doch!... Ha... im Duft des grauen Morgenlichts,
Was seh' ich? — Schwestern, kommt, schaut hin!... O fürchtet Nichts,
Was schaukelt fern dort auf den Wellen? —
Ein alter Palmbaum, den hinunter treibt der Fluß,
Der aus der Wüste kommt, vielleicht um einen Gruß
Den Pyramiden zu bestellen? —

Wie? — Täuscht mein Auge mich? — Schwimmt dort im Morgenroth
Des Hermes Nachen nicht ... der Isis Muschelboot ...
Hingleitend auf des Wassers Tiefe?
Doch nein,... ein Kästlein ist's, darauf ein Kind,... es ruht
Im Arm des Schlummers, sanft gebettet auf der Flut,
Als ob's am Mutterbusen schliefe.

Erscheint sein schwimmend Bett, auf dem so süß, so fest
Es ruht, von fern nicht, wie der weißen Taube Nest,
An das sich rings die Wellen schmiegen?
In seinem Kissen wogt es, wie es treibt der Wind,
Auf dem bewegten Strom, der, spielend mit dem Kind,
In seinem Grab es scheint zu wiegen.

Es schreit, es wacht! — Jungfrau'n von Memphis, kommt geschwind! —
Grausame Mutter, die im Wasser mocht' ihr Kind
Aussetzen! — Schwestern, kommt zu Hilfe!
Es streckt die Aermchen aus,... die Woge schwillt und droht,...
Weh, keinen andern Schutz hat es vor jähem Tod
Als seine Wieg' aus leichtem Schilfe.

Ich rett' es! — Ha, ein Kind von Israel vielleicht ...
Mein Vater tödtet sie, wo sie sein Arm erreicht,
Der Unschuld gönnt er nicht das Leben!
Wie hart! — Du armes Kind, komm her, dich bergen wir!
Ich will dir Mutter sein, das Leben dankst du mir,
Hab' ich es auch dir nicht gegeben." —

So sprach zu ihren Frau'n die Tochter Pharao,
Iphis, als sie am Nil, des kühlen Morgens froh,
Durch Uferbüsch' und Blumen eilte,
Der Schönheit Göttin schien der jungen Mädchenschaar
Die Königstochter, als, der goldnen Schleier baar,
Die Herrliche die Wellen theilte.

Aufrauschend spielt die Flut um ihren zarten Fuß,
Sie schauert,... doch das Kind... es wimmert! — In dem Fluß
Fort schreitet sie mit zagem Gange.
Sie nimmt die süße Last, ... da flammt des Stolzes Strahl
Zusammen mit dem Roth der Scham zum ersten Mal
Auf ihrer jungfräulichen Wange.

Das Knäblein auf dem Arm, durch Wellen, Schilf und Rohr
Geht langsam sie und steigt am Uferrand empor,
Die keusche, königliche Dirne.
Die Schwestern lächeln zu dem Kinde, staunend blickt
Es auf zu ihnen; hold verschämt und schüchtern drückt
Den Mund ihm Jede auf die Stirne.

Du aber, Mutter, die von Ferne schreckenbleich
Du deinem Kind gefolgt, tritt, einer Fremden gleich,
Hervor: denn Moses ist geborgen!

Sei ruhig: wenn dein Arm auch heiß das Kind umflicht,
Die Freudenthräne, sie verräth bei Ihr dich nicht:
Noch weiß Sie Nichts von Muttersorgen!

Und als die Jungfrau, stolz und froh der guten That,
Von Mutterthränen feucht das Auge, selig trat
Zum grimmen König mit dem Kinde: —
Da sang der Engel Chor und jauchzt' um Gottes Thron,
Zur Erde trug ihr Lied und ihrer Harfen Ton
Herab der Hauch der Himmelswinde:

„O Jakob, sei getrost, nun endet Dein Exil,
Nicht länger weinen sollst Du am unheil'gen Nil.
Zum Jordan zieht das Volk der Frommen.
Trotz Deiner Feinde brichst Du bald der Knechtschaft Band,
Aus Gosen wanderst Du nach dem gelobten Land,
Der Tag der Freiheit ist gekommen!

Das Kind, das aus dem Strom durch einer Jungfrau Hand
Der Herr errettet, schlägt einst der Aegypter Land,
Befreit und führt Dein Volk zum Siege.
Ihr Sünder, beugt das Knie! So spricht des Herrn Befehl!
Hört: eine Wiege wird erlösen Israel,
Die Welt erlöst einst eine Wiege."

Februar, 1820.

Aufopferung.

In urbe omnium mortalium genus vi pestilentiae depopulabatur, nulla coeli intemperie, quae occurreret oculis. Sed domus corporibus exanimis, itinera funeribus complebantur; non sexus, non aetas periculo vacua. *Tacitus.*

Vierte Ode.

I.

Ich preise Gott, den Herrn: die höchste aller Gnaden,
Das Leben gab er mir, ich sag' ihm freudig Dank.
Gesegnet sei der Herr, der uns zum Mahl geladen,
Wo Honig fließt und Wermuthtrank.
Mit Blumenschlingen sind umwunden unsre Ketten;
Nur, um das Leben sich zu retten,
Trägt Kümmerniß der Mensch und Noth.
Uns freut des Himmels Blau, entzückt das Licht der Sonne!
Ich danke Gott dem Herrn! Des Lebens süße Wonne
Ist's, die mit Glorie schmückt den Tod!

Unselig, wem verhängt es ist, umsonst zu sterben,
Ein Opfer, dessen Tod nicht Einem Leben bringt,
Der, wie der Römer, Heil nicht kann dem Volk erwerben,
Indem der Abgrund ihn verschlingt.

O jammerwürd'ges Volk, das, einem Fluch verfallen,
Hört seines Namens Ruhm verhallen,
Und seinen Stolz gebrochen sieht,
Gebrochen, ohne daß sein Fall die Welt erschüttert,
Daß die Erinnerung auf seinen Trümmern zittert,
Wie auf dem Sarg die Kerze glüht.

Wenn Gott die arge Welt will strafen, in den Mauern
Der Sünder hausen läßt er eine Geißel wild,
Die ein Jahrhundert lang die Welt erfüllt mit Schauern,
Und Stadt verödet und Gefild.
Aus schnödem Keime sproßt ein grauses Ungeheuer,
Ein schlechter Funke wird zum Feuer,
Der Riese wächst, es wächst die Noth.
Wohl flieht vor dem Gespenst, dem fürchterlichen Freier,
Die Stadt, er packt und drückt in wilder Hochzeitfeier
In seinen Armen sie zu todt.

Und wie herab auf's Feld die weißen Flocken fliegen,
So haufenweise fällt das Volk dahingerafft.
Und aus den Leichen saugt, die rings am Boden liegen,
Der Tod sich immer neue Kraft.
Das Ungeheuer mäht die Opfer, Schwestern, Brüder
Und Freunde allzusammen nieder,
Und wehrlos fällt ein ganzes Heer.
Von ekeln Greueln dampft und Moderduft der Boden,
Bleich irren, obdachlos, den gräberlosen Todten
Entflohn, die Lebenden umher.

II.

Im Circus sahn in Rom vom fernen, sichern Platze,
Bei Leichenfeiern zu die Bürger, ernst und klug,
Der blut'gen Metzelei, wo mit der Tigerkatze
Der Mensch sich, der Gefangne, schlug.
So drängt zusammen sich der Völker bunt Gewimmel,
Aufsteigt ein langer Schrei zum Himmel,
Zum fernsten Strande dringt der Ton.
Bang vor dem Ungethüm bewacht die Welt in Waffen
Die Menschen, die im Tod weg andre Menschen raffen,
Bedroht aus Angst, die sie bedrohn.

III.

Ihr in den Städten, sprecht, ihr Sybariten, schmecken
Die Freuden süßer nicht dem Gaumen selbst, der satt,
Wenn eine Geißel haust, viel ärger als der Schrecken
Des Bürgerkriegs, in fremder Stadt?
Und wie behaglich sinkt das Weltkind, fern der Schwüle
Des Krankenbetts, auf seinem Pfühle
In Schlaf, durchwürzt vom feinsten Duft!
Wie schlürft der Heimath Hauch sich wonnig ein, wenn leidend
Ein andres Volk sich härmt, und weint und, uns beneidend,
Einathmen muß des Todes Luft.

Ein Jeder schließt sich ein und lebt im Kreis der Seinen,
Die Mutter küßt ihr Kind, das lächelnd sie umschlingt,
Und fragt nicht nach der Stadt, wo jähen Tod dem Kleinen
Der Busen seiner Mutter bringt.

Bei Dem und Jenem glimmt ein blasser Mitleidfunken
Vielleicht, so lang sie, halb noch trunken,
Von einem Fest zum andern ziehn.
So sind die Sterblichen! Verhaßt ist alles Klagen;
Das größte Unglück läßt sie kalt, vorüber jagen
Die Glücklichen und sehn nicht hin.

IV.

Doch Edle gibt es auch, die ihre Brüder lieben,
Hochragend aus dem Volk, voll heil'ger Glut im Blick;
Du siehst das schönste Loos auf ihre Stirn geschrieben,
Glaubst sie bestimmt zum höchsten Glück?
Ein glänzender Triumph vielleicht wird ihnen blühen?
Läßt Hoffnung dieses Aug' erglühen,
Der sel'gen Zukunft süßer Wahn? . . .
So ist es, ach! .. Erscheint auf dieser öden Erde
Die Tugend, ruhig, sanft, und heiter von Geberde, —
Wir sehen für das Glück sie an.

Die Helden, die, auf Gott gestützt, ihr Leben wagen,
Sie gehen sichern Schritts mit heitrer Seelenruh
Dahin zum schweren Kampf mit jenen Völkerplagen: —
Ruft ein: „Lebewohl!" den Edlen zu!
Ihr Frau'n und Mütter, wollt ihr ihnen wohl mit Zähren
Das fromme Liebeswerk erschweren?
Laßt sie sich opfern, schickt euch drein!
Beklagt sie nicht! Wie dürft' ein andres Band sie ketten,
Wo Menschenleben sind allein durch sie zu retten,
Indem sie sich dem Tode weihn?

Sie gehn, sie treten ein in öde, düstre Gassen
Und sehen lebende Gespenster ... Ach, sie schrein,
Die Armen, weinen laut, daß sie nicht ganz verlassen
Von Menschen sind in ihrer Pein.
Der Edlen Worte schon sind Balsam auf die Wunden
Der Kranken, die der Tod umwunden
Mit kalten Eisenarmen hält.
Das Scheusal knirscht, bekämpft im eignen Reich, wie weiland
Der Satan, als ein Gott als Opfer und als Heiland
Eintrat in die verdammte Welt.

Sie reißen aus den Klau'n den Raub dem Ungeheuer,
Das Leben rufen sie, wie auch das Scheusal droht,
Zurück durch ihre Kunst, es jagt ihr kühnes Feuer
Selbst sein Geheimniß ab dem Tod.
Ist keine Rettung mehr, dann dringen an der Pforte
Des Grabes ihre Trostesworte
Noch lindernd in der Seele Grund.
Und wenn des Todes Pfeil zuletzt sein Haupt auch findet, —
Erst wenn der letzte Hauch dem Märtyrer entschwindet,
Verstummt auch des Apostels Mund.

V.

Ihr Glücklichen! Euch seh' ich unerreichbar ragen,
Ihr bändigt Seuch' und Tod, Euch schreckt kein Ungemach.
Die Menge mag erstaunt Euch zu bedauern wagen,
Ich wein' Euch eifersüchtig nach.
Weh mir! So werd' ich nie hingehn aus freiem Willen,
Der Armen Noth und Qual zu stillen,
An denen eine Seuche zehrt?

Und nie dem Sterbenden die Todeswehen lindern,
Und nie durch mein Gebet den letzten Fluch verhindern,
Der seinem bleichen Mund entfährt?

Kann ich ein Opfer nicht für meine Brüder werden?
Droht nirgends eine Pest, ein rühmliches Schaffot?
Gibt's Unterdrückte nicht, nicht Henker mehr auf Erden?
Winkt nirgends mehr ein Heldentod? —
Schlagt meinen Leib ans Kreuz, mag matt mein Haupt sich senken,
Und mögt Ihr mich mit Galle tränken —
Herr, Zeuge bin ich deines Ruhms!
Du bist's, dem unter Qual und Pein ich mich befehle,
Der schönste Engel ist, der führt zu Gott die Seele,
Der Engel des Martyriums!

December. 1821.

An die „Académie des Jeux floraux."

At mihi jam puero coelestia sacra placebant,
Inque suum furtim musa trahebat opus.
Ovid.

Fünfte Ode.

I.

Ihr, die Ihr vom Adour zur Rhone
Des Liedes Reich beherrscht im Glanz der Musengunst,
Ihr Fürsten des Gesangs im Schmuck der Lorbeerkrone,
Ihr Weise, stolz und froh, ihr Helden auf dem Throne,
Ihr Meister in der Liebeskunst!

Schön, wie vor langen Jahren finde
Ich Eure Muse frisch, im hellsten Jugendglanz.
Das Alter geht vorbei an ihr, dem ew'gen Kinde,
Der Ruhm, der ihr sich naht, verdeckt mit einer Binde
Von Blüthen seinen Lorbeerkranz!

Seid mir gegrüßt! Zur Mutter kommen
Darf ich, das Kind, ich bring' ihr Blumen, bunt und frisch.
Daß Ihr mich einst geführt, dem Jüngling war's zum Frommen.
Als Bruder habt Ihr mich, den Fremdling, aufgenommen,
Und mich gesetzt an Euern Tisch.

Dem Kämpfer, der gesiegt, vertraute
Der Richter edler Kreis, voll Nachsicht und Geduld.
Und doch hatt' er noch nie als Ritter mit der Laute
Gelockt ein Burgfräulein, daß sie vom Söller schaute
Und lächelte dem Gast voll Huld.

Nie hatt', ein Jüngling noch, ein scheuer,
Von Feengärten er erzählt in fernen Gau'n,
Von Paladinen und von Troubadours, beim Feuer
Am Abend nie besang er Liebesabenteuer
Im Kreise schöner, heitrer Frau'n.

Von Liebesglück und süßen Scherzen
Laßt Andre singen! Mir lacht nicht die Frühlingsflur.
Dem Leid entquillt mein Lied, ich bin ein Sohn der Schmerzen,
Ich duld' und tröste, stets nur mit gebrochnen Herzen,
Ach, mit den Todten leb' ich nur.

Mai, 1822.

An Chateaubriand.

Der Genius.

Die Umstände sind es nicht, die den Menschen bilden, sie zeigen sie nur in ihrer wahren Gestalt, sie offenbaren, so zu sagen, das Königthum des Genius, die letzte Rettung absterbender Völker. Diese Könige, die nicht so heißen, aber als Könige herrschen durch die Stärke ihres Charakters und die Größe ihrer Ideen, sind erwählt durch die Ereignisse, die sie beherrschen sollen. Ohne Ahnen und ohne Nachkommen, die Einzigen ihres Geschlechts, verschwinden sie, sobald ihre Sendung erfüllt ist, und hinterlassen der Zukunft ihren letzten Willen, den diese treulich vollziehen wird.

F. Lamennais.

Sechste Ode.

I.

Weh Jedem, der dem breiten Pfade
Nicht folgt und hohe Träume hegt,
Der einen Strahl vom Geist der Gnade
In seiner stillen Seele trägt!
Weh ihm! Der Neid wird ihn verwunden,
Ein Geier, der zu allen Stunden
Ihm Pein bereitet, Harm und Qual,
Weil ein Prometheus er, ein neuer,
Mit kühnem Muth das heilge Feuer
Vom hohen Himmelsherde stahl.

Sein Auge sah des ewig jungen,
Des Ruhmes schimmernde Gestalt.
Und huldreich lächelnd hat bezwungen
Er ihn mit gleißender Gewalt.
So weiß mit zauberischen Blicken
Die falsche Schlange zu umstricken
Den Vogel, der im Laube zagt,
Er schwirrt, er flattert ihr entgegen,
Bis er ein Opfer ist erlegen
Des Blicks, der ihm so süß getagt.

Und sieht er auch belohnt sein Streben
Und seinen Namen ruhmbeglänzt,
Schmückt ihn der Lorbeer schon im Leben,
Der sonst nur todte Stirnen kränzt, —
Der Thoren Wahn wird ihn verklagen,
Und Haß und Mißgunst wird ihn plagen
Und grau ihm färben bald das Haar.
Erfüllt ist nun sein kühnstes Hoffen,
O Ruhm, dein Tempel steht ihm offen, —
Du führst dein Opfer zum Altar!

II.

Und doch, — wer trüge Schmerz und Plagen
Nicht gern und jede Ungebühr,
Küßt ihn in seinen Erdentagen
Des Himmels Genius dafür.
Und flammen nun die ew'gen Kerzen
In seinem Geist, in seinem Herzen,
Wem würde göttlich nicht zu Muth?

Wer würde vor dem Siege beben,
Wer möcht' im Glücke ruhmlos leben,
Winkt ihm des Ruhmes düstre Glut?

Du, der Dú nicht zu Deinem Glücke
Bei uns geboren, dem geschenkt
Die Göttergab', um welche Tücke
Und Neid, Unsterblicher, Dich kränkt,
Du, bei der Nachwelt hochgepriesen, —
Was liegt daran, wenn Dich, den Riesen,
Der Hohn des Zwergenvolkes trifft?
Dem Genius huld'gen müssen Alle:
Sie haben Nichts als ihre Galle,
Nichts hat die Natter als ihr Gift.

Chateaubriand, o laß sie wüthen!
Der Schiffer lacht der stürm'schen Flut,
Wenn stolz sein Schiff, geschmückt mit Blüten,
Im Hafen wohlgeborgen ruht.
Lang unbekannt und unbeachtet,
Hast Du dem Sturm, der Dich umnachtet,
Getrotzt, bis Du erreicht den Strand.
So irrt' einst unbekannt der alte
Homer durch's Land, und mächtig schallte
Sein Ruhm dann über Meer und Land.

III.

Du flohst, als eine Frevlerbande
Zum Sklaven unser Volk gemacht,
Fern ist, im transatlant'schen Lande,
Des Jünglings Feuergeist erwacht.
Im Angesicht gewalt'ger Räume,
Prairien, Ströme, Urwaldbäume,
Gabst Du der Welt den Scheidegruß.
Dort auf den unbewohnten Fluren
Und Steppen hatte Gottes Spuren
Noch nicht verwischt des Menschen Fuß.

Der Sturm verflog. Wir sahn Dich wallen
Ins Land der Künste, wo noch schön
Virgils Lorbeer erblüht, — zerfallen
Die Mauern der Cäsaren stehn.
Du sahst in Griechenland nur Knechte,
Dem einst so herrlichen Geschlechte
Sang kein Tyrtäus mehr zum Sturm.
Die Häupter beugten sich und fielen,
Und auf dem Fels der Thermopylen
Stand der Tyrannen Schloß und Thurm.

Die weltberühmten Städte weinen:
Denn ihre Kinder kamen um.
Nur in zerstreuten Trümmersteinen
Lebt fort ihr alter Heldenruhm.
Die Götter sind entflohn! Zum Feste
Nicht kommen mehr geschmückte Gäste,
Kein Kampfspiel mehr! Nur Weh und Ach

Tönt statt der Festmusik, der hellen,
Der Donner nur der Dardanellen
Hallt in zerstörten Tempeln nach.

Aus Hellas zogst Du, dem entweihten,
Und sahst ein gottgeweihtes Land,
Wo aus den alten, hehren Zeiten
Manch ew'ges Monument noch stand,
Sahst eine Gruft, des Lebens Quelle,
Jerusalem und Zion's Wälle,
Wo jetzt ein Pascha Wache hält,
Die braunen Söhne der Numiden,
Carthago und die Pyramiden,
Des Todes starres Lagerzelt.

Und endlich warst Du heim nach Jahren
Mit einem reichen Schatz gekehrt,
Es war das Leid, das Du erfahren,
Und was die Fremde Dich gelehrt.
Dein Wort erscholl, das weise, scharfe,
Dann im Senat: — denn Deine Harfe
Hing an den Wassern Babylons;
Dir übertrug die ewig wache,
Die Freiheit ihre heilge Sache,
Dir, dem Vertheidiger des Throns!

Sei stolz, Du brachest manche Lanze,
Und setztest nie zurück den Fuß,
Ein Märtyrer im Doppelkranze
Der Tugend und des Genius.
Kühn schreit' auf Deinem Wege weiter,
Erleuchte Frankreich, wie als Streiter
Gedient Du Deinem König hast.

Die Anarchie, die freche Dirne,
Erblaßt vor Deiner ernsten Stirne,
Die vor Tyrannen nie erblaßt.

Mag Gruben Dir die Bosheit graben,
Mag Neid und Falschheit Dich bedrohn,
Du, Sohn des Genius, schwebst erhaben
Und ruhig über ihrem Hohn.
So überschaut die Wetterwolke,
Die hinzieht über'm Erdenvolke,
Am Cap der Vogel, einsam fliegt
Er hoch dahin, die Stürme kriegen
Tief unter ihm, er schläft im Fliegen,
Von Himmelslüften eingewiegt.

Juli, 1820.

Das Mädchen von Otaheiti.

Was zögert er so lang? Sie harrt zum Tod betrübt.
Weh ihr! Er liebt sie nicht, die ihn so glühend liebt.

Alfred de Vigny,
Dolorida.

Siebente Ode.

„O sag' mir, willst Du fliehn? Und wird das Schiff von dannen
Dich tragen? — Weh, heut Nacht,... ich harrte Dein so bang,...
Ihr Zelt abbrechen hört' ich Schiffer, Segel spannen
Und lustig singen... Oh, die heißen Thränen rannen
Mir nieder bei dem frohen Sang.

Dies Eiland willst Du fliehn! Lacht auf das Deine nieder
Der Himmel schöner denn? Ist's frei von jedem Fluch?
Beweinen, wenn Du stirbst, Dich dort wohl Deine Brüder?
Und decken sie Dir auch mit Blumen zu die Glieder,
Mit ewig grünem Leichentuch?

Denkst Du des Tages noch, wo Dich zum ersten Male
An dieser Insel Strand geführt ein holder Wind?
Du winktest mir von fern im stillen Schattenthale,
Nie hatt' ich Dich gesehn bei meiner Brüder Mahle, —
Doch kam ich, folgsam, wie ein Kind.

Schön war ich damals! Jetzt bin ich von Thränenbächen
Entstellt. O Fremdling bleib', o sei nicht hart, wie Erz!
Von Deiner Mutter laß, von Deinem Gott uns sprechen!
Sing mir aus Deinem Land ein Lied! — O bleibe! Brechen
Wird, wenn Du gehst, mein armes Herz.

Du bist mein Alles, sieh, ich halte Dich umwunden.
Wie kannst Du fliehn? Was that sie Dir, die Dich nur liebt?
Sanft will ich sein und gut, ich heile Dir die Wunden,
Den Namen geb' ich Dir in gut' und bösen Stunden,
Den Dir daheim die Mutter gibt.

Als Sklavin nimm mich an, ich labe Dich, kredenze
Dir Deinen Trank, Du winkst, ich folge Deiner Spur.
Sei freundlich mir, und schön bin ich aufs Neu und glänze.
Ach, flüchtig liebst Du nur, wie unsre Schwalb' im Lenze,
Dich lieb' ich, ... liebend leb' ich nur.

Weh, Du willst gehn! — Es harrt wohl eine Jungfrau drüben
Auf Deine Wiederkehr ... O laß mich nicht zurück,
Nimm mich mit Dir, o Herr, nie werd' ich sie betrüben,
Treu dienen will ich ihr als Magd, vielleicht sie lieben,
Nennst ihre Liebe Du Dein Glück.

Ach, meinen Aeltern fern, die stolz ihr Kind mich nennen,
Dem Wald, aus dem Du mich gelockt, den Blumen hier,
Den Palmen ferne wird mein Lebenslicht verbrennen,
Hier sterb' ich, muß ich mich von Dir, mein Leben, trennen,
Dort sterb' ich doch bei Dir, bei Dir!

Wenn die Banane je Dich gastlich hat empfangen,
Wenn Du mich je geliebt, verstoße mich nicht, ach,
Laß mich allein nicht hier! Sonst schwebt, wenn Du gegangen,
Auf einer Wolke bald, von glühendem Verlangen
Verzehrt, Dir meine Seele nach!" —

Und als im Morgenroth das flücht'ge Segel glühte,
Da war ihr Lager leer .. Wo leuchtet ihr Gesicht? ..
Im Wald, im Thal, am Fluß, der lichte Funken sprühte, —
Sie ward nicht mehr gesehn, die holde Mädchenblüthe;
Doch bei dem Fremdling war sie nicht.

Januar, 1821.

An Ulrich Guttinger.

Der Glückliche.

Beatus qui non prosper.

Achte Ode.

„Ich haſſ' euch, Götter! Was ich wünſchte, ſchon dem Knaben
Habt ihr's gewährt: Ich will? . . Ich kann!
Ich haſſ' euch, Götter! Mich erdrücken eure Gaben,
Ihr laßt mir keinen Wunſch. Was hab' ich euch gethan?

Fern von den Säulen des Herakles bis zum Sunde
Leanders ſchwimmen Schiffe mir
Im Meere, mein Palaſt verſchlingt, gleich einem Schlunde,
Den Schatz der Städte, wie der Fluren Frucht und Zier.

Des Springquells Rauſchen wiegt mich ein auf meinem Pfühle
Von Purpur, und die Laute klingt.
Jungfrau'n vom Ganges wehn mit buntem Fächer Kühle
Der heißen Stirne zu, wenn mich der Schlaf umſchlingt.

An meiner Tafel mag der Paraſit ſich ſtrecken,
Der, was ich ſelbſt nicht mag, verzehrt.
Auf goldner Platte kann mir ſelbſt der Fiſch nicht ſchmecken,
Den ſie mit Menſchenblut in meinem Teich genährt.

Am Tiberstrande hab' ich Gärten und, wo Laven
Die Berge sprühen, Schloß an Schloß;
Und meine Ländere'n, bebaut von tausend Sklaven,
Ermüden, weit gedehnt, mein Auge, wie mein Roß.

Die Großen fürchten mich, mir lächelt Cäsars Gnade,
Es grüßt den mächtigen Patron
Im Wagen stets ein Schwarm Clienten, meine Pfade
Sind Marmor, und Porphyr mein Bad und mein Balkon.

Das Forum gähn' ich an, im Cirkus muß ich gähnen,
„Was nun?" — so frag' ich halb im Traum.
Mit einem Sklaven mäst' ich täglich die Muränen,
Und doch, auch dieses Spiel Cato's ergötzt mich kaum.

Ihr Schönen Asiens und Europa's, eure Pfeile
Berühren kaum mein todtes Herz.
Aus blankem Goldpokal tränkt mich die Langeweile,
Und mich beneidet noch des Armen blinder Schmerz?

Wie euer Segen hat noch nie ein Fluch getroffen.
Gebt meine Blüte mir zurück,
Ihr Götter, lieben laßt den Jüngling wieder, hoffen,
Nehmt hin all euer Gut für ein bescheidnes Glück! —

* * *

So seinen Göttern Hohn spricht Celsus, prachtumflossen,
Im Tempel hingestreckt, auf weichem Pfühl, verdrossen,
Indeß ein Märtyrer, der Gott im Himmel preist,
Aushaucht an dem Altar des Götzen seinen Geist.

1822.

Die Seele.

Ein dunkles Geschick umdüstert den Geist der Sterblichen; gleich Walzen rollen sie hin und her, mit einer Unzahl von Uebeln belastet ... Aber fasse Muth, der Mensch ist göttlichen Geschlechts! Wenn du, deines Körpers entkleidet, dich in des Aethers Räume erheben wirst, wird der Tod keine Gewalt über dich mehr haben, du wirst ein Gott sein, unsterblich und unwandelbar.

Pythagoras, goldne Sprüche.

Neunte Ode.

I.

Ein Sohn des Himmels flieh' ich dieser Erde Gaben
Und Ehren, all mein Stolz ist dieser Bettelstab.
Ein König bin ich, stolz, verbannt, der Nichts will haben,
Als seinen Thron, .. wo nicht, — ein Grab.
Mir ist der Staub der Welt verhaßt, ihr Lärmen, Schreien,
Still lebt ein freies Herz im Freien,
Stolz, einsam, am verborgnen Ort,
Nicht Herr, nicht Knecht; o laßt einsiedlerisch mich träumen
Und sinnen Tag und Nacht in meiner Wüste Räumen: —
Den Busch im Feuer such' ich dort.

O du, von Gott verdammt zur Trübsal und Beschwerde,
Gesellin unsrer Qual in dieser Zeitlichkeit,
O Magd, unsterbliche, du Pilgerin der Erde,
Du Königin der Ewigkeit,

O Seele, laß im Glück und Unglück stets im Dunkeln
Mir deine helle Leuchte funkeln,
Und bändige der Sinne Macht.
Dein goldner Herrscherstab sei meines Lebens Steuer,
Bewache du in mir der Tugend heil'ges Feuer,
Wie die Vestalin, Tag und Nacht.

Bist du es, deren Hauch um meine Leier fächelt, —
Die Leier, heilig, fromm, wie Zionsharfe, rein, —
Die nächtlich mich besucht und himmlisch süß mir lächelt,
Lichtwesen du im Glorienschein?
O Himmelsjungfrau, laß auf meine ird'schen Ketten
Sich deine heil'gen Schwingen betten,
Und weihe mich zur Himmelfahrt.
Du Echo Gottes, willst du von geheimen Dingen,
Von Lieb' und Seligkeit mir leise Kunde bringen,
Von Engeln dir geoffenbart?

II.

Sahst du einst die junge Erde
Makellos, im Lichtgewand,
Als die Welt, die auf sein: „Werde!"
Ward, der Schöpfer gut noch fand?
Sahst im Paradiesesäther
Du den Ersten unsrer Väter,
Wie erwacht er Eva grüßt;
Sahst die erste Sonne prangen,
Die des ersten Engels Wangen
Roth am ersten Morgen küßt?

Sahst im heil'gen Wesenstrome
Du die lichten Furchen glühn,
Und hervor am Himmelsdome
Millionen Sterne sprühn?
Wie Er dann, der Gott der Stärke,
All die Fülle seiner Werke
Sah mit Wohlgefallen an,
Aller Seelen Herr und Meister,
Er, der Flammenquell der Geister,
Aller Wellen Ocean?

III.

Und folgtest du dem Herrn auf seinem Siegerpfade,
Als aus des Wassers Schooß der Geist das Wort der Gnade
Zum hohen Aether trug, zum flammenden Palast,
Am Tage, wo vom Licht das Chaos ward geschlagen,
Und wie ein König, den erdrückt des Kampfes Last,
Der weg vom Schlachtfeld eilt besiegt, auf raschem Wagen,
Aus Gottes junger Welt entfloh in wilder Hast?

Sahst du, dem Himmel fern, den finstern König thronen,
Mit Qualen die — gleich ihm — Gefallenen belohnen,
Im Abgrund, der erfüllt mit Schrecken bis zum Rand,
Wo, wenn vom Erdentraum verrauscht die letzte Welle,
Erwacht der Sünder fühlt der Reue heißen Brand,
Im Schlund, in den ein Gott einst trat, als er von Hölle
Zu Hölle jäh den Tod verfolgt' und überwand.

IV.

Den Ew'gen zeige mir, wie er zum Reich gegeben
Einst dem Atom den Raum, die Zeit dem Eintagsleben,
Das Dunkel, öd und leer, das stille Grab der Nacht,
Die Donnerwolk', in der die Blitze sich begegnen,
Und den Kometen, den verwegnen,
Der weit am Himmel dehnt des Schweifes Strahlenpracht.

Gesellin, mächtige, es schwebt auf deinem Flügel
Von Blume fort zu Blum' und über Thal und Hügel,
Zurück zum Eden, draus der Mensch verbannt, mein Geist,
Des Ew'gen Schleier hebt er auf, die Erdenschranke
Weit überfliegt er, mein Gedanke
Ist eine Welt, die durch endlose Räume kreist.

V.

Fallstricke drohen dir im Dunkeln, meine Seele:
Sei dem Gefangnen gleich, der hinterm Riegel wacht!
Im Heer der Feinde schau dich um, die Feuer zähle
In ihrem Lager! Daß zur Scheibe nie dich wähle
Der Feind, sei wachsam Tag und Nacht.

Ich bin der Mann nicht, der den Hochmuth zum Berather
Sich nimmt, der reiner Lieb' entfremdet irrt, der Thor,
Der Dagon opfert statt Jehovah, seinem Vater,
Und ohne Führer schweift am Rand erloschner Krater,
Ein Wandrer, der den Weg verlor;

Die Blumen Edens wagt sein Hauch nicht zu berühren,
In aufgeputzter Blöß' erscheint vor Gott er nicht,
Wie ein verstoßner Sohn, den irre Pfade führen
Als Bettler heim; er steht vor seines Vaters Thüren,
Und Thränen netzen sein Gesicht.

„Sieh da, der Sünder! mag dann wohl ein Engel sprechen.
Er trank vom süßen Gift, das elend ihn gemacht.
Die Unschuld wird belohnt, er büßt für sein Verbrechen,
Vor Gott verworfen ist die Seele dieses Frechen!
Er schlief, indeß der Herr gewacht.“ —

Du aber, — kehre bald aus dieses Staubes Zelle,
Du Strahlende, zurück zur ew'gen Strahlenflur,
Und steige rein empor zu deiner ersten Quelle
Und wie die Sonne Nichts mitbringt als ihre Helle,
Bringst mit du deine Liebe nur.

VI.

Weh dir, unsel'ger Thor, der in verkehrtem Streben
Den Geist nicht ahnt, der dich beherrscht und alles Leben,
Den selbst des Grabes Ruf zur Buße nicht bewegt.
Dein Geist ist ohne Schwung, dein Herz zu kalt zum Brennen,
Nie wirst du deine Seel' erkennen,
Ein Blinder irrst du, der umsonst die Fackel trägt.

Juni, 1823.

Lied der Arena.

... Ihr hell umschienten Achäer,
Rings für die Reisigen stehn Kampfpreise, zu ehren die Sieger.
Homer.

Zehnte Ode.

Geehrt ist der Athlet von Allen,
Dem die Arena bot den Preis,
Unsterblich wird sein Name schallen,
Dem Sieger huldigt Kind und Greis.
Die Völker preisen ihn vom Rande
Der Welt, vom eisig kalten Lande,
Wo seinen Schlaf der Winter hält,
Bis zu Aurora's goldnem Schlosse,
Wo fern am Meer die Sonnenrosse
Laut wiehern in die Morgenwelt.

Olymp'sche Spiele! ... Kränze flechten
Laßt uns aus Lorbeer und Acanth!
Der Götter Fluch dem Ungerechten!
Der Alten Heldenmuth im Fechten
Erwache neu in uns entbrannt!

Kommt all, auch aus dem fernsten Reiche,
Apollo's Priester naht und pflückt,
Daß er ihn Euch, den Siegern, reiche,
Den Kranz vom Laub der alten Eiche,
Der Milons Stirne schon geschmückt;

Von Paphos, wo die Taube brütet
Der Venus, Tyrus und Korinth,
Vom Strande, wo die Scylla wüthet,
Vom Athos, den der Adler hütet,
Wo Sonn' und Stern' ihm näher sind;

Kommt von den Inseln all, den schönen,
Des Archipel, von Kreta's Strand,
Von Rhodus, reich an Heldensöhnen,
Die, wo des Ares Hörner tönen,
Fortkämpfen bis zum Grabesrand;

Kommt aus der Stadt, der wundervollen,
Des Cekrops, schmuck und farbenbunt,
Von Argos' erntereichen Schollen,
Von Lemnos, wo die Donner rollen,
Von Sparta kommt und Amathunt.

Die Gynäce'n und Tempel glänzen
Mit Blumenflechten reich verbrämt,
Wie unter bräutlich schmucken Kränzen
Jungfrau'n die Stirn bei Reigentänzen
Verhüllen züchtig und verschämt.

Seht die Archonten und Ephoren
Dort auf der Bänke vordern Reihn,
Die jungfräulichen Kanephoren
Sie wuschen, weihten die Amphoren
Nach eleusin'schem Brauche rein.

Die Pythia, Traumdeuter fragte
Um Zeichen man, den Opferduft;
Des gelben Geiers Feder jagte
Zur Stunde, wo's im Osten tagte,
Man Antwort suchend in die Luft.

Dreifüße, zwei, mit Pracht verzierte, —
Wer siegt im Wettlauf, nennt sie sein;
Dazu den Becher, den berührte
Einst Bacchus, als er kostend führte
Zum Mund den ersten Tropfen Wein.

Und wer den Discus warf inmitten
Der Kämpfenden am weitsten fort,
Der hat die Urne, schön geschnitten
Von Phlegons Künstlerhand, erstritten,
Sein Nam' erschallt von Ort zu Ort.

Und wem des Ringers Künste glücken,
Dem wird der Chlamys stolze Gab'
Aus Sidon, reich in allen Stücken,
Die Hermes und Poseidon schmücken
Mit Dreizack und mit Schlangenstab.

Ihr Kämpfer alle, stark, wie Eisen,
Steigt aus dem Bade, salbt euch, ringt,
Damit die Dichter euch, die weisen,
In stolzen Feierhymnen preisen,
Ein Pindar euch unsterblich singt.

Geehrt ist der Athlet von Allen,
Dem die Arena bot den Preis,
Unsterblich wird sein Name schallen,
Dem Sieger huldigt Kind und Greis.
Die Völker preisen ihn vom Rande
Der Welt, vom eisig kalten Lande,
Wo seinen Schlaf der Winter hält,
Bis zu Aurora's goldnem Schlosse,
Wo fern am Meer die Sonnenrosse
Laut wiehern in die Morgenwelt.

Januar, 1824.

Lied des Circus.

Panem et circenses.
Juvenal.

Elfte Ode.

Cäsar, Großmüthigster, zum Feste,
Das Du bereitet, nahn die Gäste
Von Ost und West, beim Hörnerklang.
Heil Dir, Unsterblicher, Gerechter,
Augustus' Erbe, Heil! Die Fechter,
O Cäsar, grüßen Dich auf ihrem Todesgang.

Roms Kaiser bringt allein von Allen, die da thronen,
In warmem Menschenblut den Göttern Libationen.
Bei unsern Festen ist der Tod willkommner Gast.
Die Ungeheuer sind nur da, uns zu ergötzen,
Der Circus raucht von Blut, Hyrkaniens Tiger hetzen
Wir auf Barbaren, — Mensch und Bestie schnaubt und rast.

Kolosse, hoch gethürmt, Erzriesen, Porphyr-Vasen,
Schiffsanker, Fahnen rings, von Zephyrn aufgeblasen,
Die um die Marmorwand des Todtenfelds sich reihn;
Zum Himmel steigt empor des Weihrauchs duftge Wolke:
Denn des Gemetzels Dampf — so ist's dem Römervolke
Genehm — muß stets vermischt mit würz'gen Düften sein.

Die Eisenthore thun sich auf, die Riegel knarren,
Die Menge preßt sich durch, sie will nicht länger harren,
Die Panther fahren auf vor Schreck im dunkeln Stall.
Und brausend, brüllend wälzt mit tausendstimmigem Rufen
Ein Strom, der überschäumt, hinan die Marmorstufen
Das Weltbeherrschervolk sich, ein gewalt'ger Schwall.

Im Stuhl von Elfenbein schon sitzen die Aedilen;
Flußpferde schwimmen plump daher mit Krokodilen
Im breiten Graben, der sich um den Circus schlingt.
Dumpf von fünfhundert Leu'n dringt das Gebrüll zum Ohre
Des Volks, Vestalinen antworten sich, dem Chore
Der Chor, der den Altar des keuschen Feuers bringt.

Glutäugig, Hals und Brust entblößt, mit losem Haare,
Stellt frech die Buhlerin den Dreifuß zum Altare;
Cypressenlaub umhüllt das heilige Asyl.
Die Senatoren gehn in breitverbrämten Togen,
Ein Schwarm von Königen kommt ihnen nachgezogen
Und Sklaven, ihr Gefolg, und der Clienten viel.

Bei jeder Jungfrau sitzt ehrwürdig die Matrone,
Auf der Tribunen Ruf erscheinen an dem Throne
Die Prätorianer, die sich dicht im Kreise reihn.
Der Chor der Cybele, die Priester, singen, Possen
Reißt eine Gauklerschaar, am Gangesstrom entsprossen,
Bis sich die Fechter nahn, die sich dem Tode weihn.

Ha, die Gefangnen! — Die Zuschauer klatschen, rufen
Den Fechtern drohend zu, die an den Tempelstufen
Des Manes Cäsar fing, der Irmensul entrückt.

Sie treten ein, — es nennt der Lictor jeden Namen, —
Die zum Vergnügen Roms hieher zu sterben kamen,
Ein Brandmal an der Stirn, vom Consul aufgedrückt.

In ihren Reihen gehn Judäa's Söhne schweigend,
Die Häupter unter'm Druck geheimer Schande neigend,
Dann Gallier, — trotzig schaun sie sich, verwegen um, —
Verworfne Christen, die zum Tod gelassen gehen,
Nicht murrend, seufzend um sich nach den Henkern sehen,
In Demuth leiden sie und sterben wehrlos, stumm.

Bald speit die Mauer, starr von Schwertern und von Spießen,
Die Bestien aus, die jäh hervor, laut brüllend schießen,
Und auf die Beute stürzt sich das Gethier ergrimmt. —
Ein Purpurbaldachin dehnt über'm Kaisersitze
Sich aus, damit das Licht, so lang die Sonnenhitze
Auf's Schlachtfeld brennt, dem Herrn ins Auge milder glimmt.

Cäsar, Großmüthigster, zum Feste,
Das Du bereitet, nahn die Gäste
Von Ost und West, beim Hörnerklang.
Heil Dir, Unsterblicher, Gerechter,
Augustus' Erbe, Heil! Die Fechter,
O Cäsar, grüßen Dich auf ihrem Todesgang.

Januar. 1824.

Lied des Turniers.

Ihr Liebesritter, zu den Engeln dort,
Den himmlischen, blickt auf, zu dem Balkon;
Erstreiten werdet ihr der Ehre Hort,
Dem tapfern Kämpfer wird der Minne Lohn.
Alte Ballade.

Zwölfte Ode.

Thut auf die reiche Hand, ihr Ritter, spendet milde
Dem Waffenknecht! — Kommt all herein, ob ihr im Schilde
Den schwarzen Mantel weiß gefleckt von Agra führt,
Ob Frankreichs Lilien, ob mailändisches Gebilde,
Der grüne Drach', ob ihn das Kreuz von Spanien ziert.

Schon geöffnet sind die Schranken,
Und der Grieswart ritt im Kreis.
Hoch von allen Thürmen schwanken
Stolze Banner grün und weiß.
Und es jauchzt das Volk im Kreise
Und die Wimpel küssen leise
Sich im Winde, fern und nah.
Herold mit dem Silbergreise,
Am Goldgürtel an die Schleife
Häng' ihn der Dalmatica.

Bäum' und Dächer sind voll Leben,
Und die Glocken schallen laut,
Ein Turnier, ein Fest soll's geben,
Werth, daß es ein König schaut.
Und die Königin, guter Dinge,
Gab zum Fest zwölf Silberlinge
Aus dem Sparschatz, und dabei
Kaufte zwölf gefangne Christen
Von den Mohren an den Küsten
Afrika's voll Huld sie frei.

Edle Ritter, in die Mitte
Tretet, eh' das Horn erklingt,
Hört das Wort, nach Recht und Sitte,
Das des Königs Bote bringt.
Schweigend hört die hohe Lehre!
Wer unfolgsam greift zur Wehre,
Gottverflucht ist dessen Schwert.
Laßt euch nicht vergeblich mahnen,
Folgt dem Spruch, den eure Ahnen
Gottes heil'ges Wort gelehrt.

Singt der Psalmen heilge Weisen,
Saint-Denis, den Schutzpatron,
Jesum und die Engel preisen
Sollt ihr in andächt'gem Ton.
Auf das Evangelium schwöret,
Daß der Ehr' ihr nur gehöret,
Sie sei euer Hort und Stern,
Daß dem König euern Degen
Ihr zu Füßen möget legen,
Wie die Seele Gott dem Herrn.

Schwört, Barone, schwört, ihr Recken,
Auf das Sanctum, daß ihr wollt
Nie mit schnödem Schmutz beflecken
Eurer Sporen klares Gold;
Nie in eurer Burgen Hallen
Schinden Bürger und Vasallen;
Eure Hände haltet rein;
Für die Wittwen, für die Waisen
In der Noth soll euer Eisen
Immer ohne Scheide sein.

Ritter, seid in Art und Mienen
Jenen alten Helden gleich,
Karln und seinen Paladinen,
Denkt an Arthur und sein Reich.
Weh dem Feigen, der mit schlechten,
Schwarzen Künsten wagt zu fechten,
Und der siegt durch Zauberbann.
Fluch dem Ritter ohne Ehre,
Der bekämpft des Feindes Speere
Mit dem sünd'gen Talisman.

Schleifen wird man seine Veste,
Seine Thürme, hoch und stolz;
Seines Leibes schnöde Reste
Baumeln an dem Galgenholz;
Und mit denen, die da zaubern,
Mit den Geistern, den unsaubern,
Weh, verdammt zu ew'ger Pein,
Bei dem Hexensabbath drehen
Wird, gepeitscht von Höllenwehen,
Sich ihr schlotterndes Gebein.

Doch gefeiert ist der Name
Jedes Ritters, fromm und treu,
Auf die Leinwand stickt die Dame
Seinen Namen ohne Scheu.
Und die Troubadoure preisen
In unsterblich schönen Weisen
Seinen Stahl, so rein und klar.
Seine Gruft umschweben Feen,
Dienen seinen Siegstrophäen
Muß zum Sockel ein Altar.

Knappen, Ritter ohne Fehle,
Das Turniergesetz, ein Fels
Steh es fest in eurer Seele,
Und der Brauch des Carrousels.
Felonie wird schwer gerichtet,
Vor den Schönen steht vernichtet,
Wer verletzt der Ordnung Band.
Hat verdammt der Spruch der Richter
Die ehrlosen Bösewichter,
Dann bestraft sie Frauenhand.

Thut auf die reiche Hand, ihr Ritter, spendet milde
Dem Waffenknecht! — Kommt all herein, ob ihr im Schilde
Den schwarzen Mantel weiß gefleckt von Agra führt,
Ob Frankreichs Lilien, ob mailändisches Gebilde,
Der grüne Drach', ob ihn das Kreuz von Spanien ziert.

Januar, 1824.

Der Antichrist.

Und wenn tausend Jahre vollendet sind, wird der Satanas los werden aus seinem Gefängniß;

Und wird ausgehen, zu verführen die Heiden an den vier Oertern der Erden, den Gog und Magog.

Offenbarung Johannis.

Dreizehnte Ode.

I.

Ja, er wird kommen, — wenn versiegt der Tage Bronnen,
Die letzte Finsterniß die Welt zur Wüste macht,
Wenn, wie das Auge bricht des Sterbenden, die Sonnen
Erblassen an der Stirn der Nacht;
Wenn in dem Abgrund dumpf es braust gleich Wetterbächen,
Wenn seine Schaaren zählt, die frechen,
Der Satan, musternd seine Macht;
Wenn von der Wucht der Last, die sie so lang getragen,
Erdrückt zum Brechen, wie ein alter, staub'ger Wagen,
Die Himmelsaxe stöhnt und kracht.

Ja, er wird kommen, — wenn der Mütter Herzen bluten,
Wenn ihres Leibes Frucht vor Schreck zusammenfährt,
Wenn keine Seele mehr der Leiche folgt des Guten,
Noch seine Gruft mit Thränen ehrt;
Und wenn der Mensch im Schiff der Zeit dem uferlosen,
Dem Meer der Ewigkeit zusteuernd hört das Tosen
Der Flut, die grollend braust und gährt.

Ja, er wird kommen, — wenn der alte Bund von Sünde
Und Haß und Stolz gelöst, wie Spreu im Wind, verweht,
Und wenn die Völker schaun, wie der Vernichtung Schlünde
Sich der verkommnen Welt austhun, dem greisen Kinde,
Wie Stern an Stern sich stößt und hell in Flammen steht,
Und durch des Himmels Raum, — gleich einem Wirth, der Gäste
Erwartend durch den Saal hinschreitet vor dem Feste, —
Still hin und wieder, groß, der Schatten Gottes geht.

II.

Er kommt! — Den Menschen wird das Haar empor sich richten: —
Er wirft das Lösegeld Gefangner weg im Zorn,
Aussendet ihn der Herr, den Weinberg zu vernichten,
Und zu zerschlagen Obst und Korn.

Die Völker wissen sich vor Angst nicht mehr zu retten:
Ob er wohl Kronen oder Ketten
Einst trug in einer andern Welt?
Sie martern sich umsonst, das Räthsel zu erkunden:
Sind's Strahlen, ist's die Glut der Blitze, die umwunden
Sein Haupt, das unnahbare, hält?

Bald wird sein Angesicht des Himmels Reiz entlehnen,
Und einen Engel wird das Volk zu schauen wähnen,
Hell leuchtet, klar sein Leib, getaucht in Strahlen ganz,
Sein Auge lächelt sanft, noch feucht von süßen Thränen,
Wie auf des Frühlings Stirn Aurora's junger Glanz;

Bald wird er häßlich sich, ein schwarzer Drache, zeigen,
Erzklau'n am Flügelpaar, entsetzlich, riesengroß,
So saust er durch die Luft; mit Schrecken füllt sein eigen
Geheimniß ihn; der Höll' entsteigen
Läßt wüsten Qualm er, wenn er stampft der Erde Schooß.

Wenn seine Stimme schallt, wird bang die Schöpfung schweigen.
Zur Wüste wird die Stadt, weht sie sein Hauch nur an,
Er wandelt durch die Luft, er lenkt der Winde Reigen,
Und fährt auf feurigem Gespann.
Er zähmt des Feuers Wuth, gebeut den Wellenrossen,
Und unter seinen Füßen sprossen
Lenzblumen selbst im Wüstensand.
Die Sterne neigen sich herab, sein Haupt zu krönen,
Die Todten schütteln sich, wenn seine Worte tönen,
Als löste sich des Schlummers Band.

Ein ausgetretner Strom, ein Berg voll schwarzer Laven,
Das ist er, Freunde hat er nicht, er hat nur Sklaven,
All seine Größ' ist nur der Welt zur Qual und Pein.
Erobrer, König nicht, ein Nachtgespenst, der Schrecken
Der Völker, die vor ihm im Staub sich niederstrecken,
Nicht Hirt und Heiland, — Herr und Meister will er sein.

Er scheint entrückt der Welt, die ihm sich beugt mit Beben,
Trägt eine fremde Last, und lebt ein fremdes Leben,
Kein Wechsel rührt ihn an, nie altert sein Gesicht.
Doch pflückten wir für ihn Maiblumen, — sie verdorrten.
Mann ohne Glaub' und Treu ist fremd er aller Orten,
Und eine Heimath hat er nicht.

Erwartung kennt er nur, nie wird ihm Hoffnung keimen,
Sein Geist, von Stürmen, wie die Meerflut, heimgesucht,
Schaut auf Unwissende mit Neid nur im Geheimen:
Sein Wissen trägt ihm bittre Frucht.

Dem Henker trotzt er, der das Richtschwert hat gezogen,
Still, wie vorm Sturm des Meeres Wogen,
Stumm, wie der Tod; sein Herz erwarmt
Niemals, ein Kampfplatz ist's, auf dem in böser Stunde
Der Frevel, mit der Reu' in bösem Ehebunde,
Die Widerstrebende umarmt.

Ergreifen wird er rasch den Rest der Zeit, die endet,
Auslöschen wird sein Arm des letzten Leuchtthurms Glut.
Gott, der den eignen Sohn einst darben ließ, verschwendet
An ihn, den höllischen Messias, Gold und Gut.
Er fröhnt der wilden Lust, die er durch Raub gewonnen,
Sein Auge glüht, so lang er schwelgt in seiner Macht,
Von leiser Scham, erstickt im Taumel falscher Wonnen,
Vom Stolz, der sich erhebt aus der Verzweiflung Nacht.

Der Hölle Botschaft bringt den Menschen er und zwischen
Den Waizen der Vernunft sät Irrthum er und Wahn.
Im Becher weiß er Gift und Honig schlau zu mischen,
Und beut den duft'gen Trank den falschen Weisen an.
Wie eine Mauer, um die Welt von Gott zu trennen,
Stellt er sich zwischen sie mit frechem Hohn und Spott.
Die Sprache reicht nicht aus, die Frevel all zu nennen,
Der Atheist erblaßt und spricht: „Das ist mein Gott!"

III.

Wenn er, der Herold dann geheimnißvoller Schauer,
Verbrechen aufgehäuft und Sünden mannigfalt,
Und wenn die Tugend, wenn der Glaube sieht mit Trauer,
Wie leer die Herzen sind und kalt;
Wenn mit dem Cains-Mal gezeichnet er die Seinen,
Die allzuhauf vor ihm erscheinen,
Und seine Schaaren stehn bereit,
Verschwinden wird er dann von diesem Erdenrunde,
Und seinem Reiche schlägt zugleich die letzte Stunde
Mit dem Beginn der Ewigkeit.

1823.

Epitaph.

Hic praeteritos commemora dies, aeternos meditare.

Vierzehnte Ode.

Jung, thöricht, oder alt und weise,
Wer du auch seist, der du verirrt dich drehst im Kreise,
Durch alle Himmel fliegst, wie Wolken, ohne Ruh,
Warum der Ferne eilst du zu?
Ist hier, o Wandrer, nicht das Ziel schon deiner Reise?

Der Tod hat meinen Ruhm bedeckt mit dunkler Schmach,
Kaum ist mein Name noch auf diesem Stein zu lesen,
Er, dessen Glanz ins Aug' einst manchem Neider stach.
Ich bin ein Nichts, umsonst forscht jetzt dein Auge nach,
Ob deines Ruhms ein Theil vielleicht einst mein gewesen.

Ich ging wie du am Wanderstab
Durch's Leben einst. Der Fluß kehrt' um zu seiner Quelle.
Ruh' auf dem Marmor, der zertrümmert deckt mein Grab;
Leg ab hier deine Last, und ruh' an dieser Stelle,
Ich trug dieselbe Last, hier warf ich einst sie ab.

Verlangt nach Ruhe dich, willst du im Schatten schlafen,
Dein Lager ist bereit, hier ist es still, komm her!
Hier ist das Felsenriff, und hier der sichre Hafen,
Fahr' ein, dein Boot war lang genug gepeitscht vom Meer.

Will dir im Herzen nicht ein leiser Wunsch sich regen,
Fühlst du gefesselt nicht den Fuß an diesem Ort
Der Ruhe, blinkt dir nicht entgegen
Dein Namen, hörst du nicht der Mahnung leises Wort?

Ein Komödiant, der schlecht gelernt nur seine Rolle,
Betritt der Mensch, bald kühn, bald unter Angst und Leid,
Im Purpurmantel der, und der im Hirtenkleid,
Die Bühne, daß man ihm ein Stündchen Beifall zolle.

O störe Todte nie in ihrer Grabesruh;
Wie ich, zu ihrer Stadt mußt du auch niedergehen,
Rasch eilt mit jedem Schritt der Mensch dem Grabe zu;
Du weißt nicht, welcher Wind wird deinen Staub verwehen.

Doch, weh, dein Ohr ist taub, nicht einen Seufzer weiht,
Nicht ein Gebet mir dein verstocktes Herz. O weine,
Wein' über dich, dein Nichts, und deine Eitelkeit!

Du gehst vorbei? — So geh! — Was liegt an diesem Steine?
Was sieht dein trübes Aug' im Grab zu dieser Zeit? —
Ein Häufchen Asche, Staub, vermoderte Gebeine,
Ein Nichts — ha, und die Ewigkeit!

1823.

An Alfred de Vigny.

Ein Festlied Nero's.

Nescio quid molle atque facetum.
Horat.

Fünfzehnte Ode.

Kommt, Freunde, kürzen wir die Zeit, die schläfrig gleitet;
Kommt all zum hohen Fest, das Nero euch bereitet,
Cäsar, der Consul, der die Zügel Roma's hält,
Nero, der Musengott, der, zu erhöhn die Feier,
Zur siebensaitigen Leier
Ein jonisch Lied euch singt, Nero, der Herr der Welt.

Kommt all auf meinen Ruf, der euch zum Feste ladet!
Beim Freigelassnen habt, bei Pallas, ihr gebadet
Euch so in Wonne nicht, auch bei dem griech'schen Mahl
Agenors nicht, wo frei man sich bewegt und cynisch,
Wo Murrkopf Seneca Falerner libertinisch
Trank aus dem goldenen Pokal;

Nicht auf der Tiber, wo Aglaja nackt, die Holde,
Mit uns auf ihrem Boot hinschwamm im Abendgolde,
Im oriental'schen Zelt voll buntem Farbentand;
Noch, als beim Saitenspiel der Prätor der Bataven
Den Löwen hinwarf zwanzig Sklaven
In schweren Ketten, die mit Blumen man umwand.

Rom sollt ihr brennen sehn, ganz Rom, — und mit Behagen!
Ich ließ auf diesen Thurm schon meine Polster tragen,
Um zuzuschaun, wie hin sich wälzt der Flammenstrom.
Was ist der Kampf von Mensch und Tiger? — All zusammen
Die sieben Hügel sind Ein Circus, wo die Flammen,
Die gier'gen, kämpfen gegen Rom!

So darf allein der Herr der Welt, der einsam Hohe,
Die Zeit sich kürzen, die sich träge dehnt, die Lohe
Des Blitzes schleudern muß manchmal der Göttersohn! —
Doch kommt! Schon sinkt die Nacht herab. Du, wilder Drache,
Du Flammenungethüm, erwache! —
Er hebt die Flügel, reckt die rothe Zunge schon.

Seht ihr? Seht ihr?.. Schon kommt er schnaubend angeflogen,
Stürzt sich auf seinen Raub, wälzt hin des Rauches Wogen,
Die Mauer kost er lind, die niederstürzen muß!
Paläste krümmen todt sich unter seinem Schmeicheln.
— Ha, könnt' ich morden auch, wen meine Hände streicheln,
Und wär' ein Todeskuß mein Kuß.

Hört ihr das Knistern, seht den Rauch ihr wirbelnd streifen,
Seht ihr, wie Schatten, irr im Qualm die Menschen schweifen?
Dann plötzlich todesstill ist Alles, tiefe Ruh!
Erzsäulen sinken ein, und goldne Thore fallen
Und schmelzen, Feuerströme wallen
Geschmolzenen Metalls der Tiber zischend zu.

Und Jaspis und Porphyr und Marmor, Prachtstatüen
Zerbröckeln sich zu Staub, die Götter selbst verglühen,
Wie ich's befahl, verzehrt die Flamme Thor und Thurm,

Sie wächst im raschen Lauf, Nichts kann ihr Wüthen zügeln,
Ein lust'ger Nordwind peitscht sie fort mit Furienflügeln,
Ein zornig wilder Feuersturm.

Ha, Capitol, fahr' hin! — Ein Bild des Höllenmythus
Scheint Sulla's Aquadukt, — die Brücke des Cocytus.
Nero gebeut und all die Pracht der Kuppeln bricht.
Ganz Rom in Flammen! Ha, wie sie die Stadt umranken!
— Weltkönigin, du sollst's ihm danken,
Daß solch ein Diadem er um die Stirn dir flicht.

Wohl hört' als Kind ich oft: die Bücher der Sibylle
Verheißen dir, o Rom, endloser Jahre Fülle,
Der Siebenhügelstadt sei Sklavin selbst die Zeit,
Im Aufgehn erst noch sei ihr Stern ... Wie viele Stunden
Nun, meint ihr, Freunde, sagt es selbst, wie viel Sekunden
Wird dauern ihre Ewigkeit?

Ha, stolze Lust, den Blick an dieser Brunst zu weiden
In schwarzer Nacht! Mich muß selbst Herostrat beneiden!
Cäsar ist froh, wenn auch das Volk die Hände ringt!
Sie fliehn! Umsonst ihr Flehn, daß sie die Glut verschone.
— Nehmt mir vom Haupt die Blumenkrone:
Sie würde welken nur am Brand, der Rom verschlingt.

Spritzt Blut an euer Kleid, das festlich weiße, reine,
Spült, Freunde, weg den Fleck mit goldnem Creter-Weine,
Des Blutes freut sich nur der Schlechte! Freunde, schwingt
Euch auf, das grause Spiel, weiht's durch erhabne Freuden!
Wer wird am Todesschrei sich seiner Opfer weiden?
Nein, übertönt ihn, Freunde, singt!

Ich strafe dieses Rom, ich räche mich! — Sie streuen
Heut Weihrauch Jupiter'n, und morgen jenem neuen,
Armsel'gen Christengott! Sein Name sei verflucht!
Kniet zitternd nun vor mir, und weiht mir Opfergaben!
Auch ich will meinen Tempel haben,
Da unersättlich Rom stets neue Götter sucht.

Verwüstet hab' ich Rom, — und schöner bau' ich's wieder! —
Doch reißen soll's das Kreuz in seinem Fall mit nieder!
Eilt, mordet, rottet aus die Christen! Cäsar ruft!
Dein Unheil, Rom, sind sie! Laßt alle Stürme tosen,
Rächt euch, vernichtet sie! — — ... Geh, Sklave, bring mir Rosen!
Süß ist der Rosen zarter Duft.

März, 1825.

Der Schmetterling.

Ein Nichts ergötzt ihn, den neugierig flatterhaften;
Und was sein Auge reizt, dem fliegt geschwind er zu.
Und länger haftet nie auf Blumen er mit Ruh,
Als Zephyr, als die Bien' im raschen Honignippen.
Und als ein Kuß, der brennt auf rosenrothen Lippen.

André Chénier.

Sechzehnte Ode.

Wenn froh der Falter, guter Dinge
Sich in der Frühlingsluft ergötzt,
Wird oft dem armen Schmetterlinge
Sein schmuckes Kleid, die bunte Schwinge
Am grünen Dornbusch arg zerfetzt.
So, schweifend über Thal und Hügel,
Wird dir, o Jugend, die der Sporn
Des Bluts dahinjagt ohne Zügel,
Zerrissen oft des Geistes Flügel
An schnöder Lust verborgnem Dorn.

Mai, 1827.

An meinen Freund S. B.

Perseverando.
Devise der Ducie.

Siebzehnte Ode.

Der Genius ist ein Aar! — Der Vogel ist's der Stürme,
Der im Gebirg sich sucht die höchsten Felsenthürme,
Und dessen Schwinge früh dem Tag entgegenrauscht,
Der seine Fänge nie beschmutzt in trüber Pfütze,
Und dessen Auge hell erglühend kühne Blitze
Beständig mit der Sonne tauscht.

Sein Nest ist nicht von Moos, der Kühne liebt zu horsten
Auf Felsen, die vom Blitz zerschellt, entzwei geborsten;
An steiler Bergwand, wo kein Menschenaug' es sucht,
Weiß in dem Spalt sein Haus der Adler festzukleben,
Und läßt es zwischen zwei Abgründen lustig schweben,
Dem Himmel und der finstern Schlucht.

Nicht kriechendes Gewürm, nicht Bienen, goldbestreute,
Nicht grüne, schillernde Libellen sind die Beute,
Auf die sich seine Brut mit offnem Schnabel freut;
Der Vogel ist's der Nacht, Eidechsen sind's und Schlangen,
Die mit den scharfen Klaun er packt und die gefangen
Er seinen strupp'gen Jungen beut.

Du königliche Burg, du Horst, von weißen Wogen
Umstürmt, wenn die Lawin' ihn überspringt im Bogen!
Dort seine Kinder nährt der Genius liebevoll,
Das Feuerauge dreht er ihnen zu der Sonne,
Und unterm Fittich wärmt die Jugend er mit Wonne,
Die einst beschwingt auch fliegen soll.

Und du erstaunst, mein Freund, wenn über'm Haupt dir schweben
Gewitterwolken, die bedrohn dein junges Leben,
Wenn schnöde Schlangenbrut sich bäumt in deinem Nest?
Es ist dein erstes Spiel; damit die Kraft gesunde
Dem jungen Adler, bringt ihm Stürme jede Stunde,
Ein heißer Kampf ist jedes Fest.

Laß deine Flammen sprühn! Und kommt ein Sturm geflogen,
In schwarzer Wolke laß erglühn den Regenbogen,
Erwache, hoher Geist, vollbringe deinen Lauf.
Komm, laß als Brüder uns die Hände fest verschlingen!
Die Laute nimm, Poet! Aar, breite deine Schwingen!
Geh' auf, du schöner Stern, geh' auf!

Der Morgennebel, Freund, wird bald zur Erde thauen,
Schwing' auf dich, junger Aar, mit Blitzen in den Klauen,
Erstürm', o Dichter, kühn des Ruhmes steilste Höhn.
Ein großer Name wird durch Kämpfe nur errungen,
Der stolzen Fahne gleicht er, in der Schlacht geschwungen:
Zerrissen ist sie doppelt schön!

Das stolze Meteor, sieh den Kometen flammen,
Und wachsen: — Welten rafft im Fliegen er zusammen.
So, junger Riese, hast du nie des Ruhms genug,
So zieht dein Feuergeist, durchbrechend alle Schranken,
In seine stolze Bahn Lichtwelten von Gedanken,
Fliegt immer zu und wächst im Flug.

Dezember, 1827.

Jehovah.

Domini enim sunt cardines terrae et posuit super eos orbem.
Cant. Annae. I.

Jehovah ist der Herr der beiden Pole, und auf ihnen läßt er die Welt sich drehn.
Joseph de Maistre,
Soiréen von St. Petersburg.

Achtzehnte Ode.

Dem Herrn allein sei Ehr'! Ihn preisen seine Werke!
Er hält die Ewigkeit hoch über'm Erdentraum,
Er trägt in seiner Hand das All, der Gott der Stärke,
Und unermeßlich dehnt er aus des Himmels Raum.

Dem Chaos rief er zu sein donnergleiches: „Werde!"
Er schuf mit Einem Wort den Himmel und die Erde!
Die Völker alle zählt ein Engel dienstbereit,
Wenn die Geschlechter Er, dem Raum und Zeit verschwinden,
Läßt jedes sein Jahrhundert finden,
Und zumißt jedem der Geschlechter seine Zeit.

Nichts kann ihm in den Weg, dem Allgewalt'gen, treten,
Sei's, daß sein Odem durch den weiten Himmelsraum
Hinjagt, wie ein Orkan, den flammenden Kometen,
Daß eine alte Sonn' erlöscht am Weltensaum;

Sei's, daß er unterm Meer Vulkane läßt sich heben,
Wie Wellen, beugt die Stirn des Bergs, der trotzig ragt,
Sei's, daß der Hölle Schlund er zittern macht und beben,
Und in ein Feuermeer die schwarzen Schaaren jagt.

Die Schöpfung lebt und webt allein durch den Gedanken
Des Herrn, und Alles regt sich inner seiner Schranken.
Dein Aug', o Herr, ist's, das die Winternacht erhellt,
Die Wittwe schirmst Du, die der Zöllner aus will pfänden,
Und im Vorbeigehn schaffst Du an den fernsten Enden
Des Himmels eine neue Welt.

Der Mensch ist ohne Dich ein Nichts, des Unglücks Beute,
Der mit dem Tod um ihn sich zankt, er kann nicht fliehn,
Gabst Du ihm gestern Lust, gibst Du ihm Trauer heute,
Und von der Wiege bis zum Grab bewachst Du ihn.

Dein Name, dessen Preis die Auserwählten singen,
Hallt wieder durch die Welt, erlöst durch Deinen Sohn,
Und wenn zur Hölle tief des Himmels Töne dringen,
Dann ihrem König flucht sie auf dem schwarzen Thron.

Ja, Engel, Heilige, und alle Sternenheere,
Die sel'gen Seelen all verkünden Deine Ehre,
O Herr, und mächtig hallt der Chöre Harmonie.
Du gönnst dem Sterblichen, dem armen, gern die Gnade,
Daß Nachts auf seinem Wüstenpfade
Er in die ewge mengt die ird'sche Melodie.

Dem Herrn allein sei Ehr'! Ihn preisen seine Werke!
Er hält die Ewigkeit hoch über'm Erdentraum,
Er trägt in seiner Hand das All, der Gott der Stärke,
Und unermeßlich dehnt er aus des Himmels Raum.

December, 1822.

Fünftes Buch.

1819 — 1828.

Prend-moy tel que je suy
Devise der Cly.

Erster Seufzer.

Mich traf ein Blick, — mir schien es, daß er sich vermähle
Mit meinem Blick, ich sah in ein verwandtes Herz.
Die Seele, Schwester meiner Seele,
Sie liebt' ich und mit ihr, ach, trug ich Gram und Schmerz.
Emil Deschamps.

Erste Ode.

Sei glücklich, süße Freundin, säume
Den Lenz zu kosten nicht, er blüht so schön Dir auf.
Laß auf dem Strom der Zeit Dich wiegen, schlafe, träume,
Und laß den Wellen ihren Lauf.

Dir lacht der Himmel, nennt die Seine
Dich gnädig. Nein, er kann nicht wollen, daß, — erblaßt
Dein heitres Morgenroth, ein trüber Tag erscheine,
Er muß mich hören, wenn für Dich ich bet' und weine,
Um unsre Zukunft laß nur mir der Sorge Last.

Bald wirst Du mir vielleicht entrissen,
Ach, morgen schon vielleicht Dir ferne siech' ich hin.
Schwarz ist mein Schicksal schon, bedeckt mit Finsternissen,
Dich lieben muß ich und Dich fliehn!

Und dann — warum doch muß so bittre Furcht mich kränken? —
Ach, in der Ferne tritt mein Bild Dir wohl zurück,

Ein andres wird Dir Wonne schenken,
Vergessen wirst Du mich im Glück, —
Im Grab noch werd' ich Dein gedenken.

Ich sterbe, ja! Schon trägt mein Lied das Trauerkleid!
Jung, doch nicht unbekannt, werd' ich zu Grabe gehen,
Und furchtlos: — ins Gesicht hab' ich dem Ruhm gesehen,
Ich sah' auch ins Gesicht dem Leid.
Dem Todtenreiche nah sind des Elysiums Matten,
Und beide, Ruhm und Tod, sind Schemen nur und Schatten
Im Festkleid oder Trauerkleid.

Sei glücklich, süße Freundin, säume
Den Lenz zu kosten nicht, er blüht so schön Dir auf.
Laß auf dem Strom der Zeit Dich wiegen, schlafe, träume,
Und laß den Wellen ihren Lauf.

December, 1819.

Schmerz.

Zuweilen wohl geschieht's, — nur um zu zeigen,
Daß wir zum Glück denn doch geboren sind, —
Daß sich hienieden noch zwei Seelen finden,
Zwei Wesen, Eines nur im Andern lebend,
Durchzuckt von Einer Glut, ein Doppelstrahl,
Zwei Flammen, Kinder Einer heil'gen Sonne,
Ein Leben, durch das reinste Band vermählt,
Zwei Engelsschwingen, die zusammen rauschen,
Zwillinge, jenem Bruderpaare gleich,
Das in der Nacht vereint am Himmel leuchtet.
Und hat der Mensch ihr Liebesband zerrissen,
Dann seht ihr Jede plötzlich auf sich raffen,
Durch alle Schranken brechen, kreuz und quer,
Die Welt durchfliegen und die Schwester suchen.

Alfred de Vigny, Helena.

Zweite Ode.

Ja, durch mein Leben flog das Glück nur wie ein Schatten,
Man jagt ihm nach und schläft in seinen Armen ein.
Dann, wie die Jungfrau einst, geraubt auf Creta's Matten,
Sieht man erwachend sich allein.

In ferner Zukunst forscht man nach dem falschen Glücke,
Man ruft: „O komm, mein Glück, Gefährtin, komm zurück!"
Da naht die süße Lust, doch füllt sie nicht die Lücke,
„Verloren!" spricht der nasse Blick.

Wenn schnöde Lust mich lockt, dann ruf' ich: „Flieh' und quäle
Mich länger nicht! Den Schmerz der Sehnsucht ließ das Glück,
Das treulos von mir schied, zurück in meiner Seele,
Doch du läßt Reue nur zurück!"

Fern sei es, Freunde, daß ich eure frohe Feier
Je störe! Schweigend trag' ich, was mein Herz verletzt.
Ich lächle, wenn ihr lacht, und berge meine Leier,
Wenn eine Thräne sie benetzt.

Ein Jeder drängt von euch mit lächelnden Geberden
Zurück vielleicht den Schmerz, der fast ihn tödten will,
Wir alle insgesammt, wir leiden ach, auf Erden,
Und leiden alle stumm und still.

Du hast ein Täubchen treu und zärtlich Dir ergeben,
O Jungfrau, eine Blum' entzückt Dich, frisch erblüht.
Was frommt es Dir? — Es welkt die Blume wie das Leben,
Der Vogel, — wie das Glück, — entflieht!

Man schämt der Thränen sich, erröthet über Klagen,
Und drängt Erinnerung zurück und süßen Schmerz: —
Als wären wir, die wir die ird'schen Ketten tragen,
Geboren nur zu Lust und Scherz.

Des Glückes Hauch wird mir die Stirne nicht mehr fächeln!
Vorbei der kurze Tag, wo mir die Sonne schien,
Die schöne Zeit, ach, wie ein unterbrochnes Lächeln,
Ist sie verweht, dahin, dahin!

Februar, 1821.

An das Cherizy-Thal.

Factus sum peregrinus .... et quaesivi qui simul contristaretur, et non fuit. Ps. LXIX.

Perfice gressus meos semitis tuis. Ps. XVI.

Ich bin fremd worden meinen Brüdern .... Ich warte, ob's Jemand jammerte, aber da ist Niemand, und auf Tröster, aber ich finde keine.

Erhalte meinen Gang auf Deinen Fußsteigen.

Dritte Ode.

O schönes Thal, hier ruht an grüner, schatt'ger Stelle
Der Wandrer, Vögeln sieht er traurig zu und lauscht,
Sie fliehn einander scheu, ... die Natter kriecht zur Quelle,
Horch, wie das Schilf im Winde rauscht!

Vor'm Menschen flieht der Mensch; und edle Herzen sehen
Wir oft, auf die ein Weh' in früher Jugend drückt.
Wohl dann dem schwachen Rohr, das im Vorüberwehen
Ein Sturm in seiner Blüthe knickt!

O träfe dieser Sturm mich unter diesen Eichen!
Müd ist der Wandrer schon, kaum hofft er zu erreichen
Das Ziel der Qual, die er erfuhr.
Vor seinen Schritten sieht er öde die Natur
Beim trüben Morgenroth, nur düstre Unglückszeichen,
Der Zukunft große Wüste nur.

Weh, Unmuth und Verdruß vergällen ihm das Leben;
An falsche Güter wirft er niemals weg sein Streben,
Er sucht ein treues Herz, das fest sich ihm vereint: —
Umsonst! In seiner Noth zeigt sich kein Rettungsnachen.
Und ist er froh, mit ihm wird keine Seele lachen,
Noch mit ihm weinen, wenn er weint.

Sein Loos ist Einsamkeit! Sein Leben trüb, verbittert,
Gleicht dem Cypressenbaum, der hier im Thale zittert,
Die keusche Lilie sieht er fern von sich erblühn,
Die junge Rebe will mit seinen düstern Schatten
Nicht ihre heitern Ranken gatten,
Noch mit Gewinden ihn umschlingen festlich grün.

Der Wand'rer, eh' den Berg die Füße
Hinauf ihn tragen, flieht in dieses Thal und ruht;
Wie wohl die Stille hier der kranken Seele thut!
Im Schwarm ist er allein; die Einsamkeit, die süße,
Sie nimmt ihn traut in ihre Hut.

Ihr, einsam, — stiller nur, — wie er, ihr dunkeln Schatten,
Ihr Bäum' am Rande grüner Matten,
Dem Blick der Menschen fern bergt ihn im dichten Laub.
Ihr Bäche, laßt den Fuß in eurem kühlen Bette
Ihn waschen, den befleckt der ekle Schmutz der Städte
Und ihrer Straßen wüster Staub.

O laßt ihn singen hier, wo grüne Gipfel ragen,
Von jenem hohen Bild, dem Trost in trüben Tagen,
Der Jungfrau, hold und rein, mit lächelnd süßem Mund!
Und bleibt's ein schöner Wunsch, daß sie sich ihm vermähle
Auf Erden hier, so laßt doch träumen seine Seele
Von einem ew'gen Liebesbund.

Am irdischen Staube bleibt sein Geist nicht sklavisch kleben,
Er hofft getrost, und denkt der alten Schmerzen kaum.
Zwei Schatten sind's fortan, die lenken all sein Leben,
Ein Bild vergangner Zeit, der Zukunft lichter Traum.

Wann kommst Du, Süße, wann wirst Du ans Herz ihm sinken,
Dem Freunde, dessen Lied von Dir nur singt und sagt,
Wann wirst Du, holder Stern, ihm blinken,
Du neue Sonne, die in finstrer Nacht ihm tagt?

Nie um den hohen Preis der Tugend wird er kaufen,
Was er erstrebt, ihr bleibt er treu und strauchelt nicht!
Sich krümmen mag das Schilf, um nicht Gefahr zu laufen,
Er ist die Eiche, die die Stürme wild zerraufen,
Sich biegen wird sie nie, sie bricht!

Er sieht den Sturm sich nahn, er sieht ihn ohne Zagen:
Lebt wohl, ihr Wellen, Baum und Strauch,
Du schönes, grünes Thal, du Echo meiner Klagen,
Heilkräftig süßer Waldeshauch!

Wohl dem, der glücklich lebt am väterlichen Herde
In diesem stillen Thal und stirbt auf heim'scher Flur!
Nichts weiß er von der Qual der Erde,
Sein Auge sieht den Himmel nur.

Juli. 1821.

An Dich.

Sub umbra alarum tuarum protege me.
Ps. XVI.
Beschirme mich unter dem Schatten Deiner Flügel.

Vierte Ode.

Wach' auf, mein Saitenspiel, der stummen Nacht entsage.
Er kommt, dem unser Herz entzückt entgegenschlägt,
Der Tag, der schönste aller Tage,
Der ihren süßen Namen trägt.

O Jungfrau, schon dem Kind hat Dich in Schönheit blühend
Und rein ein Gott gezeigt, Dich durft' im Traum ich sehn;
Wie einen weißen Stern, durch Wolkenschleier glühend,
Sah frühe schon ich Dich an meinem Himmel stehn.

„Du, meine Hoffnung!" — wagt' ich damals Dir zu sagen:
„O theil' ein Glück mit mir, das nie vergeht, mein Licht!"
Denn die Vergangenheit, in jenen kind'schen Tagen,
Verdunkelt hatte sie die Zukunft mir noch nicht.

Der süßen Flammenglut war ganz mein Herz ergeben,
Weh' um die schöne Zeit, die, ach, so rasch verfliegt,
Wo eines Kindes Glück mein Leben
Noch war, das spielend sich in Liebesträumen wiegt.

Vor seinem Opfer hat das Schicksal sich erhoben,
Und weckt den Träumer, der an Unglück nie gedacht,
Tritt ihm vor's Auge, das der Hoffnung Strahl umwoben,
In schrecklicher Gestalt und grinst ihn an und lacht.

Wenn der Unglückliche des Lebens Kelch soll leeren,
Der bittern Wermuth ach, und Galle nur enthält, —
Was, ohne der Geliebten Zähren,
Bleibt ihm noch übrig in der Welt?

Wenn Blumen um die Stirn sich winden frohe Gäste,
In Sack und Asche muß er fliehn, betrübt und bleich:
Der Freudenbecher seiner Feste
Sieht einer Todtenurne gleich.

Wie ein erloschnes Licht, umnachtet ist sein Leben,
Den Leidenden verstößt die Welt, er ist im Bann;
Allein zum Himmel hebt sein Aug' er ohne Beben,
Das Auge thränenschwer, das doch nicht weinen kann.

Doch Du, o Jungfrau, komm', erhöre meine Bitten,
Den Giftpfeil zieh' mir aus, und lindre meine Pein;
O tröste, — liebe mich! Genug hab' ich gelitten,
Sei Du mein eigen, laß mich ganz Dein eigen sein!

Mir holder Sonnenschein sei Deines Lächelns Schimmer;
Die Liebe nur beglückt! Noch bin ich nicht verzagt,
O komm, entrissen ist das Licht mir nicht für immer,
Nacht ist's um mich, doch seh' ich schon, wie hell es tagt.

Ich singe nicht um Ruhm, er wird mich nie bethören,
Und wird mir diese Last, — o schrecke nicht zurück:
Nie wird des Gatten Ruhm, — deß sei versichert! — stören
Der Gatten stilles Liebesglück!

O laß uns selig sein am häuslich stillen Herde,
Vor aller Welt versteckt sind wir uns selbst genug!
Die Schlange, kriechend an der Erde,
Schreckt nicht zwei Vögel, die zum Himmel trägt ihr Flug.

Doch wenn mein Lebenslenz, der stürmische, Du zarte
Jungfrau, Dir scheint bedroht von Schrecken und Gefahr,
Dann fliehe, Theure, die mir Gattin war! — Erwarte
Du mich, die meine Mutter war!

Bald werd' ich schlafen, fern dem eitlen Prunk der Ehre,
Zufrieden, glücklich in der Nacht, die mich umschlingt,
Wenn auf mein einsam Grab fällt eines Wandres Zähre,
Dem mein verschollnes Lied noch spät im Ohre klingt.

Doch Du, — nie mögen Dich bedrohn umwölkte Tage,
Und denke seufzend nie und nie mit stiller Reu'
An den, der ruhig ist gestorben ohne Klage,
Und Dich geliebt so heiß, so treu!

December, 1821.

Die Fledermaus.

Was willst du von mir? — Ein Engel schwebte über meinem Herzen und du hast ihn verscheucht... So komm denn, ich will dir Lieder singen, die ich den Geistern der Friedhöfe abgelauscht. Mathurin, Bertram.

Fünfte Ode.

Ja, ich erkenne dich, ich sah dich oft im Traume,
Trübseliges Geschöpf! Du kreis'st im dunkeln Raume
Vergeblich über mir! Von drohendem Gericht
Gieb Andern Kunde, die ins Ohr dir Geister flüstern.
Mich kann dein Schwirren nicht verdüstern:
Denn schuldig bin ich nicht, und glücklich bin ich nicht.

So warte doch, bis einst die Jungfrau, die zu finden
Der Himmel mir vergönnt, sich wird mit mir verbinden,
Und bis mein höchster Wunsch gekrönt wird am Altar,
Dann kehre wieder, um das hohe Fest zu stören,
Und schwinge schadenfroh gleich schwarzen Trauerflören
Mir über'm Haupt dein Flügelpaar.

Der Eule Schwester und des Käuzchens, dir vertrauen
Des Satans Töchter, wenn sie Zaubertränke brauen,
Nachtblumen weihn sie dir, damit du sie nicht schreckst,

Bleib ferne dem Asyl, wo einsam still ich walle,
Nie soll mein Saitenspiel berühren deine Kralle,
Damit du Todte mir nicht weckst.

Wenn Geister tanzen Nachts, im Sumpf Irrlichter funkeln,
Dann um den Teufelschor kreisst schwirrend du im Dunkeln,
Greif zu, schon ist dir dort der blutge Tisch gedeckt.
Fort, fort aus dieser Luft, erfüllt mit Blumendüften,
Du kannst nur athmen unter Grüften,
Im ekeln Moderdunst, der einst dich ausgeheckt.

Wer sendet dich zu mir? Kommst du von jenen Trümmern
Der alten Burg, die weiß im Licht des Mondes schimmern? —
So düster wandelt er, wie du, auf öder Bahn.
Hat meiner Lampe Glanz geschienen
Ins Auge dir, als fern du saßst in den Ruinen? —
So lockt wohl auch der Ruhm das Mißgeschick heran.

Kommst du aus jenem Thurm, den Geister wild durchsausen?
Bist du ein Gnom, ein Zwerg, wie im Gebirg sie hausen,
Das Flämmchen, das im Moor geglüht auf irrer Flucht,
Der Kobold in der Luft, der lacht und zaust die Locken
Der Bäume, streift am Rand des Abgrunds, und, wie Brocken,
Nachts hin die Wandrer wirft den Geiern in der Schlucht.

Was flatterst du um mich, verbreitest Grabesdüfte,
Und Menschenasche streust und Staub du in die Lüfte? —
Mich schreckt dein Anblick nicht, der Eckel nur gebiert.
Flieh, daß ich morgen nicht zur Schau vor allen Leuten
Ausstelle deinen Leib mit schlappen Flügelhäuten,
Womit den schwarzen Herd der Hirt und Bauer ziert!

Dein räuberischer Zahn wird Spaß den Kindern machen,
Neugierig, schüchtern wird ein Mädchen nahn, und lachen,
Und necken dich, — wie oft hast du ihr Angst gemacht?
Am hellen Tage blind verstoßen wirst vom Himmel
Du, schweren Fluges, im Gewimmel
Der Vögel, deinen Weg du suchen heim zur Nacht.

April, 1822.

Die Wolke.

Ueber Thäler und Höhn,
— — — — —
— — — — —
Durch Flammen und See'n
Hüpf' ich, schlüpf' ich überall,
Schneller, als des Mondes Ball.
Shakespeare.

Sechste Ode.

Jungfrau, dem Menschen gleicht die schöne Wolke ganz!
Bald über unserm Haupt wirst Du sie grollen hören,
Im Reich der Strahlen wird sie sich zum Sturm empören,
Der Sonne zahlt sie heim in Blitzen ihren Glanz.

Trüg' eines Engels Hauch sie schwimmend doch im Lichte
Noch lang dahin, so schön, wie sie sich Dir gezeigt!
Des Himmels Wolke wird, wenn sie herab sich neigt,
Auf Erden hier zur Nebelschichte.

Früh steigt sie auf, damit den Abend sie verschönt.
Die Sonne wandelt dann in einen wunderbaren,
Durchleucht'gen Hof sich um der Wolken neid'sche Schaaren: —
Der Genius erscheint erst groß, vom Neid gekrönt.

Heut Sturm, und morgen wird ein Wetter Funken sprühen.
Viel schöne Tage zählt die Seele nicht; allein
Der Liebe Sonne läßt im klaren goldnen Schein
Des Lebens irre Wolke glühen.

Die schöne Wolke, gleicht sie nicht dem Menschen ganz?
Bald über Deinem Haupt wirst Du sie grollen hören,
Im Reich der Strahlen wird sie sich zum Sturm empören,
Der Sonne zahlt sie heim in Blitzen ihren Glanz.

April, 1822.

Der Alp.

Oh, einen Traum hab' ich gehabt!... Kein Mensch
Vermag zu sagen, wie der Traum gewesen.
Kein Menschenauge hat es je gesehn,
Vernommen hat's noch nie ein Menschenohr,
Erfassen kann es keines Menschen Hand,
Kein Sinn begreift's, und keine Sprache drückt's
In Worten aus, wie dieser Traum gewesen.
Shakespeare.

Siebente Ode.

Vernimm! Der Unhold hat, zuschnürend Brust und Kehle,
Mich diese Nacht geplagt, und tief mein Haupt gebeugt.
Wie Blei lag seine Hand mir auf der müden Seele,
Er hielt, ein welkes Blatt, sie hin in düstrer Höhle
Den Geistern, die die Nacht erzeugt.

In jedes Element hüllt sich das Ungeheuer,
Jetzt hebt aus blauem Meer sein Haupt sich in die Höh',
Hohnlachend tritt er dann hervor aus rothem Feuer,
Sein Flügel sprüht, sein Aug' umhüllt ein Funkenschleier,
Er fliegt auf einem Flammensee.

Im Grau'n der Nacht erscheint, um teuflisch mich zu necken,
Als wär's ein Spiegel, rings verzehnfacht sein Gesicht,
Und um die Fratze wehn verschwommne Nebeldecken,
Um's Haupt dem Schläfer läßt er spielen wilde Schrecken,
Und matt erlischt der Seele Licht.

O Jungfrau, du wirst nie im Schlaf mit Schemen ringen,
Sanft fließt die Nacht dir hin, wenn leis ihr Kuß dich traf.
Nie werden dir ins Herz die bösen Träume dringen,
Und fliegt zum Himmel auf dein Geist auf Traumesschwingen,
Bewacht ein Engel deinen Schlaf.

April, 1822.

Der Morgen.

Moriturus moriturae.

Achte Ode.

Sieh auf den Bergen sich Aurora's Stirn entschleiern,
Sieh, wie in weißem Glanz der alte Thurm erglüht,
Wie Ton und Strahl, — wie Ruhm und Lust, — zusammen-
sprüht,
Wie, die Geburt des Tags zu feiern,
Dem ersten Lichtstrahl klingt der Wälder erstes Lied.

Ja, freue dich ob all den prächt'gen Wunderdingen! —
Doch wirst du, wenn das Grab mich morgen wird verschlingen,
Die Sonne leuchten sehn, und klingen wird die Luft,
Wie heut, der Vögel Chor wird fröhlich wieder singen
Am Morgen über meiner Gruft.

Ins ferne Jenseits wird die Seele selig schweben,
Im Himmelslicht verklärt, zum Engel eingeweiht!
Im Morgenroth der Ewigkeit
Erwacht sie dann aus diesem Leben,
Wie aus dem schweren Traum der Nacht zur Morgenzeit.

April, 1822.

Meine Kindheit.

Siehe, das ist Alles vergangen... meine Kindheit ist nicht mehr, sie ist so zu sagen gestorben, wenn ich auch noch lebe. Augustinus, Bekenntnisse.

Neunte Ode.

I.

Als Kind schon träumt' ich oft von kriegerischer Ehre;
Ich wäre jetzt Soldat, wenn ich nicht Dichter wäre,
Stets schloß ich in mein Herz die Krieger liebend ein,
Oft schien auf ihrem Grab, floß ihnen meine Zähre,
Mir die Cypresse mehr als Lorbeer werth zu sein.

Auf einer Trommel hat mein Wiegenkorb gelegen,
Aus einem Helm empfing ich einst der Taufe Segen.
Ein Krieger hat in mir den Kriegergeist geweckt,
Mit einem Banner, arg zerfetzt im Kugelregen,
Hat meine Wieg' er zugedeckt.

Wo Waffen blitzen, wo sich Lagerzelte dehnen,
Die Wagen Staub umwogt, da zog mich hin mein Sehnen,
Und auf Lafetten schlief ich manchmal Nächte lang.
Den Rossen war ich hold mit fliegend stolzen Mähnen,
Dem blanken Bügel und dem hellen Sporenklang.

Die Festungsthürme liebt' ich hoch auf steilen Bahnen,
Der Führer blankes Schwert, die ihre Truppen mahnen,
Vorposten, einsam, fern, zerstreut am Waldsaum hin,
Der alten Krieger Schaar, die mit zerrißnen Fahnen
In die erstürmten Städte ziehn.

Ich sah mit neid'schem Aug' auf flüchtige Husaren,
Im goldgestickten Wams sah ich dahin sie fahren,
Sah die Uhlanen mit dem Helmbusch, glänzend hell,
Dragoner, deren Helm ein Busch von schwarzen Haaren
Und reiche Zierde schmückt vom bunten Tigerfell.

„Ha," rief ich, „muß ich so ruhmlos im Dunkel grollen,
Soll ich mein junges Blut, fest klebend an den Schollen,
Hier sehn verglühn, und dort winkt Ruhm mir oder Tod? —
Ha, über blankes Erz wie prächtig wird es rollen,
Das heiße Blut so purpurroth!"

Krieg wollt' ich sehn, den Krieg mit seinen wilden Schrecken,
Wie auf der Ebne, die noch Morgennebel decken,
Der Rosse Wiehern und der Männer Ruf erschallt,
Zwei Lager mit Geschrei zugleich die Flügel recken,
Wie donnernd ungestüm ein Heer aufs andre prallt.

Und Trommelwirbel hört' ich, rollende Geschütze,
Der Wagen Schmettern, Dampf und Rauch und grelle Blitze,
Sah die Schwadronen jäh sich stoßen, rasend wild
Aufflammen, und empört von grimmer Kampfeshitze
Mit Leichen decken das Gefild.

II.

Mit unsern Heeren, die stolz durch Europa zogen,
Hab' ich, ein kleines Kind, die Länder all durchflogen.
Wenn er beredten Munds oft, ohne Rast und Ruh',
Erzählte, was so jung er schon erlebt, gewogen
Dem Knaben hörten gern die alten Männer zu.

Zehn Völker sah' und mehr ich schon im Knabenkleide,
Sie staunten bang uns an, man that mir Nichts zu Leide,
Als könnt' ich, wehrlos selbst, wohl ihnen Schutz verleihn.
Und sprach von Frankreich ich mit stolzer Siegerfreude,
Dann sahn die Fremden ängstlich drein.

Die Insel sah ich, reich an Trümmer und Ruinen,
Auf welcher später Er nach seinem Sturz erschienen,
Ich sah den Mont-Cenis, den Aar auf hoher Fluh,
Von seinem Gipfel hört' ich donnern die Lawinen,
Sein altes Gletschereis kracht' unter'm Kinderschuh.

Zur Etsch, zum Arno kam ich von dem Strand der Rhone
Des Westens Babylon, mit der zerbrochnen Krone,
Rom sah ich, lebend noch selbst in des Grabes Bann,
Die Königin der Welt auf einem Trümmerthrone,
Mit Purpurfetzen angethan.

Ich sah Turin, Florenz, die ewig heitre, schöne,
Neapels Golf, ein Meer der hellsten Farbentöne,
Und drüber den Vesuv, den Flammenbaldachin: —
So in die Blumen wirft, daß er das Fest verhöhne,
Des Kriegers Eifersucht den blut'gen Helmbusch hin.

Und Spanien nahm mich auf, das der Erobrer beugte,
Bergara sah' ich, das stets wilde Stürme zeugte,
Mir schien der Escurial ein Grab, wo Alles schlief.
Vorm großen Aquadukt, dreifach gewölbt, verneigte
Andächtig sich der Knabe tief.

In öden Städten sah ich mit geheimem Schauer
Von Lagerfeuern schwarz die Wand der morschen Mauer,
Auf Kirchenschwellen scharrt' und schlug des Rosses Huf.
In Klostergängen scholl, wie ein Geschrei der Trauer,
Vom Echo wiederholt der Krieger lust'ger Ruf.

III.

Als von der weiten Fahrt ich heimgekehrt, versunken;
In Träumen wandelt' ich, das Haupt von lichten Funken
Umschwirrt, ein Träumer war und blieb ich alle Zeit,
Als hätt' ich unterwegs am Zauberborn getrunken
Vom Quell, der ew'gen Rausch verleiht.

Mir zeigte Spanien all die Klöster und Bastillen,
Dein gothisch Münster sah ich sich vor mir enthüllen,
Burgos, ich sah dein Dach, Irun, das hölzern ragt,
Vittoria's Thurm und dich, Valladolid, die stillen
Paläste, wo im Hof der Rost an Ketten nagt.

Mir wogten in der Brust all die Erinnerungen;
Mit leiser Stimme hab' ich vor mich hin gesungen,
Und meine Mutter, die oft träumend sah mich gehn,
Sprach lächelnd, eine Thrän' im Auge: „Mit dem Jungen
Spricht eine Fee, die wir nicht sehn!"

1823.

An G.....y.

O rus.
Virgil.

Zehnte Ode.

Für jeden Sterblichen, mag ihm das Glück sich gatten,
Und lichten Schein ihm streu'n auf seines Lebens Matten,
Mag schaurig ihn umfahn der Leiden tiefe Nacht,
Ob er zurück sich sehnt nach einem theuern Schatten,
Und stille Thränen weint und bei der Lampe wacht; —

Für Jeden kommt ein Tag, wo er am trauten Herde
Die reinste Wonne schmeckt, fern jeglicher Beschwerde,
Umrauscht von Harmonien, voll heilig süßem Grau'n,
Als hörte, lauschend still, sein Ohr von fern der Erde
Geräusch und süßen Klang aus Paradiesesau'n.

Oft hat sich hier, wo rasch die Sorgen sind zerstoben,
Mein Glück hell leuchtend, wie ein Feenschloß, erhoben,
Ein Schloß mit Mauern von Perlmutter, goldnem Thor,
Mit Thürmen und Trophä'n und Fahnen, golddurchwoben,
Mit Wunderfrüchten und mit lichtem Blumenflor.

Doch plötzlich sah ich all die Farbenglut erkalten,
Und auf den Trümmern sah ich irre Schemen walten,
Mit Wolkenschleiern war verhüllt der Sonne Bahn,
Nur Schatten sah ich rings, gespenstische Gestalten,
Wo der Palast gestrahlt, da gähnt' ein Grab mich an.

O schönes Thal, wie oft im Schatten deiner Bäume
Ließ ich wie Wellen hin sich wiegen meine Träume,
Mir unvergeßlich bleibt die Stunde flücht'ger Lust,
Und die Erinnerung hallt an euch, ihr trauten Räume,
Ein schmerzlich süßer Ton, mir nach in treuer Brust.

1823.

Landschaft.

Hoc erat in votis.
Horat.

Elfte Ode.

Als ich ein Kind war, sprach die Muse: „Laß dich führen
Ins Heiligthum, dort thut der Genius dir sich kund.
Zu meinen Schätzen schließ' ich auf dir alle Thüren,
Magst die Drommete du dir, die Schalmei erküren,
Um sie zu setzen an den Mund.

Doch fliehe diese Welt, und ihren wüsten Reigen,
Undank und Bosheit triffst du dort auf jeder Spur.
Wenn sich zu dir herab des Liedes Geister neigen,
Dann sollen rings umher die Erdentöne schweigen,
Antworten mag das Echo nur.

Wähl' eine Wüste dir, einsamer Thäler Enge,
Und birg dein Leben dort in heilig stiller Nacht.
Beglückt, wer fern dem Lärm der knechtisch feigen Menge,
Aushaucht, den Neidern fern, begeisterte Gesänge,
Und seinen Ruhm dem Grab vermacht.

Weit überfliegt dein Geist die dumpfen Erdenschranken,
Drum eine andre such' ihm, eine reinre Welt,
Wo ewge Klarheit herrscht, wo keine Schatten schwanken,
Wo dich mit Wonne füllt ein Meer von Lichtgedanken
Und dir das selge Aug' erhellt.

Magst du ein grünes Thal zum Königreich dir wählen,
Wo unterm Weidengrün, am wilden Rosenhag
Du Feen schweben siehst in lichten Wundersälen,
Und goldne Schlösser, — wie uns gern davon erzählen
Der Mund ergrauter Mütter mag;

Mag ein verfallner Thurm vom Berge her dir winken,
Beschattend einen See, der tief im Grunde blaut;
Ein Hirtenfeuer mag dir fern durch's Dunkel blinken,
Dem Freundesauge gleich, das, wenn die Schatten sinken,
Noch lang beim Abschied nach uns schaut.

Und wenn den See du theilst mit raschen Ruderschlägen,
Der dir im Spiegel hell den blauen Himmel zeigt,
Die Silberwölkchen siehst du drunten sich bewegen,
Dein Auge schaut entzückt, wie Welle sich entgegen
Der Welle lustig spielend neigt.

Magst du freiwillig oft dich im Exil ergehen
Am grünen Inselstrand, in schattig kühler Ruh,
Dort in der Einsamkeit wirst horchend du verstehen,
Was dir die Welle rauscht, und was die Winde wehen,
Und jedes Räthsel lösest du.

Mag junger Mütter Lied, wenn du erwachst, dich grüßen,
Des Lebens und des Tags Aurora lächle dir,
Ein Bächlein rinne durch die Blumen, die dir sprießen,
Wie durch der Liebe tief geheime Träume fließen
Der Hoffnung Wellen für und für.

Mag lange dann im Thal fort die Erinnrung leben
An einen guten Herrn, von Allen Freund genannt,
Der gern den Armen, die ihn liebten, Brot gegeben,
Und sprechen mag ein Greis, der rühmt sein edles Streben:
„Ihr habt ihn leider nicht gekannt!“

Ergeben meinem Dienst mußt fern der Welt du weilen,
Sei ein Prophet, dir thut sich auf des Himmels Thür.
Dein Auge wird durchspähn die Nacht mit Flammenpfeilen,
Und Gottes Geist, um dich von irdischem Wahn zu heilen,
Spricht in der Wüste hold mit dir!“ —

So, Muse, lautete dein Wort! — Mit tausend Stimmen
Rauscht' in die Ohren mir die menschenreiche Stadt.
O Muse, heut noch siehst du mich im Strudel schwimmen,
Der Manchen, der versucht das Ufer zu erklimmen,
In seinem Schlund begraben hat.

Warum? — Weil eine Fee der Himmel mir gegeben,
Ein Engelskind, erblüht auf Edens schönster Flur.
Nur, wo Sie athmet, fühl' ich reinre Lüfte schweben.
Ihr Lächeln ist mein Glück, o Muse, Lust und Leben
Wohnt mir in ihrem Auge nur. 1823.

Dir und wieder Dir.

Ahora y siempre.
Devise der Pomfret.

Zwölfte Ode.

Nur Dir! Und immer Dir! Wem könnt' ich sonst wohl singen?
Für Dich ein Liebeslied! Ein Brautlied Dir, nur Dir!
Bei welchem Namen sonst wird meine Leier klingen?
Weiß ich ein Lied denn sonst? Wo blüht mir schönre Zier?

Zum Tage wird die Nacht in Deiner lichten Nähe,
Und schlaf' ich ein, so blickt Dein Bild in meine Ruh',
Du führst mich an der Hand, wenn ich im Dunkel gehe,
Aus Deinen Augen lacht des Himmels Glanz mir zu.

Dein frommes Flehn bewahrt vor Kummer mich und Leiden,
Entschläft mein Engel, Dein Gebet beschirmt mein Haus.
Klingt Deine Stimme mir, so stolz und so bescheiden,
Zum Kampfe fordr' ich dann das Schicksal selbst heraus.

Ruft nicht Dich heim ein Laut aus einer Engelskehle?
Ein fremdes Blümchen bist Du doch im irdschen Thal;
Der Engel Schwester bist Du, Seele meiner Seele,
Ein Echo ihres Lieds, von ihrer Glut ein Strahl.

Rauscht Dein Gewand vorbei, berührt mich Deine Schleife,
Seh ich Dein Auge, schwarz und hold, wie mir es lacht,
Ist mir, als ob ich leis des Tempels Vorhang streife,
Und, wie Tobias, seh' ich Engel in der Nacht.

Sprichst Du zu mir, ist schnell mir Schmerz und Leid zerronnen.
Ich fühl' es, wie zu Dir ein Zauber hin mich zieht,
Dem frommen Hirten gleich, der reisemüd zum Bronnen
Die Jungfrau mit dem Krug am Abend wandeln sieht.

Ich liebe Dich, als wärst vom Himmel Du gesendet,
Wie eine weise Frau, ehrwürdig, fromm verklärt,
Wie eine Schwester, die mir Trost und Labung spendet,
Als wie ein jüngstes Kind, dem Alter spät bescheert.

So innig lieb' ich Dich, daß schon Dein Name Zähren
Mir lockt ins Auge, Du bist meines Lebens Licht.
Nein, durch die Wüste kann der Zug nicht ewig währen:
Der Baum, der Schatten uns verleiht, — hier grünt er nicht.

Verleih ihr, Herr, daß sie sich sanfter Tage freue,
Gönn' ihr den Frieden, die Dich über Alles liebt.
Du wirst sie segnen, denn ihr Herz voll Lieb' und Treue
Wünscht nur ein stilles Glück, wie es die Tugend gibt.

1823.

Ihr Name.

Nomen aut numen.

Dreizehnte Ode.

Der Lilie reiner Duft, der Sonne letztes Glühen,
Das Säuseln, wenn der Abend thaut,
Des Freundes Klage, der dem Freund des Lebens Mühen
Will lindern, das Lebwohl der Stunden, die verblühen,
Der Liebesküsse holder Laut;

Das siebenfarbige Band, das, fliegend gleich Trophäen,
Der Sturm der Sonne läßt, die siegt im Himmelsraum,
Der lieben Stimme Ton beim ersten Wiedersehen,
Der Jungfrau stiller Wunsch und tief geheimes Flehen,
Des Kindes erster holder Traum;

In stiller Wüstenluft der Memnonsäule Klingen
Beim ersten Strahl des Morgenlichts,
Das Zittern eines Tons, verhallend fernes Singen, —
Was nur es geben mag von himmlisch süßen Dingen,
Süß wie ihr Name klingt doch Nichts.

Leis, meine Laute, darfst du nur den Namen nennen.
Und ein Gebet für sie sei jegliches Gedicht.
Er soll als ew'ges Licht im dunkeln Tempel brennen,
Er sei das heilge Wort, das fromme Beter kennen,
Das stets dieselbe Stimme spricht.

Ja, Freunde, eh' ich ihn in Worten, die wie Flammen
Auflodern, ihn, der mich erfüllt,
Mit andern Namen, die unheilgem Kreis entstammen,
Und die die Welt verehrt, je nennen mag zusammen,
Das Kleinod, das mein Herz verhüllt, —

Muß hell mein Lied erst, rein, wie jene Hymnen klingen,
Bei deren heil'gem Ton die fromme Andacht kniet;
Durch alle Lüfte muß es sie erschütternd dringen,
Wie wenn ein Engel, leis bewegend seine Schwingen,
Im Flug an uns vorüberzieht.

1823.

Danksagung.

Die in Thränen säen, werden in Freuden ernten.
Ps. 125, 5.

Vierzehnte Ode.

Du ließst dem Hafen zu mein irres Schifflein schwimmen,
Hast meinen welken Stamm mit neuem Grün bedacht.
O Herr, ich danke dir; mein Licht, das am Verglimmen
Schon war, zu heller Glut hat's neu dein Hauch entfacht.

Dem jungen Adler gleich, dem schwachen, flügellosen,
Der ins Gebüsch herab von hoher Eiche fällt,
Hört' ich, ein Kind, um mich schon wilde Stürme tosen,
Fast wär', in der ich lag, die Wiege schon zerschellt.

Ja, in der Kindheit schon war ich zum Leid erlesen,
Obwohl des Himmels Blitz sonst Blumen nicht erschreckt,
Obwohl er sonst nicht will, daß ein wehrloses Wesen
Der Thränen Bitterkeit schon kaum geboren schmeckt.

Von Wunderdingen hat die Jugend mir gelogen,
Von Ruhm und Liebesglück, von künst'ger Größ' und Pracht,
Und als mein Feuergeist den Träumen nachgeflogen, —
In einem schwarzen Sarg, weh mir, bin ich erwacht.

Da hab' ich mich verbannt aus meiner Brüder Mitte,
Wohl war im Herzen Gram, doch keine Reue wach.
Den Leichenzügen folgt' ich oft mit scheuem Schritte,
Ach, das verwaiste Kind sang oft den Todten nach.

Zum Himmel sah ich auf, wenn müd ich war gesunken,
Dem Schicksal trotzt' ich kühn, das mir nur Leiden gab,
Da sind dem jungen Geist entsprüht die hellen Funken,
Die Feuerzunge ließ sich auf mein Haupt herab.

Der Geist von Patmos kam auf mich, das heilge Feuer,
Ein Schauer faßte mich, wie vor und nach der Schlacht.
Und traurig war mein Herz, die Saiten meiner Leier,
Wie Stimmen klangen sie, die weinen in der Nacht.

Ich sah in Leid verkehrt mein Glück, und ohne Klagen;
O Herr, ich wußte nicht, daß ich verlassen war,
Den Pfad der Wüste hab' ich schweigend eingeschlagen,
Ich habe nie den Tag verflucht, der mich gebar.

Durch Leiden stieg' hinan zum Heil ich steile Stufen,
Gott war's, zu dem ich floh in meinem tiefen Gram.
Wohl uns, es kommt das Schaf, wenn ihm die Lämmer rufen:
Ich schrie in meiner Noth zum Herrn, und sieh', er kam.

Er sprach: „Mein Joch ist leicht! Mein Sohn, Du bist gegangen
In finstrer Nacht den Pfad der Tugend, das Gewand
Der Seligen soll Dich, das leuchtende, umfangen,
Mit den Unschuld'gen sollst Du waschen Deine Hand!“

Nicht aus der Ferne nur will ich dich sehn und lieben,
O Ruhm, du Widerschein des Lichts, das Gott umschlingt,
Du lichte Feuerspur, vom Genius beschrieben,
Du wunderbarer Strahl, der einem Grab entspringt.

Ein Engel ist's, der heilt mein Herz von seinen Wunden,
Ihr, meiner Süßen, ist die Waise nicht verhaßt.
Ach, neben ihr, wie schön verfließen meine Stunden!
Denn lieblich ist ihr Joch, und leicht ist ihre Last.

Du ließst dem Hafen zu mein irres Schifflein schwimmen,
Hast meinen welken Stamm mit neuem Grün bedacht,
O Herr, ich danke dir: mein Licht, das am Verglimmen
Schon war, zu heller Glut hat's neu dein Hauch entfacht.

August, 1823.

An meine Freunde.

Wie glücklich ist, wer einsam lebt und still,
Nicht bettelt um die Gunst der blinden Menge,
Und friedlich, fern dem Hof und dem Geräusch
Der unbeständ'gen Welt, mit Staatsgeschäften
Sich nie befaßt, und den Tyrannen-Launen
Der großen Herrn und Narren nie sich fügt,
Er selbst sein eigner Hof, sein Herr und König.
Jean de la Taille.

Fünfzehnte Ode.

Hinsterben wird der wahre Dichter
Und kein Triumph wird ihm erblühn,
Zu nah sind seines Ruhmes Lichter
Der Zeit, verkennen wird sie ihn.
Was ist er? — Auf dem Capitole
Ein Belisar! — Und dem Idole
Des Tages wirft das Volk Obole,
Dem lorbeerreichen Bettler, hin.

O Freunde, selig darf ich leben
Im stillen Winkel, jedes Weh
Verschwindet, alle Götter schweben
Herab zu mir aus lichter Höh.
Hier grünen Myrten, die sich lehnen
An Lorbeerbäume, mit Mäcenen
Seh' ich Horaz im Grün sich dehnen,
Corneille ohne Richelieu.

Die Muse seh' ich hier sich nahen
Mit stolzem Blick und süßem Gruß,
Sie kommt, mich brünstig zu umfahen,
Was weiß die Welt von ihrem Kuß?
Sie schwebt dahin auf luft'gen Wegen,
Kaum, daß sich ihre Flügel regen,
Nie darf der Erde Staub sich legen
Auf ihren nackten, weißen Fuß.

In selig süßer Ehe gleiten
Mir hin die Tage, sanft und mild.
Du, Vater, sitzst bei mir zu Zeiten,
Ernst, wie ein altes Ritterbild.
Hier ist dir wohl im stillen Kreise,
Ich sing' uud spiele meine Weise,
Mein Bübchen schläft und lächelt leise,
Gewiegt in deinem alten Schild.

August, 1823.

An den Schatten eines Kindes.

Qui es in coelis.

Sechzehnte Ode.

Dort, zwischen Sonne, Mond und all den Feuerbällen,
Den Säulen von Azur, den Schlössern von Saphir,
Den heil'gen Strahlen, und den Schleiern, welche schwellen
Im Hauch des ewigen Zephyr;

Im Strom der Liebe, wo sich rein die Seelen baden,
Zu dem der Seraph, um Licht einzuschlürfen, geht,
Im Flammenkreise, der sich um den Thron der Gnaden,
Den strahlenden, im Wirbel dreht;

Dort, in der Engel Kreis, wo Kinderseelen spielen
Und singen silberklar, wenn, schwebend himmelan,
Sie alte Sterne, die aus ihren Gleisen fielen,
Geleiten auf die rechte Bahn;

Wo eine Jungfrau sie umarmt mit freud'gem Beben,
Und auf die Kinderstirn des Kusses Siegel drückt,
Und lächelnd fragt, ob sie nicht zagten, als das Leben
In ihrer Wiege sie erblickt;

Wo Jesus, der im Kreis der himmlischen Gestalten,
Auf seinem Strahlenthron, der Himmelskönig, blinkt,
Die Kinderseelen, um sein Wort der Welt zu halten,
Zunächst an seine Seite winkt;

In dieser hehren Welt, in diesem heil'gen Kreise,
In diesem Meer von Licht und Seligkeit, — bist du
Der theuern Mutter fern, o Kind, nicht eine Waise
Selbst in des Himmels sel'ger Ruh'?

Oktober, 1823.

An ein junges Mädchen.

Zarte Maid, warum doch willst Du klagen?
Blüht Dir nicht der Lenz der ersten Jugend?
Lithauischer Daino.

Siebzehnte Ode.

Du weißt nicht, Kind, wie schön die Kindheit ist, o sehne
Nach unsrem Alter Dich nicht neidisch und bethört,
Herb ist das Lächeln oft uns mehr, als Dir die Thräne,
Bald sklavisch zagt das Herz, bald tobt es wild empört.

Dein Alter fliebt dahin auf leichten Aetherschwingen,
Harmlos und träumerisch, ein Hauch, ein Freudenton,
Der durch die Lüfte rauscht, um mählig zu verklingen,
Wie über's Meer ein Halcyon.

Es frommt Dir nicht, wenn Du zu früh gedacht, empfunden,
Des Morgens freue Dich, der Frühlingsseligkeit,
Ein Kranz von Blüthen sind noch Deine süßen Stunden,
Gib Acht, daß sie Dir nicht verwelken vor der Zeit.

Die Jahre kommen, ach, mit ihnen kommt gezogen
Die Sorge Dir, wie uns, — so will es das Geschick! —
Getäuschte Hoffnung, Gram, und Freundschaft, die gelogen,
Freudlose Freude, falsches Glück.

Sei fröhlich, löse nicht des Lebens schwarzes Siegel.
O lache! — Trübe nicht Dein Angesicht durch Pein,
Dein blaues Auge nicht, der Unschuld hellen Spiegel,
Drin Deine Seele wohnt, des Himmels Widerschein.

Februar, 1825.

An die Ruinen von Montfort-l'Amaury.

Seht ihr grau'n den hohen
Klosterthurm, und drohen
Dort das Königsschloß,
Schwarz und riesengroß?
Alfred de Vigny.

Achtzehnte Ode.

I.

Euch Trümmer lieb' ich, und zumal, wenn Trauerklänge
Des Herbstes monoton durchhallen eure Gänge,
In eurem Schatten möcht' ich wohnen allezeit,
Ihr alten Thürme, die ihr neigt die altergrauen
Steinhäupter, auf dem Berg zwei Riesen anzuschauen,
Hochragend, schwarz und kampfbereit.

Wenn meine Füße, die das hohe Gras durchschreiten,
Zu euch mich tragen, o ihr Reste alter Zeiten,
Zu euren Scharten schau' ich auf, geöffnet weit,
Zum Thurm, achteckig, hoch, von rothen Ziegelsteinen,
Und durch die Lucken — ha, was seh' ich dort erscheinen?
Wo Helden fielen einst, da spielen Kinder heut.

O wagt es nicht, den Thurm, die Mauern abzutragen!
Den Dichter laßt allein hier weinend euch beklagen,
Den noch der Anblick rührt des alten, grauen Fort.
Und wenn der Nachtwind streicht an Fenstern hin und Friesen,
Dann denk', ein Schatten hat berührt die Wehr des Riesen,
Amaury's, Grafen von Montfort.

II.

Hier ruh' ich, eingedenk der alten Zeit mit Trauer,
Auf Steinen ragend noch von der zerfallnen Mauer,
Und meinen Träumen gönn' ich sinnend freie Bahn.
Zu meinen Füßen liegt die Stadt mit Bäumen, Hecken,
Ich seh' in Kreuzesform sie wie ein Schwert sich strecken,
Das einem Riesen einst entfiel auf grünem Plan.

Sein Auge schweift hinweg vom Fuße der Ruinen
Auf Bäume, schattig jetzt und sonnig dann beschienen,
Zum goth'schen Kirchenthurm, der kaum sein Dach mehr trägt;
Wo die Kapelle ragt, in der Arkade Schatten
Seh' ich den Friedhof, wo der Boden stiller Matten
Sich wölbend grüne Wellen schlägt.

An Zinnen, Erkern laß ich hin die Blicke schweben
Und Bögen, ranke mich hinauf an Gitterstäben,
Dem Epheu gleich erheb' ich mich zum Dach des Thurms,
Und jauchzend schau' ich hin weit über Thal und Hügel,
Und hoch im Himmel, wo der Adler schwingt die Flügel,
Sing' ich in sein Geschrei und das Geheul des Sturms.

Dort singt auch wohl mit mir ein Freund zum Spiel der Saiten,
Gleich einem Troubadour aus längst verschollnen Zeiten,
Von Himmel sprechen wir, von Rittern, Helden, auch
Von Seelen, die verwaist auf dieser Erde trauern,
Und durch die Pappeln streicht, sich brechend an den Mauern
Und stöhnend leis, des Windes Hauch.

Oktober, 1825.

Die Reise.

Ich will, daß Du, mir ferne, Dich betrübst,
Daß Du Dich sehnst, und daß Du Tag und Nacht mich liebst.
Ach, Tag und Nacht um Dich schweb' ich in Qual und Pein,
Sei mitten in dem Kreis der Andern fern, allein.
Schlaf mein gedenkend ein, und träume mich zu Dir,
Sieh mich nur überall, sei ewig nur bei mir!

André Chénier.

Neunzehnte Ode.

I.

Die Pferde schütteln Zaum und Zügel, daß sie klingen,
Das Pflaster schlagen sie, daß Funkenblitze springen,
Lebwohl! Geschieden muß es sein, und ohne Schmerz:
Sei stark! — Die Wange soll Dir keine Thräne nässen.
Doch sieh, der Wagen rollt mit mir davon, — vergessen
Hat er Dich wohl? — Du bleibst, mein Herz? —

O folg' ihm lange nach, recht lang, mit Herz und Sinnen,
Und gehe nicht, bevor vom Wagen, der von hinnen
Mich trägt, der letzte Ton im Ohr sich Dir verliert.
Schon trennt ein weiter Raum mich, ach, von meinem Sterne,
Ich seh Dein weißes Tuch nicht flattern mehr von ferne,
Du hörst nicht rollen mehr das Rad, das mich entführt...

Weh, nicht ein Ton mehr schallt, kein Schatten mehr zu schauen.
Die Nacht der Trennung füllt die Seele mir mit Grauen.
Mit jedem Schritt versink' ich tiefer nur in Noth,
In diese Höllennacht, lichtlos und ohne Schlummer,
Dies Meer von Qual und Angst und Wahnsinn, Gram und Kummer
Steig' ich hinab lebendig todt.

II.

Wie ist mir doch? Wohin soll nun mein Haupt sich wenden?
Die Stirne, die so sanft einst schlief in Deinen Händen?
Was ist mir Alles, was die bunte Welt mir bringt?
Was wird aus meinem Schmerz, den Du nur kannst ersticken,
Aus meinem Auge, das Licht trank aus Deinen Blicken,
Der Stimme, die nur spricht, wo Deine Stimme klingt?

Mein Auge sieht zerstreut, wie hin der Weg sich windet,
Wie Baum um Baum erscheint, vorüber schwebt und schwindet,
Der grüne Wald, die Flur, der Ernte goldnes Meer,
Der Berge Höhn, der Stern des Abends hoch am Himmel,
Der spitze Glockenthurm, die Stadt und ihr Gewimmel,
Und Nebelwogen drüber her.

Das Korn, der grüne Wald, die Hügel und die Seen,
Die Sterne, die herauf und die hinunter gehen, —
Kalt läßt mich Alles, was Du nicht mit mir gesehn:
Was sind die Schlösser mir, die Burgen alter Zeiten,
Wenn ihr bemooster Thurm nicht hört Dich, Holde, schreiten
Durch's Pflaster hin des Hofs, und mir zur Seite gehn?

So muß ich heute denn und morgen, und wie lange
Zur Sonne trauernd sehn im Auf- und Niedergange,
Ach, ohne Deinen Blick, Dein Lächeln, ohne Dich!

Ich höre Deinen Schritt nicht mehr in meiner Nähe,
Ich fühle Deine Hand nicht, wenn empor ich sehe,
Die oft mir über's Auge strich.

Und dennoch muß ich, wenn ich in der Abendstunde
Dir schreib', im Briefe Dir mittheilen frohe Kunde,
Und sprechen: „Tröste Dich, mein Kummer ist verdrängt,"
Mag jeder Augenblick, den fern von Dir ich lebe
In Angst, daß Ungemach Dich tausendfach umschwebe,
Ein blankes Schwert auch sein, das über'm Haupt mir hängt.

III.

Was thust Du jetzt? — Du sitzst am Tische wohl, Du breitest
Die Karte, suchst den Weg, auf dem Du mich begleitest,
Und sprichst: „Wo mag er sein? — O würd' ihm, was ihn heilt!
Wo er auch sei, soll Lieb' und Achtung ihn umschweben,
Und eine Wirthin, die nach einem theuern Leben
Gleich mir sich sehnt, das ferne weilt. —

Wie schnell er reist! Er hat die ferne Stadt, die alte,
Wohl längst schon hinter sich, die Brücke sammt dem Walde,
Wo eine große That geschehn; er fährt vielleicht
Durch jene Thäler hin, und sieht an Bergesschlünden
Das Kreuz am Wege, das dem Wandrer soll verkünden,
Daß letztes Jahr... Will's Gott, er hat sein Ziel erreicht!" —

Mein Vater wischt Dir ab das Auge, lächelnd pocht er
Dir auf die Schulter: „Kind, komm, küsse Deine Tochter;
Sei nur getrost, er kehrt uns Allen bald zurück.
Er lacht, und ist wohlauf, er sieht vielleicht die Stelle,
Wo einst gelebt ein Held, sieht eine Grabkapelle,
Und betet dort für unser Glück.

Du weißst ja, liebes Kind, er liebt, vom Mond beschienen,
Portale, Zinnen mit uraltem Schmuck, Ruinen
Der gothisch alten Kunst, mit maurischer vermählt,
Und röm'sche Thürme, die achteckig sich erheben,
Und, schuppig ausgehau'n, hoch in die Wolken streben,
Wovon er am Kamin uns schon so oft erzählt..."

IV.

So sucht der Veteran den Schmerz Dir wegzureden,
Von seinen Fahrten spricht er, unsern großen Fehden,
Wie wir am Tajo, wie wir am Tessin gesiegt,
Vom Heldenkaiser auch, dem großen Völkerschrecken...
Die Stimme dämpft er, um das Kleine nicht zu wecken,
Das schlummernd Dir am Busen liegt.

1825.

Der Spaziergang.

Das sind die Lieblingsorte, wo ich träumte,
Die Wiesen, deren Blumen ich besang.
Amable Tastu.

Zwanzigste Ode.

Nimm Deinen Schleier um, so einfach schön geschmückt,
Den Deiner Nadel Fleiß mit Blumen ausgestickt,
Komm in den Schatten der Platanen.
Schlag um die Schultern Dir den prächt'gen Kaschmir-Shawl,
Der einst vielleicht verhüllt hat eines Emirs Stahl,
Vielleicht den Busen von Sultanen.

Im Abendsonnenschein sieh dort des Dorfes Rauch;
Er steigt und fällt. So sehn wir unsre Plagen auch,
Stolz, Ehrgeiz, Ruhm, vorüber fliegen.
Ein Jeder hofft im Glanz zu drehn sich auch einmal,
Wie sich im Abendwind beim letzten Sonnenstrahl
Rauchwölkchen übergoldet wiegen.

Zur Stunde, wo der Tag sich still zur Ruhe legt,
Wie lieb' ich's, mir zur Seit' ein Herz, das für mich schlägt,
Zu wandeln durch des Thales Triften.
Wie süß, zu streifen, wo Dein Auge nur mir lacht,
Dein süßer Odem sich dem leisen Hauch der Nacht
Vermählt und mich umwebt mit Düften.

Ich träumte dieses Glück von frühster Kindheit an,
Was hab' ich nicht dafür gelitten und gethan!
Zur Zeit, wo Bürgerkrieg die Kette
Zerbrach, im Frieden lebt' ich, ruhig nur durch Dich!
Oed war mein Leben oft, doch Du belebst für mich
Die Wüsten alle, selbst die Städte.

Schon blinken Sterne, schau, in goldner Abendluft!
So, wenn ambrosisch zieht ein würzig süßer Duft
Durch's Schloß vor einem großen Feste,
Mag man noch, eh' im Saal die Lichter all entflammt,
Sich setzen sehn zum Mahl oft auf Damast und Sammt
Die eiligsten der frohen Gäste.

Sieh dort: — ein Meteor! Es blitzt und sinkt herab,
So strahlt ein großer Mann oft hell und steigt ins Grab,
Den ein geheimer Schmerz vernichtet,
Die Menge sieht die Glut mit dumpfem Staunen an.
Was ist ein Stern, der fällt, dem müden Ackersmann,
Der kaum empor vom Pflug sich richtet?

Wie anders bist doch Du! Mit Thränen ehrst Du gern
Erhabner Seelen Leid, um den gefallnen Stern
Weinst du, das Schicksal des Poeten.
Dem Opfer Mitleid zollst Du und dem Henker auch,
Zum Grab der Helden, das umweht ein heil'ger Hauch,
Pflegst Du mit Andacht hinzutreten.

Und wenn ein altes Schloß sich Deinem Auge zeigt,
Das schwarz aus schwarzer Nacht mit Thurm und Zinnen steigt,
Fern von der Stadt und ihren Tücken,

Dann stehst Du plötzlich still, Dein Auge sucht, entdeckt
Des Mondes Strahl, der hell durchglänzt und sich versteckt
Und wieder blinkt durch schmale Lücken.

Von mir hast Du die Lust an Trümmern alter Zeit,
An Kirchen, wo zum Dienst der Ritter ward geweiht,
In neuer Rüstung betend kniete,
An Schlössern, wo den Mund des Troubadours, im Schlaf
Geöffnet halb, der Kuß der Königin oft traf,
Daß röther seine Lippe glühte. —

Doch kehren wir zurück: mit schwarzen Schatten ringt
Der Himmel, und das Boot, das uns nach Hause bringt,
Löst schon des Schiffers Arm, der starke.
Ach, unsres Lebens Bild, das in der Nacht gewiegt
Vom Schicksal auf dem Meer der Zeit verwegen fliegt,
Hin über'm Abgrund schwebt die Barke!

Es flieht zur Ewigkeit mit jedem Augenblick
Das Leben, seelenlos bleibt unser Leib zurück,
Für ewig nun verstummt, erblindet.
So, wenn die Rose stirbt, die Blumen-Königin, —
Bethaut Aurora sie mit Thränen auch, — dahin
Sinkt Blatt um Blatt, ihr Duft entschwindet.

Oktober, 1825.

An Ramon, Herzog von Benav.

Por la boca de su herida.
Guillen de Castro.

Einundzwanzigste Ode.

Ich sah, wie Deine Augen flammten,
Dein Lächeln kenn' ich, herb, verstört,
Es ist das Lächeln des Verdammten,
Wenn er sein Todesurtheil hört.
Ich drückte Deine Hand, ich fühlte
Das Leid, das Dir im Herzen wühlte,
Sah Dein Gesicht, von Gram entstellt,
Den düstern Blick, der gleicht dem Funkeln
Des Blitzes auf dem Meer, dem dunkeln,
Der seine Tiefen nicht erhellt.

Du sprachst: „Warum mich so verletzen?
Ist Einer, der mich seufzend fand?
Nie werden meine Thränen netzen
Des Bruders oder Freundes Hand.
Ich habe Keinen! . . . Nie erfahren
Hab' ich, was Freude heißt. Ersparen
Mögt ihr mir drum des Mitleids Hohn.
Zu schwer bezahlt' ich meine Schmerzen,
Als daß ich einem fremden Herzen
Gönnt' einen Theil auch nur davon.

Und sind es Wunden denn, die brennen,
Ein Unglück, das der Thränen werth? —
Ja, was die Andern Freude nennen,
Mir hat's in Kummer sich verkehrt.
Nichts blieb von meinen Jugendträumen,
Und keine Früchte seh' ich keimen,
Die Blüthen fielen auf den Grund.
Kalt ist die Glut der süßen Triebe,
Und meinen Namen wird mit Liebe
Aussprechen nie ein Frauenmund.

Kein Weib! Kein Kind! — Nie hat geschlagen
Ein Herz an meinem — öd und leer!
Ich hörte nie die Stimme fragen
Der Eifersucht: „Wo kommst Du her?"
Todt ist mein Wünschen und mein Hoffen,
Und in der Zukunft seh' ich offen
Das Thor des finstern Höllenraums.
Der Schatten sah ich viele schweben
Schon durch mein nächtlich düstres Leben,
Doch nie die Göttin meines Traums.

Stets aufrecht ging ich meiner Wege,
Was auch das Schicksal mir geraubt.
Doch um so schwerer sind die Schläge
Gefallen auf mein freies Haupt.
Den Jugendträumen, dem Vergnügen,
Dem Ruhm — sie mögen Andern lügen —
Sagt' ich wie Cato stolz Ade.
Mein Lenz dahin! — Ich trag' es stille!
So ist's einmal des Schicksals Wille.
Leid' ich, wer weiß von meinem Weh?

Sind wir des Schicksals Sklaven, — schweigen
Laßt uns vom Dolch, auf uns gezückt.
Du willst, ich soll die Male zeigen
Der Ketten, die mich wund gedrückt?
Soll ich den Augen sie enthüllen,
Damit sie sich mit Thränen füllen?
Geht! — Jedem schmeckt nicht jede Kost.
Laßt mich allein mit meinem Grimme.
Mich stören kann nur Eure Stimme,
Nein, lieber Kummer noch als Trost!

Vom Leben lernt' ich mich zu trennen.
Was liegt daran, ob froh und frei,
Ob düster meine Augen brennen?
Neid oder Mitleid — einerlei!
Was liegt, wenn nun geleert der Becher,
Daran, daß für den durst'gen Zecher
Am Rand ein bittrer Thau noch klebt?
Hat wohl ein Schiff besiegt die Wellen,
Die zornigen, die es zerschellen,
Weil aus der Flut sein Mast sich hebt?

Laßt nach dem Glück die Andern laufen:
Laßt einsam mich in meiner Nacht.
Was ist die Welt? — Ein wirrer Haufen,
Der durcheinander weint und lacht.
Wie alle Adamskinder trage
Ich meine Bürde ohne Klage,
Ich brauche Niemand, der sie trägt.
Rauscht nur vorüber, Well' auf Welle,
Was kümmert's Euch, an welcher Schwelle
Sich einst mein Schatten niederlegt!" —

So grollst Du heimlich, Seufzer schwellen
Die Brust, die Lippen flüstern bang,
Wie das Gemurmel leiser Quellen,
Wie ein verlorner Harfenklang.
Dein Unglück ist Dein Ruhm. — O zürne
Nur ihm, da um die Siegerstirne
Sich nie ein Kranz von Blüthen schlingt,
Dir kann die Freude nicht erscheinen:
Du weißt ja, daß die Musen weinen
Zum Vorspiel, eh' die Saite klingt.

So wie die Pflugschaar das Gefilde
Umwühlt, durchfurcht, mit scharfem Stahl
Die Scholle trennt, bis sich die Milde
Der Abenddämm'rung senkt zu Thal,
So läßt das Unglück keine Stunde
Dir Ruhe, schlägt Dir Wund' auf Wunde,
Zu segnen Deines Geistes Flur;
Denn wenn sein Flammenschwert, das blanke,
Die Seele Dir zerreißt, o danke,
Mein Freund: — befruchten will es nur!

November, 1825.

An Fräulein J. D. von Ch.

Das Porträt eines Kindes.

Seh' ich an des Baches Rand
Allerhand
Blumen stehn im Rosenlichte,
Denk' ich, daß das Roth mir strahlt,
Das gemalt
Glüht auf ihrem Angesichte.
Haucht der Blumen süßer Mund
Tief im Grund
Wohlgeruch in alle Lüfte,
Wähn' ich nahe sie zu sehn,
Mich umwehn
Ihres Odems süße Düfte.

Ronsard.

Zweiundzwanzigste Ode.

I.

Die ros'ge Wang' und Stirn, das Auge, frisch erwachend —
Ein Kind ist's, spielend, weinend, lachend,
Dem gute Geister nahe sind.
Es blüht so weiß, so roth, wie himmlische Gesichter,
Sein Haupt umspielen goldne Lichter.
„Es ist ein Engel!" — ruft der Dichter,
Der Vater spricht: „Es ist mein Kind!"

Man sieht's den Augen an, den leuchtend reinen, frommen,
Daß Abschied eben erst genommen
Sein Geist in Edens lichtem Kreis.
Und noch umrauschen ihn des Himmels Freudengrüße,
Auf Rosen wandeln seine Füße.
Sieht seine Mutter er, die süße,
Wähnt er: die Mutter Gottes sei's.

Wenn Mädchenstimmen er vernimmt, dann ist's, als höre
Dem Lobgesang der Himmelschöre
Der holde, kleine Engel zu.
Sieht man sein Lächeln, sieht den heitern Blick man tagen,
Ist man versucht das Kind zu fragen:
„Welch Kreuz als Märtyrer getragen
Hast Du? Wie heißt im Himmel Du?"

II.

Du maltest mir das Kind: — Dir konnt' es nur gelingen
So schön: — ich will es Dir besingen.
Ruhm Dem, der so den Pinsel führt!
Die Anmuth und die Kraft, sie halten sich umschlungen
Im Bild, von Harmonie durchdrungen.
Als Kind schon hat mit Feuerzungen
Der Genius Dir die Stirn berührt.

Schon in der Wiege war Dir eine Fee gewogen,
Die aus dem lichten Regenbogen,
Der bunt in sieben Farben strahlt,
Dem Nordlicht, flammend um des Eises Silberglätte,
Und aus Aurora's Rosenkette
Dir schuf die himmlische Palette,
Womit Dein Zauberpinsel malt.

November, 1825.

An die Gräfin A. H.

Als im tiefen Schattenthal
Ich einmal
Spielt' in stiller Abendfeier,
Ließ ein Täubchen silberweiß
Nieder leis
Sich auf meiner schwarzen Leier.

Aber keine Melodie
Girrte sie,
Ach, das Täubchen hat in matten
Tönen, traurig und verzagt,
Mich gefragt
Nach dem süßen, fernen Gatten.

Sainte-Beuve.

Dreiundzwanzigste Ode.

Was Dir bescheren mag des Traumes holdes Bild,
Der Dir im Dunkel jetzt mit Licht die Seele füllt,
Glück bringt er, wie Dein Herz auch zage.
Dem Arm des Gatten fern, der Bräutigam noch heißt,
Schlaf sanft, o Schwester, Dich umschweb' ein guter Geist
Die letzte Nacht vor'm Hochzeittage.

Schlaf sanft! Wir beten bis zum Morgen für Dein Glück,
Du solltest unser sein, so will es Dein Geschick,
Der Himmel trennt nicht das Verwandte.
Ja, meine Schwester nennt Dich bald ein heil'ger Klang,
Das Echo meiner Brust nur ist es, die schon lang
Mich Deinen lieben Bruder nannte.

Schlaf ruhig diese Nacht, süß sei Dein Schlaf und rein!
Der Morgen kommt heran, und Schwüre, Schmeichelei'n,
Und Festgeläut' und bunte Schleifen.
Dein Busen schwillt, Du seufzst, es glüht in rosigem Brand
Dir Stirn' und Wange, wird vom Haupt Dir eine Hand
Die grüne Myrtenkrone streifen.

Mag heitrer Sonnenschein des Glücks von Morgen an
Stets liegen, schöner als Du träumst, auf Deiner Bahn,
Ein lichter Glanz, ein ungetrübter.
Zum Himmel schaun wir auf, dort schimmert Stern an Stern.
Schlaf ruhig diese Nacht, wir beide wachen gern,
Dein Sänger, ich, und Dein Geliebter.

December, 1827.

Sommerregen.

Weißdornblüthe, Thymian,
    Löwenzahn,
Lilien, Rosen, Veilchen sprossen,
Alle zeigen thaubenetzt
    Lustig jetzt
Ihre Knospen aufgeschlossen.
Und die süße Nachtigall
    Singt mit Schall,
Und mit Nicken und mit Neigen
Schlägt sie Triller, flattert, singt,
    Daß es klingt,
Zittert, rauscht in allen Zweigen.

Remi Belleau.

Vierundzwanzigste Ode.

Welch süße, kühle Abendruhe!
Komm! — Fiel ein Regen nicht heut früh?
Es wallt um Deine Atlasschuhe
Das grüne feuchte Gras! — O sieh:
Der Vogel fliegt durch's Laub hernieder,
Er schüttelt triefend sein Gefieder, —
Das arme Thierchen, ganz durchnäßt!
Er singt, wie auch die Winde wimmern,
Getrost, und sieht die Tropfen flimmern
Wie Perlen ausgestreut im Nest.

Ergossen sind die feuchten Schätze,
Hell wieder leuchtet der Azur,
Wie unter einem Silbernetze
Gesegnet glänzt im Thau die Flur.
Des Baches Wellen, angeschwollen
Für eine Stunde, schäumen, rollen
Verschlafene Eidechsen, Gras
Und Zweige hin; Ameisen lauschen,
Wenn über Kies die Wasser rauschen,
Dem Donnersturz Niagara's.

Sieh in die Wasserflut verschlagen
Insekten hülflos, auf der Flucht,
Auf Käferflügeln fortgetragen,
Wo, Eins am Andern, Rettung sucht,
Ein schwimmendes Asyl ist Vielen
Ein Blatt, mit dem die Wellen spielen,
Ein Glück, wenn endlich Blatt an Blatt
An einem Strohhalm noch, am Rande
Des Abgrunds, hält, wenn fest am Strande
Sie sitzt, die flutumbrauste Stadt!

Gewaschen hat den Sand der Regen,
Die Dünste steigen, matt besonnt.
Und ihre trüben Falten legen
Sich um den fernen Horizont.
Man sieht, wie mattes Sternenfeuer,
Zerstreut durch ihre feuchten Schleier
Nur lichte Punkte Funken sprühn,
Es steigen aus dem Dunst, dem feuchten,
Die Berge, Schieferdächer leuchten,
Auf denen Regentropfen glühn.

Laß schweifen uns an feuchten Rainen,
Jetzt können wir allein noch ziehn.
Komm, lege Deinen Arm in meinen,
Wir wandeln durch die Linden hin.
Sieh roth die Sonne untergehen,
Bleib hier noch auf dem Hügel stehen,
Dich umzuschauen in der Rund,
Sieh, wie in Einem Meer von Funken
Die Hütten und Paläste prunken,
Die goldne Stadt auf schwarzem Grund!

Sieh gaukeln dort des Rauches Schatten
Hin über Dächer, frisch bethaut,
Dort wohnen liebend treue Gatten,
Bescheidne Herzen, lieb und traut.
Ein Leben lacht Dir hier entgegen: —
Der Sonnenschein ist's nach dem Regen.
Das Abendroth erglüht, — wie schön!
Es sinkt, und alle Fenster flimmern
Rund in der Stadt, sieh dort, sie schimmern
Wie Augen von des Thurmes Höhn.

Ein lichter bunter Regenbogen!
Wie rein er in die Lüfte steigt!
Wie ist der Himmel uns gewogen,
Der ihn uns nach dem Sturme zeigt.
Ihr Boten Gottes und Propheten,
Wie oft bin ich vor euch getreten,
Um Flügel bat ich tief gerührt,
Damit ich jene Welt erblicke,
Zu denen diese Himmelsbrücke,
Der ungeheure Bogen, führt.

Juni, 1828.

Träume.

En la amena soletad
De aquesta apacible estancia,
Bellissimo laberinto
De arboles, flores y plantas,
Podeis dexarme, dexando
Conmigo, que ellos me bastan
Por compania, los libros
Que os mande sacar de casa:
Que yo, en tanto que Antioquia
Celebra con fiestas tantas
La fabrica de esto templo,
Que oy a Jupiter consacra,
. . . .
Huyendo del gran bullicio,
Que hay en sus calles, y plazas,
Passar estudiando quiero
La etad que al dia le falta.

Calderon,
el Magico prodigioso.

In der holden Einsamkeit
Dieser friedlich stillen Landschaft,
Unter Bäumen, Blumen, Kräutern,
Hier am labyrinth'schen Abhang
Laßt mich mit mir selbst allein,
Denn die Bücher, die ihr nachtragt,
Wie mein Wort es euch gebot,
Sie genügen mir hier sattsam.
Während A n t i o c h i a feiernd
Jenem Völkerfeste nachjagt,
Welches gilt dem heil'gen Bau,
Der, ein Wunder, himmelan ragt,
Jupiter zu Ehren, ...
. . . .
Will ich fliehend das Gewühl
In der Straß' und auf dem Marktplatz
Hier dem Studium mich weihn,
Bis der Rest des Tags hinabsank.

Calderon, der Schwarzkünstler.

Fünfundzwanzigste Ode.

I.

Sucht, Freunde, fern dem Schlosse,
Des Hofes eitlem Spiel,
Dem Lärm der Stadt, der Rosse
Und Wagen, all dem Trosse
Fern sucht mir ein Asyl,

Vergönnt mir, daß ich lande,
Wo stille Buchten sind,
An einem schattigen Strande,
Wo, fern dem lauten Lande,
Sanft ruhen Flut und Wind.

Schafft mir, — seid meine Retter! —
Den stillen Hafen bald,
Ein Dach bei schlimmem Wetter,
Ein Nest im Grün der Blätter,
Ein altes Schloß im Wald,

Und Schatten rings und Schweigen,
Daß Nichts vom Traum mich weckt,
Wenn sich die Wimpern neigen;
Mein Schlößchen lieg' in Zweigen
Und Büschen tief versteckt.

Geh hin, mein Lied, und kose,
Was lieblich ist und schön,
Das Blümchen jetzt im Moose
Umflattre, dann die Rose,
Und dann des Berges Höhn!

O träume kühn von Siegen,
Und durch der Lüfte Reich
Magst du entfesselt fliegen
Und hoch im Blau dich wiegen,
Dem freien Vogel gleich.

II.

O Traum, du sollst mich heben
Hoch in des Himmels Raum:
O endlos sel'ges Leben!
Nachts soll mich noch umschweben
Des Tages süßer Traum!

Weiß wie ein Segel sei er,
Das fern ein Windhauch schwellt,
Wie blasses Sternenfeuer,
Und zwischen mir als Schleier
Schweb' er und dieser Welt.

Die Muse, die verschönen
Mein Leben will, sie mag
Vergolden ihn und dehnen!
Die Nacht nur ist mein Sehnen,
O käme nie der Tag!

O blühten auf all meine
Gedanken in dem Traum,
Und säßen im Vereine
Sie rings beim Feuerscheine
Im lichten, stillen Raum!

Zu meinem Traume fliegen
Sie all in bunten Reihn,
Umgaukeln ihn verschwiegen,
Wie ältre Schwestern wiegen
Ihr jüngstes Brüderlein.

III.

Schön ist's am Dünensande,
Im Schatten, der uns kühlt,
Am waldbewachsnen Strande,
Wo man sich baar der Bande,
Dem Himmel näher fühlt.

Es rauscht, wie Traumesschwingen,
Die Welt erklingt im Chor,
Sie spricht, die Wellen singen,
Und aus den Zweigen dringen
Die Worte leis ins Ohr.

Du hörst den wundervollen
Gesang der Sphären an,
Hörst Weltendonner grollen,
Das Universum rollen
Im Himmelsocean;

Jehovah's Stimme klingen
Hörst du in jedem Ton,
Die Geister hörst du singen
Der Welt, wohin sich schwingen,
Die dieser Welt entflohn;

Wo sich aus heisern Kehlen
Nie Klagelaut ergießt,
Wo liebend alle Seelen,
Wie Flammen, sich vermählen,
Wie Flut die Flut umschließt.

IV.

Kein Ton geht dem verloren,
Der einsam träumt und lauscht.
Paris, du Stadt der Thoren,
Wie schaal doch in die Ohren
Dein wüster Lärm uns rauscht!

Heil dem Bretonenlande,
Dem Hort der alten Zeit,
Der Klipp' im Meeressande,
Dem Thurm am Keltenstrande,
Wo Baum an Baum sich reiht!

Im Thurme rasten, sinnen
Werd' einsam ich, um den
Sich Epheuranken spinnen,
Und von granitnen Zinnen
Wie Federbüsche wehn;

Wo das Kamin, das hohe,
Geschmückt mit Wappen ist,
Und flammt in heller Lohe, —
Ein Rachen, dessen rohe
Begier Eichklötze frißt;

Wo kühl mich schirmt die Linde,
Wenn Glut der Sommer sprüht,
Wo ich im Winter finde
Die Mutter sammt dem Kinde
Vom Feuer angeglüht;

Wo Nachts beim Windesweben
Im Wald man Riesen glaubt,
Gespenstische, zu sehen,
Die sich im Kampfe drehen
Und stoßen mit dem Haupt;

Wo himmlische Gestalten,
Wie Bienen mich im Kreis
Umschwärmend lieblich walten,
Und ihres Kleides Falten
Mir glänzen silberweiß;

Wo durch den Saal, den weiten,
Es schallt, wie Seufzerklang,
Wo finstre Ritter gleiten
Am Fenster hin und schreiten
Die graue Wand entlang.

V.

Wenn meine Muse Reste
Von Burgen gern bewohnt,
Und gerne sitzt im Neste
In einer alten Veste,
Wo einst ein Held gethront,

So ist's, weil mich die Falte
Des Alters stets erfreut,
Ein Sang, der längst verhallte,
Die Welt, die schöne, alte,
Mehr als die neue Zeit.

Die Schwalbe, die im grauen
Schloßthurm sich niederläßt,
Wählt, um dem Nord, dem rauhen,
Den Eingang zu verbauen,
Sich oft ein Geiernest.

Und ihre Brut, die lose,
Mit lustigem Geschrei,
Pickt auf den Schatz im Moose
Mit derbem Schnabelstoße,
Das Riesenvogelei.

So spielen hin und wieder
Mit Waffen, alt, bestaubt,
Wie Zwerge, meine Lieder,
Ziehn lachend auf und nieder,
Mit Helmen auf dem Haupt.

VI.

So werden meine Tage
Im Grünen wieder grün,
Mein Leben, frei von Plage,
Den Rosen gleicht's am Hage,
Die aus Ruinen blühn.

Burg oder Hütt' indessen —
Die Muse lächelt mir,
Mein Glück ist unermessen,
Still leb' ich, fromm, vergessen,
Vergessend, selig hier.

Juni, 1828.

Ende der Oden.

Balladen.

Renouvelons aussi
Toute vieille pensée.
Joachim du Bellay.

1823 — 1828.

Sie ruft mich, wenn ich still versunken,
Einsam verberge mein Gesicht,
Sie läßt mich träumen wonnetrunken,
Sie macht zum Strahle jeden Funken,
Macht jede Stimme zum Gedicht.

Sie heißt den Schaum des Bachs mir thauen
Den sie dem Fels entrinnen läßt
Und leise murmeln durch die Auen,
Sie gibt dem Storch, dem silbergrauen,
Auf schwarzem, hohem Thurm sein Nest.

Wenn traut im Herd die Flammen winken
Im Winter, bleibt sie mir gesellt,
Zeigt Sterne mir, die freundlich blinken
Am Himmel, strahlen und versinken,
Wie Augen, die der Schlaf befällt.

Und will ich unter Trümmern hausen,
Läßt aus der Vorwelt Wieg' und Gruft
Sie Bilder mir vorüber sausen,
Den Strom der Zeiten hör' ich brausen,
Streicht durch die Burg die Abendluft.

Und wirre Stimmen hör' ich munkeln
Und Töne, wie aus Geistermund,
Um einzuschläfern mich im Dunkeln,
Weckt sie, wenn matt die Sterne funkeln,
Ein fernes Horn im Waldesgrund.

Eine Fee.

Die Königin Mab hat mich besucht. Sie ist's,
Die meine Seele, die unsterbliche,
Im Schlafe wach erhält.
Emil Deschamps, Romeo und Julie.

Erste Ballade.

Gern wieg' ich mich in süßem Wahne,
Wenn eine Fee, mir hold geneigt,
Sei es Urgele, sei's Morgane,
Sich über mich vom Wolkenkahne,
Der Lilie gleich, hernieder beugt.

Von Rittern singt und Paladinen
Zur Leier sie mir manche Mähr'
Und Sagen, die unglaublich schienen,
Wenn die Geschichte nicht von ihnen
Erzählt' an Wundern noch viel mehr.

Sie ist's, die Muth ins Herz mir thaute,
Gerechten Zorn und heil'gen Groll,
Und die die Mahnung mir vertraute,
Daß ich des Minnesängers Laute
Zum Ritterhandschuh fügen soll.

Die Sylphe.

Nacht und Kälte, Stürm' und Winde
Spielten übel mit dem Kinde:
„Oeffnet, rief es, ich bin nackt!"
La Fontaine, nach Anakreon.

Zweite Ballade.

„Du, die im lichten Schloß, o Schwester der Sylphiden,
Am Fenster ich geschaut: — der Tag ist hingeschieden,
O Jungfrau, öffne mir! Die Nacht ist da, — mir graut,
Die Nacht, die Todte ruft aus ihrem Grabesfrieden,
Und Seelen in den Dunst einhüllt, der niederthaut.

Nicht einem Pilger sollst Du gastlich Dich erweisen,
Der lange Mähren Dir erzählt von langen Reisen,
Es kommt kein Paladin, vor dem den Mädchen bangt,
Der stößt ins Horn und schreckt mit wilden Kriegerweisen
Der Knappen Troß und kühn als Gast sein Recht verlangt.

Ich trage weder Stock, noch schwere Eisenlanze,
Weiß von Schlachtschwertern Nichts, und Nichts vom Rosen-
kranze,
Kein weißer Bart ist mein, kein langes, schwarzes Haar.
Mein Hauch, der Halme kaum bewegt, er bläst zum Tanze
Und Spiel nur auf dem Horn, das einst ein Schlachthorn war.

Ich bin ein Sohn der Luft, den Morgenwinde kosen,
Ein Sylphe, Kind des Traums, des Frühlings, und beim Tosen
Der Winterstürme bin der Gast ich am Kamin,
Der Elfe, welcher wohnt im lichten Thau der Rosen,
Der Geister Einer, die des Aethers Raum durchziehn.

Heut Abend sprach ein Paar auf grünem Rasensitze
Von Liebe, flüsternd leis, und ihrem Flammenblitze,
Der ewig zündet. Ich belauschte sie, und schwieg:
Im Kusse hielten sie mir fest des Flügels Spitze,
Und frei erst ward ich, als die Nacht hernieder stieg.

Zu meiner Rose kann ich nicht zurück mehr fliegen,
Burgfräulein, spät ist's, ach, laß mich nicht hülflos liegen,
Nimm auf den Sohn des Tags, der Nachts den Weg verlor.
Laß mich in Deinem Bett bis morgen still mich wiegen,
Klein bin ich, und durch Lärm verletz' ich nicht Dein Ohr.

Dem Lichte zogen nach schon alle meine Brüder,
Den Thränen, die aufs Gras der Abend träuft hernieder,
Dem Kelch der Lilie, der benetzt mit Honigthau.
Wo flieh' ich hin?... Der Strahl verschwand und kehrt nicht wieder,
Thautropfen seh' ich nicht, noch Blumen auf der Au.

Jungfrau, erhöre mich, sei gnädig, mir ist bange,
Daß in ihr großes Netz nicht ein die Nacht mich fange
Und sperre zu der Schaar der Geister, schwarz und grau,
Zu Kauz und Eulen, die mit heulendem Gesange
Um Gräber schwirren und des Thurmes finstern Bau.

Es ist die Stunde, wo beginnt der Todten Reigen,
Auf den der bleiche Mond hernieder schaut mit Schweigen,
Wo der Vampyr, dem Kraft und Wuth die Hölle gab,
Erhebt den schweren Stein, um aus dem Sarg zu steigen,
Den Todtengräber packt und wirft ins offne Grab.

Es steigen schwarze Zwerg' und Gnomen aus Ruinen,
Kobolde balgen sich mit wild verzerrten Mienen,
Durch Schilf und Röhricht ziehn Irrlichter, fahl und bleich,
Der Salamander tanzt mit tropfenden Undinen,
Und blaue Flämmchen drehn sich kreuzend auf dem Teich.

Weh, wenn mir auf den Leib jetzt ein Gerippe rückte,
Zum Spiel in seinen Arm, den knöchernen, mich drückte,
Wenn, spottend meiner Angst, ein schwarzer Nekromant
In seinem Thurm, von dem um Mitternacht er blickte,
Mich bänd' und hielte fest ans Glockenseil gebannt!

Thu auf Dein Fenster!... Nein, laß mich nicht vor der Pforte,
Sonst such' ein altes Nest ich mir zum Ruheorte,
Und mit Eidechsen schlag' ich Schlachten, bis es tagt.
Thu auf, mein Aug' ist klar, und sanft sind meine Worte,
Wie die, die seinem Lieb ins Ohr ein Ritter sagt.

Oh, ich bin hübsch!... Ach, daß Du schautest meine Schwingen,
Wie ihre Strahlen mit dem Licht des Tages ringen,
Weiß, wie die Lilie, die mich birgt in süßer Gruft,
Um all die Farben, die die Glieder mir umschlingen,
Beneiden Rosen mich, um meines Odems Duft.

Wie schön ich bin, — das mag ein lichter Traum Dir sagen,
Ja, schön: Du magst darnach nur mein Sylphidchen fragen,
Plump scheint der Kolibri, der Falter häßlich gar,
Zieh ich von Kelch zu Kelch, wo meine Schlösser ragen,
In königlichem Schmuck, mit Perlen in dem Haar.

Mich friert, die Nacht ist kalt, o laß bei Dir mich wohnen!
Könnt' ich Thauperlen doch und goldne Blumenkronen
Dir bieten, daß Du mir vergönnst den kleinsten Platz.
Doch ach, ich habe Nichts, und Du bist ohne Schonen:
Denn jede Sonne gibt und nimmt mir meinen Schatz.

Was soll ich Dir dafür im Traum für Gaben bringen?
Den Gürtel einer Fee, lichtweiße Engelschwingen?
Mit allem Reiz des Tags verschön' ich Deine Nacht.
Und träumen wirst Du bald von himmlisch hehren Dingen,
Bald wird ein Liebestraum Dich kosen lind und sacht.

Doch ach, mein Athem trübt umsonst die feuchte Scheibe.
O Jungfrau, fürchtest Du, ein schlimmer Freier treibe
Sich um Dein Schloß herum und red' als Sylphe kühn?
Ach, ängstlich bin ich, scheu, bang, gleich dem schwächsten Weibe,
Vor meinem Schatten, hätt' ich einen, würd' ich fliehn." —

Er weinte. — Vor dem Thurm mit morscher Mauerkrone
Ließ eine Stimme sich in geisterhaftem Tone
Vernehmen ... Sicher ist's ein Geist, der stöhnt so leis.
Die holde Dam' erschien auf gothischem Baltone.
Wem hat sie aufgethan? Dem Sylphen wohl? — Wer weiß?

1823.

Die Großmutter.

To die, — to sleep.
Shakespeare.

Dritte Ballade.

„Schläfst Du, Großmutter?... O wach' auf! — Die Lippen beben
Sonst immer Dir im Schlaf: — heut Abend, welch Gesicht!...
Zu beten scheinst Du sonst dem Schlummer hingegeben;
Wie ein Madonnenbild von Stein erscheinst Du eben;
Es stockt des Odems Hauch, die Lippe rührt sich nicht.

Wir sehn so tief herab heut Deine Stirn sich neigen:
Was thaten wir? Was ist's, was Deine Lieb' uns stahl?
O sieh, die Lamp' erblaßt, und Rauch und Funken steigen
Aus dem Kamin. Wenn Du verharrst noch lang im Schweigen, —
Licht, Feuer, und wir zwei, wir sterben all zumal.

Dann beim erloschnen Licht wirst Du entseelt uns finden,
Wie wirst Du dann erwacht ausströmen Deinen Schmerz!
Dann wird auch Deine Klag' die Zung' uns nicht entbinden;
Bis Deiner Arme Druck sie wiederum empfinden,
Mußt Deine Kinder lang Du pressen an Dein Herz.

O gib uns Deine Hand, daß wir ihr Wärme schenken,
Das Lied vom Troubadour, von Kampf und Kriegsgefahr
Sing' uns, von Rittern, die, beschützt von Feenhänden,
Als Strauß der Dame, die sie lieben, Fahnen senden,
Und deren Kriegsgeschrei ein theurer Name war.

Erzähl' uns von dem Kreuz, das Teufeln krümmt den Rücken,
Vom Mönch, der Lucifer sah durch die Lüfte ziehn,
Von den Rubinen, die den Gnomenfürsten schmücken,
Ob böse Geister mehr vor Rolands Schwert sich bücken,
Dem blanken, oder vor den Psalmen des Turpin.

Zeig' uns die Bibel, all die fremden schönen Wesen
Im Bild, die Heil'gen blau, den Himmel goldig licht,
Das Jesuskind, den Stall, und was darin gewesen,
Die Weisen, Stier' und Kripp', und lehr' ein wenig lesen
Uns mit dem Finger, was mit Gott von uns sie spricht.

Großmutter!... Sieh im Herd die Funken, die verwehten,
Die Schatten tanzen rings, verglommen ist das Licht:
O Gott, wenn Geister jetzt herein zur Thüre träten!...
Wach' auf, Großmütterchen, hör' auf, hör' auf zu beten,
Du, unser Hort, Du willst uns doch erschrecken nicht?

Dein Arm, wie kalt! — Willst Du nicht auf das Auge schlagen? —
Jüngst sprachst Du von der Welt, die über uns sich neigt,
Vom Himmel, und vom Grab, von rasch verblühten Tagen,
Du sprachst vom Tode... Willst Du nicht vielleicht uns sagen:
Der Tod... was ist denn das? — Antworte! — Weh, sie schweigt." —

Die Kinder hatten Zeit, allein sich auszuweinen,
Die Alte schläft und sieht den Morgen nicht erscheinen.
Der Leichenglocke Klang hört man die Luft durchziehn.
Ein Wandrer, der vorbei ging Abends an der Stätte,
Sah vor dem heil'gen Buch und vor dem leeren Bette
Die beiden Kinder noch inbrünstig betend knien.

1823.

An Trilby, den Kobold von Argyle.

Ihr Schatten, ihr geschwinde,
Die ihr, wie Hauch der Winde,
Im Flug die Welt durchschwebt,
Durch alle Lüfte schweifet,
Und grüne Bäume streifet,
Daß leis das Laub erbebt!

O haltet doch ein Weilchen:
Ich schenk' euch Nelken, Veilchen
Und Lilien, weiß und rein,
Die schönsten, die hier sprossen,
Auch Rosen, kaum erschlossen,
Reseden obendrein.

Altes Lied.

Vierte Ballade.

Du, Koboldchen? — Sei willkommen!
Auf dem Abendsonnenstrahl
Kamst Du wohl herangeschwommen,
Und umhauchst mich noch einmal,
Kosest mich, und Funken springen
Dir von den bewegten Schwingen,
Und sie rauschen und sie klingen,
Wie ein Lied im Rittersaal.

Oft hat Deine silberhelle
Stimme mir den Gram versüßt.
Hier in meiner stillen Zelle,
Schöner Trilby, sei gegrüßt!

Komm! Doch wirst Du nicht hier innen
Schäkern mit den Schifferinnen,
Die Du oft in losem Minnen
Auf den nackten Hals geküßt.

Störst Du auf aus seinem Frieden
Meinen Hausgeist? Schleichst Du sacht
Meinen Feen und Sylphiden
Nach, die oft mit mir gewacht,
Die mit losem Flügelschlage
Mir verscheuchen Schmerz und Klage,
Hochgedanken mir am Tage
Bringen, süßen Traum bei Nacht?

Willst Du schauen die Undinen
Mit des Binsengürtels Zier,
Meine Zwerge, die mir dienen,
Plaudernd gern, doch nur mit mir?
Willst Du meine Gnomen wecken,
In der Luft die Geister schrecken,
Meine Grabgespenster necken,
Pochend leis an ihre Thür?

Ach, entflieht! — Die theuern Gäste
Sind nicht mehr in meinem Haus.
Fluchend aus dem trauten Neste
Trieben sie die Geister aus.
Mein Undinchen sah ich segeln
Flüchtig, wie vor grimmen Vögeln,
Meine Fee gespannt mit Nägeln
Neben meine Fledermaus.

Meine Zwerge, vor dem Zorne
Jener Mörder scheu und bang,
Wagen's nicht mehr ihrem Horne
Zu entlocken süßen Klang.
Meinen Zauberhof, die lieben
Sylphen sah ich all zerstieben.
Goldner Schwingen sind von Dieben
Sie beraubt durch schnöden Fang.

Flieh' auch Du vor ihrem Grimme,
Fürchte mehr noch dies Geschlecht,
Als die hundertjähr'ge Stimme,
Die einst Dougal hat gerächt,
Dessen rauchumwallte Hütte,
Wenn die Nacht erreicht die Mitte,
Hört am Ufer Fingal's Schritte
Durch der Wogen wild Gefecht.

Wer von Deinem Berg hernieder
Dich gebracht in dies Revier,
Ihm gesungen ihre Lieder
Hat die Hoffnung einst, wie Dir.
Frankreich, seine Mutter, schaute,
Wie er im Exil ergraute,
Gleich Homer, und uns erbaute
Mit des Liedes holder Zier.

Spielend jetzt um Blumenbeete,
Ernst sodann und traurig gar,
Liebt der Dichter Felsengräte,
Die umschwebt der kühne Aar,

Welker Blumen letztes Düften,
Meteore hoch in Lüften,
Glocken, klagend über Grüften,
Wenn sich niedersenkt die Bahr.

Wüsten liebt er, schrankenlose,
Wo ihm Nichts den Schritt verwehrt,
Zu entgehn dem Sklavenloose,
Fürchtet er nicht Dolch noch Schwert;
Wo nur Unterdrückte schreien, —
Ihrem Dienste sich zu weihen,
Sie zu retten, zu befreien,
Das ist's, was sein Herz begehrt.

So ist Nodier, der Dichter!
Geh, und sag' im Freundeston,
Daß mir bangte, Bösewichter
Könnten Dich und ihn bedrohn.
Sag' ihm, gut soll er Dich wahren,
Scherz ihm weg von seinen Jahren,
Kos' ihn, krau' ihm in den Haaren,
Bis er trinkt des Schlafes Mohn.

Willst Du Abenteuer suchen?
Meide Deiner Feinde Spur,
Trilby, daß sie Dir nicht fluchen,
Wie mein Sylphe dies erfuhr.
Fingen sie Dich, ha, sie strahlten
Hoch vor Freude, jauchzten, prahlten,
Und Dein Kleid mit Dinte malten
Sie, den Mantel von Azur.

Tanzen müßtest unter Faunen
Du, — bedenke, was Dir droht! —
Unter Satyrn, grau' und braunen,
Und Sylvanen, frech und roth,
Zottig, mit beschmutzten Waden,
Die Dich ein zum Tanze laden
Mit verrunzelten Najaden,
Schon zweitausend Jahre todt.

April, 1825.

Der Riese.

Die Wolken des Himmels selbst haben Furcht, ich möchte kommen und meine Feinde in ihrem Schooße suchen.
Montenabbi.

Fünfte Ballade.

Das Land der Gallier hat, ihr Krieger, mich geboren;
Wie einen Bach durchschritt mein Urahn schon den Rhein.
Die Mutter wusch mir einst mit Nordpolschnee die Ohren,
Mein Vater hatte mir als Kind zur Wieg' erkoren
Ein dreifach Bärenfell, da schlug er mich hinein.

Stark war mein Vater einst. Jetzt kommt des Alters Plage,
Die Stirn ist runzlig, grau liegt nun sein Haar umher,
Alt ist er, allzu schwach, so hoch sein Wuchs auch rage,
Und Eichen reißt zum Stab für seine alten Tage
Er aus dem Boden jetzt nur schwer.

Ich tret' an seine Statt, ich erbe seinen spitzen
Wurfspieß, sein Beil, sein Vieh, den Bogen, — Alles nimmt
Des Riesen stärkrer Sohn, ich, der den Fuß zu stützen
Vermag im Grund des Thals und auf dem Berg zu sitzen,
Und der mit seinem Hauch die fernen Pappeln krümmt!

Als Jüngling hab' ich kühn die Alpen überstiegen,
Ich sprang von Fels zu Fels, an meinem Haupte fand
Die Wolke, wie am Berg, ein Hinderniß im Fliegen,
Auf Adler lauert' ich, die hoch im Blau sich wiegen,
Und fing im Flug sie mit der Hand.

Ich rang mit Stürmen, fuhr vorbei der Blitz, der freche,
Blies ich, und er erlosch auf seiner Zickzackbahn.
Jagt' ich den Wallfisch vor mir her, der ganze Bäche
Ausspie, dann that weit auf sich mir des Weltmeers Fläche,
Und spielend wühlt' ich's auf weit mehr als der Orkan.

Ich streift' und jagte weit umher in allen Landen,
Den Sperber in der Luft fing ich, im Meer den Hai,
Den Bären drückt' ich todt in meiner Arme Banden,
Die weißen Zähne, die dem Luchs im Rachen standen,
Schlug' ich oft, Winters, ihm entzwei.

Ergötzen mochte wohl solch kind'sches Spiel den Kleinen.
Jetzt lieb' ich nur den Krieg, die heiße Männerschlacht,
Den Fluch der Mütter, die um die Erschlagnen weinen,
Soldaten, die vor mir im Waffenschmuck erscheinen,
Und durch Alarmgeschrei mich wecken in der Nacht.

Staubwirbel, Kampfgewühl, — es spritzt das Blut im Bogen,
Es bäumt und wälzt dahin wildbrausend sich das Heer,
Ich recke mich, es kommt im Sturm dahergeflogen,
Und wie der Cormoran sich in empörte Wogen,
So stürz' ich mich ins blutge Meer.

Wie unter Garben steht ein Schnitter, unter Leichen
Hoch aufgeschichtet, steh' ich aufrecht, hoch und stramm.
Mein Schlachtruf übertönt der Feinde Schrei'n und Keuchen,
Und meine Faust zerschlägt mit schweren Hammerstreichen
Den Panzer leichter, als ein knotiger Eichenstamm.

Nackt geh' ich stets, von Kraft und Rauflust brenn' ich, glühe,
Des Kriegers lach' ich, der in Erz und Eisen klirrt,
Den Speer von Esche trag' ich, wenn ins Feld ich ziehe,
Und meinen leichten Helm, den zögen ohne Mühe
Fünf Ochsenpaar, ins Joch geschirrt.

Weg, ohne Leitern, wie sie sich auch mögen schirmen,
Nehm' ich die Vesten, brech' entzwei das Kettenband
Der Brücken, besser kann ich als ein Widder stürmen,
Ich ringe, Leib an Leib, mit hohen Festungsthürmen,
Die Gräben füll' ich aus mit Mauerschutt und Sand.

Und werd' ich einst, ich, der so Viele schlug, erschlagen,
Laßt meinen Leichnam nicht den Raben, scharrt mich ein
Im Schooß der Berge, die hoch in die Wolken ragen,
Dann wird der Wandrer, schaut er auf zum höchsten, fragen:
„Der hier wird seine Gruft wohl sein!“ —

März, 1825.

An J. F.

Des Paukenschlägers Braut.

Süß ist der Tod den glücklich Liebenden.
Desportes, Sonett.

Sechste Ballade.

„Es rief der Herzog der Bretagne
Im ganzen Lande, Mann für Mann,
Von Berg und Thälern, von Mortagne
Bis Nantes, zur blutigen Campagne
Zusammen seinen Heeresbann.

Herrn sind's von adligem Geschlechte,
Die horsten auf der Berge Kamm,
Barone, Helden im Gefechte,
Schildknappen, Reiter, Waffenknechte,
Und Einer ist mein Bräutigam.

Nach Aquitanien mitgezogen
Ist er als Pauker. Niedern Stamms
Trägt er das Haupt doch nicht gebogen,
Als Kapitän wird er gewogen
In seinem goldgestickten Wamms.

Seitdem war meine stete Bitte:
„O Schutzpatronin, meine Noth
Sieh an, o heilige Brigitte,
Bewache jeden seiner Schritte,
Damit kein Unglück ihn bedroht."

Ich sprach zu unsrem Abt: „Laß Deine
Fürbitte frommen unsrem Heer!"
Und da er hold dem Kerzenscheine,
Ehrt' ich Sanct-Gildas' Heil'genbeine
Durch drei Wachskerzen groß und schwer.

Und in Loretto Unsrer Frauen
Hab' ich gelobt in meinem Schmerz,
Zu tragen von dem Hut, dem grauen,
Des Pilgers Muscheln; mit Vertrauen
Drück' insgeheim ich sie ans Herz.

Mit zarter Botschaft konnt' er laben
Mich nicht vom fernen Lagerwall,
Ach, die Vasallin hat, um Gaben
Zu wechseln, keine Edelknaben,
Und keine Knappen der Vasall.

Noch heute kehrt er aus dem Kriege
Mit unsrem gnäd'gen Herrn zurück,
Er hat sein gutes Theil am Siege,
Wenn ich ihm froh entgegen fliege,
Beflügelt Stolz mich auf mein Glück.

Den Fürsten, der vom fernen Orte
Mit dem zerrissnen Banner kam,
Seht ihn, dort, bei der alten Pforte,
Sie kommt, die glänzende Escorte,
Der Herzog und mein Bräutigam.

Wie er, so glänzt kein andrer Streiter,
Seht, wie sein Roß er spornt und drückt,
Das in Schabraken prangt, und weiter,
Sich schüttelnd, wiehernd, trägt den Reiter,
Mit rothen Federn hoch geschmückt.

Eilt, Schwestern, kommt von allen Enden
Geputzt, und seht ihn, stolz umringt
Von seinen Pauken, hell zum Blenden,
Die schmettern unter seinen Händen,
Daß hoch das Herz vor Freuden springt.

Ihr werdet sehn Ihn selbst vor Allen
Im Mantel, den ich ihm vordem
Gestickt. Mein Held wird Euch gefallen;
Den Helm, den Pferdehaar' umwallen,
Trägt stolz er, wie ein Diadem.

Zwar die Zigeunerin — mich schmählen
Muß ich, daß ich sie hört' und frug, —
Sie sagte: — „Gott sei unsern Seelen
Barmherzig! — Einer werde fehlen,
Ein Pauker, in dem Siegeszug.“

Gott wird ja hören mein Verlangen!
Zwar zeigte mir ein Grab im Frei'n,
Wo schwarze Schatten ihn umfangen,
Die Alte mit dem Blick der Schlangen,
Und sprach: „Dort wart' ich morgen Dein!"

Doch fort mit allen Grabgedanken! —
Ich höre trommeln! Fort! Geschwind!
Ich sehe Damen, Blumenranken,
Und Purpurzelte lustig schwanken
Und Fahnen fliegen hoch im Wind.

Voran die Pikeniere schreiten
Langsam, als gingen sie im Leid,
Das Banner sah' ich dort sich breiten,
Dort ist's, wo die Barone reiten
Mit sammtner Mütz' und seidnem Kleid.

Im Meßgewand die Priester ragen,
Auf weißem Roß der Herold strahlt,
Ein jeder stolz im steifen Kragen,
Die Wappen ihrer Herrschaft tragen
Sie auf dem Brustschild schön gemalt.

Seht in der Perser-Rüstung blitzen
Die Templer, Männer edlen Stamms,
Die sich auf Partisanen stützen,
Dort die Lausanner Bogenschützen
Im Eisenkleid und Büffelwamms.

Des Herzogs Banner seh' ich wehen,
Dort Grafen, Ritter, Cavalier'
Und die eroberten Trophäen,
Standarten, die sich nicht mehr blähen,
Und hier die Pauker, Schwestern, hier!..."

Sie sprach's und bohrt' in das Gedränge
Den irren Blick, und wo sie sei,
Sie wußt' es nicht, ihr ward so enge,
Sie stürzte mitten in der Menge...
Der Zug der Pauker ging vorbei.

Oktober, 1825.

Die Schlacht.

Die Heere stoßen auf einander, schrecklich ist der Anprall, schrecklich sind die Streiter, schrecklich die Wunden, schrecklich das Gemetzel. Gonzalo Berceo, die Schlacht bei Simancas.

Siebente Ballade.

Hirt, geh nicht diesen Weg! — Sieh dort im Thale wogen
Zwei dichte Lanzenreihn, entgegen kommt gezogen
Die Schaar der Schaar, wo breit sich hin die Ebne zieht,
Da halten sie, bereit, wenn, die sich glühend hassen,
Die Führer winken, sich ergrimmt beim Schopf zu fassen.
Hör' ihr Geschrei ... Du fährst zurück? — Das ist ihr Lied:

„Raubvögel, schüttelt das Gefieder,
Aar, Geier, Rabe, kommt zumal,
Stürzt kreischend auf das Feld euch nieder,
Setzt euch zum fetten Leichenmahl.
Den Feind wird unser Schwert verderben,
Und mit dem Tage soll er sterben!
Vom Abendpsalm der letzte Ton
Verhallt im Heer des Feindes eben,
Und unser Priester hat gegeben
Den Segen seinen Kriegern schon.“

Conan, der Gallier Fürst, und Halbert, der Normanne,
Stehn gegenüber sich mit starkem Heeresbanne,
Normannen sind behend, die Gallier sind voll Glut.
Stolz ziehn die Einen auf, die blanke Panzer decken,
Die Andern setzen, um die Feinde zu erschrecken,
Wolfsrachen und Gebiß sich auf den Kopf als Hut.

„Was kümmert uns der Wittwen Heulen,
Und was der Waisen Weh und Ach?
Die Arme, blutig und voll Beulen,
Wir waschen morgen sie im Bach.
Verbrennt die Zelte, schließt die Reihen,
Entsetzen in die Ohren schreien
Soll unser Horn dem fremden Mann.
Die Feinde mögen rings sich breiten,
Die Furche, die sie überschreiten,
Gähnt wie ein offnes Grab sie an."

Des Hornsignal erschallt. Des Staubes Wolken rollen,
Der kurze, rasche Schritt dröhnt, wie des Donners Grollen.
Zwei schwarzen Rossen gleich, wild knirschend, riesengroß,
Zwei Büffeln gleich im Thal, die auf einander plumpen,
Zusammen prallen hier die beiden Eisenklumpen,
Und Stirn an Stirn zerschellt durch den gewalt'gen Stoß.

„Ihr Krieger auf, die Schwerter blinken,
Rennt, hauet zu in edlem Zorn,
Es blasen die Normannen-Zinken,
Und mächtig schallt das Sachsen-Horn.
Schlagt zu, ihr Schwerter, brecht euch Bahnen,
Ihr Spieße, Beile, Partisanen,

Ihr blut'gen Dolch' in flinker Hand,
In der zerschlagnen Panzer Ritzen
Dringt ein mit mörderischen Spitzen,
Wie Dornen scharf im Ackerland!"

Wo ist die Sonne? — Roth ist sie und flammensprühend,
Von Rauch umwallt, ein Schild, in heller Lohe glühend,
Im blut'gen Dampfe blitzt das Erz. Des Thales Grund
Gleicht einer Esse, die aufflammt in wildem Strahle
Und tost, als hätte just sich dort mit einem Male
Weit klaffend aufgethan der rothe Höllenschlund.

„Und weiter rast das Spiel der Recken,
Sie raufen sich in grimmer Wuth,
Und mordend waten ohne Schrecken
Sie über Leichen tief im Blut.
Marsch, vorwärts, vorwärts ohne Zaudern,
Die Rosse schäumen, steigen, schaudern,
Wenn in die Brust von Erz zumal
Wurfspieße, Lanzen, Schwerter dringen,
Es klirrt mit ihren Panzerringen
Zusammen laut der blanke Stahl."

Ein wüstes Chaos ist's von Waffen, Menschen, Rossen,
Die Gallier stürzen sich, vom blut'gen Fell umschlossen,
Wild in die Speere, stolz verachtend die Gefahr.
Wo ihre Todten ruhn, todt liegen die Gesellen,
Und sie umzingeln rings, als wären's Citadellen,
Auf hohen Hengsten die normannische Reiterschaar.

„Wem Schwert und Dolch und Lanze brachen,
Der kämpft mit Nagel und mit Zahn,
Um zu entgehn dem offnen Rachen
Der Wölfe, die sich gierig nahn.
Nur nicht Gefangener! Nur nicht Sklave!
Und gilt's zu sterben, sterbt als Brave.
Als Brüder sterben wir zumal!
Und wird es morgen wieder tagen, —
Aus unsern blut'gen Fäusten ragen
Soll noch der Stumpf von unsrem Stahl!"

Komm, Hirt! Es sinkt die Nacht, des Blutes Wogen schwellen,
Aus Helm und Rüstung sprühn die Funken auf, die hellen,
Die Rosse fliehn entsetzt nach ihres Reiters Fall.
Komm, lassen wir das Werk des Mordens sie vollenden!
Die wilden Menschen mit den blutbefleckten Händen,
Ob Sieger oder todt, sie ruhen morgen all.

September. 1825.

An Louis Boulanger.

Die beiden Schützen.

Dames, oyez un conte lamentable.

Baïf.

Ihr Damen, hört die klägliche Geschichte.

Achte Ballade.

Es war die Zeit, wo schwarz die Nacht und voller Schrecken,
Wo man bei jedem Schritt meint Geister zu entdecken,
Vom Hexensabbath her noch trunkenes Gezücht,
Der Augenblick, wo sein Gebet der Wandrer endet,
Und aus dem dunkeln Forst sich nach der Lichtung wendet,
Die Stunde, wo man leise spricht.

Im Grund des Thales gehn zwei Schützen, tief im Schweigen,
Dort, wo ihr einen Thurm seht in die Höhe steigen,
Den in der Zeit, wo man noch zog ins heilge Land,
Einst in drei Nächten hat ein Eremit errichtet,
Der Steine durch sein Wort zur Mauer aufgeschichtet,
Des Kreuzes Zeichen in der Hand.

Hier ist's, wo aus dem Stein die Schützen Feuer wecken,
Ihr Mahl bereiten sie, vor Geistern ohne Schrecken,
Sie legen ab ihr Horn, sie setzen Beide hin

Sich auf ein Heil'genbild, roh aus Granit gestaltet,
Die Stirne tief im Staub, die Hände fest gefaltet,
Als wär's ein Beter auf den Knien.

Und auf den Thurm, den Wald, den Berg, den Teich der Unken
Warf ihres Feuers Glut phantastisch grelle Funken,
Die Eulen fuhren aus den Mauern auf, den grau'n,
Beim Hexensabbath muß es Fledermäuse geben,
Die Flammen fliehn zurück, die flatternd sie umschweben
Mit ihren schwarzen Flügelklau'n.

Der ältre Schütze sprach zum Jüngern unter'm Rasten:
„Trägst Du Dein hären Hemd?" — „„Hältst Du denn Deine Fasten?""
So scherzen höhnisch sie und ihr Gelächter schallt.
Da hören plötzlich sie von Fern ein andres Lachen;
Das Thal war öd und leer, das Dunkel tief. Sie sprachen:
„Es lacht das Echo nur im Wald!"

Da kriecht ein Feuerstreif mit bläulich grüner Flamme
Im Zickzack windend sich hin auf dem Hügelkamme;
Sie lachen abermals mit lautem, frechem Schall,
Ins Feuer werfen sie noch Aeste dürrer Eichen,
Und sprechen: „Siehe da den Widerschein, den bleichen,
Der Glut im nahen Wasserfall!"

Was war das Echo? — Mag sein Kreuz hier Jeder machen! —
Des Teufels Stimme war's, vom Berg herab sein Lachen.
Der bleiche Schimmer war's, der Lucifer umschlingt,
Der blaue Schwefeldunst in mitternächt'ger Stunde,
Die fahlen Flammen, die er aus dem Höllenschlunde
Im bösen Traum vor's Aug' uns bringt.

Wie das gottlose Paar hohnlachend so sich freute,
Da rannt' er wie ein Wolf herbei nach seiner Beute,
Und zu den Schützen flog sein Feuerauge hin:
— „Ja, lacht und lästert nur! Ich will die Lust euch dämpfen!
Bald soll mir euer Mund in schmerzhaft wilden Krämpfen
Zum Zähneklappern sich verziehn!"

Und in der Asche war am Morgen drauf zu schauen
Die Spur von einem Fuß, breit, mit gespaltnen Klauen.
Den ganzen Tag war's öd im Thal, und Alles schwieg.
Ein Hirt um Mitternacht, der schaute nach der Stelle,
Sah irrer Flämmchen Glut, die strahlt' in blauer Helle,
Doch nicht hinauf zum Himmel stieg.

Und wie am Boden hin er sah das Flämmchen wallen,
Ein langes Lachen hört' er durch das Dunkel schallen,
Vor Schauer zitternd stand der Hirt in finstrer Nacht.
Den Satan sah er nicht, er sah nicht die Verdammten,
Den Schlund der Hölle nicht, in der die Armen flammten
Und heulten, weil sie frech gelacht.

So sieht man jede Nacht am Berg, bekränzt mit Eichen,
Die Flämmchen funkeln und dahin am Boden schleichen,
Die Eulen fahren aus den Mauern auf, den grau'n,
Beim Hexensabbath muß es Fledermäuse geben,
Die Flammen fliehn zurück, die flatternd sie umschweben
Mit ihren schwarzen Flügelklau'n.

Ja, Kinder, eh' den Berg des Morgens Strahlen röthen,
Vermag des Himmels Thau die Flamme nicht zu tödten.
Wenn unter Blitzen auch der Regen strömt' ins Thal,

Das Lachen überschrie den Donner, wenn er grollte,
Die Flamme drehte sich vom Staub empor, als wollte
Umschlingen sie des Himmels Strahl.

Einst ward, in dunkler Nacht, bewegt das Steingebilde;
Der Heilige stand auf, der Skapulier-umhüllte,
An seinem heil'gen Stab vortrat er Schritt für Schritt.
Der Hölle Gaukelspiel, er wußt' es zu bezwingen,
Er öffnete den Mund: „Herr, laß es mir gelingen!"
Und hob die Arme von Granit.

Verschwunden war der Spuck, die Flämmchen und das Lachen,
Die todten Schützen fand man Morgens, beim Erwachen
Der Sonne, sitzend auf dem heil'gen Steingebild.
Man legte sie ins Grab, zur Messe für die Seelen
Gab dann drei Denier's, wie die Chroniken erzählen,
Der Herr des Dorfes, fromm und mild.

Birgt eine Lehre wohl die heil'ge Geschichte? —
Nicht richten soll man sie, nur Glauben führt zum Lichte.
Doch, ach, wer glaubt denn noch? Die Zeit ist längst dahin.
Des halben Glaubens nur ist alle Welt beflissen,
Und, blind und eitel auf ein nichtig hohles Wissen,
Liegt Niemand mehr auf beiden Knie'n.

Juli, 1825.

Höre mich, o Magdalene!

Pour ce aimez-moy, cependant qu'estes belle.

Ronsard.

Drum liebe mich, so lange schön Du bist.

Neunte Ballade.

Höre mich, o Magdalene!
Mit dem ersten warmen Föhne
Ist der Winter rasch entflohn.
Komm mit mir zum Wald! — Nach Beute
Jagen ferne meine Leute;
Denn sie lockt des Jagdhorns Ton.

Komm! — Heut Nacht, o Magdalene,
Daß er huldigend Dir fröhne,
Hat der Lenz, der Blüt' und Dorn
Schenkt den Rosen, Dir zu Ehren
Blumen ausgestreut und Aehren
Aus dem reichgefüllten Horn.

Wär' ich, holde Magdalene,
Doch Dein Lämmchen, weiß, wie Schwäne,
Dem im Flaum Dein Finger kraut,
Ach, der Vogel, der so gerne
Fliegt herbei, wenn in der Ferne
Ihm ertönt Dein süßer Laut!

Wär' ich doch, o Magdalene,
Eremit in Tombelaine,
Jener, der Dich beichten hört,
Wenn aus Deinem keuschen Munde
Er vernimmt die schwere Kunde,
Wie die Sünde Dich bethört.

Wär' ich doch, o Magdalene,
Nur das Auge der Phaläne,
Die, wenn sich Dein Köpfchen legt,
Nachts, zur Stunde der Gespenster,
Mit den Flügeln an das Fenster
Deiner stillen Zelle schlägt, . . .

Wenn Dein Busen, Magdalene,
Rasch, damit er frei sich dehne,
Sich vom schwarzen Sammt befreit,
Wenn, um Dich nicht nackt zu schauen,
Du, die Krone der Jungfrauen,
Auf den Spiegel deckst Dein Kleid!

Wolltest Du, o Magdalene,
Unsrer Edlen beste Söhne
Dienten Dir als Pagen gern,
Mit Sammtdecken überhangen
Würde dann Dein Bettpult prangen,
Himmlisch glänzend, wie ein Stern.

Wolltest Du, o Magdalene,
Daß ein Diadem Dich kröne,
Statt des Huts mit Rosmarin,

Mehr als Grafen und Barone
Wärst Du, eine Perlenkrone
Trügst Du, eine Königin.

Wolltest Du, o Magdalene,
Wärst Du, — was ich heiß ersehne,
Mein, — Graf Royer's Ehgemahl.
Folge mir, verlaß die Heerde,
Sonst, wenn Du es forderst, werde
Schäfer ich mit Dir im Thal.

September, 1825.

Einem Wanderer.

Wer am Abend spät
Abenteuern geht
Am Raine,
Hüte sich, daß nicht
Fallend er sich bricht
Die Beine.

Dunkel Meer und Strand,
Nebel decken Sand
Und Steine.
Keine Hütt' erspäht
Ihr, so weit ihr seht,
Nicht Eine.

Diebe schleichen sacht,
Nehmen Dir bei Nacht
Das Deine.
Oft in Sumpf und Dorn
Führt der Feen Zorn
Im Haine.

Meid' ihr Waldrevier,
Und begegnen Dir
Wird Keine.
Geister ziehn nicht heim
Nachts, sie tanzen beim
Mondenscheine.

Das Narrenlied.

Zehnte Ballade.

O Wandrer, der Du Nachts mit Deinem treuen Hunde
Nach einem heißen Tag noch magst des Weges ziehn,
Wohin doch reitest Du in dieser späten Stunde?
Wo führst Du heute denn Dein müdes Pferd noch hin?

Nacht ist's! — Und fürchtest Du nicht diebische Gesellen,
Die in dem Gurt den Stahl sich in den Weg Dir stellen?
Nicht alte Wölfe, die hervor aus Busch und Baum
Mit jähem Satz, und wenn auch lichte Funken sprängen
Vom Huf des Rosses, sich Dir an den Sattel hängen,
Und beißen in Dein Fleisch, daß Blut sich mischt und Schaum?

Und bangt Dir nicht, daß Dich die Nachtkobolde necken,
Die dehnend unter'm Fuß des Weges Länge strecken?
Du glaubst ein Schloß zu sehn, und Fenster, hell erglüht
Im schönsten hellsten Glanz erscheint es Deinem Ahnen,
Du siehst im Hofe sich ergehn die Goldfasanen,
Du gehst dem Schimmer zu, — der stets zurück sich zieht.

Bleib fern dem Orte, wo die Hexen Sabbath halten,
Wo sich im Tanze drehn dämonische Gestalten,
Den Mauern, gottverflucht, durch Teufelsspuck entweiht,
Dem Zauberschloß, erbaut durch finstre Höllenmächte,
Das, öd am hellen Tag, die Finsterniß der Nächte
Erhellt mit rothem Glanz der Scheiben weit und breit.

O Wandrer, der so rasch Du mit dem treuen Hunde
Nach heißem Tage magst bei Nacht des Weges ziehn,
Wohin doch reitest Du so spät noch, in der Stunde
Der Rast, wo führst Du heut Dein müdes Pferd noch hin?

Oktober, 1825.

An Louis Boulanger.

Die Legende von der Nonne.

Acabose vuestro bien
Y vuestros males non acaban.
Reproches al rey Rodrigo.

Elfte Ballade.

Ihr, denen warm die Herzen schlagen,
Kommt her und leiht mir Euer Ohr.
Ich will Euch die Geschichte sagen
Von Donna Padilla del Flor.
Alanje hat ihr einst das Leben,
Die waldumkränzte Stadt, gegeben. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Wohl gibt es in Granada Mädchen
Und in Sevilla ohnehin,
Die für ein Ständchen schon am Fädchen
Sich lassen von den Freiern ziehn,
Die Rittern im Vorüberwallen
Am Abend um die Hälse fallen. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn!

Doch von Padilla spricht, der reinen,
In so frivolem Ton man nicht.
Ein spanisch Mädchenauge scheinen
Saht nie ihr in so keuschem Licht.
Nie ließ sie sich durch Serenaden
Abwenden von der Tugend Pfaden. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Sie wollte keinen Honig saugen,
Sie scheuchte jeden Schmeichler fort,
Man weiß, ein Blick aus schönen Augen,
Aus schönem Mund ein freundlich Wort
Macht toll die Ritter und die Knappen,
Und alle tragen Narrenkappen. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Und Seufzer klangen, nicht zu zählen,
Als sie den Schleier nahm im Wahn.
Muß, wer nicht häßlich ist, vermählen
Sich drum mit Gott denn? Geht das an?
Toledo weinte um die Schöne,
Die ältsten Greise, wie die Söhne. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

„Der Welt und ihren eiteln Dingen
Fern leb' ich hier, wo mir's gefällt.
In Ruh und Frieden will ich singen
Und beten für die schlechte Welt.

Hier, sprach sie, darf kein Teufel walten,
Da Engel vor den Schild uns halten." —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Kaum war im Kloster sie gefangen,
Als sich die Lieb' ins Herz ihr schlich.
Ein stolzer Räuber kam gegangen,
Trat vor und sagte: „Hier bin ich!"
Oft stolzer sind die Räuber, kecker
Als Cavalier' und noble Schäcker. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Und häßlich war er zum Erstaunen,
Und rauh die Hand und schlecht sein Hut.
Allein die Lieb' hat ihre Launen: —
Die Nonne war dem Räuber gut.
Oft vor den Hirschen fliehen Hinden,
Die einen Eber schöner finden. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Wie er den Eingang sich erstritten
Ins Kloster? — Leise schlich hinein
Er im Gewand des Eremiten,
Der kommt aus fernen Wüstenei'n,
Manchmal wohl auch im Ordenskleide
Der Templer kam der freche Heide. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Die Nonne glüht' in Höllenflammen,
Und kam, so sagt die Chronika,
Mit ihrem Räuber einst zusammen
Beim Bilde der Veronika,
Nachts, in der Stunde der Gespenster,
Wo Eulen krächzen um die Fenster. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Padilla wollte, sie, die Nonne,
Die Heilge, fröhnen arger Lust,
Und schwelgend in verfluchter Wonne
Den Räuber drücken an die Brust,
Bis rings herum an den Altären
Erloschen alle Kerzen wären. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Doch als sie trat in die Kapelle,
Und dem Banditen rief, erscholl
Ihr seine Stimme nicht, doch grelle
Antwort gab ihr des Himmels Groll.
Ein Blitz, ein Donner, und sie lagen,
Die beiden Sünder da erschlagen. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn!

Wenn heut der Hirt von den Verfluchten
Erzählt, und Donner rollen läßt,
Dann zeigt er Euch am Rand der Schluchten
Noch schwarzer Mauern letzten Rest,

Zwei Thürme mit zerstörten Hallen,
Die täglich mehr in Trümmer fallen. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Wenn Nachts die Stern' in bleichem Schimmer
Auf das zerfallne Kloster sehn,
Und hoch der beiden Thürme Trümmer,
Zwei Riesen gleich, im Dunkel stehn,
Dann, in der Stunde der Gespenster,
Wo Eulen krächzen um die Fenster, . . .
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Dann steigt die Nonn' aus ihrer Zelle,
Macht durch die Trümmer ihren Gang
Und ein gespenstischer Geselle
Folgt ihr die Mauerwand entlang.
Sie trägt die Lampe, Ketten klingen,
Es steckt der Hals in Eisenringen. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Die Lampe kommt, verschwindet, funkelt
Am Fenstergitter, blitzt empor,
Birgt hinter'm Pfeiler sich verdunkelt,
Und zittert hoch am Thurm hervor.
Bei ihrem wirren Strahl entfalten
Sich Heere flatternder Gestalten. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Doch wechseln unter ihren Schritten
Die Treppen, kommen und vergehn,
Im Keller wandelt er inmitten
Von Trümmern, sie auf Thurmes Höhn.
Und Trepp' und Stockwerk, Thurm und Wände
Verschieben gaukelnd sich ohn' Ende. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Sie schweben auf und ab die Stufen
Sich suchend ohne Rast und Ruh'.
Sie strecken aus die Arme, rufen
Sich leis mit Geisterstimmen zu.
So hetzen sich bis zum Ermatten
Im Kreise die unsel'gen Schatten. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Und schwere Tropfen fallen nieder,
Durch alle Ritzen pfeift der Sturm,
Heult in Gewölben heis're Lieder,
Es stöhnt und ächzt der Glockenthurm,
Und schrille Jammertöne schallen
Und wildes Lachen durch die Hallen. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Zwei Stimmen wechselnd leise sprechen
Und laut: „Ist unser Ziel noch weit?
Schwer büßen wir für das Verbrechen,
Weh, weh, in alle Ewigkeit!

Müd werden selbst der Geister Hände,
Die drehn das Stundenglas ohn' Ende ..."
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Die Hölle läßt sich nicht erweichen,
Sie suchen jede Nacht, wie's heißt,
Sich, ohne je sich zu erreichen,
Der weiße und der schwarze Geist,
Bis ausgelöscht die Lichter alle,
Und Morgenluft durchsaust die Halle. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Und wenn bei Nacht die Schauerklänge
Der Wandrer hört und bebend fragt:
Wen wohl der Herr in seiner Strenge
Mit solcher harten Strafe plagt,
Dann glühn in geisterhaftem Feuer
Der Beiden Namen am Gemäuer. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

Sankt Ildefons, der Abt, er wollte,
Daß die Geschichte allen kund
Den Klosterfräulein werden sollte
Durch der Aebtissin frommen Mund,
Um sie vor Sünde zu bewahren,
Damit sie nicht zur Hölle fahren. —
Laßt, Mädchen, hier, wo Stiere gehn,
Nie Eure rothen Schürzen sehn.

April. 1828.

An Karl M.

Der Herensabbath.

Hic chorus ingens
. . . . colit orgia.
Avienus.

Zwölfte Ballade.

Seht ihr im Dunkel dort die schwarzen Klostermauern,
Vor denen sich der Mond verhüllt in leisen Schauern? —
Der Geist der Mitternacht geht um und zwölfmal schwingt
Und wiegt er sich, indem vom Thurm die Glocke klingt.
Erschüttert bebt die Luft von ihrem dumpfen Klange,
Wie eingeschlossen in der Glocke, summt er lange,
Bis mit dem Geist zurück er schweigend sinkt... Doch schaut!
Was glänzt so wunderbar? Was rauscht und lärmt so laut?
O Gott, der Thurm, das Thor, die Bogen, das Gemäuer
Sind eingehüllt in Ein gewalt'ges Netz von Feuer.
Im Kessel von Granit zischt, siedet in der Glut,
Schlägt hohe Wellen, bäumt sich die geweihte Flut...
Verlaß uns nicht, o Herr, hier hausen Bösewichter! —
In rother Feuerglut, im Glanze blauer Lichter,
Mit Singen und mit Schrein, mit Heulen und Gebell,
Aus Wäldern, vom Gebirg, aus See und Fluß und Quell,

Von allen Seiten nahn Gespenster, Gnomen, Drachen,
Vampyrn, Scheusale, die ausspeit der Hölle Rachen,
Die Hexen, die dem Grab am wüsten Ort entfliehn,
Und sausend durch die Luft auf ihrem Besen ziehn,
Die Nekromanten mit den hochgethürmten Mützen,
Woran der Kabbala geheime Zeichen blitzen,
Die finstern Teufel und Kobolde, lustig, keck, —
Aus Thoren ohne Schloß, aus Dächern, morsch und leck,
Durch das zerbrochne Glas von funkelhellen Scheiben
Ziehn sie ins Kloster ein, ihr Wesen dort zu treiben.
Aus ihrer Mitte ragt Fürst Lucifer hervor,
Von Erz die Mitra auf dem breiten Ochsenohr,
Ein Meßgewand bedeckt die Flügel ihm, die Stufe
Des Hochaltars betritt er mit dem Pferdehufe.
O Gräuel! Hier, wo stets des Ew'gen Auge wacht,
Da plärren Litanein sie frech um Mitternacht.
Die Hände suchen sich .... Und wie Sturmsäulen steigen,
So wirbelt jäh sich rund herum der wüste Reigen.
Dem Auge, das verwirrt schaut auf den Knäuel hin,
Zeigt jede Larve klar sich im Vorüberziehn.
Man glaubt den höllischen Zodiacus mit Grauen,
Der durch die Finsterniß im Kreis sich dreht, zu schauen.
Sie kreisen hin im Flug, wie sie der Wirbel packt,
Und mit dem Fuße schlägt Satan dazu den Takt.
Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

„Tanzt den bunten Reih'n!
Unsre Lust zu büßen
Drehn wir uns und grüßen
Satan, der mit Füßen
Tritt Altar und Schrein.
Chor der Hölle, brülle!
Seine Königshülle
Ist der Flammen Fülle
Und ihr Purpurschein."

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

„Kommt, der König ruft!
Schwestern kommt und Brüder,
Schüttelt das Gefieder,
Schwingt euch auf und nieder,
Kommt aus Wald und Kluft,
Kommt von allen Seiten,
Fliegen oder gleiten
Und auf Greifen reiten
Sollt ihr durch die Luft!"

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

„Kommt, die Stund' ist gut;
Aus dem Schooß der Berge
Kommt, gaisfüß'ge Zwerge,
Vampyrn, die ihr Särge
Füllt und schwelgt im Blut.

Kommt, ihr alten Eulen!
Hexen, wollt ihr eilen?
Den zahnlosen Gäulen
Gebt den Sporn mit Wuth!"

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

„Juden, gottverflucht,
Kommt von allen Orten,
Ihr Zigeunerhorden,
Gauner aller Orden,
Kommt aus eurer Schlucht,
Durch das Dunkel schreitet,
Ueber Gräser gleitet,
Ueber Mauern reitet,
Fliegt in wilder Flucht!"

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

„Faunen, kommt herbei,
Böcke, seid zu Willen
Eurem Herrn, ihr Psyllen,
Kommt auf krummen Füllen,
Kommt zu Hauf, wie Spreu,
Hüpfen sollt ihr, springen,
Euch im Tanze schwingen,
Lachen, jubeln, singen,
Hussahu, Juhei!"

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

„Zaubrer, kommt herein,
Holt die Zauberruthe,
Salbt mit warmem Blute,
Magier, rothbeschuhte,
Schmiert den Bart euch fein!
Gebt dem Feuer Futter,
Brodle, Höllenbutter,
Alte Hexenmutter,
Nag' am Todtenbein!"

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

„In den Psalm den Fluch,
In die frommen Noten
Apostolischer Boten
Mengt der Satan Zoten,
Plärrt den heil'gen Spruch,
Und ein Sohn der Hölle
Kreischt in der Kapelle
Stottert eine Stelle
Aus dem Bibelbuch."

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

„In den Chorstuhl drängt
Auf behender Sohle
Sich ein Mönch; die Stole
Trägt er, die wie Kohle
Glühend ihn umfängt,
Und ein Pfaff vom Stamme
Levi flucht dem Lamme,
Wie mit Höllenflamme
Er die Kerzen sengt."

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Schlaf gestört die Todten stöhnen.

„Satan sieht euch, — ha,
Schreibt, — sonst sollt ihr ächzen! —
Schreibt mit großen Klexen
An die Wand, ihr Hexen:
„„Abracadabra!““
Smarra, geh' auf Beute,
Nachtgevögel, breite
Graue Flügel, streite,
Kreische, fern und nah!“

Sie stampfen, daß Gewölb' und Dach und Pfeiler dröhnen,
Und daß in ihrem Grab gestört die Todten stöhnen.

„Hört, das Hüfthorn gellt!
In die Hölle nieder
Fahren, Schwestern, Brüder,
Müssen wir nun wieder. —
Ha, einst wird der Welt
Satans Macht sich zeigen,
Wenn mit Pauk' und Geigen
Sie der Höllenreigen
Ganz umschlossen hält!“

Die morschen Pfeiler, die vom wilden Tanz erdröhnen,
Bescheint der bleiche Tag, der Schwarm zerstäubt, wie Spreu.
Die Todten hören auf in ihrem Grab zu stöhnen,
Und legen in den Staub die kalte Stirn aufs Neu.

Oktober, 1823.

Die Fee und die Peri.

Ihr flücht'ger Schatten wird durch grüne Blätter wehen,
Auf Wolken wirst Du sie herniederschweben sehen;
Sie flimmern in der Luft und aus des Meeres Schaum
Oft steigen sie empor, süß, wie ein schöner Traum;
Und ihre Stimme, zart, wie linder Duft der Rosen,
Wird, flüsternd Dir ins Ohr, mit leisem Trost Dich kosen.

André Chénier.

Dreizehnte Ballade.

I.

Ihr Kinder, wenn ihr sterbt, dann nehmt euch wohl in Acht,
Daß nicht ein Geist vom Weg zum Himmel eure Seelen
Ablenke! Hört das Wort, das mir ein Greis vermacht: —
Dämonen gibt's, die nicht zur Höllenschaar zu zählen,
Die minder schuldig als die Teufel sich gemacht,
Die Feuer, Erde, Luft und Meer zur Wohnung wählen,
Sie harren, bis der Herr einst kommt in seiner Pracht;
Gefallne Engel sind's, vom Himmel ausgewiesen,
Doch klingt's wie Engelslaut, wenn sie die Seelen grüßen.
Vor diesen hütet euch! Sonst kommt ihr aus der Nacht
Des Fegefeuers nicht heraus in tausend Jahren! —
Fragt nicht, woher ich die Geschichte hab' erfahren,
Ich rede nur, was uns der Väter Wort vermacht!

II.

Die Peri.

Wohin, o Seele, kaum geboren
Und schon verschieden, eilest Du?
Du hast den Weg schon halb verloren
Zum Himmel, geh nicht mit den Thoren,
Such' hier in meinem Schlosse Ruh.

Du kannst durch meine Gärten gehen
Mit goldnen Früchten ohne Harm,
Kannst hoch von den azurnen Höhen
Dort unten Deine Mutter sehen
An Deiner Wiege, die noch warm.

O komm' und theile meine Loose.
Die Peri's überstrahl' ich weit
An Schönheit alle, wie im Moose
Die Blumen all besiegt die Rose,
Die pflückend man der Schönsten weiht.

Mit Perlen schmück' ich mich und Ringen,
Ein seidner Turban deckt mein Ohr.
Ich prang' in tausend Wunderdingen,
Entfalt' ich meine Purpurschwingen,
Drei Flammenaugen glühn hervor.

Bleich ist mein Körper nicht, mein freier,
Doch weiß, wie ferne Segel sind,
Und lüftet irgend sich der Schleier,
Erglänzt er hell, wie Sternenfeuer,
Und duftet wie die Blume lind.

Die Fee.

Komm, schönes Kind! Dort am Gestade
Thron' ich, wo Abends in die See
Die Sonne taucht zum Wellenbade
In rothem Glanz. Ich bin die Fee.
Mich beten an im Abendlande
Die Völker, golden strahlt am Rande
Der Nebel, streif' ich ihn im Gehn.
Ich baue, Königin der Träume,
Paläste hoch in luftge Räume,
Auf Wolken, die im Westen stehn.

Wenn meine Schwingen sich entfalten,
So lichthell schimmern sie, so blau,
Daß sie für Silberstrahlen halten
Die Sylphen, tanzend auf der Au.
Mein Finger leuchtet klar wie Rosen,
Mein Odem ist des Zephyr's Kosen,
Der Abends süßen Duft Dir bringt.
Lang wallt mein Haar und golden nieder,
Ein Lächeln spielt durch meine Lieder,
Wenn mein melodischer Mund Dir singt.

Ich will Dir Muschelgrotten zeigen,
Und Zelte, schattend weit umher,
Ich wiege mich auf grünen Zweigen,
Ich wiege mich auf blauem Meer.
Wenn Du mir folgst, dann sollst Du sehen,
Wohin des Himmels Wolken gehen,
Und wo des Wassers Quelle springt.

O komm zu mir, und Dir erzählen
Will ich, was uns der Vögel Kehlen
Verrathen, wenn ihr Lied erklingt.

III.

Die Peri.

Ich wohn' im Orient, wo, wie unter'm Purpurzelte
Ein Fürst, die Sonne strahlt im blauen Himmelsfelde,
Auf ewig klarer Bahn kommt flammend sie daher;
So schwimmt und trägt dahin den Emir sammt den Schönen
Leis unter Flötentönen
Ein glänzend goldnes Boot auf azurblauem Meer.

Das Morgenland ist reich an Gaben und an Schätzen.
In andern Ländern, wo Dich süße Früchte letzen,
Wächst, — grausames Gesetz! — auch reich die bittre Frucht,
Auf Asien mag wohl Gott mit holdern Blicken schauen,
Mehr Blumen glühn auf seinen Auen,
Mehr Stern' am Himmel und mehr Perlen in der Bucht.

Die Katakomben sind in meines Reiches Gränzen,
Die Gräber sind, und doch weit hin wie Berge glänzen;
Die große Mauer, die zu Fall ein Volk nicht bringt,
Die um ein ganzes Reich, das nirgends Lücken findet,
Sich wie ein mächt'ger Gürtel windet,
Und eine fremde Welt in dieser Welt umschlingt.

Gewalt'ge Städte nenn' ich mein mit goldnem Thore,
Golconda und Kaschmir, das blühende Lahore,
Damaskus, stark im Krieg, das stolze Ispahan,

Bagdad, das Mauern wie ein Panzerhemd umgürten,
    Aleppo, das dem fernen Hirten
Laut in die Ohren rauscht gleich einem Ocean.

Stolz sitzt Mysore wie die Fürstin auf dem Throne,
Medinah, rings umthürmt, mit hoher Mauerkrone,
Mit goldnen Spitzen, mit Kiosken hoch im Blau'n,
Gleicht einem Heer, das auf dem Feld die Führer stellten,
    Das mitten unter Zelten
Läßt schimmernd einen Wald von Lanzenspitzen schaun.

Wer Theben's Trümmer sieht, die Häuser und die Gassen,
Der meint, das Volk hab' erst heut früh die Stadt verlassen.
Madras, zwei Städte schließt in Einen Ring es ein,
Delhi, die reiche Stadt, die hohe Mauern schirmen,
    Durch deren Thor sammt ihren Thürmen
Zwölf Elephanten ziehn zumal in breiten Reihn.

Komm, schönes Kind, wir ziehn durch wundervolle Gauen,
Wo Dächer Gärten sind voll Blumen, anzuschauen
Wie Körbe, komm, wir gehn zum Araber ins Zelt!
Die Bajaderen sehn wir schwingen sich im Reigen,
    Wenn Abends alle Stimmen schweigen,
Und müd das Dromedar am Born der Wüste hält.

Dort unter'm Feigenbaum, im Laub der Sykomoren
Glänzt silberblank das Zinn vom Minaret des Mohren,
Und die Pagode, die Perlmutter gleich erglänzt,
Der Thurm von Porcellan, von Glöckchen rings umflimmert
    Und in den blauen Jonken schimmert
Der Purpur-Palankin, mit Fransen weiß umkränzt.

Ich beuge Dir zurück die Zweige der Platane,
Und zeige Dir im Bad die träumende Sultane;
Die Jungfrau dort, die nach dem Falschen harrend sieht,
Die schüchtern in der Nacht leis öffnet ihre Pforte,
Und lauscht, ob ihr der Wind die Worte
Zuträgt, die süßer ihr als des Bengali Lied.

Das Paradies der Welt lag einst im Morgenlande.
Ein ew'ger Frühling füllt's mit Rosen bis zum Rande,
Ein schöner Garten ist der ganze Welttheil nur.
Wir schwimmen Tag für Tag in einem Wonnebade...
Du seufzst? — O wandle unsre Pfade!
Was soll der Himmel Dir? — Komm, hier ist Edens Flur.

Die Fee.

In dämmernd schönen Gau'n wohn' ich, im Abendlande,
Wo, ewig wechselnd die Gestalt, mit goldnem Rande
Die weiße Wolke schwimmt, ... zu der die Blicke hebt
Der Mensch in Einsamkeit, im Wald, auf grünen Matten,
Der weint um einen theuern Schatten,
Den licht ein heitrer Traum umschwebt.

Für wunde Herzen ist's ein Trost, des Nebels Wogen
Zu schau'n, der aus dem See zum Walde kommt gezogen,
Die Berge, deren Schnee kaum weicht im Jahr einmal,
Den Stern, der einsam, wie die letzte Hoffnung, leuchtet,
Der mit dem Thau, der Nachts befeuchtet
Die Erde, mischt den ersten Strahl.

Der Himmel, sanft umhüllt, paßt ganz zu Deinen Schmerzen,
O Kind, das Gott entriß dem warmen Mutterherzen!
O komm, das Waldgeräusch, der Bach, der rollend tost,

Des Windes Stimmen, die zurück das Echo bringen,
Sie werden wie das Lied Dir klingen,
Das in der Wiege Dich gekost.

Langweilig wird zuletzt der Himmel, ewig blauend,
Der Dunst, das Nebelmeer, die Wolke blitzend, thauend,
Sie kühlen uns die Luft, gleich einem grauen Zelt,
Wir schaun, wie hoch und fern sie sich zusammenrotten
Und segeln, wunderbare Flotten
Aus einer unbekannten Welt.

Mir dienen Wetter, Sturm und Winde, wenn sie heulen,
Ich balle Meer und Luft zu wirbelnd hohen Säulen,
Ich bändge den Orkan durch meines Liedes Schall,
Der Regenbogen, den mit leichtem Fuß ich drücke,
Ist eine goldbespülte Brücke
Auf einem Gießbach von Krystall.

Mein ist Alhambra, leicht, aus Aether fast gesponnen,
Die Zaubergrotte mein mit den Basalt-Colonnen,
Staffa, in dessen Dom sich bricht der Wellen Stoß,
Dem Fischer, stolz, als Fürst das Meer zu überschauen,
Helf' ich die graue Hütte bauen,
Wo einst gestanden Fingals Schloß.

Oft schreck' ich auf die Nacht mit täuschenden Auroren,
Gebiet' ich, glüht die Luft von rothen Meteoren,
Von Feuergarben, die sich drehen kreuz und quer,
Der Jäger auf dem Fels, wenn Luft und Meer sich röthen,
Glaubt einen glühenden Kometen
Zu schaun, der zischend taucht ins Meer.

Komm, junge Seele, mit zum Spiel auf grünen Bergen,
Es fülle die Abtei mit Riesen sich und Zwergen,
Kobolde dienen Dir, und Gnomen hoch betagt,
Komm, stoß ins Horn und laß die unsichtbare Meute
Ausziehn ins Hochgebirg auf Beute,
Die Nachts in unsern Wäldern jagt.

Burggrafen wirst Du sehn in milder Hoheit strahlen,
Die armen Pilgern gern auflösen die Sandalen,
Und Schlösser, Fenster mit geheimnißvollem Bild,
Die Dame, betend still für einen Edelknaben,
Und Zinnen, und, in Stein gegraben,
Am Thor des Ritters Wappenschild.

Wir sind es, deren Hauch durchsäuselt die Portale,
Das klingend hohe Schiff der gothischen Kathedrale,
Wenn leis im Mondenschein die Zitterespe bebt,
Dann hört der Hirte Klang wie von entfernten Geigen,
Und sieht, wie singend unser Reigen
Des Dorfes Kirchenthurm umschwebt.

Im Abendland wie schön ist See und Thal und Hügel! —
Fern ist der Himmel noch, und kraftlos ist Dein Flügel,
O komm in unser Reich, o Kind, gib mir die Hand,
Die wildste Gegend ist voll Reiz und süßem Grauen,
Die Fremden finden unsre Gauen
Viel schöner als ihr Heimathland.

IV.

Des Kindes Seele schwankt' und lauschte gern den Kunden
Der Geister, ihrem Ruf kaum mocht' es widerstehn,
Nie hatt' es diese Welt so schön wie heut gefunden, —
Doch sieh', mit einemmal entflogen war's, verschwunden, ...
Es sah den Himmel offen stehn.

Juli, 1824.

Ende der Balladen.

Noten.

O d e n.

Erstes Buch.

Die Vendée. Zweite Ode.

I.

Seite 37.

War Einer, dem sich nicht das Aug' am Hügel netzte,
Der Gattin oder Bruder barg?

„Welcher Franzose kennt heutzutage nicht Todtengesänge? Wer von uns ist nicht einer Leiche zum Grab gefolgt, hat nicht bei einem Begräbniß gejammert?"

Châteaubriand, die Märtyrer.

II.

Seite 37.

Sie sang: „Der Opfer hat Frankreich gehabt die Menge,
Doch Märtyrer nur die Vendée."

Anspielung auf die schöne Notiz über die Vendée im „Conservateur" vom Jahre 1819 aus der Feder Chateaubriands. Der Anregung durch diese Lektüre verdankt diese Ode ihre Entstehung. Veröffentlicht wurde sie zuerst unter dem emphatischen, vagen Titel: „Das Schicksal der Vendée."

III.

Seite 39.

Mit Knochen schleppen sich die Andern, ihren Todten
Ein Plätzchen suchen sie in einem fremden Boden,
Bewahrt vor der Lebend'gen Wuth.

Die edle Wittwe de Lescure's nahm in ihrem Wagen den Leichnam ihres Gemahls mit sich, und begrub ihn in einem unbekannten Winkel der Erde, um ihn vor der Schändung durch das Wiederausgraben zu sichern.

IV.

Seite 40.

O Gott, und wenn ...

Diese und die folgende Strophe enthalten Anspielungen auf die Behandlung, die das damalige Ministerium den Vendéern zu Theil werden ließ, — Anspielungen, welche jetzt unverständlich geworden, aber im Jahre 1819 vielleicht nur allzu deutlich für die Ruhe des Dichters gewesen sind. Wenn er sie übrigens hier nicht erklärt, so unterläßt er dies nur, weil das Erläutern heute ganz ungefährlich wäre, und weil diesen Blättern ohnedies das Gepräge des Parteihasses nur allzu stark aufgedrückt ist.

Die Jungfrauen von Verdun. Dritte Ode.

V.

Seite 42.

Henriette, Helene und Agathe Watrin, Töchter eines höheren Offiziers; Barbe Henri, Sophie Tabouillot und mehrere andere junge Mädchen von Verdun wurden vor das Revolutionstribunal gestellt, beschuldigt, den Preußen bei ihrem Einzug in die Stadt Blumen gestreut zu haben. Die drei ersten, welche allein Gegenstand dieser Ode sind, waren außerdem noch angeklagt: sie hätten den Emigranten Geld und sonstige Unterstützung zukommen lassen. Ein Gesetz

bestrafte diese eigenthümliche Art von Verbrechen mit dem Tode. Fouquier-Tinville, gereizt durch die Schönheit der drei Mädchen, ließ ihnen unter der Hand sagen: er werde den letzten Theil der Anklage verschweigen, wenn sie seine, ihrer Ehre nachtheiligen, Anträge anhören wollten. Sie wiesen sie zurück, wurden zum Tod verurtheilt und fortgeschleppt, zugleich mit neunundzwanzig andern Einwohnern von Verdun. Die Aelteste der drei Schwestern zählte siebzehn Jahre.

Barbe Henry, Sophie Tabouillot und ihre Leidensgefährtinnen, unter welchen sich Kinder von dreizehn bis vierzehn Jahren befanden, wurden zum Halseisen und zu zwanzigjähriger Haft in der Salpetrière verurtheilt. Das Direktorium gab ihnen die Freiheit wieder.

VI.

Es ist Tinville. Er ruft Verbrecher auf, im Namen
Des Vaterlandes, die im Saal zusammenkamen;
Die Mörder sollen Richter sein.
Er schreit, er lechzt nach Blut, der Grimme,
Er wirft dem Beil, das raucht, mit wilder Henkerstimme
Die Opfer zu: „Da, die sind Dein!"

Fouquier-Tinville, der Staatsankläger, verband mit diesem furchtbaren Amt das eben so schreckliche Vorrecht, die sechzig bis achtzig Köpfe zu bezeichnen, die jeden Tag in Paris fallen sollten.

VII.

Seite 44.

Und unsre Krieger? — Weh, ihr Heldenschwert entehrten
Zum Schirm des Schlächterstahls, des Fallbeils, die Bethörten.
Sie sahn befleckt ihr Schwert vom Beil, das sie beschützt;
Es war derselbe Tag, der auf dem Siegerwagen
Moreau, den Sohn, und auf dem Hochgericht sah ragen
Den Vater, der sein Blut verspritzt.

Moreau nahm einem an Zahl überlegenen Feind die Insel Cazan und das Fort de l'Ecluse an demselben Tage weg, an dem sein alter Vater das Schaffot bestieg.

VIII.

Seite 44.

Im Festschmuck, schön geputzt (nicht: „angethan“) erscheint die Stadt, und ledig

Der Ketten, beut sie sich dem König an, der gnädig

Die armen Könige gerächt.

Verdun brannte vor Eifer, dem König von Preußen seine Thore zu öffnen. Der tapfere Commandant widerstand drei Tage lang den dringenden Bitten der Einwohner und den Drohungen Friedrich Wilhelms. Endlich, zum Kapituliren gezwungen, jagte er sich eine Kugel durch den Kopf. Der wackere Mann hieß Beaurepaire. Die französische Ehre hat sich im Felde nie verläugnet.

IX.

Seite 46.

Charlotte seht Ihr dort, und Judith, die Gerechte.

Ein Jahr zuvor hatte Charlotte Corday Murat getödtet, einen derjenigen Repräsentanten, die am meisten dazu beigetragen hatten, das Gesetz gegen Diejenigen, welche die Emigranten unterstützten, zur Annahme zu bringen.

X.

Seite 46.

Die Sombreuil, die den Tod

Lang in den Adern trug und auf der blassen Wange.

Fräulein von Sombreuil erkaufte das Glück, ihrem Vater das Leben zu retten, um einen Becher Menschenblut, den sie trank. Noch lange nachher sah man sie erblassen und zittern bei der bloßen Erinnerung an dieses entsetzlich erhabene Opfer, das ihre Gesundheit zerstörte, und sie ihr Leben lang schmerzhaften Krämpfen aussetzte.

Quiberon. Vierte Ode.
XI.
Seite 47.

Nach der Einnahme der Festung Penthièvre sahen sich die Emigranten unter dem Commando des Grafen von Sombreuil, des Bruders der berühmten Jungfrau, durch die Soldaten des Convents auf die äußerste Spitze der Halbinsel Quiberon zurückgedrängt. Der republikanische General Hoche scheute das furchtbare Gemetzel, das auf beiden Seiten beginnen sollte, da die Edelleute zur Verzweiflung gebracht waren. Er machte dem Grafen Sombreuil den Vorschlag, er wolle sie als Kriegsgefangne behandeln, wenn sie sich ergeben würden. „Sombreuil," fügte er bei, „sei der Einzige, zu dessen Gunsten er Nichts versprechen könne." — „Ich werde gern sterben," erwiderte der junge Mann, „wenn ich meinen Waffenbrüdern das Leben retten kann." Im Vertrauen auf diese mündliche Kapitulation befahl Sombreuil seinen Leuten, die Waffen zu strecken. So weit der Vertrag ihn betraf, beobachtete man ihn pünktlich. Er wurde erschossen mit dem Bischof von Dol. Den kriegsgefangenen Emigranten gegenüber hielt man nicht Wort. Der Schrei des Entsetzens und des Mitleids, der sich heutzutage schon beim Namen Quiberon erhebt, macht jede weitere Erzählung überflüssig.

Doch ist es nicht der Name des General Hoche, der durch diese Mordthat befleckt ist.

Die Vendéer haben der Ebene, wo diese tapfern Edelleute in Abtheilungen erschossen wurden, den Namen: „Märtyrer-Wiese" gegeben, und heute noch wallfahrten die Soldaten Larochejacquelin's zu den Ueberresten von Sombreuils Gefährten.

Die Bildsäule Heinrichs IV. Sechste Ode.

XII.

Seite 58.

Was sag' ich? — Gestern war sein Standbild noch vergöttert.
Und heute liegt's vom Volk zerschmettert,
Und dann durchwühlen sie sein Grab,
Die Tempelschänder, und sie fordern, wie zum Hohne.
Den Abdruck seiner Stirn, der eisigen, dem Thone,
Das Bild des großen Todten, ab.

Die Statue Heinrichs IV. wurde am 10. August umgestürzt.

Bekanntlich legte man ungefähr um dieselbe Zeit, nachdem man die königlichen Gräber entweiht hatte, eine Gypsmaske über das Gesicht des wieder ausgegrabenen Heinrichs IV., um seine Züge zu modelliren.

XIII.

Ich saß am Seine-Strand und hatte viel zu klagen:
„Wohl siehst du Ivry noch, o Fluß, wo Er gestrahlt.
Doch ist die Flut verrauscht, die in der Väter Tagen
Sein Antlitz spiegelnd abgemalt."

Hier findet sich ein enormer historisch-geographischer Schnitzer, die Ode wurde gedichtet bei meinem Austritt aus dem Collège, und das ist nicht der Ort, wo man Geographie und Geschichte lernt.

XIV.

Seite 59.

Was rauscht heran? . . .

Wer kennt nicht den Enthusiasmus, womit das Volk am 13. August 1818 sich der Statue Heinrichs IV. bemächtigte, und sie, mit der Kraft seiner Arme, nach dem Platze zog, wo sie aufgerichtet werden sollte.

Der Tod des Herzogs von Berry. Siebente Ode.

XV.

Seite 66.

Der Mutter gleichst du wohl, der Gram das Herz zerrissen,
Sie sitzt auf ihrem Bett und weint und weint ins Kissen:
Ihr Kind, ihr Alles, ist nicht mehr.

„Et noluit consolari, quia non sunt."

(Und [Rahel] wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen.)

XVI.

Enghien wird staunen, sieht im Himmel er sich nahen
So früh den Freund, dem jung sein Herz er dargebracht,
Ihn, dem Condé, der Greis, als wir ihn scheiden sahen,
Des Wohlthuns süße Pflicht vermacht.

Man erinnert sich, daß der Prinz Condé auf seinem Todtenbette dem Herzog von Berry die ehrenvolle Armuth seiner alten Waffengefährten empfahl.

Geburt des Herzogs von Bordeaux. Achte Ode.

XVII.

Seite 72.

In dieser Wiege
Liegt Frankreichs Fürst.

Die Wiege war ein Geschenk der „Damen der Halle" von Bordeaux.

Seite 73.

Was findest Du auch dort in Deinem Heimathlande,
O Frau? — Parthenope zerreißt die alten Bande,
Den Frembling lockt dorthin ein Winter ohne Schnee:
Doch weh, Palermo rast, Messina steht im Feuer,
Sicilien tobt, wem wär's geheuer
In jenem Paradies, umrauscht von blut'ger See?

Um die Zeit, wo diese Ode zum ersten Male veröffentlicht wurde, war eben in Neapel die Revolution ausgebrochen.

Zweites Buch.

Die schwarze Bande. Dritte Ode.

XIX.

Seite 106.

Wer ist der Gott, der sie zu solchen Heldenstücken
Begeistert? — Hocherfreut, daß sie entdeckt das Nichts,
Vielleicht nur wollten sie die Gräber leer erblicken, —
Leer wie ihr Himmel, baar des Lichts.
Hohn bieten wollten sie vielleicht dem Todesschrecken,
Um einen edlen Baum zu strecken,
Griff man ihn an der Wurzel an.
Noch Hekatomben gab's zu schlachten für die Schergen,
Man übte Kraft und Muth inzwischen noch an Särgen,
Und machte sich an Wiegen dann...

Es ist bekannt, daß zur Zeit unserer Revolution die Entweihung der königlichen Gräber den königsmörderischen Attentaten vorausging, deren gehässigstes vielleicht das war, das man langsam und gewissermaßen zum Vergnügen an einem Kinde verübte.

Die Freiheit. Sechste Ode.

XX.

Seite 115.

Selbst unberufen wagt die Muse zu erscheinen,
Sie weint mit denen, die da weinen,
Und beut der Tugend warm die Hand.
Des Fechters Kette trägt am Fuße nicht, des feilen,
Mein Hymnus, nein, ihr seht in die Arena eilen
Ihn froh im Märtyrergewand.

Die Märtyrer, welche verurtheilt wurden, mit wilden Thieren zu kämpfen, stiegen mit einer blauen Tunica bekleidet in den Circus hinunter.

Der Krieg in Spanien. Siebente Ode.

Seite 122.

Noch rauchte Spanien von des Erobrers Schritten,
Und, überwältigt, trug es unsre Freiheit stumm.
Von blut'gem Arm umfaßt hat weinend es gelitten
Um sein jungfräulich Königthum.

Die Constitution der Cortes war über den Leist unserer Verfassung vom Jahre 1791 geschlagen. Unseres Erachtens war dies ihr Fehler.

Der Tod des Fräuleins von Sombreuil. Neunte Ode.

XXII.

Seite 128.

Wir haben hier dem Fräulein von Sombreuil (gestorben im Jahre 1823 als Gräfin von Villelume) den Namen gelassen, unter dem sie berühmt geworden ist. Es ist überflüssig, diesem Namen noch ein Wort beizufügen. Er sagt an sich genug, mehr als genug. Doch können wir uns nicht versagen, hier daran zu erinnern, daß die Wohlthätigkeit der Frau von Villelume vielleicht ebenso bewundernswürdig war, wie der Heldenmuth des Fräuleins von Sombreuil.

Drittes Buch.

Die Salbung Karls X. Vierte Ode.

XXIII.

Seite 155.

So kommt sie nun, den Stolz der Völker zu besiegen,
Die Hohn ihr angethan und Schmach.

Am 6. Oktober 1793 wurde das heilige Oelfläschchen, das seit vierzehn Jahrhunderten in der Gruft des heiligen Remigius (St. Remy) aufbewahrt und in der Kirche von Rheims

Gegenstand der Verehrung war, durch einen Commissär des Convents am Piedestal der Statue Ludwig's XV. zerschlagen; aber treuen Händen gelang es, die Scherben des heiligen Oelfläschchens und einen Theil des Balsams, den es enthalten, zu sammeln, wie dies durch ein authentisches Protokoll constatirt ist, das in der Gerichtskanzlei zu Rheims aufbewahrt ist.

— Buch der Gebete und Ceremonien bei der Salbung, herausgegeben aus Auftrag des Erzbischofs von Rheims.

XXIV.

Seite 156.

Er wird nach altem Brauch gesalbt, dem Herrn zum Preise,
Wie König Salomon, der Weise,
Als er bestieg des Vaters Thron,
Als Nathan und Zadok sein Haupt mit Oel begoßen,
Ihn küßten auf die Stirn' und riefen: „Heil dem großen
Sohn Davids, König Salomon!"

Unxerunt Salomonem Sadoch sacerdos et Nathan propheta regem in Sion etc.

Gebet bei der Salbung.

XXV.

Seite 157.

Und Karl der Zehnte sinkt auf's Knie, die Priester sprechen:
„Erbarm Dich unser, Herr und Gott!"

„Der König wirft sich nieder, und man singt die Litanei:
Die Bischöfe:
Herr, erbarme Dich unser! — Kyrie eleison!"

— Ceremonial bei der Salbung.

XXVI.

Seite 158.

Herr Gott, dich loben wir . . .

„Te Deum laudamus, te Dominum confitemur."

Dankhymne.

XXVII.

Du bist Herr Zebaoth, an deines Thrones Stufen
Den dreimal heil'gen Namen rufen
Die Cherubim, von Lieb' entbrannt.

„Tibi Cherubim et Seraphim incessabili voce proclamant:
Sanctus, sanctus, sanctus
Dominus Deus Sabaoth.“ Dankhymne.

XXVIII.

Seite 159.

Vor diesen Zeugen, groß einst auf dem größten Throne 2c.

Der Dichter suchte in dieser Strophe die Hauptceremonien bei der Salbung zu bezeichnen: die Bereitung des heiligen Oeles, die Salbung des Königs, die Krönung, die Einsegnung des Schwerts, die Uebergabe des Scepters und der Hand der Gerechtigkeit, die Einsegnung der Handschuhe.

XXIX.

Seite 159.

Tritt ein, o Volk! —

Wenn der König den Thron bestiegen hat, öffnet man dem Volk die Thüre, und läßt, den alten Traditionen des Königreichs gemäß, Vögel fliegen. (Man vergleiche das satyrische Gedicht von Beranger mit gleicher Ueberschrift wie das royalistische V. Hugo's in unserer Bearbeitung (Stuttg. Frankh). D. Uebers.).

XXX.

Seite 160.

Ein Priester ist er nur und König!

„Tu es sacerdos in aeternum, secundum Ordinem Melchisedech.“ Psalm 109.

Die Kirche nennt den König einen „äußeren Priester,“ bei der Salbungsmesse empfängt er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt.

XXXI.

Seite 160.

Nun muß er opfern.

„Holocaustum tuum pingue fiat.“ Psalm.

XXXII.

Seite 160.

Nimm ihn in deine Hut, den seine Völker lieben.

„Domine, salvum fac regem!“

Gebet für den König.

XXXIII.

Seite 160.

O Herr, der Feinde Pfeil' und Speere brich entzwei.

„Rumpe tela inimicorum.“ Psalm.

XXXIV.

Seite 160.

Ob sie zu Wagen, ob zu Roß sie nahn, zerstieben
Laß sie und steh' dem König bei.

„Hi in curribus, et hi in equis.“

Gebet für den König.

An die Vendômesäule. Siebente Ode.

Seite 178.

Doch nein! — Wenn Oestreich auch des Stolzes Wunden brennen,
Die Sieger mögen sich nach ihren Siegen nennen,
Nach seiner Niederlag', — es stellt die Namen frei.
An Lehen hängt es mehr noch als an seinem Ruhme,
Und unsern Helden gönnt es ihre Wappenblume,
Um Lorbeern macht es kein Geschrei.

Oestreich weigert sich, die Titel anzuerkennen, die in seinen Ländern Ansprüche auf Lehen zu begründen scheinen, gestattet aber solche, welche einfach an Siege erinnern.

(In Betreff des theilweise mehr als seltsamen Inhalts dieser und einiger andern Oden verweisen wir den deutschen Leser auf die entschuldigenden eigenen Worte des französischen Dichters in der Vorrede und in der Note IV, wo er gesteht,

daß manche seiner Strophen allzusehr Partei (und National=) haß athmen, und Note XIII, wo wir erfahren, daß einzelne dieser Oden kaum nach seinem Austritt aus der Schule entstanden seien. Der Uebersetzer, der sich Treue in jeder Hinsicht zur Pflicht machte, glaubte diese auch auf die möglichste Vollständigkeit des Inhalts ausdehnen und der deutschen Kritik auch bedenkliche Ergüsse des französischen Dichters nicht entziehen zu dürfen. D. Uebers.)

Viertes Buch.

XXXVI.

Moses auf dem Nil. Dritte Ode.

Seite 198.

Der Schönheit Göttin schien der jungen Mädchenschaar
Die Königstochter, als, der goldnen Schleier baar,
Die Herrliche die Wellen theilte.

Die Aegypter glaubten, wie die Griechen und die Tyrier, die Göttin der Schönheit sei aus dem Meeresschaum hervorgegangen.

XXXVII.

Seite 198.

Du aber, Mutter, die von Ferne schreckenbleich
Du deinem Kind gefolgt, tritt, einer Fremden gleich,
Hervor: dein Moses ist geborgen!

Die Bibel erzählt, die Mutter des Moses habe ihre Tochter am Ufer des Flusses zurückgelassen, um die Wiege zu überwachen. Der Dichter glaubte sich zu der Annahme berechtigt, daß die Mutter selbst zurückgeblieben sei, um diese traurige Pflicht zu erfüllen.

Der Genius. Sechste Ode.

XXXVIII.

Seite 211.

Du sahst in Griechenland nur Knechte,
Dem einst so herrlichen Geschlechte
Sang kein Tyrtäus mehr zum Sturm.
Die Häupter beugten sich und fielen,
Und auf dem Fels der Thermopylen
Stand der Tyrannen Schloß und Thurm.

Diese Ode wurde, wie sich denken läßt, vor dem heroischen Erwachen Griechenlands zum erstenmal veröffentlicht.

XXXIX.

Seite 213.

So überschaut die Wetterwolke,
Die hinzieht über'm Erdenvolke,
Am Cap der Vogel, einsam fliegt
Er hoch dahin, die Stürme kriegen
Tief unter ihm, er schläft im Fliegen,
Von Himmelslüften eingewiegt.

Der Albatros schläft im Fliegen.

Fünftes Buch.

Meine Kindheit. Neunte Ode.

XL.

Seite 273.

Die Insel sah ich, reich an Trümmern und Ruinen,
Auf welcher später Er nach seinem Sturz erschienen.

Die Insel Elba, wo man eine Masse vulkanischer Spuren findet.

XLI.

Seite 274.

Mir schien der Escurial ein Grab, wo Alles schlief.
Vorm großen Aquadukt, dreifach gewölbt, verneigte
Andächtig sich der Knabe tief.

Die berühmte römische Wasserleitung von Segovia mit den bewunderten drei Arkadenreihen von Granit, die über einander liegen.

Balladen.

Die beiden Schützen. Achte Ballade.

Seite 348.

Die Legende von der Nonne. Dreizehnte Ballade.

XLII.

Seite 357.

Louis Boulanger, dem diese beiden Balladen gewidmet sind, hat sich schon in früher Jugend zum Rang eines der ersten Maler dieser neuen Generation aufgeschwungen, die unsere Schule auf die gleiche Höhe mit den herrlichen Schulen von Italien, Spanien, Flandern und England zu heben versprechen. Boulangers Ruhm stützt sich bereits auf eine größere Zahl von Meisterwerken ersten Rangs, unter denen wir nur an das schöne Gemälde: „Mazeppa", das auf dem letzten Salon so viel Aufmerksamkeit erregte, und auf die gigantische Lithographie verweisen, in die er so viel Leben, Wahrheit und Poesie hineingelegt hat: „der Hexensabbath." Der Dichter hat ihm diese beiden Balladen gewidmet zum Zeichen seiner Bewunderung, Dankbarkeit und Freundschaft.

(„Die Jagd des Burggrafen" und den „Waffengang des König Johann" haben wir, nicht als unübersetzbar, sondern als der Uebersetzung völlig unwerth, übergangen. Der Dichter selbst bemerkt zu der „Burggrafenjagd": der Gegenstand dieser Ballade [seinen „Rheinsagen" entnommen], sei vielleicht in der Form allzu gothisch. D. Uebers.)

Die Fee und die Peri. Dreizehnte Ballade.

XLV.

Seite 376.

Oft schreck' ich auf die Nacht mit täuschenden Auroren,
Gebiet' ich, glüht die Luft von rothen Meteoren,
Von Feuergarben, die sich drehen kreuz und quer.

Die aurora borealis, das Nordlicht.

Die Orientalen.

Vorrede.

Der Verfasser dieser Sammlung gehört nicht zu Denjenigen, welche der Kritik das Recht einräumen, den Dichter über seine Phantasie zu inquiriren, und ihn zu fragen: warum er diesen Stoff gewählt, diese Farbe genommen, von diesem Baum gepflückt, aus dieser Quelle geschöpft habe. Ist das Werk gut oder schlecht? Weiter reicht die Herrschaft der Kritik nicht. Sie hat die angewandten Farben weder zu loben noch zu tadeln, sondern nur die Art und Weise, wie sie angewandt sind. Sieht man von einem etwas höhern Standpunkt aus die Dinge an, so gibt es in der Poesie weder gute noch schlechte Stoffe, sondern bloß gute und schlechte Dichter. Alles ist Stoff, Alles ist Leben der Kunst, Alles hat Bürgerrecht in der Poesie. Streiten wir uns nicht über die Gründe, die uns bewogen haben, diesen Stoff lieber, als jeden andern zu wählen, sei er nun traurig oder heiter, schauerlich oder lieblich, hell oder düster, seltsam oder einfach. Untersuchen wir, wie ihr gearbeitet habt, nicht, worin und warum.

Darüber hinaus hat die Kritik kein Recht, Fragen zu stellen, der Dichter keine Rechenschaft zu geben. Die Kunst kann nur Gängelbänder, Handschellen und Mundknebel machen. Er sagt Dir: Geh! und läßt Dich den großen Garten der Poesie durchwandern, in dem es keine verbotene Frucht gibt. Raum und Zeit gehören dem Dichter, der Dichter mag gehen, wohin er will, und thun, was ihm gefällt: das ist sein Gesetz. Mag er

glauben an Gott oder an Götter, an Pluto oder Satan, an Canidia oder Morgana, oder an Nichts; mag er am Styx sein Fährgeld bezahlen, oder den Hexensabbath mitmachen; in Prosa schreiben oder in Versen; in Marmor meißeln oder in Bronce gießen; in diesem Jahrhundert oder in diesem Klima Fuß fassen; mag er aus dem Süden stammen oder aus dem Norden, aus dem Westen oder aus dem Osten; sei er antik oder modern; sei seine Muse eine Muse oder eine Fee; mag sie die Colocasia tragen oder ein Panzerhemd anlegen, — Alles ist gut. Der Dichter ist frei. Stellen wir uns auf seinen Standpunkt und schauen wir uns von diesem aus um.

Der Verfasser verficht diese Ideen nachdrücklich, so klar sie an sich sein mögen, da eine Anzahl Aristarche sie noch nicht als solche anerkennen wollen. Er selbst hat, so unbedeutend auch der Platz sein mag, den er in der Literatur der Gegenwart einnimmt, mehr als einmal sich diesen Anklagen der Kritik ausgesetzt gesehen. Es ist ihm oft begegnet, daß man, anstatt ihm einfach zu sagen: Ihr Buch ist schlecht! ihn gefragt hat: Warum haben Sie dieses Buch geschrieben? Warum diesen Stoff gewählt? Sehen Sie nicht, daß die Grundidee entsetzlich grotesk, absurd (was liegt daran?), und daß der Gegenstand die Grenzen der Kunst überspringt? Das ist nicht schön, das ist nicht anmuthig. Warum behandeln Sie nicht Gegenstände, die uns gefallen, uns erheitern? Was haben Sie doch für sonderbare Launen? u. dgl. Darauf hat der Dichter immer die entschiedene Antwort gegeben: seine Launen seien seine Launen; worin die Grenzen der Kunst bestehen, sei ihm unbekannt; von einer genauen Geographie der Welt des Geistes wisse er Nichts; er habe bis jetzt noch keine Reisekarte der Kunst gesehen, mit Bezeichnung der Grenzen des Möglichen und des Unmöglichen in Roth und Blau; kurz, er habe das gemacht, weil er es gemacht habe.

Wenn ihn also heute Jemand fragt: Wozu diese „Orientalen"? Was ihm den Gedanken eingegeben, sich einen ganzen Band durch im Orient zu ergehen? was dieses unnütze, reinpoetische Buch, hineingeworfen in die ernsten Beschäftigungen des Publikums, an der Schwelle einer Kammersitzung, bedeuten solle? Wo seine Opportunität sei? Wie denn der Orient da herein passe? — so wird er antworten: das wisse er nicht, es sei eben eine Idee, die ihn ergriffen, und zwar in ziemlich lächerlicher Weise ergriffen habe, letzten Sommer, als er die Sonne untergehen sah.

Er wird nur bedauern, daß das Buch nicht besser ausgefallen ist.

Und dann, warum sollte es nicht mit einer Literatur im Ganzen, und im Besondern mit dem Werk eines Dichters sich verhalten, wie mit jenen schönen alten Städten in Spanien zum Beispiel, in denen man Alles findet: frische Orangen-Alleen am Ufer eines Flusses; weite, offene, sonnige Plätze für große Feste; enge, gewundene, oft dunkle Gassen, in denen sich tausend Häuser jeder Form und jeden Alters an einander reihen, hohe, niedere, schwarze, weiße, bemalte, mit Sculptur geschmückte; ein Labyrinth von hart an einander stoßenden Gebäuden, Alles durcheinander, Paläste, Gasthäuser, Klöster, Kasernen, alle verschieden, alle ihre Bestimmung in ihrer Bauart an der Stirne tragend; Marktplätze voll Menschen und Geräusch; Kirchhöfe, auf denen die Lebendigen schweigen, wie die Todten; hier das Theater mit seinem Rauschgold, seinen Trompetenstößen, seinem Flitterstaat; dort der alte permanente Galgen, dessen Stein verwittert, dessen Eisen verrostet ist, mit einem Skelett, das im Winde knackt; — dort in der Mitte der große gothische Dom mit seinen sägeförmig ausgezackten hohen Spitzen, dem großen Glockenthurm, den fünf Portalen, mit Basreliefs verziert, mit seinen durchbrochenen Friesen, die

einer Halskrause gleichen; seinen soliden Spitzbogen, die dem Auge so zerbrechlich erscheinen; und dann, seine tiefen Gewölbe, einen Wald von Pfeilern mit bizarren Kapitälern, seine beleuchteten Katafaleln, seine Myriaden von Heiligen und Reliquienkästchen, seine garbenförmigen Säulen, seine Rosetten, seine Ogiven, seine vergitterten Betstühle, die aussehen wie ein Käfig mit Fenstern, seinen Hochaltar mit tausend Kerzen; — ein wunderbares Gebäude, imposant durch seine Masse, sehenswerth in seinen Einzelnheiten, schön auf zwei Meilen und schön auf zwei Schritte weit; — und endlich, am andern Ende der Stadt, unter Palmen und Sykomoren verborgen, die orientalische Moschee mit Kuppeln von Zinn und Kupfer, mit bemalten Thüren, gefirnißten Wänden, mit Beleuchtung von oben, mit ihren schlanken Arkaden, ihren Becken, die Tag und Nacht rauchen, ihren Koransprüchen über jeder Thüre, ihren blendenden Heiligthümern, ihrer Mosaik am Boden und Mosaik an den Mauern; — weit ausgebreitet vor der Sonne wie eine große, duftige Blume.

Allerdings wird der Verfasser dieses Buchs nie ein Ganzes von Werken hervorbringen, auf das man die Vergleichung, die er hier gewagt, anwenden könnte. Ohne jedoch zu hoffen, daß man in dem, was er bisher gebaut hat, auch nur den rohen Umriß der Gebäude, die er eben bezeichnet, finden werde, sei es der gothische Dom, oder das Theater oder selbst der häßliche Galgen, — wenn man ihn fragen würde, was er hier habe bauen wollen, er würde antworten: — die Moschee.

Er verhehlt sich nicht, um dies beiläufig zu bemerken, daß viele Kritiker es kühn, ja unsinnig finden werden, für Frankreich eine Literatur zu wünschen, die man mit einer mittelalterlichen Stadt vergleichen könnte. Das sei eine der tollsten Einbildungen, auf die man gerathen könne. Das heiße geradezu der Unordnung, der Weitschweifigkeit, der Bizarrerie, dem

schlechten Geschmack das Wort reden. Besser eine schöne, korrekte Nudität, große, — wie man sagt, — ganz einfache Mauern, mit einigen nüchternen Verzierungen, von gutem Geschmack: einige Oven und Voluten, ein Bronce-Bouquet für die Karnieße, eine marmorne Wolke mit Engelsköpfen für die Decke, eine Flamme von Stein für die Friese, und dann wieder Oven und Voluten! Das Schloß von Versailles, der Platz Ludwigs XV., die Straße Rivoli: das ist's. Sprecht mir von einer nach der Schnur gezogenen, schönen Literatur!

Die andern Völker sagen: Homer, Dante, Shakespeare. Wir sagen: Boileau!

Doch weiter!

Bedenkt man dies, — wenn es anders die Mühe verlohnt, darüber nachzudenken, — so wird man vielleicht die Phantasie weniger seltsam finden, welche diese Orientalen hervorgebracht hat. Man beschäftigt sich heutzutage, — dieser Fortschritt ist die Wirkung von tausend verschiedenen Ursachen, — man beschäftigt sich viel mehr als je mit dem Orient. Die orientalischen Studien haben noch nie solche Fortschritte gemacht. Im Zeitalter Ludwig's XIV. war man Hellenist, gegenwärtig ist man Orientalist. Das ist ein Schritt vorwärts. Nie haben so viele Kräfte auf einmal den großen Schacht von Asien durchwühlt. Wir haben gegenwärtig in jedem der Idiome des Orients einen Gelehrten eingebürgert, von China bis nach Aegypten.

Aus allem diesem geht hervor, daß der Orient, sei es als Gemälde, sei es als Idee, für den Verstand, wie für die Phantasie ein Gegenstand allgemeiner Vorliebe geworden ist, von der auch der Verfasser dieses Buchs, vielleicht ohne sein Wissen, sich hat hinreißen lassen. Die orientalischen Farben haben, wie von selbst, alle seine Gedanken, alle seine Träume durchdrungen, und diese seine Träume und seine Gedanken sind nach einander, fast ohne es zu wollen, hebräisch, türkisch, griechisch,

persisch, arabisch, spanisch geworden: — Spanien gehört noch zum Orient. Spanien ist halb afrikanisch, Afrika ist halb asiatisch.

Er ließ diese Poesie, die nun einmal über ihn kam, gewähren. Ob gut, ob schlecht, — er nahm sie hin und war glücklich darüber. Er hat ohnedies von jeher eine lebhafte Sympathie als Dichter — man erlaube ihm einen Augenblick sich diesen Titel anzumaßen! — für die orientalische Welt gehabt. Er glaubte dort aus der Ferne hohe Poesie herüber schimmern zu sehen. Sie ist eine Quelle, an der er schon lange seinen Durst zu löschen gewünscht hatte. In der That, dort ist Alles groß, reich, fruchtbar, wie im Mittelalter, diesem zweiten Meer der Poesie. Und, — da er einmal Veranlassung hat, es zu sagen, warum sollte er es nicht thun? — ihm scheint es, als habe man bisher viel zu sehr die neue Zeit im Zeitalter Ludwig's XIV. und das Alterthum in Rom und Hellas gesehen: würde man nicht höher herab und weiter sehen, wenn man die neue Aera im Mittelalter und das Alterthum im Orient studirte?

Uebrigens ist nicht nur für die Literatur, sondern auch für die Politik der Orient vielleicht in Kurzem berufen, eine große Rolle im Occident zu spielen. Schon durch die merkwürdigen Kämpfe der Griechen waren die Augen aller Völker wieder nach dieser Seite hin gekehrt. Das europäische Gleichgewicht ist auf dem Punkt zusammen zu brechen. Der wurmstichige und verwitterte Status quo kracht von Constantinopel her. Der ganze Continent neigt sich nach dem Orient hin.

Wir werden große Dinge sehen. Die alte asiatische Barbarei ist vielleicht nicht so arm an bedeutenden Männern, wie unsere Civilisation glauben möchte. Man erinnere sich nur, daß sie es ist, die den einzigen Koloß hervorgebracht hat, den dieses Jahrhundert dem Bonaparte gegenüber zu stellen vermöchte, wenn es zu Bonaparte überhaupt ein Pendant gäbe,

diesen Mann von Genie, freilich von türkisch-tartarischem Genie, diesen Ali Pascha, der sich zu Napoleon verhält, wie der Tiger zum Löwen, der Geier zum Adler.

Januar, 1829.

Vierzehnte Auflage.

Dieses Buch hat den einzigen Erfolg gehabt, den der Verfasser in diesem Augenblick der literarischen Krisis und Revolution erstreben konnte: lebhafte Opposition auf der einen Seite, und vielleicht einige Zustimmung, einige Sympathie auf der andern.

Man konnte manchmal in Versuchung kommen, jene mehr gesammelten, oder gleichgültigeren Epochen sich zurückzuwünschen, die weder Kämpfe noch Stürme erregten um die friedliche Arbeit des Dichters, die ihn anhörten, ohne ihn zu unterbrechen, und kein Geschrei in seine Gesänge mischten. Allein die Dinge gehen so nicht mehr. Mögen sie sein, wie sie sind.

Jede Unbequemlichkeit bringt auch ihre Vortheile mit sich. Wer die Freiheit der Kunst will, muß auch die Freiheit der Kritik wollen, und Kämpfe sind immer gut. Malo periculosam libertatem. (Ich ziehe die Freiheit vor, so gefährlich sie sein mag.)

Der Verfasser wird seiner Gewohnheit treu bleiben und sich hüten, hier auf die Kritiken zu antworten, deren Gegenstand sein Buch gewesen ist. Nicht als ob nicht mehrere dieser Kritiken der Beachtung und Beantwortung werth wären. Aber der Verfasser hatte immer einen Widerwillen gegen Vertheidigungsreden und Apologien. Und dann ist es Sache der Zeit, Kritiken zu bestätigen oder zu widerlegen.

Dennoch muß er bedauern, daß einige seiner Censoren, wenn auch in gutem Glauben, sich eine falsche Idee von ihm gebildet haben, und ihn unmanierlicherweise fast wie eine Hypo-

these behandelt haben, indem sie ihn a priori construirten, wie eine Abstraktion, ihn aus allen möglichen Stücken zusammensetzten, dergestalt, daß er, der Poet, der Mann der Phantasie und der Laune, aber auch der Mann der Ueberzeugung und der ehrliche Mann, unter ihrer Feder eine Art Vernunstwesen geworden ist, und zwar eines der seltsamsten Art, das in einer Hand ein System hat, wornach es seine Bücher verfaßt, und in der andern eine Taktik, womit es sie vertheidigt. Einige sind noch weiter, nämlich von seinen Schriften zu seiner Person übergegangen, haben ihm Eigendünkel, Selbstüberschätzung, Stolz und was weiß ich Alles vorgeworfen, und aus ihm eine Art jungen Ludwig XIV. gemacht, der in Stiefel und Sporen und mit der Reitpeitsche in der Hand in die ernsthaftesten Berathungen hineintritt.

Er darf versichern, daß die, die ihn so beurtheilen, ihn falsch beurtheilen.

Er selbst macht sich keinerlei Illusionen über sich selbst. Er weiß sehr gut, daß das Bischen Lärm, der sich um seine Bücher erhebt, nicht seine Bücher machen, sondern einfach die wichtigen Fragen der Sprache und Literatur, die man bei dieser Gelegenheit zu besprechen für passend erachtet. Der Lärm kommt von Außen, nicht von Innen. Meine Bücher sind die Veranlassung, nicht die Ursache. Die Leute, welche sich mit diesen ernsten Fragen der Kunst oder Poesie beschäftigen, haben, wie es scheint, seine Bücher zur Arena gewählt, um ihren Kampf auszufechten. Es ist dabei Nichts, was sie ihrem eigenen Verdienst verdanken. Das kann ihnen höchstens eine vorübergehende Wichtigkeit verleihen, und das will schon viel sagen. Das gewöhnlichste Terrain gewinnt eine gewisse Berühmtheit dadurch, daß es ein Schlachtfeld wird. Austerlitz und Marengo sind große Namen und kleine Dörfer.

Februar, 1829.



I.

Feuer vom Himmel.

Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen vom Himmel herab auf Sodom und Gomorrha.
Und kehrete die Städte um, und die ganze Gegend, und alle Einwohner der Städte, und was auf dem Lande gewachsen war. 1 Mos. 19, 24. 25.

I.

Seht ihr die Wolke, schwarz gesäumt, vorüberziehn?
Bald grau und blaß, bald roth und glühend schwebt sie hin,
Schwül, wie ein Sommer ohne Regen.
Ihr meint den Qualm zu sehn, den glühenden, ihr glaubt
Den Sturm zu hören, der wild in die Flammen schnaubt,
Die eine Stadt in Asche legen.

Wo kommt sie her? — Vom Berg? vom Himmel? Aus der See?
Der zu dem nächsten Stern Dämonen in der Höh'
Fortträgt, ist's wohl der Feuerwagen?
Und aus dem Chaos, aus dem schwarzen Wolkenschooß
Sprühn Funken, ringen sich Blitzstrahlen glühend los,
Gleich Schlangen, die verborgen lagen.

II.

Meer, überall nur Meer, und Wogen ohne Strand,
Der Vogel fliegt sich müd und nirgends sieht er Land,
Hier Wellenschaum, dort große Wogen,
Die Welle stößt zurück die Welle, kreisend rund,
Nur Wellen sieht das Aug', hinunter in den Schlund
Des Strudels fort und fort gezogen.

Oft schwimmt ein großer Fisch dahin auf hoher Flut,
Der Floßen Silberglanz blinkt in der Sonnenglut,
Das lichte Blau am breiten Schwanze.
Der Wollenheerde, die sich schüttelt, gleicht die See;
Wie ehern zieht ein Kreis sich rings, die blaue Höh'
Sinkt sich dem blauen Wogenglanze.

— Die Feuerwolke fragt: Soll trocknen dieses Meer?
— Nein! — spricht der Hauch des Herrn und jagt sie vor sich her.

III.

Eine Bucht mit steilen Rainen,
Spiegelnd sich im Wellenglanz,
Heerden, streifend in den Hainen,
Auf der Au Gesang und Tanz;
Zelte, friedlich stille Sitze;
Und der Fischer und der Schütze
Lebt hier frei, sein Pfeil, dem Blitze,
Der dahinfährt, gleicht er ganz.

Diese Wanderstämme haben
Immer frisch die Lust und rein,
Junge Mädchen, Krieger, Knaben
Drehn sich lustig hier im Reihn.
Um die Flammen kreist der Reigen,
Die im Wind sich heben, neigen,
Geistern gleich, wie sie sich zeigen
Nächtlich oft im Mondenschein.

Mitternächtig schwarze Dirnen,
Reizend, ohne Tuch und Band,
Lachen spiegelnd ihre Stirnen
Im Metall und treiben Tand.
Andre, schön und ohne Fehle,
Singen laut aus frischer Kehle,
Die dort melkt aus dem Kameele
Weiße Milch mit schwarzer Hand.

Männer, Weiber, Brüder, Schwestern
Baden hier im Meer sich nackt. —
Wo hat wohl die Horde gestern
Aufgepackt und abgepackt? —
Pferdewiehern, Cymbalklänge,
Mächtig tost die bunte Menge,
Rauschend regt sich das Gedränge
Mit dem Meer im gleichen Takt.

Die Wolke machte Halt, ward dunkler noch und trüber:
— Ist's hier? — Und eine Stimm' antwortete: — Vorüber!

IV.

Aegypten! — Aehrengelb, reich dehnt sich aus das Land,
Ein Teppich, bunt gestickt und endlos ausgespannt,
Und rundum Wüste nur und Leere!
Im Nord die kühle See, im Süd der heiße Sand
Umziehn Aegypten, und benagen seinen Rand; —
Es lacht inmitten zweier Meere.

Drei Berge, die der Mensch erbaut, dreikantig, stehn
Zum Himmel ragend, doch ihr Fuß ist nicht zu sehn,
Es decken ihn des Sandes Wellen.
Und zu der Spitze gehn, gehauen in den Stein,
Vom sand'gen Boden aus gewaltge Stufenreihn
Für Riesenschritte von sechs Ellen.

Die rothgranitne Sphinx bewacht sie und ein Gott
Von grünem Marmor, und, dem Wüstenwind zum Spott,
Senkt keines je die Augenlieder.
Gewaltge Schiffe ziehn zum weiten Hafen ein,
Und eine Riesenstadt wascht ihren Fuß von Stein
Im Meer und schaut mit Stolz hernieder.

Mordschnaubend saust heran des Samums heißer Hauch,
Auf weißen Kieseln knirscht dahin ein Schuppenbauch,
Und Krokodile hört man winseln.
Ein grauer Obelisk steigt hoch dem Himmel zu,
Bunt wie des Tigers Haut streckt Abends sich zur Ruh
Der gelbe Nil, gefleckt mit Inseln.

Des Tages Königsstern versinkt, und langsam rollt
Er in die Flut, die strahlt zurück sein flüssig Gold, —
Die Welt, der unsern Feuerseele.
Am ros'gen Himmel, in der Wogen goldnem Reich
Seht ihr zwei Sonnen sich begegnen, Königen gleich,
Hinschreitend durch erhellte Säle.

— Ist's hier? — Die Frage scholl dumpf aus der Wolke Schlund.
— Geh! — sprach die Stimm' und tief erbebte Tabors Grund.

V.

Ein Sandmeer ohne Küste,
Des Schreckens weites Beet,
Die grenzenlose Wüste
Mit Knochen übersät;...
Die sich dem Winde stellen,
Die Berge sind wie Wellen,
Sie wanken und zerschellen,
Vom Wirbelsturm verweht.

Oft an den Weltlärm mahnen
Im heiligen Revier
Die Wander-Caravanen
Von Mamre und Ophir.
Das Auge folgt dann lange
Des Zugs gewundnem Gange,
Und eine Riesenschlange
Scheint er, ein Wunderthier.

Ja, Gottes ist die Wüste,
Erhaben, ernst und hehr,
Er kennt nur ihre Küste,
Und ihren Schooß nur Er.
Staubwolken kommen, gehen,
Wenn heiß die Lüfte wehen,
Sie wogen, bäumen, blähen
Wie Schaum sich auf dem Meer.

— ———

Die Wolke sprach: „— Soll ich zum See die Wüste machen?" —
— Fort! — klang die Stimme, wie des fernen Donners Krachen.

VI.

Ein Riesenfels, um den der Schaum des Meeres fliegt,
Ein Trümmerhaufen, hoch aufragend, — wüste liegt
Hier Babel, rundum öde Strecken.
Es zeugt sein Wunderbau nur für das ird'sche Nichts,
Mit seinem Schatten konnt' im Schein des Mondenlichts
Vier Berge leicht es überdecken.

Reich an Gewölben ist die eingestürzte Stadt,
Wenn in den Tiefen sich der Sturm verfangen hat,
Dann rauschen wundersame Töne.
Um seine Mauern schwärmt' ein ganzes Volk, es schien
Die ganze Menschheit sollt' in ihren Umkreis ziehn
Einst Babel, sie, die Große, Schöne.

Sie hatte Stufenreihn, aufsteigend zum Zenith,
Und jede Stufe war ein Hügel von Granit,
Wenn man sich auf dem Gipfel glaubte,

Fand auf dem hohen Berg man höhre Berge noch,
Und staunend sah der Blick von Felsenjoch zu Joch
Hinauf zum Pyramiden-Haupte.

Die mächt'ge Boa dort, das grüne Krokodil,
Eidechsen gleichen sie, die im Gestein zum Spiel
Sich über mächtge Blöcke jagen.
Grasbüschel scheinen nur, von unten auf gesehn,
Kolosse, die zu höchst auf Trümmerhügeln stehn,
Palmbäume, die auf Thürmen ragen.

Die Elephanten ziehn durch ihrer Mauern Spalt,
Aus schwarzen Pfeilern wächst hervor ein ganzer Wald
Und überschattet die Ruinen.
Um die Portale sieht man Riesengeier, Aar'
Und Eule fliegen, Tag und Nacht, in bunter Schaar,
Wie um den Bienenstock die Bienen.

— Soll ich's vollenden? — sprach die Wolke. — Fahre hin! —
O Herr, erwiedert sie, wohin denn soll ich ziehn?

VII.

Sieh dort zwei Städte, die sich fremd und seltsam zeigen,
Die Stuf' um Stuf' empor bis in die Wolken steigen,
Mit ihren Göttern ruhn sie still im Schooß der Nacht,
Mit ihrem Volk, mit Roß und Wagen, Lärm und Pracht.
Zwei Schwestern liegen sie im selben Thal gebettet,
Im fahlen Mondenschein, der ihre Thürme glättet,
Bald sieht das Auge, das im Dunkeln forschend zuckt,
Die Pfeiler, Treppenreihn, den hohen Aquadukt,

Ein Elephantenschwarm sodann erscheint den Blicken,
Je einen Riesenthurm auf dem granitnen Rücken.
Und um Kolosse,-die zum Himmel steigen, reihn
Sich Ungethüme, platt am Boden, Stein auf Stein,
Dort hängen Gärten, reich an Blumen und Arkaden,
Und dunkle Bäum' am Rand von schäumenden Kaskaden,
Stierköpfge Götter, all in Jaspis, an der Zahl
Wohl hundert ruhen stolz auf hohem Piedestal,
In Sälen, überwölbt von Einem Felsblock, wohnen
Erz-Götter, sitzen starr und steif im Kreis auf Thronen,
Und schaun einander an, schlaflos und regungslos,
Gewaltge Riesen mit den Händen auf dem Schooß,
Paläste, Höfe, lang gestreckte düstre Gassen,
Gestalten überall von ungeheuern Massen,
Die Brücken, Bogen, die Rundthürme, der Kanal,
Gar seltsam anzuschaun sind sie, gespenstisch fahl,
Gebäude sieht man hoch, wie Vorgebirge, steigen,
Und Schatten werfen, die sich in die Ferne neigen,
Und Well' auf Welle wälzt sich drauf die Finsterniß,
Nur selten blickt ein Stern matt durch der Wolken Riß,
Durch tausend Bogen, wie durch einen schwarzen Schleier,
Schlingt kaum ein Strahl sich durch von seinem milden Feuer.

Zwei Höllenstädte, ha, voll sündiger Begier,
Wo, schnöder Lüste Knecht, der Mensch verdirbt zum Thier,
Und unter jedem Dach geheime Sünden stecken, —
Ein doppeltes Geschwür der Welt, die sie beflecken.

Im Schlafe lagen sie. In beiden Städten fuhr
Kaum an den Häusern hin noch eines Strahles Spur,
Der Orgien fahles Licht, auffladernd, dann versunken,
Und in den Straßen noch der Fackeln letzte Funken.

Der Mauern Schatten, die der Mondschein weiß bemalt,
Fällt auf ein Wasser, das sie zitternd widerstrahlt,
Geflüster hört man fern, wie Knistern rother Kohlen,
Und Küsse, halb erstickt, und heißes Athemholen.

Die Schwesterstädte, müd der Glut des Tages, warm
Und lüstern,: sinken sich leis murmelnd in den Arm.
Der Hauch der Nacht, der seufzt im Laub der Sykomoren,
Von Sodom duftend schwimmt er zu Gomorrha's Thoren,
Die schwarze Wolke fliegt dahin, da schallt ein Wort,
Wie Donner, und es rief herab vom Himmel: — Dort!

VIII.

Und die Wolke krachte,
Und aus ihrem Schachte
Fuhr der rothe Brand,
Glühend stand sie offen,
Schwefelströme troffen
Ab von ihrem Rand,...
Blutig rothe Helle
Um Paläst' und Ställe,
Lehm- und Marmorwand.

Sodoms Prachtpaläste
Und Gomorrha's Veste
Frißt der Blitze Wuth;
Arge Völker trafen
Sie, um streng zu strafen
Frevlerübermuth.

Und mit rothen Zungen
Leckt nach Alt' und Jungen
Grimmig wild die Glut.

Und das Volk erwachte,
Das noch gestern dachte
Nicht an Reu' und Buß';
Schaurig sollt' es tagen;
Alles flieht zu Wagen,
Flieht zu Roß, zu Fuß.
Und es wächst die Masse,
Und in jeder Gasse
Strömt ein rother Fluß;

Nagt am stolzen Schlosse,
Nagt am Steinkolosse,
Schont kein Marmorbild;
Die im Schlaf sich strecken,
Sterben, eh' sie wecken
Mag der Sturm, der brüllt.
Ueber morsche Mauern
Rennen unter Schauern
So Ameisen wild.

Flieht! ... Auf allen Wegen
Strömt der Feuerregen,
Gellt es: Weh und Ach,
Und an allen Thoren
Schreit's: „Wir sind verloren!“
Brücke stürzt und Dach.

Blitzerschellt, in Flammen
Schwimmend rings, zusammen,
Erker und Gemach.

Mächtig schwillt das Feuer,
Wird zum Ungeheuer,
Schnaubend, riesig groß;
Jagt durch alle Räume
Jäh, wie ohne Zäume
Rennt ein tolles Roß.
Ehern starre Glieder
Krümmt ein Gott, den nieder
Wirft des Windes Stoß.

Neue Feuerwogen
Kommen angezogen, —
Denn der Himmel will's, —
Marmor bricht zusammen
In den Schwefelflammen,
Wie ein morscher Pilz,
Thürme, Häusergruppen
Flimmern wie die Schuppen
Eines Krokodils.

Porphyr, Edelsteine
Glühn in rothem Scheine
Wie Wachskerzen weich.
Nebo, Marmorriese,
Beuge dich, zerfließe,
Stürz' ins Trümmerreich.

Säulen im Zerschellen
Flackern, sprühen hellen
Riesenfackeln gleich.

Götterbilder tragen
Magier mit Zagen
Weg vom heil'gen Ort.
Mag nach allen Seiten
Aus der König breiten
Seines Mantels Hort;
Mantel, Kron' und Waffen
Wird die Glut entraffen,
Alles reißt sie fort.

Eines Schlosses Zinnen
Reißt der Strom von hinnen,
Wo aus dichtem Kreis
Menschliches Gewinsel
Schallt; die Häuser-Insel
Lodert, sprühend heiß,
Muß im Glutstrom rollen,
Bis hinab gleich Schollen
Sie versinkt von Eis.

Oberpriester, drohe
Du der grimmen Lohe! —
Dort am Ufer, sieh,
Steht er: die Tiare
Brennt, und wie vom Haare
Er sie reißt mit Müh',

Klebt die Hand am Kopfe,
Und zusammt dem Schopfe
Steht in Flammen sie.

Männer, Frauen laufen,
Ein verworrner Haufen,
Vor des Feuer's Spur;
Vor den todten Städten
Lagern, die sich retten,
Auf verbrannter Flur.
Und das Volksgewimmel
Sieht entsetzt im Himmel
Eine Hölle nur.

IX.

Man sagt von Babel, — wie am Gitter sich gefangen
Ein alter Sträfling reckt, wenn einen Kopf man haut
Vom Rumpf, — so habe sie, die schwer sich selbst vergangen,
Von fern am Horizont dem Feuer zugeschaut.
Man hörte, während sich das Strafgericht vollbrachte,
Ein Brausen, daß entsetzt auffuhr die ganze Welt,
So gräßlich, daß es drang bis zu dem stillen Feld,
Wo taube Völker ruhn im tiefen Erdenschachte.

X.

Sie raste schonungslos, die Brunst, und auch nicht Ein
Verdammter kam davon, es flammte Bein und Stein.
Die Hände rangen, unter Schauern
Umarmten sie sich noch, und sahn entsetzt sich an,
Und fragten: welcher Gott den speienden Vulkan
Geschüttet über ihre Mauern?

Vor diesem Feuer, das vom Himmel sprühte, brach
Ob den Bewohnern ein das stärkste Marmordach.
So straft der Herr, die ihn nicht ehren.
Zu ihren Göttern schrien sie auf, die bebten mit
Den Betern, taub und stumm, den Augen von Granit
Entströmten heiße Lavazähren.

Schutt Alles, Qualm und Rauch, was kaum noch blühend war,
Die Flur mit Saat und Korn, das Volk, das Städtepaar!
Der Brand, er war der Rache Scherge.
Aufrecht blieb Nichts rundum im Feld und in der Stadt,
Der Wind, der diese Nacht geweht, sein Odem hat
Verwandelt die Gestalt der Berge.

XI.

Weht dieser Glutenwind, dann siecht im Wüstenstaub
Der Palmbaum, plötzlich dorrt der Stamm, es stirbt das Laub,
Versiegt der letzte Tropfen Nässe. —
Die Städte sind nicht mehr; ein Spiegel alter Zeit,
Auf ihren Trümmern dehnt ein glatter See sich breit,
Der raucht wie eine Feueresse.

Oktober, 1828.

II.

Kanaris.

Faire sans dire.
Alte Devise.

Wenn ein besiegtes Schiff sich wiegt auf hohem Meer,
Und von den Segelstangen
Die breiten Segel hoch am Mast, durchnäßt und schwer,
Zerfetzt von Kugeln hangen;

Wenn Todte man nur sieht, gefallen im Gefecht,
Und Trümmer niederfahren,
Wenn vom gebrochnen Mast des Takelwerks Geflecht
Hinfliegt gleich wilden Haaren;

Und wenn das Schiff voll Rauch und Lärm im Kreis sich dreht
Gleich einem Mühlenflügel,
Und wenn das Schiffsvolk rennt und hin und wieder geht
Und flieht vom Stern zum Spiegel;

Wenn kein Soldat mehr, was die Führer rufen, thut,
Die Meerflut eindringt ohne Schonen,
Und wenn im Zwischendeck sich stoßen in der Flut
Gelöscht die Schiffskanonen;

Wenn der Koloß dem Meer sich länger nicht verschließt,
Weit öffnet seine Schwäre,
Wenn durch der Rüstung Erz ihr Lebensblut vergießt
Die riesige Galeere;

Wenn sie, ein Leichnam, der noch zuckt, mit leckem Kiel
Sich dreht bei jedem Hauche,
Ein großer todter Fisch, der glänzt, der Wellen Spiel,
Mit silberweißem Bauche; —

Dann Heil dem Sieger, Heil! — Sein schwarzer Anker legt
Auf's Schiff sich, das gefallen,
Wie nach dem heißen Kampf ein stolzer Adler schlägt
In seinen Raub die Krallen.

Dann läßt vom großen Mast er seine Flagge wehn,
Wie hoch von Thurmeszinnen,
Und ihren goldnen Schein sieht man im Wasser stehn,
Sich breiten und zerrinnen.

Die schönsten Farben stellt das Schiffsvolk dann zur Schau,
Stolz nach errungnen Siegen,
In Falten silberweiß, purpurn und azurblau
Die Wimpel läßt es fliegen,

Unsinn'ger Stolz, der so mit eitlem Prunk sich bläht
Und Tand von allen Arten; —
Als ob die Wellen, durch die Wellen rasch verweht,
Davon die Spur bewahrten!

Sein Kreuz pflanzt Malta auf, Venedig's Löwe streckt
Stolz auf den Hintertheilen
Sich seiner Schiffe, der lebendge Leu'n erschreckt,
Daß brüllend sie enteilen.

Neapels Flagge glänzt entfaltet weit umher,
Strahlt sie in schönster Breite,
So meint man, daß ein Strom von goldner Seid' ins Meer
Geschlängelt niedergleite.

Auf Spaniens Flagge wehn und spielen mit dem Sturm,
Umschwärmt von grauen Möven,
Navarra's Ketten und Kastiliens Silberthurm
Und Leons goldne Löwen.

Ihr kennt die Schlüssel Roms, das Kind Mailands, das schreit
Im Schlund der Schlange bebend,
Auf Frankreichs Schiffen seht ihr über'm Kupferkleid
Die goldnen Lilien schwebend.

Das stolze Stambul faßt den Halbmond ein mit drei
Schneeweißen Pferdeschwänzen,
An goldnem Himmel läßt die blauen Sterne frei
Amerika erglänzen.

Den Adler Oestreichs, der empor die Flügel stellt,
Seht ihr auf Seide blinken,
Und drehn den schwarzen Kopf, bedräuend rings die Welt,
Zur Rechten und zur Linken.

Der Czaren Doppelaar, der jenen stets gehaßt,
Schaut kühn hinaus ins Blaue,
Wie jener, späht er nach zwei Welten, und umfaßt
Die Eine mit der Klaue.

Die Oriflamme nennt das stolze England sein,
Und läßt sie siegreich strahlen,
So reich, so glänzend, daß in ihrem Widerschein
Die Wellen roth sich malen.

So lassen Könige vom Mast in lichter Höh'
Ihr stolzes Banner rauschen,
Und zwingen jedes Schiff, das sie besiegt zur See,
Die Heimath zu vertauschen.

So unterjochen sie die Segel, die einmal
Des Schicksals Schläge trafen,
Und triumphiren, wenn daheim, vermehrt an Zahl,
Sie fahren in den Hafen.

Der Sieger Fahne muß auf jedem Schiffe wehn
Nach eitlem Widerstande,
Geschrieben auf die Stirn muß dem Besiegten stehn
Ihr Ruhm und seine Schande. —

Glutfurchen aber zieht das Boot auf seiner Bahn,
Das Kanaris bestiegen,
Und auf den Schiffen, die er nimmt, den rothen Hahn
Als Wimpel läßt er fliegen.

November, 1826.

III.

Die Köpfe des Serail. *

O horrible! O horrible! most horrible!
Shakespeare, Hamlet.

I.

Der schwarze Dom der Nacht mit seinem Sternenheere
Beschaute ruhig sich im spiegelglatten Meere,
Das schöne Stambul, mit verschleiertem Gesicht,
Schien, schlafend an dem Rand des Golfs, des funkenhellen,
Umstrahlt von Sternenglut am Himmel, in den Wellen,
Zu ruhn in einem Meer von Licht.

Man glaubt die Stadt zu sehn, die stille, wo im Blauen
Nachtgeister lustige Paläste sich erbauen,
Schaut man die Harems, wo Langweil' und Gram nur wohnt,
Die blauen Dome, blau, dem Himmel gleich, dem reinen,
All die Halbmonde, die ein leiser Abglanz scheinen
Des Halbmonds, der am Himmel thront.

* Der Dichter glaubte diese Ode wieder abdrucken zu sollen in der Gestalt, wie sie im Juni 1826 gedichtet und veröffentlicht worden war, zur Zeit des Falls von Missolunghi. Man muß sich, wenn man sie jetzt liest, erinnern, daß damals alle Journale Europa's den Tod des Kanaris meldeten, der in seinem Brander vor der Stadt, der er zu Hülfe kommen wollte, durch eine türkische Bombe erschlagen worden sei. Glücklicherweise war die traurige Nachricht damals falsch und wurde widerrufen.

Leicht kann das Auge die scharfkantigen Thürme sehen,
Der Häuser plattes Dach, die Spitzen der Moscheen,
Den maurischen Balkon mit blumigem Gewind,
Und hinterm Gitter wohl versteckt die Fensternischen,
Die goldnen Schlösser, auf der Stirn, gleich Reiherbüschen,
Palmbäume, wiegend sich im Wind;

Die weißen Minarets mit ihren blanken Spitzen; —
So mag von Elfenbein wohl eine Lanze blitzen, —
Bemalte Kioske, dort Leuchtthürme, strahlend, schlank,
Und dort auf dem Serail, das Mauern hoch umkränzen,
Die Kuppelreihn von Zinn, die durch das Dunkel glänzen,
Wie Riesenhelme, spiegelblank.

II.

Ja, das Serail!... Es schwimmt heut Nacht in wilder Freude;
Beim Klang des Tamburins, auf Teppichen von Seide,
Drehn die Sultanen sich in Sälen, flammend schier;
Wie Fürsten, deren Haupt Gold und Juwelen krönen,
So prangt es heute stolz vor des Propheten Söhnen, —
Sechstausend Köpfe, — welche Zier!

Erloschnen Auges, bleich, schwarzlockig auf den Zinnen
Gereiht sind Köpfe rings, von welchen Tropfen rinnen
Auf Rosen und Jasmin, die blühend stehn und dicht;
Und traurig, wie ein Freund, ein Tröster, kommt gegangen
Der Mond, der Todten-Stern, auf blutig blasse Wangen
Wirft er sein mildes blasses Licht.

Hoch vom Serail, vom Thor mit dem arabischen Bogen
Herunterschauen Drei, von schwarzen Kräh'n umflogen,
Drei Köpfe, die das Schwert des Mörders plötzlich traf,

Der Erste, scheint's, erlag in heißen Kampfesnöthen,
Der Zweite, während sich der Mund bewegt' im Beten,
Der Dritte fiel im Todesschlaf.

Indeß die Wachen, starr, wie sie, ans Thor sich lehnen,
Mit stieren Blicken um sich schaun und schläfrig gähnen,
Thun auf die Lippen die drei Köpfe an der Wand,
Es glich ihr Wort dem Sang, den man wohl hört im Traume,
Dem Winde, dessen Hauch entschläft am Waldessaume,
Der Flut, verhallend leis am Strand.

III.

Erste Stimme.

„Wo bin ich denn?... Wo ist mein Brander? — Fort! — Ans Steuer!
Eilt, Missolunghi raucht, eilt, Brüder, schaut das Feuer!
Die Türken stehn am Wall, sie stürmen, dringen ein!
Zur fernen Heimath jagt die Türkenschiffe wieder,
Und meine Fackel soll, ihr Brüder,
Ein Leuchtthurm Euch, ein Blitz, der trifft, den Feinden sein!

Stoßt ab! — Lebwohl, Korinth, du Cap, des Sturmes Wiege,
Du Meer, wo jeder Fels sich nennt nach einem Siege,
Du Archipel, besät mit Klippen, süße Pracht,
Ihr schönen Inseln, die des Frühlings Genien hüten,
Die ihr bei Tag erscheint wie Körbe, voll von Blüten,
Wie duftge Vasen in der Nacht.

Mein stolzes Vaterland, du Sparta, neu erblühend
In Freiheit, Hydra, kühn und kühne Lieder sprühend,
Matrosenstadt, von Mast und Segeln überragt,

Lebwohl, ich liebe dich, du Hoffnung der Hellenen,
Du grüner Strand, bethaut von Thränen,
Ihr Felsen, die der Blitz zerschlägt, die Flut benagt.

Ist Missolunghi frei, und kehr' ich in mein Eiland,
Dann eine Kirche bau' ich unserm Herrn und Heiland,
Und fall' ich, sink' ich in die schwarze Nacht hinab,
Eh, theure Heimath, ich gebrochen deine Bande,
Bringt meine Asche dann zur Ruh' im freien Lande,
Grabt mir im Sonnenschein mein Grab.

Ha, Missolunghi! — Jagt hinaus die Türkenrotte,
Kamraden, aus den Forts, und aus der Bucht die Flotte,
Das Schiff des Admirals verbrenne, wer es trifft.
Die Brander rüstet, spitzt ihm seiner Krallen Schärfe;
Und wenn ich auf sein Schiff mich werfe,
Dann meinen Namen schreib' ich drauf mit Flammenschrift.

Sieg, Freunde, Sieg!... O Gott, auf meinen leichten Nachen
Fällt eine Bombe, Deck und Diel' und Balken krachen...
Er kreist, er bricht, thut auf der salzgen Flut den Schlund!
Ich schrei umsonst, indem die Wogen mich umwinden,
Lebt wohl, mein Leichentuch werd' ich im Seegras finden,
Mein sandiges Bett im Meeresgrund.

Doch nein! — Wach' ich denn nicht? — Vor'm Auge welch ein Nebel!
Welch grauser Traum!... Es fehlt mein Arm dem krummen Säbel!
Welch schwarzes Grau'n um mich? Traf mich ein Donnerkeil?
Was hör' ich?... Lieder?... Kommt der Ton aus Frauenkehlen?
Sind's Stimmen abgeschiedner Seelen?
Bin ich im Himmel?... Blut?... Was seh' ich?... Das Serail!"

IV.

Zweite Stimme.

„Ja, Kanaris, das ist's! — Schau her nach meinem Haupte,
Das aus dem Sarg zum Fest die Wuth der Türken raubte,
Sie haben bis ins Grab verfolgt den Botzaris,
Sieh diese Knochen, die sie nahmen weg gleich Dieben,
Den Rest, der noch von ihm dem Sultan überblieben,
Den ihm der Wurm des Grabes ließ.

Ich schlief in meinem Grab, als mich der Ruf erweckte:
„Helft! Missolunghi fällt!" — Ich hob mich halb, ich reckte
Mein Ohr, ein wilder Lärm drang bis in meine Nacht,
Von Ferne hört' ich der Kanonen dumpfes Grollen,
Verworrnes Rufen, Wagenrollen,
Gestampf und Waffenklang und wilden Lärm der Schlacht.

Ich hör' im Kampf, der tobt um Wall und Kasematten,
In allen Straßen schrein: „Erschein', o edler Schatten
Des Botzaris und steh' den armen Griechen bei!"
Um zu entkommen, hab' ich meine armen Knochen
An meinem Leichenstein vergebens mir zerbrochen,
Und dennoch rang ich mich nicht frei.

Da glühte plötzlich, ein Vulkan, der Grund und bebte ...
Dann Alles still ... Vor'm Aug', ins Jenseits schauend, schwebte
Mir sichtbar, was noch nie lebendige Augen sahn;
Aus Erd' und Meer und Glut in Schwärmen, nicht zu zählen,
Entflohn auf einmal arme Seelen,
Und stürzten tief hinab und flogen himmelan.

Die Türken plünderten mein Grab, ihr Haß gesellte
Zu Euren Häuptern auch das meine, das entstellte,
In des Tartaren Sack warf man sie ohne Wahl.
Und mein geköpfter Leib empfand ein süßes Beben,
Ich glaubte für das Kreuz und Griechenland mein Leben
Zu opfern noch ein zweites Mal.

Verlassen nun einmal hat uns das Glück der Waffen!
Deß Schwertes Ernte will der Türke sich begaffen,
Der feige Sklav, drum rührt ganz Stambul sich und kreist.
Und unsre Köpfe, hier verhöhnt am ekeln Hause
Der Sünde, dienen nur zum Schmause
Dem Sultan ohne Scham, der mit den Raben speist.

Sieh unsre Helden all: Kostas, den Palikaren;
Christo, vom Berg Olymp; Hellas mit seinen Schaaren;
Kitzos, einst Byron's Freund, der sang so kühn, so hell;
Der Sohn des Hochgebirgs, der unsres Volkes Stöhnen
Vernommen, Mayer, der des Thrasybulos' Söhnen
Gebracht den Pfeil des Wilhelm Tell.

Doch diese Todten hier, die Niemand kennt, die rohen
Plattschädel, angereiht den Stirnen der Heroen,
Sind Türken, sind der Brut des Eblis zugezählt,
Gesindel, das vorm Schwert sich bückt, und dem das Leben,
Das hündische, man nimmt, wenn eben
Noch an der blut'gen Zahl ein Kopf dem Sultan fehlt.

Dem Minotaurus gleich in unsern alten Sagen
Ist nur ein Einz'ger, der sich läßt das Mahl behagen,
Das Mahl, vom Volk begafft, — von uns die Reste hier;

Die andern Zeugen, die das Gräuelfest besuchen,
Die stummen Henker dort, die häßlichen Eunuchen, —
Die, Freunde, die sind todt wie wir.

Welch ein Geschrei?... Es ist die Stunde, wo, — o Grauen! —
Er unsre Töchter raubt, die Schwestern und die Frauen,
Die frische Blüthe welkt, weht sie sein Gifthauch an;
Der Kaisertiger brüllt vor Lust, und seine Beute,
Dort unsre Jungfrau'n zählt er heute, —
Nachts, — unsre Köpfe zählt am Tag er morgen dann."

V.

Dritte Stimme.

Joseph, der Bischof, grüßt Euch, meine lieben Brüder!
Ja, Missolunghi fiel! Durch Hunger wollt' es nieder
Nicht sinken, fallen nicht entwürdigt und geschwächt;
Und fiel es, sollten auch die Türken nicht entlaufen,
Die Fackel legt' es selbst an seinen Scheiterhaufen,
Und sterbend hat es sich gerächt.

Schon zwanzig Tage war die Stadt in schweren Nöthen,
Ich rief: „Kommt Alle, Volk und Heer, und laßt uns beten,
Wir sagen uns Lebwohl beim Brot, das Gott bescheert,
Empfangt aus meiner Hand die höchste aller Gaben,
Die einz'ge Kost, die wir noch haben,
Die unsre Seelen speist und heiligt und verklärt.

O welch ein Abendmahl! Da kamen sie, die Blassen,
Und suchten mit dem Mund die Hostie zu erfassen,
Soldaten, muthig noch, doch abgezehrt, gebeugt,

Frau'n, Greise, Mädchen, die zum letzten Mal sich grüßten,
Und Mütter, wund und siech, mit Kindern an den Brüsten,
Mit Blut, ach, statt mit Milch gesäugt.

So kam die Nacht. Man ging. Doch drangen bei dem Schimmer
Des Monds die Türken ein auf Leichen und auf Trümmer,
Und meine Kirche that sich auf dem wilden Zug;
An dem Altar, den sie zertrümmert, abgeschlagen
Ward mir das Haupt... ich kann nicht sagen,
Wer mit dem Schwert, indem ich betete, mich schlug.

O Brüder, Mahmud, — schenkt ihm eine Mitleidszähre! —
Ist Gott und Menschen Feind durch seine blutge Lehre,
Verschlossen ist sein Blick dem milden Himmelslicht.
Mit blut'gen Schädeln ist umkränzt des Sultans Krone,
Und sicher darum sitzt er doch nicht auf dem Throne; —
Vielleicht er ist so grausam nicht.

Der Unglückselge! — Stets von Schrecken rings umgeben,
Zum Fluche macht er sich sein ödes Erdenleben,
Kaum, daß der Abend sich für ihn vom Morgen trennt;
Langweile kennt er nur!... Als Götzen auf der Erde
Verehrt ihn seine Sklavenheerde,
Des Spahi's Peitsche sorgt, daß stets der Weihrauch brennt.

Euch blüht die höchste Lust, Ihr strahlt im hellsten Lichte,
Besiegt hienieden nennt Euch Sieger die Geschichte,
Gott sieht auch am Serail auf Euch mit Huld herab,
Nie, selbst in fernster Zeit, wird Euer Ruhm erbleichen,
Ein Siegesmonument, ein Denkmal ohne Gleichen
Sind Eure Häupter ohne Grab.

Beneiden müssen uns die Apostaten! — Schande
Dem Christen, der zerriß der Taufe heilge Bande,
Vergeblich schrieb man einst ihn in das Lebensbuch.
Er darf zum Himmel nicht, in dem wir wohnen, ziehen,
Ein Gift ist, aus dem Mund gespieen,
Sein Name, und man nennt ihn nur mit einem Fluch.

Und du, o christliches Europa, unsre Klagen
Erhöre! Haben nicht für uns sich einst geschlagen
Der heilge Ludwig und der Ritter tapfre Reihn? —
Wähl' endlich, wem die Welt sich soll zu Füßen legen,
Dem Heiland und dem Kreuz, — dem Omar und dem Degen,
Dem Turban oder Heilgenschein?"

VI.

Ja, Botzaris, Joseph und Kanaris, vernehmen
Wird Eure Stimme sie, ihr tapfern, heilgen Schemen,
Sie wird das Zeichen sehn, das an der Stirn Euch glänzt.
Anstimmend einen Sang des Sieges und der Reue
Zur Laut' und Harfe singt Hellas, das alt' und neue,
Von Eurem Doppelruhm, der Euer Haupt umkränzt:

„Ja, Ihr seid Heilige, Halbgötter und Bekenner,
Erhabne Dulder und die Tapfersten der Männer,
Vor Allen glänztet Ihr im Kampf durch hohen Muth.
Geschändet haben sie Euch noch im Todtenbette!
Einst bei Thermopylä, dann auf der Schädelstätte, —
Ja Euer Blut, so oft es floß, war Opferblut.

Ha, wenn Europa nicht, anstatt zu wimmern, handelt,
Bis zum Serail den Pfad, den Ihr ihm zeigt, nicht wandelt,
Nur Fluch und Unheil ist's, was sie sich selbst dann sät.
Du Seemann, Priester und Soldat, ihr Tapfern, Frommen,
Im Himmel seid Ihr, im Olymp seid Ihr willkommen,
Du Helden-Dreigestirn, Märtyrer-Trinität!

Juni, 1826.

IV.

Begeisterung.

Vorwärts, Jüngling, marsch, voran!...
André Chénier.

Nach Hellas! — Fort! — Lebt wohl! Wir scheiden wohlgemuth;
Und fließen soll einmal der Henker schnödes Blut,
Nicht länger mehr das Blut der Männer.
Freiheit und Rache! Fort, nur fort, nach Griechenland!
Gebt mir den Turban, gebt das Schwert mir in die Hand,
Vorwärts, und sattelt mir den Renner!

Wenn ziehn wir ab? — Noch heut! — Wer weiß, was morgen droht?
Rasch Waffen, Pferde, und im Hafen dann ein Boot!
Ein Boot? — O Gott, warum nicht Schwingen?
Von unsrem alten Heer die Reste nur laßt ziehn,
Glaubt mir, wir sähen bald die blut'gen Tiger fliehn
Und rasch, wie die Gazellen, springen.

O Fabvier, führ' uns Du! Du warst ein Fürst, ein Mann,
Indeß die Kön'ge nicht, was sie gesollt, gethan,
Du Führer schwer gezähmter Schaaren.
Den alten Römer sah das neue Griechenland
Im schlichten Krieger, der mit seiner rauhen Hand
Des Volkes Rechte sucht zu wahren.

Französ'sche Büchsen, hört ihr nicht den Ruf? Erwacht!
Ihr schlieft nur allzu lang! Und du, Musik der Schlacht,
Kanonen, Bomben und Haubitzen,
Erwacht, ihr Rosse, hebt den starken Huf und scharrt,
Ihr Säbel, die ihr noch der blut'gen Taufe harrt,
Pistolen, die Verderben blitzen!

Die Kämpfer will ich seh'n stets in den ersten Reihn,
Will sehn die Spahis, die sich stürzen jäh hinein,
Ein Strom, aufs sklavische Gelichter;
Will schauen, wie vom Pferd ihr Damascenerschwert
Dem Türken krumm geschweift durch seinen Nacken fährt;
Vorwärts!... Doch, wie, du armer Dichter?...

Wo reißt die Kampfbegier mich hin aus stiller Ruh?
Den Greisen zählt man mich, ach, und den Kindern zu;
Ein Geist bin ich in luft'gen Räumen,
Ein Birkenblatt, das welk von seinem Zweige fiel
Und treibt dahin, der Flut, der Winde leichtes Spiel,
Ich leb' und webe nur in Träumen.

In Träume wiegt mich Luft und Au, Gebirg und Wald,
Ich sinne Tage lang, wenn mir ein Waldhorn schallt,
Wenn Blätter säuseln, rauschen, thauen,
Und wenn die Dämm'rung naht, im Thale rinnt ein Quell,
Und weit ein See sich dehnt, ein Spiegel rein und hell,
In dem die Wolken sich beschauen.

Der Mond entzückt mich, wenn er glühend roth wie Gold
Sich aus der Wolke hebt, die grau und finster rollt,
Wenn weiß er schwimmt auf schwarzen Wellen.
Ich liebe Wagen, schwer und plump, wenn in der Nacht
Sie rollen durch ein Dorf, und unterm Rade kracht
Der Stein und laut die Hunde bellen.

1827.

V.

Navarin.

'Η ή ή ή ή τριςχαλμοισιν
'Η ή ή ή ή βαρισιν ὀλομενοι.

Aeschylos, Perser.

I.

O weine, Kanaris! — Der Maste waren's viel, —
Einhundertzwanzig! — Wo triebst Du Dein kühnes Spiel
Fern dem gewalt'gen Abenteuer?
Besiegt ist ohne Dich der Türke? Höll' und Tod!
O weine, wie Crillon, dem man den Kampf verbot!
Gefehlt hast Du bei diesem Feuer!

Wenn Deiner Meere Flut blutroth sich je und je
Gefärbt, und weit im Kreis sich, wie ein Höllensee,
Ausbreitete, verderbensprühend,
Wenn oft ein schwarzes Schiff vor unsrem Blick zersprang,
Und dann ein Feuerkranz um seinen Bord sich schlang,
Wie ein Vulkan, im Wasser glühend;

Wenn Zelte, Segel man, Turbane, Maste, ganz
Geknickt, Krummsäbel sah, Halbmonde sich im Tanz
Der Wogen drehn beim Windeshauche,

Matrosenjacken und Festkleider, pelzverbrämt,
Den Auswurf, dessen sich so Flut wie Feuer schämt,
Grauweiß vom Schaum, geschwärzt vom Rauche;

Wenn von Aegina, wenn von Jollos fern daher
Ein mächt'ger Knall erscholl, sich wälzend über's Meer,
Wild prasselnd, donnernd durcheinander: —
Dann wandt' Europa sich dem rothen Osten zu,
Und ein Matros am Bord still lächelnd sprach mit Ruh:
„Held Kanaris! Das ist sein Brander!"

Bisher, wenn in die Luft aufflog im Flammengraus
Ein Kapudan-Pascha mit Schiff und Mann und Maus,
Glut streuend über Meer' und Lande,
Am schrecklich schönen Spiel wer hätt' erkannt dich nicht?
Die Schiffe flammend all, dir danken sie ihr Licht,
Dein Brander leuchtete dem Brande.

Heut aber, — weine! — schlug man sich, und, Kanaris,
Du fehltest, als man los dem Krieg die Zügel ließ
Und eine Flotte gab zum Besten.
Bist Du nicht Gottes Arm, der Hellas schirmt und rächt?
Dein harren mußten sie. Bist Du mit Fug und Recht
Nicht Gast bei allen solchen Festen?

II.

Doch tröste Dich: es ist gebrochen
Der Henker Macht, Hellas ist frei,
Europa hat ein Wort gesprochen,
Zertrümmert ist die Tyrannei.

Wenn Frankreich kämpft, dann muß sich wenden
Dein Schicksal, seinen Rächerhänden
Magst Du vertraun, und gern ihm spenden
Aus Deinem Kranz ein Lorbeerblatt.
Hellas, sei froh und guter Dinge,
Land Byron's und Homers, umschlinge
Als Schwester, Mutter, uns, und singe,
Ist Deine Stimme nicht zu matt.

Zu schön warst Du, zu tief im Leide,
Hellas, um schon zu ruhn im Grab.
Ein jeder Pascha riß vom Kleide
Dir einen heil'gen Fetzen ab.
Hier, wo geschwärmt einst die Mänaden,
Vernahm, statt Liebesserenaden,
Man Jahre lang nur Kanonaden,
Und Gottes Tempel stürzten ein.
Am Himmel des geliebten Landes,
So weit das Auge spähte, fand es
Nicht Wolken, nur den Rauch des Brandes
Und deiner Städte Feuerschein.

Sechs Jahre hausten sie im Lande,
Sechs Jahre wilder Kämpfe sah
Hellas, und Bande kam auf Bande
Aus Asien und Afrika.
Nicht vor Apoll noch Christus scheute
Sich Ibrahim, der sie entweihte,
Und wie ein Geier zog auf Beute
Er aus, ein Wolf in gier'ger Eil,

Und was sich in den Weg ihm stellte,
Schlug er und schleppt' es heim zum Zelte,
Die Köpfe hängt' er, die er fällte,
Rings aufgespießt an das Serail.

III.

Nun endlich! — Navarin, die Stadt mit bunten Dächern,
Die Stadt mit goldnem Dom, das weiße Navarin,
Das Terebinthen rings umwehn mit grünen Fächern,
Leiht seinen schönen Golf heut Hellas' muth'gen Rächern,
Zwei Flotten sind's, die sich zum Kampf entgegenziehn.

Zwei Flotten: — Seht ihr nicht des Meeres Rachen gähnen?
Des Feuers Qualm ist ihm, des Blutes Strom ein Schmaus.
Von ihrem Gotte mag man sie geordnet wähnen,
Die Flotte seht ihr weit in Kreuzesform sich dehnen,
Die andre Flotte streckt die Arm' im Halbmond aus.

Hier ist Europa, das dir endlich hilft, Hellene,
Das endlich Feuer spei'n die Seekolosse läßt;
Aegypten, Asien hier, schwerfällge Schiff' und Kähne,
Piraten, die nicht todt genug einst schlug Duquesne,
Und nicht zertreten ganz, zerstört ihr Geiernest.

IV.

Hört ihr die Kanonen knallen? —
Mächtig soll die Antwort schallen,
Die dem Feinde nicht gefällt.
Seht die Flotte dort, die zage,
Gebt ihr eine volle Lage,
Ihr Fregatten, daß es gellt!

Vor dem Hauch aus eurem Munde
Soll zerstäuben sie zur Stunde,
An dem Hafenfels zerschellt!

Alles kracht und zischt zusammen,
Blitz und Schlag, und Rauch und Flammen,
Und die Mordlust hält nicht Rast,
Alles lodert durcheinander;
Feurig jagt dahin der Brander,
Wirft die Haken nach dem Mast,
Wie der Schakal Elephanten
Beißt, so wird vom wohlbemannten
Boot das Kriegsschiff keck gefaßt.

— Entert, entert, werft die Brücke! —
Und sie fassen rasch die Stricke,
Klettern, schwingen sich hinan,
Bord an Bord! Sie hau'n und stoßen,
Ruderknechte und Matrosen,
Truppen mit gespanntem Hahn,
Durcheinander, wie im Nebel,
Fahren Messer, Degen, Säbel,
Helm und Tschako und Turban.

Segel reißen sammt den Tauen,
Fackeln zünden, Beile hauen,
Todte, wo ein Stahl nur blinkt,
Trümmer überall und Fetzen,
Leichenhaufen zum Entsetzen,
Die der Schlund des Meeres trinkt...
Ha, ein Schlachtfeld, auf den Fluten
Schwimmend, das in hellen Gluten
Sammt den Kämpfern untersinkt.

V.

Welch grause Schlacht!... Wenn nun der Mensch, dem allzu enge
Das Land, ins Meer hinaus verlegt das Handgemenge,
Dann zittert unter ihm der Boden, wankt und kracht.
Mit seinen Flotten spielt der Ocean, der große,
Ob Sieger, ob besiegt, er birgt sie all im Schooße,
Der Schiffbruch endet jede Schlacht.

Indeß aus Afrika die Barbareskenrotte
Um unsre Schiffe tobt mit ihrer schlechten Flotte,
Und in ohnmächt'ger Wuth die Türken matt sich schrei'n,
Klafft jedem Riesenschiff der feuerrothe Rachen,
Auf die Barbaren wirft sich rasch ein Heer von Drachen,
Die in gemessnem Takt auf sie Verderben spei'n.

Rings Mord und Brand, das Meer ist überstreut mit Asche.
Vom Mast in Flammen reißt den Rauch der Wind, der rasche;
Bewegte Brücken schlägt von Deck zu Deck die Glut,
Die Balken brennen, und die schwarzen Wände brechen
Zusammen, Wasser stürzt hinein in vollen Bächen,
Das Feuer überspringt die Flut;

Das Admiralsschiff faßt es plötzlich, Mast und Stangen
Umringelt hoch hinauf die Glut mit rothen Schlangen,
Und der Matrose heult, ins Feuernetz gebannt,
Hoch springt der rothe Strahl und fährt dahin im Bogen,
Und triumphirend wirft er auf den Schaum der Wogen,
Die weite Kreise ziehn, den lichten Purpurschein.

VI.

Wo ist, Cairo's Söhne,
Die Flotte nun, die schöne,
Die hoffend, daß sie kröne
Der Sieg, von Stapel lief?
Wo sind die Segel alle,
In die mit lautem Schalle
Die scharfe Eisenkralle
Der Brander schlug so tief?

Wo sind die stolzen Schwäne,
Die Nachen all und Kähne,
Die stolzen Kapitäne,
Armada Mahmuds, wo?
Wie Leviathan, prächtig
Schwamm sie und übermächtig
Daher, bis niederträchtig
Sie sank, verbrannt wie Stroh.

Der Kapudan mit Schrecken
Sieht rings die Flammen lecken
Nach alle den Schebecken
Von Algier und Tetuan;
Wie andre Galeassen
Sieht er die Flamme fassen
Sein Schiff, das breite Gassen
Einst zog im Ocean.

Auf wilden Fluten schwanken
Mit angebrannten Planken
Die Klipper all, die schlanken,
Die Yachten bunt geschmückt,

Kaiken und Tartanen,
Die Köpfe den Sultanen
Einst brachten, Siegesfahnen
Und Blumen, fern gepflückt.

Fahrt wohl, ihr Sloops, ihr schnellen,
Ihr Jonken, die in hellen
Mondnächten auf den Wellen
Ihr wiegt die Icoglans,
Fahr wohl, du Goëlette,
Verkohlt bis zum Skelette
Verschwindest du im Bette
Des tiefen Oceans.

Die Barcarolen liegen
In Trümmern, die sich wiegen
Im Meer, und nicht mehr fliegen
Sie aufgeschreckt dahin,
Wenn bei des Windes Tosen
Des Linienschiffs Matrosen
Die Segel rasch, die losen,
Empor am Maste ziehn.

Fahrt wohl, ihr Caravellen,
Mit Segeln, schneeig hellen,
Hingleitend auf den Wellen,
Ihr Doggers, leicht beschwingt,
Ihr Bricks mit Taun, die schwirren,
Wie lautes Waffenklirren,
Wenn Stürme sie verwirren,
Mit welchen kühn ihr ringt.

Fahrt wohl, ihr Brigantinen,
Jetzt Trümmer und Ruinen,
Zum letzten Mal erschienen
Ist euch des Tages Glut;
Ihr tanzt nun auf den Wellen
Nicht mehr, ihr Balancellen,
Ihr glänzt nicht mehr gleich hellen
Lichtfunken auf der Flut.

Ihr Lugger sollt, ihr schweren
Fregatten und Galeeren,
Nicht Städte mehr verheeren,
Ihr Schiffe, groß und klein,
Masonnen, Prahmen, schlucken
Müßt Wasser ihr, Felucken,
Polaken, durch die Lucken
In Strömen dringt es ein.

Schaluppen mit Kanonen,
Bombarden, ohne Schonen
Gesprengt, aus allen Zonen
Ihr Schiffe, hoch am Mast
Des Pascha's stolze Fahnen,
Die auf den feuchten Bahnen
Ihr treibt, gleich wunden Schwanen,
Bis euch der Wirbel faßt!

Wie euch die Glieder knacken,
Gabarren und Karacken,
Ihr sitzt nun auf dem Nacken
Dem Griechenvolk nicht mehr.

Wo blieb im Schlachtgetümmel
Der Flotte bunt Gewimmel? —
Das Meer wirft sie dem Himmel,
Der Himmel zu dem Meer.

VII.

Vorbei ist's! Alles ruht im stillen Meeresraume!
Der Masten Spitze deckt die Flut mit weißem Schaume,
Des Sultans Schiffe sind der Wogen Spiel und Tand,
Hier eine Brick, und dort ein Kahn, geknickt, zerrieben,
Schwimmt, Seetang gleich, dahin, und von der Flut getrieben
Zerschellen ächzend sie am schwarzen Felsenstrand.

Das ist ein Sieg! Versenkt der Afrikaner Flotte,
Zertreten der Prophet des Trugs vom wahren Gotte,
Der Henker, der Tyrann gebeugt vom schweren Schlag,
Hellas, das sterbende, hat Rettung noch gefunden,
Es wascht sich aus die blut'gen Wunden,
Sechs Jahre rächt ein einz'ger Tag.

Die Völker seufzten längst: — „Muß Hellas denn verderben?
Du armes Griechenvolk, im Elend mußt du sterben?
Roth ist dein Himmel, du erblassest mehr und mehr.
Du edles, theures Volk, um dich zu retten, riefen
Wir auf die Priester, die in ihren Stühlen schliefen,
An Thronen bettelten umsonst wir um ein Heer.

Taub blieb Altar und Thron, kein König hat gesprochen,
Nur Dichterherzen noch macht Hellas' Name pochen!
Ihr lauter Hülferuf brach endlich doch sich Bahn.

Dem Griechenkreuz vertraut Hellas seit alten Tagen...
Ein Volk ist hier ans Kreuz geschlagen,
An welches? ach, was liegt daran?

Auch deine Götter flohn! Und aus den Propyläen,
Dem stolzen Parthenon, den Mauern, die noch stehen,
Wird eine Waffe, die der Türke schießt mit Hohn
Auf Griechenschiffe hoch vom Thurm der Dardanellen,
Und jedes Denkmal wird zu Kugeln, Feuerbällen
Aus Marmor, die das Volk der Griechen selbst bedrohn."

Statt solcher Klage schallt vom Isthmus bis herunter
Zum Cap ein Jubelruf, das Volk ist froh und munter,
Dem schöner als das Blau des Himmels Schwärze schien,
Der türkische Koloß stürzt nun auf Asien wieder,
Auf Hellas' Freiheit klingen Lieder
Aus Byrons Grab, — auf Navarin!

Sei, Albion, gegrüßt, du Königin der Meere,
Zweiköpfiger Adler du des Czaren! Ruhm und Ehre
Den Lilien Frankreichs, die so stolz, so herrlich blühn!
Als ebenbürtig muß sie England heut erkennen,
Der Seeruhm Frankreichs wird hell strahlen, funkeln, brennen,
Aufs neu entzündet hier am Brand von Navarin!

Oestreich, auch du? — Ihr meint wohl, Oestreichs Schiffe seien
Nicht auch dabei? — Doch! — dort in der Ungläub'gen Reihen!
Im Heer der Christen hat sein Aar sich nicht gezeigt,
Er sucht verschämt und scheu vorm Licht sich zu verstecken,
Des Pascha's Roßschweif muß bedecken
Sein Doppelhaupt, das tief sich neigt.

Dort, Oestreich, ist dein Platz! — Den Tamerlan, den Zweiten,
Vermochtest, Ibrahim, Du jüngst noch zu begleiten,
Die Todten zogst Du aus, die er zertrat in Wuth,
Eunuchen gleich hast Du bewundert seine Werke,
Zeigt' er durch Sengen nur den Griechen seine Stärke,
Löscht' er der Städte Brand nie anders als mit Blut.

Das Feuer zogst Du vor dem Morgenroth, dem hehren! —
Da seine Flotte selbst die Flammen heut verzehren,
Die schwarzen Schiffe, die Aegypten hergesandt: —
Oestreich, entartetes, schau hin und laß dich fragen,
Wie diese Flammen dir behagen?
Ist schöner der als jener Brand?

November, 1827.

VI.

Kriegsruf des Mufti.

Hiero, despierta te!
Kriegsruf der Almogavaren.
Eisen, wach auf!

Krieg! Krieg und Mahomed! Vorwärts! Die Hunde nahn,
Die Meute, ha, den Leu'n im Schlafe fällt sie an!
Seht ihr daher die Frechen traben?
Volk des Propheten, haut zusammen sie, zermalmt
Die Krieger, deren Hirn vom Wein entzündet qualmt,
Die Männer, die Ein Weib nur haben.

Dem Stamm der Franken Tod! Und ihren Kön'gen Tod!
Kommt alle, kommt herbei, Spahi, Timariot,
Werft euch mit Säbeln und Geschossen
Ins Kampfgewühl, mit Horn und Turban stolz geschmückt,
Mit goldnem Bügel, der sich an die Seite drückt
Den stolzen, langbemähnten Rossen.

Othman, Sohn Ortogruls, sei Hort und Vorbild Euch!
Du, sei an Stolz, und Du, an wildem Blick ihm gleich!
Von Kampflust sollt ihr Führer brennen!
Wir nehmen dich, du Stadt, mit Kuppeln azurblau,
Setiniah, Süße, dich, die die Barbaren rauh
Athen in ihrer Sprache nennen.

Oktober, 1828.

VII.

Des Pascha's Schmerz.

Getrennt von Allem, was mir theuer war,
Verzehr' ich mich verlassen, ohne Trost.
Byron.

Der Derwisch sprach: — Was mag der Schatten Allah's
haben? —
Sein Seckel ist so reich, so arm sind seine Gaben.
Starr, geizig, finster blickt er, bitter lächelnd, drein.
Hieb eine Schart' er wohl in seines Vaters Degen?
Brüllt', ein empörtes Meer, ihm wohl sein Heer entgegen?
Hört' er's bis in sein Schloß hinein? —

— Was hat der Pascha doch, der Kühnste der Veziere? —
Mit rothen Lunten sprach's die Schaar der Bombardiere.
— Hat diesen Eisenkopf ein Iman wohl gebeugt?
Hat er im Ramazan vielleicht versäumt zu fasten?
Und hat man ihm, indeß er ruhen wollt' und rasten,
Den Engel Azraël am Höllenthor gezeigt?

— Was hat er? — fragten leis verdutzt die Ikoglane;
Ging wohl ein Weihrauchschiff ihm unter, das die Fahne
Des Pascha trug, gefüllt mit duft'gem Oel ein Kahn?
Will seinen Ruhm man ihm in Stambul nicht verzeihen?
Durft' ein ägyptisch Weib ihm Arges prophezeihen?
Sah er den stummen Boten nahn?

— Was fehlt dem Sultan wohl? — So fragten die Sultanen,
Traf er sein braunes Lieb im Schatten der Platanen,
Die Favoritin wohl, die ros'ge, bei dem Sohn?
Hat man das Bad gewürzt ihm mit gemeinen Oelen?
Im Sack des Fellah hat er wohl vermißt beim Zählen
Ein Haupt, das im Serail man längst erwartet schon?

— Was hat doch unser Herr? — Die Sklaven all, die Thoren,
Sie täuschen sich! — Wenn er, für Hof und Heer verloren,
Dasitzt, dem Greise gleich, den schwer das Alter beugt,
Dem Krieger, der sich Ruhm geholt einst im Gefechte,
Und der drei Tage schon und schon drei lange Nächte
Die Stirn in seine Hände neigt; —

Nicht darum ist's, weil er gesehn, wie die Revolte
In seinem Harem ihn belagernd tobt' und grollte,
Weil bis zu seinem Bett die Fackel zündend fuhr,
Des Vaters altes Schwert hat Scharten nicht empfangen,
Nicht Azraël erschien, kein Stummer kam gegangen,
Zu überreichen ihm die schwarze seidne Schnur.

Der Schatten Allah's hat gefastet, die Sultane
Ist wohlbewacht, sein Sohn zu jung noch, keinem Kahne
Noch Schiff des Pascha ward das Meer zur feuchten Gruft.
Auch des Tataren Sack war voll, nicht zu erschöpfen,
Im süßen Kerker, im Serail, hat's nicht an Köpfen
Gefehlt und nicht an würz'gem Duft.

Die Städte sind es nicht, die rollen ins Verderben,
Die Menschenleichen nicht, die schwarz die Thäler färben,
Hellas in Flammen nicht, zerstört durch Omar's Sohn.

Die Wittwen, Waisen sind es nicht, die ihn erschüttern,
Die Kinder nicht, erwürgt vor ihren armen Müttern,
Jungfrau'n im Bazar nicht, verkauft um schnöden Lohn; —

Nein, nein, die sind es nicht, die klagenden Gestalten,
Die Töne nicht, die grell ins Ohr ihm mahnend schallten,
Der Strahl nicht, der die Nacht durchfurchte blutig roth.
Was hat der Pascha denn, der jedem Zeitvertreibe
Entsagt und sinnt und träumt und weint gleich einem Weibe?... —
Sein nubisch Tigerthier ist todt.

December, 1827.

VIII.

Piratenlied.

Paßt auf! paßt auf!
Das sind die Piraten von Ochali, die fahren durch den Sund.
Der Gefangne von Ochali.

Korallenfischer, hundert Christen, —
Wir machen Sklaven aus den Frei'n,
Wir plündern Klöster und Abtei'n
Für das Serail an allen Küsten.
Von Fez bis zum Guadalquivir
Füllt der Pirat des Beutels Leere...
An Ruderern auf der Galeere
Des Hauptmanns achtzig waren wir.

„Ein Kloster!" ruft's vom Mast; wir eilen,
Wir werfen Anker, gehn ans Land,
Und sehn sogleich am schatt'gen Strand
Ein schönes Klosterfräulein weilen.
Die Nonne schlief, ein Kind noch schier,
Als ob sie hier geborgen wäre...
An Ruderern auf der Galeere
Des Hauptmanns achtzig waren wir.

— Still, schönes Kind, Du mußt nicht trauern,
Komm nur mit uns, der Wind ist gut;
Folg' uns zum Harem, — besser ruht
Sich's dort als hinter Klostermauern.
Er liebt die Knospen, der Vezier,
Und Dich beglückt des Korans Lehre . . .
An Ruderern auf der Galeere
Des Hauptmanns achtzig waren wir.

Sie eilte zu des Klosters Stufen.
— Verruchter, wagst Du hier zu stehn?
— Wir wagen's! sprach der Kapitän.
Mögt fluchen, beten ihr und rufen!
Nicht so viel helfen wird es ihr!
Vergeblich jetzt ihr euch zur Wehre . . .
An Ruderern auf der Galeere
Des Hauptmanns achtzig waren wir.

Wie schön war sie in ihrem Zagen!
Ihr Auge strahlt', ein Talisman;
Wir boten sie der Hoheit an:
Zweitausend Tomans! — Eingeschlagen!
Die Nonne wird — das Schrei'n ist hier
Umsonst — Sultane! Hohe Ehre! . . .
An Ruderern auf der Galeere
Des Hauptmanns achtzig waren wir.

März, 1828.

IX.

Die Gefangne.

Man hörte den Gesang der Vögel, melodisch süß wie Poesie.
Saadi, Gulistan.

O wär' ich nicht gefangen,
Ich liebte dieses Land,
Wo reich die Fluren prangen,
Das Meer, den grünen Strand,
Der Wellen leises Munkeln, —
Ja, säh' ich nicht im Dunkeln
Der Spahis Schwerter funkeln
An düstrer Mauerwand.

Die Zither der Tatarin,
Den Spiegel, bringst Du, Mohr;
Doch ich bin nicht Barbarin,
Mir hältst Du ihn nicht vor.
Dem Sodom fern, dem neuen,
Dort ist's, im Land der Freien,
Wo Knab' und Mädchen leihen
In Unschuld sich das Ohr.

Doch laß ich's mir behagen,
Daß Winterflocken hier
Nicht an die Fenster schlagen,
Mir lacht des Lenzes Zier, —
Der warme Sommerregen,
Die Käfer, die entgegen
Mir leuchtend sich bewegen,
Im blühenden Revier.

Schön in der Blumenkrone
Ist Smyrna, ohne Fehl,
Den Lenz an ihrem Throne
Stets fesselt ihr Befehl.
Gleich bunten Festguirlanden,
Schmiegt gern sich ihren Banden
Von blühenden Eilanden
Ein ganzer Archipel.

Schön von den Thürmen hangen
Die Fahnen, bunt und reich,
Die goldnen Häuser prangen,
Dem Kinderspielzeug gleich.
Ich träume mit Entzücken
In Zelten, welche drücken
Der Elephanten Rücken,
Gebettet süß und weich.

In Feenschlössern lauschen
Den Tönen mag ich gern,
Die aus der Wüste rauschen,
Und klingen nah und fern,

Wie holder Genien Lieder,
Jetzt leis, dann lauter wieder,
Als tönten sie hernieder
Von einem lichten Stern.

Von Düften überquellen
Hier Flur und Gartenbeet,
Wie schön das Grün die hellen
Schloßfenster überweht!
Ich sehe Quellen schäumen
Am Fuß von Palmenbäumen,
Die weißen Störche träumen
Auf weißem Minaret.

Im Moos gelagert singen
Mag ich ein spanisch Lied,
Wenn die Gespielen springen,
Und Lust mich rings umsprüht,
Und wenn sie froh im Freien
Sich drehn im Ringelreihen,
Und lachen und sich freuen
Der Stunde, die entflieht.

Vor Allem träum' ich gerne,
Wenn kühl der Abend winkt,
Und wenn das Licht der Sterne
Mein feuchtes Auge trinkt,
Und wenn des Mondes Bogen,
Am Himmel aufgezogen,
Ein Fächer, in den Wogen
Des Meers silbern blinkt.

Juli, 1828.

X.

Mondschein.

Per amica silentia lunae.
Virg.

Hell auf dem Meere spielt der Mond, ein lichter Traum,
Das Fenster öffnet sich, schon weht des Abends Fahne,
Sie schaut hinaus aufs Meer, die blühende Sultane,
Auf dunkle Inseln, weiß umschäumt vom Wellenschaum.

Und ihrer Hand entsinkt die Zither, schaurig klingend.
Sie horcht... ein dumpfer Ton... Was rauscht? — Ist's, plump und groß,
Ein Türkenschiff, das sacht herüber schwimmt von Kos,
Peitscht ein Tartarenboot das Meer, die Ruder schwingend?

Ist's wohl ein Kormoran, der taucht und steigt zur Höh'
Und theilt die Wogen, die von ihm, wie Perlen, rinnen?
Ein lust'ger Djinn vielleicht, der wirft des Thurmes Zinnen
Mit gellendem Gezisch hinunter in die See?

Was stört die Flut so nah bei dem Serail der Frauen? —
Kein schwarzer Kormoran, der jäh nach Fischen hackt,
Nicht Mauersteine sind's, die fallen, nicht der Takt
Des Ruders, wenn ein Schiff durchfurcht die feuchten Auen.

Nein, Säcke sind es... Dumpf aufstöhnt's in ihrem Raum...
Wer niedertauchte, säh' im Sack es hin und wieder
Sich recken unterm Meer und drehn, wie Menschenglieder...
Hell auf dem Meere spielt der Mond, ein lichter Traum.

September, 1828.

XI.

Der Schleier.

Hast Du heut Nacht gebetet, Desdemona?
Shakespeare.

Die Schwester.

Was ist, was ist Euch, meine Brüder?
So düster Euer Angesicht,
Die Augen senkt ihr grollend nieder,
Wie Todesfackeln brennt ihr Licht.
Mein Auge hat mich nicht betrogen: —
Zerrissen Euer Gürtelshawl,
Und dreimal blitzte, halbgezogen,
In Eurer Hand des Dolches Stahl.

Der älteste Bruder.

Den Schleier... schlugst Du heut ihn nicht zurück einmal?

Die Schwester.

Ich, Brüder,... war im Bad gewesen,
Ich kam, ihr Herrn, vom Bad zurück,
Geborgen vor der Albanesen
Und der Giaur's verwegnem Blick,
Im Palankin, als schwül von oben
Auf's Haupt mir fiel des Mittags Licht,
Bei der Moschee vielleicht verschoben
Hat sich mein Schleier vom Gesicht.

Der zweite Bruder.

Dort ging ein Mann vorbei... in grünem Kaftan... nicht?

Die Schwester.

Ein Mann?... Vielleicht... Doch Nichts gesehen
Hat im Vorbeigehn er von mir.
Doch Ihr, — wie soll ich das verstehen? —
Leis mit einander redet Ihr.
Ihr fordert Blut? — O meine Brüder,
Er sah mich nicht... Mir wird so bang...
O Gnade!... Zückt den Dolch Ihr wider
Ein Weib, gebeugt durch harten Zwang?

Der dritte Bruder.

Heut war die Sonne roth bei ihrem Untergang.

Die Schwester.

O Gott, Ihr wandelt blutge Pfade,
Vier Dolche dringen auf mich ein!
Laßt Eure Knie umfangen! Gnade!...
Mein Schleier, oh, so weiß und rein!...
Weh, meine blutge Hand,... gestattet
Mir, Brüder, daß sie Euch umflicht...
Ein schwarzer Schleier überschattet
Mein Auge, das im Tode bricht.

Der vierte Bruder.

Den Schleier mindestens aufheben wirst Du nicht.

September 1828.

XII.

Die Favoritsultane.

Falsch wie die Welle.
Shakespeare.

Leert' ich genug nicht Deinetwegen,
O schöne Jüdin, mein Serail?
Will sich in Dir kein Mitleid regen?
Muß immer Deinen Fächerschlägen
Ein Schlag auch folgen mit dem Beil?

Nicht über Frauenleichen bahne,
O Herrin, Dir den Pfad zur Macht!
Prinzessin wirst Du und Sultane,
Laß doch die Andern leben, mahne
Ans Morden mich nicht jede Nacht.

Liegt der Gedanke Dir im Sinne,
Kniest Du vor mir und lachst mir zu.
Bei jedem Fest, schon im Beginne,
Strahlt mir Dein Aug' in süßer Minne,
Dann weiß ich, Köpfe forderst Du.

O Eifersucht! Welch trüber Schatten!
So schön, und dieses Herz von Stahl!
Gönn' andre Frau'n auch Deinem Gatten;
Stirbt denn die Blume auf den Matten,
Glüht über ihr der Rose Strahl?

Bin ich nicht Dein? Willst Du nicht sehen,
Wie hundert Frau'n, indeß mein Arm
Dich heiß umschlingt, in Liebeswehen
Vor meiner Thüre harrend stehen,
Entflammt, verzehrt von ödem Harm?

Laß sie vor Neid erblassen neben
Der Schönsten! Schiert Dich ihre Pein?
Wie Wellen laß vorbei sie schweben,
Mein Leben Dir, o laß sie leben,
Dein sei mein Thron, die Welt sei Dein!

Dein all mein Volk, die Sklavenrotte,
Dein Stambul, das vor Dir sich schmiegt,
Dir huldigend gleich einem Gotte,
Mit tausend Thürmen, — eine Flotte,
Die schlafend still vor Anker liegt.

Dein meine Spahi's mit den rothen
Turbanen, Reiter, stolz und schlank,
Stets dienstbereit, wenn Du geboten,
Zu Roß sich bückend, gleich Bedrohten,
Wie Ruderer auf ihrer Bank.

Dein Basra, Trapezunt, das weite,
Dein Cypern, reich an altem Ruhm,
Fez, wo Dir Goldstaub wird zur Beute,
Mosul, die Stadt der Handelsleute,
Der Marmorgrund von Erzerum!

Dein Smyrna mit dem Schmuck der neuen
Paläste, die das Meer umfließt,
Der Ganges, den die Wittwen scheuen,
Die Donau, die durch Wüsteneien
Fünfarmig sich ins Meer ergießt.

Scheint Dir die Griechin nicht am Platze,
Das Lilienkind aus Damanhur?
Die Negerin, die Tigerkatze,
Die aufspringt mit bebendem Satze
Und brüllt, die brünstge Kreatur?

Wie, süße Jüdin, macht Dir Qualen
Die schwarze Brust, die ros'ge Haut? —
Du bist nicht weiß, nicht roth, Dir malen
Das Angesicht der Sonne Strahlen,
Die Dich mit goldnem Glanz bethaut.

Laß ab, o Fürstin, zu verheeren
Die Blumen, die Dein Zürnen bricht.
Genieße froh der höchsten Ehren,
Doch daß mit jeder Deiner Zähren
Ein Kopf auch fällt, — das fordre nicht.

Denk' an den Schatten der Platanen,
An's duftge Bad, den Wellentanz
Im Golf, die schwimmenden Tartanen . . .
Dem Sultan ziemen die Sultanen,
Dem Dolche ziemt der Perlen Glanz.

Oktober, 1828.

XIII.

Der Derwisch.

Ὅταν ἦναι πεπρωμένος,
Εἰς τὸν οὐρανὸν γεγραμμένος,
Τοῦ ἀνθρώπου ὁ χαμός,
Ὅ, τι κάμῃ, ἀποπθνήσκει,
Τὸν κρημνὸν παντοῦ εὑρίσκει,
Καὶ ὁ θάνατος αὐτὸς
Στὸ κρεββάτι τοῦ τὸν φθάνει,
Ὡσὰν βδέλλα τὸν βυζάνει,
Καὶ τὸν θάπτει μοναχός.

Panago Soutzo.

Steht's im Schicksalsbuch geschrieben,
Daß er fallen soll, zerstieben,
Den erfreut der Sonne Schein,
Was er thun mag, wie sich winden,
Seinen Abgrund wird er finden,
Wo vermodert sein Gebein,
Denn der Tod verfolgt den Armen
Bis ins Bett und ohn' Erbarmen
Schlingt sein Herzblut er hinein.

Vorbei ritt Ali. Tief sich beugten, ihn zu grüßen,
Die höchsten Häupter, bis zu der Arnauten Füßen.
„Allah!“ — so murmelt rings es leis.
Da trat ein Derwisch vor, vom Alter fast gebrochen,
Ergriff sein Pferd am Zaum, und also hat gesprochen
Der Derwisch mitten in dem Kreis:

„Ali Tepeleni, Erhabner, Licht der Lichter,
Der Du im Divan thronst als erster Rath und Richter,
Weitstrahlend über's Erdenrund,
Vezier und oberster Feldherr zahlloser Heere,
Du Schatten dessen, der ist Gottes Schatten, — höre:
Du bist verflucht, Du bist ein Hund!

Die Todesfackel ist's, die Dir erhellt das Leben,
Die Schaale Deines Zorns, vor dem die Völker beben,
Ergießst Du, daß es zischt und qualmt.
Der Sichel gleich im Gras, so glänzst Du über ihnen,
Zum Kitt, um aufzubau'n Dein Lustschloß, muß Dir dienen
Ihr Mark, in ihrem Blut zermalmt.

Doch kommen wird Dein Tag. Janina stürzt in Trümmer,
Und Dich verschlingt das Grab mit Deinem Glanz und Schimmer,
Und eine Eisenschlinge faßt
Dich unter'm Baum Segjin's, und waidlich wird Dich quälen
Die siebte Hölle, dort, wo die verdammten Seelen
Sich ducken bang auf schwarzem Ast.

Und dastehn wirst Du nackt und bloß! Dein Schuldbuch lesen
Wird Dir ein Dämon, Dich umschweben dann die Wesen,
Die Du geschlachtet und geplagt,

Die Schemen, blutbefleckt vom Fuße bis zum Scheitel,
Mehr an der Zahl, als all die Worte, leer und eitel,
Die Du dann stammeln wirst verzagt.

So wird's geschehn! Dein Heer mit Rossen und Geschützen,
Und Deine Flotte wird Nichts in der Noth Dir nützen.
Nicht kleiner würde die Gefahr,
Wenn Ali Pascha, wie der Jude, der verfluchte,
Den schwarzen Engel selbst im Tod zu täuschen suchte,
Und wechselte den Namen gar!"

Sein Schlachtschwert unter'm Pelz trägt Ali, stets zu baden
Im Blut gewöhnt, und drei Pistolen, wohlgeladen,
Und seinen Dolch mit Perlen dran.
Er hört den Priester, läßt ihn seinen Spruch vollenden,
Beugt lächelnd sich herab, — den Pelz mit eignen Händen
Wirft über er dem alten Mann.

November, 1828.

XIV.

Das feste Schloß.

Ἔρρωσο!

Wie kommt es, daß die Flut hier ohne Groll die Flanken
Des Felsen küßt, der glänzt dem Harnisch gleich, dem blanken?
Ihr eigner Spiegel hätt' ihr zeigen doch gesollt,
Daß dieser Fels, der tief sich wühlt mit scharfen Hauern,
Trägt auf der Stirn ein Schloß, umkränzt von weißen Mauern,
Wie um ein schwarzes Haupt sich rings ein Turban rollt.

Wie kommt's?... Für wen, o Meer, sparst du den Zorn, die Stürme?
Wann wirst zerstören du die hundertjährigen Thürme?
Wann naht die Zeit, wo dem Matrosen Ruhe winkt?
Zernage diesen Fels, er soll nicht länger dauern,
Nein, wanken, stürzen soll er sammt den weißen Mauern,
Das stolze Haupt voran, das in die Wogen sinkt!

Muß denn so lange Zeit, du stolzes Meer, zerrinnen,
Bis du ihn niederwirfst, den Fels mit seinen Zinnen?
Ein Tag? Ein Jahr? Ein ganz Jahrhundert?... Aus dem Reich
Der Tiefe wirf hinauf die Flut, die schlammig schwere,
Nach jener Räuberburg! Was ist die Zeit dem Meere?
Rollt ein Jahrhundert doch dir hin der Welle gleich.

Verschlinge dieses Riff und Schloß und Citadelle,
Und um die Trümmer laß sich tummeln Well' um Welle,
Grünhaar'ge Algen, deckt es zu, das Frevlernest!
Mag auf der Seite ruhn der Thurm im feuchten Bette,
Mag jede Welle Stein um Stein dann von der Stätte
Wegschwemmen, bis vom Thurm verwischt der letzte Rest.

Frei athmen wird die Welt, wenn tief im Meeresbecken
Ruht Ali Pascha's Thurm, der Epiroten Schrecken,
Und wenn ein Seemann einst von Kos dem Volk am Bord
Im Meer, am Strande, den geschändet Ali's Tritte,
Den großen Strudel zeigt, sich höhlend in der Mitte,
Und spricht im stummen Kreis: „Dort ist's gestanden... dort."

November, 1828.

XV.

Türkischer Marsch.

La-Allah — El allah!
Es ist kein Gott, als Gott.
Koran.

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

Den Krieger lob' ich mir, vor dem es Belial graut.
Sein Turban läßt auf's Haupt ihm ernste Schatten fallen,
Er küßt des Vaters Bart und ehrt ihn hoch vor Allen,
Er liebt, als wie ein Sohn, sein Schwert, mit Blut bethaut,
Sein Dolman ist durchbohrt von Stichen und mit Flecken
Dicht übersät, wie sie nicht reicher überdecken
Des Königtiger's bunte Haut.

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

An seinem Arm erglänzt des Schildes Kupferdach
Roth, wie der Mond, umhüllt von Nebeln, schaut vom Hügel,
Es knirscht sein Roß, es schäumt, es schnaubt und nagt am Zügel,
Staubwolken fliegen auf, wo Bahn sein Huf sich brach.
Jagt auf dem Pflaster hin im Flug der kühne Streiter,
Steht Alles still und spricht: „Das ist ein türk'scher Reiter!“ —
Und dreht sich um und staunt ihm nach.

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

Und wenn zehntausend Giaur's das Horn zusammenruft, —
Die Antwort bleibt nicht aus, er fliegt dahin, er schmettert
In die Trompete, daß es weit hin schallt und wettert,
Er mordet, ihn berauscht der Qualm, der blutge Duft,
Den rothen Kaftan färbt er frisch im Blut, und weichen
Die Kräfte seinem Roß, er schmeichelt ihm, um Leichen
Noch mehr zu werfen in die Gruft.

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

Der Sieger mag, wenn nun verrauscht der Lärm der Schlacht,
Die Sklavin küssen mit den schönverschlungnen Brauen,
Er mag am hellen Tag Wein trinken, faßt ein Grauen
Den frommen Iman auch, der Wein trinkt in der Nacht,
Ich hör' es gern, wenn er, der mächtig schrie im Grimme
Des Kampfs, frohlockend schwärmt, mit seiner heisern Stimme
Von Houri's singt und scherzt und lacht.

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

Rasch mag er sein und kühn und Unbill duld' er nicht!
Ihm sei das liebste Spiel sein Schwert, wie könnt' erbauen
Ihn je die ekle Kunst, in Ruhe zu ergrauen?
Was kümmert's ihn, wann einst erlischt der Sonne Licht,
Wann über'm festen Land des Meeres Kräfte walten?
Frisch, tapfer sei er nur, und lieber soll als Falten
Er Narben tragen im Gesicht!

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

Das ist, Comparadgi, Spahi, Timariot,
Der wahre, gläubige Soldat! Doch die sich brüsten,
Und zittern, wo es gilt, zu morden, zu verwüsten,
Die spät sich stellen, wenn sie ruft das Aufgebot,
Die, wenn die Stadt erstürmt, mit Beute nicht den Wagen
Beladen, daß die Last die Achse kaum zu tragen
Vermag, das Rad zu brechen droht;...

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

Wer gern mit Weibern trätscht, und wer bei einem Fest
Nicht aufzuzählen weiß die ganze Ahnenreihe
Von einem schönen Roß, wer hofft, ein Andrer leihe
Ihm Kraft, und wer nicht selbst verficht sein eignes Nest,
Auf seinem Divan ruht, sich scheut vor'm Sonnenbrande,
Wer lesen kann, und wer der schnöden Christenbande
Den Wein von Cypern überläßt;...

Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

Der ist ein Feigling, — kein Soldat, wie der Prophet
Sie will, der spornt sein Roß, damit den Feind er packe,
Und fliegt dahin, im Staub nachschleppend die Schabracke,
Der, in der Faust das Schwert, im Bügel aufrecht steht!
Zum Maulthiertreiber taugt er nur, der Bettelsprüche,
Sinnlose Litanei'n herplappert, leise Flüche,
Als wie ein Priester sein Gebet.
Am Sattelbogen hängt die Streitaxt mir, die breite,
Von schwarzem Blute trieft der Dolch an meiner Seite.

Mai, 1828.

XVI.

Die verlorne Schlacht.

Von dem höchsten Hügel nieder,
Auf den Spieß die schweren Glieder
Stützend, schaut er auf die Schlacht,
Fliehen sieht er seine Schaaren
Und dahin in Fetzen fahren
Seines Zeltes sammtne Pracht.
Emil Deschamps.
Roderich während der Schlacht.

„Allah!... Emire, wer wird Reiter und Soldaten,
Zurück mir geben, die mit Lust im Blute waten?
Und wer mein Lager und mein schmuckes Feldherrnzelt?...
Fern glänzten Feuer Nachts an allen Lagerwegen,
Auf dunkeln Hügeln schien's ein lichter Sternenregen,
Der eben sprühend niederfällt.

Wer gibt mir meine Bey's mit Pelzen, fliegend weiten,
Zurück, die Khans, und die im Feld so wacker streiten,
Die Timarioten, die Spahi's und ihr Geschoß,
Beduinen, sonnenbraun, vom Pyramidenlande,
Die Schaden gerne thun den Bauern, Schimpf und Schande,
Und durch Maisfelder ziehn verwüstend hoch zu Roß?

Die Renner, die so flink ausholen und sich strecken,
Die hüpfen durch das Korn gleich flüchtigen Heuschrecken,
Ich soll sie nicht mehr sehn, die ich so liebgewann,
Und deren Zahl mir nun feindselge Mächte kürzen,
Wie auf Carré's sie sich gleich Wetterwolken stürzen,
Und niederschmettern Roß und Mann?

Todt sind sie, Staub und Blut besudeln die Schabracken,
Mit rothen Flecken ist getupft ihr Kreuz und Nacken,
Kein Sporn wird ritzen mehr den fleischig weichen Bug,
Und neben ihnen ruhn die Reiter, todt, die guten,
Die gestern lebend noch in ihrem Schatten ruhten,
Als um die Mittagszeit Halt macht' ihr müder Zug.

Allah!... Wer gibt zurück mir Reiter und Soldaten?
Da liegt mein ganzes Heer zerstreut nun in den Saaten,
Wie blankes Gold, umher verzettelt auf der Flur.
Tartaren, Araber, die Renner und die Reiter,
Turbane, Fahnen, all die lärmend wilden Streiter, —
So ist ein Traum denn Alles nur?

O meine Tapfern, Roß und Mann auf Einem Hügel!
Stumm ist die Kehle nun, das Bein ist ohne Flügel,
Und Säbel und Gebiß vergessen, Muth und Brunst!
Das ganze, weite Thal ist Eine große Bahre,
Ein Feld des Unglücks ist's für lange, lange Jahre!
Heut Abend Blutgeruch, und morgen Leichendunst!

Die stattliche Armee, was ist sie nun? — Ein Schatten!
Sie kämpften wacker fort und ohne zu ermatten
Vom Morgen bis zur Nacht, zerschlagen und zerfetzt;

Ihr schwarzes Leichentuch schlägt nun um ihre Glieder
Die Nacht, die Braven ruhn, die Raben steigen nieder
Und gehn an ihre Arbeit jetzt.

Den Schnabel ziehn hervor sie unter'm schwarzen Flügel,
Und aus dem Schooß des Walds, vom kahlen Berg und Hügel
Zum Schmause fliegen sie von allen Seiten her.
Und die Armee, so stolz noch gestern, so erhaben,
Unwiderstehlich, — ach, erschrecken keinen Raben,
Verscheuchen keinen Aar noch Geier kann sie mehr.

O hätt' ich die Armee noch heut, mit Einem Streiche
Erobert' ich mit ihr die Welt, und ihre Reiche
Und ihre Fürsten wärf' ich ihr, der Herrin, zu.
Sie wäre Schwester mir, Geliebte, Gattin,... wehe,
Nun schloß der neid'sche Tod die unfruchtbare Ehe
Mit ihr, die schläft in tiefer Ruh!

Warum noch leb' ich? — Läg' im Staube der bestaubte,
Mein grüner Turban doch sammt diesem stolzen Haupte!
Noch gestern war ich groß. Da saßen treugesinnt
Vor meinem goldnen Zelt drei Führer noch, die Glieder
Nicht rührend, hoch zu Roß, drei Büsche wehten nieder,
Roßschweife, glänzend schwarz, hinflatternd mit dem Wind.

Von hundert Trommlern ward begrüßt mit lautem Schalle
Ich gestern noch, auf mich nur sahn die Aga's, alle
Die vierzig, ging ich nur vorüber, zitternd schon.
Steinböller nicht, die auf dem Schiff wie Klötze stehen,
Kanonen hatt' ich, die sich auf vier Rädern drehen,
Und Kanonier' aus Albion.

Ich hatte Schloß und Stadt, Bazar's mit reichen Buden,
Griechinnen, — tausendweis verkauft' ich sie den Juden,
Nie war mein Arsenal und nie mein Harem leer.
Und heute muß ich fliehn, geplündert und vertrieben,
Besiegt! Von meinem Reich, ach, Nichts ist mir geblieben!
Allah! Nicht Einen Thurm, nicht Einen hab' ich mehr.

Ja, fliehn muß der Vezier und Pascha von drei Schweifen,
Fort über blaue Höhn ins Weite muß ich schweifen,
Ein Flüchtling, Bettler fast, gebeugt durch Sorg' und Noth,
Ein Dieb, der in der Nacht verscheucht durch jähen Schrecken,
In jedem Baum am Weg die Arme sieht sich strecken
Des Galgens, der von Ferne droht!"

Geschlagen also sprach Reschid in später Stunde;
„Uns Griechen gingen mehr als Tausend nicht zu Grunde,
Nur der Vezier entfloh und jagte kreuz und quer.
Den blut'gen Säbel wischt' er träumend unter'm Reiten,
Zwei Pferde liefen ihm im Flug zu beiden Seiten,
Um ihre Lenden schlug der Bügel klirrend, leer."

Mai, 1828.

XVII.

Die Schlucht.

... alte fosse
Che vallan quella terra sconsolata.
Dante.

Des Berges schwarzer Kamm ist durch die Schlucht gespalten,
Als hätt' auf seiner Fahrt vom Kaukasus den Pfad
Zum Cedar ein Titan hier durch den Berg, den alten,
Gebrochen, über seine Falten
Hinfahrend mit dem Riesenrad.

O Gott, wie oft schon ward in diesen wilden Zeiten,
Wo aus der Christen sich, der Türken Adern heiß
Durch Schwert und Dolch das Blut ergoß von allen Seiten,
Zum blutig rothen Strom, zum brausend wilden, breiten,
Des Riesenwagens Fahrgeleis.

April, 1828.

XVIII.

Das Kind.

O horror! horror! horror!
Shakespeare, Macbeth.

Die Türken waren da: öd ist und wüst die Flur.
Das Weinland Chios ist ein Fels zur Stunde nur,
Chios, einst reich an grünen Zweigen,
Das spiegelt' in der See der Wälder stolze Pracht,
Weinberge, Schlösser, oft wohl auch beim Grau'n der Nacht
Jungfrauen, drehend sich im Reigen.

Rings Alles todt. Doch nein! Dort bei dem schwarzen Stein
Sitzt ein blauäugig Kind, ein Griechenkind, allein,
Gebeugt, doch hör' ich kein Gewinsel.
Ein weißer Hagedorn sein Schirm, ein Blüthenstrauch
Das Dach des Kindes, wie es selbst, vergessen auch
Beim großen Raubzug durch die Insel.

— Ach, armes Kind! Entblößt Dein Fuß, der Fels so rauh..
Wie still' ich wohl den Strom in Deinen Augen, blau
Wie dort der Himmel, hier die Welle?
Was kann ich thun, damit Dein blondes Köpfchen froh
Du hebest, daß der Blitz der Freude lichterloh
Der Augen trüben Glanz erhelle?

Was willst Du? — Schönes Kind, womit erfreu' ich Dir
Das Herz, damit auf's neu der feuchten Locken Zier
Gekräuselt sich zur Schulter neige,
Die Locken, denen noch genaht das Eisen nicht,
Die um die schöne Stirn Dir niederhängen dicht
Und lang, wie Trauerweidenzweige.

Was könnte Dir zerstreu'n den Kummer, süßes Kind?
Die Lilien hier, so blau, wie Deine Augen sind,
Die Iran's dunkeln Quell umringen?
Die Frucht des Tubabaums, des riesigen, der weit
Den Schatten breitet, daß ein Pferd ihn kaum in Zeit
Von hundert Jahren könnt' umspringen?

Wirst Du mir lächeln, wenn den Wundervogel Dir
Ich schenke, dessen Sang laut klingt, wie Cymbeln schier,
Süß, wie Schalmei'n der Hirtenknaben?
Was willst Du? — Blume? — Frucht? — den Vogel? — Wähle nur!
Aufschlug das Griechenkind die Augen von Azur:
— Mann, Blei und Pulver will ich haben!

Juni, 1828.

XIX.

Sarah, die Badende.

Es ließen Sonn' und Wind, wo dicht die Buchen stehen,
Ihr über's Angesicht den Blätterschatten wehen.

Alfred de Vigny.

Sarah schaukelt hin und wieder
Ihre Glieder
In der Hängematt' und ruht
Ueber'm Becken einer Quelle,
Deren Welle
Kommt aus des Ilyssus' Flut.

Und die schwanke Binsenmatte
Strahlt der glatte
Born zurück und sie, der Frau'n
Schönste, diese Maid, die weiße,
Die die heiße
Stirne neigt, um sich zu schau'n.

Streift die Schaukel dann im schnellen
Flug die Wellen,
Zittern sie bewegt zum Gruß,
Es entsteigt ihr Hals den Wogen
Schöngebogen,
Und ihr marmorweißer Fuß.

In die Wellen wagt zu schlagen
Sie mit Zagen
Mit dem Fuß, der rosig thaut,
Weil ihr Bild sie ihr entstellen;
Ob der Wellen
Frischer Kühle lacht sie laut.

Bleibst Du hier verborgen stehen,
Wirst Du sehen
Bald das nackte Kind mit Lust
Aus dem Bade sich erheben
Und hinschweben,
Mit den Armen vor der Brust.

Wie ein Stern ist sie zu schauen,
Die der blauen
Flut entsteigt und hold gebückt,
Triefend horcht, ob Niemand lauert,
Leise schauert
An der Luft und um sich blickt.

Sieh sie dort, die scheue Taube,
Unterm Laube
Zagend, ob kein Unfall droht;
Schwirrt um sie mit leiser Tücke
Eine Mücke,
Wie Granaten glüht sie roth.

Blühend schaust Du, ohne Hülle
Ihre Fülle,
Und ihr blaues Aug' im Traum

Siehst Du blitzen, gleich dem Sterne,
Der von Ferne
Strahlt im blauen Himmelsraum.

Und sie wischt sich ab die Glieder,
Und hernieder
Rinnt's, wie Regen tropft vom Ast;
Gleich als wenn gelöst zu Falle
Kämen alle
Perlen, die ihr Halsband faßt.

Sarah zögert dem Behagen
Zu entsagen,
Eile, wahrlich, hat sie nicht,
Und indem sie spielt und gaukelt,
Und sich schaukelt,
Lächelt leis ihr Mund und spricht:

„Wär' ich eine Kapudane,
Ja, Sultane,
Ambra müßt' ins Bad mir thaun,
Sprudeln müßt' es aus dem Rachen
Eines Drachen
Zwischen goldner Greifen Klau'n.

Weich in seidnen Hängewiegen
Würd' ich liegen,
Die sich schmiegen, Wellen gleich,
Und die Ottomanne würde
Meine Bürde
Tragen, schwellend, düftereich.

Jede Laune würd' ich stillen,
    Ohne Hüllen
Plätschert' ich im Wellenschooß,
Sicher, daß im Hain, dem dunkeln,
    Nirgends funkeln
Späheraugen, — sorgenlos.

Keiner wagt' es, mich zu schauen,
    Todesgrauen
Schützte rings mein Paradies,
Durch Heiducken und Eunuchen
    Müßt' er suchen
Seinen Weg, durch Schwert und Spieß.

Läßig über Saal und Treppe
    Meine Schleppe
Streifen ließ' ich, schön beschuht
Mit den prächtigsten Sandalen,
    Welche strahlen
Feurig in Rubinen-Glut." —

So sich zur Prinzessin träumend,
    Müßig säumend
Schaukelt sich das schöne Kind,
Nur zum Spiel die Sinne lenkend,
    Nicht bedenkend,
Daß beschwingt die Tage sind.

Und von ihrem Fuße spritzen
    Tropfen, blitzen
Auf das Gras und übersprühn

Ihres Hemdes Falten, fliegend
Und sich wiegend
Hoch am Busch im Ufergrün.

Die Gespielen ziehn, die frischen,
All inzwischen
Mit der Sens' auf's Ackerland,
Ziehn dahin in hellen Haufen,
Rennen, laufen,
Hüpfen lustig, Hand in Hand.

Und sie lachen, singen, necken
Sie, die Recken,
Jede spottet, wie sie mag:
„Noch nicht angekleidet? — Schäme
Dich, Bequeme —
Heut, an einem Erntetag!“

Juli, 1828.

XX.

Erwartung.

Esperaba, desperada.

Eichhörnchen, auf die höchsten Zweige
Der hohen Eiche steige, steige,
Die schwankt bei jedem Windesstoß!
O fliege, Storch, der Trümmerreste
Der alten Burgen liebt, vom Neste,
Vom Tempel zu der steilen Veste,
Vom Kirchthurm zu dem hohen Schloß!

O Aar, aus deinem Horst erhebe
Dich zu dem höchsten Berg, und schwebe
Hinauf, hinauf zum ew'gen Schnee.
Und du, o Lerche, munter immer
Und wach vor'm ersten Morgenschimmer,
Steig' auf vom irdischen Gewimmer,
Schwing' jauchzend dich zur Himmelshöh';

Und von des Baumes hohem Sitze,
Des weißen Thurmes goldner Spitze,
Vom Berg, vom Himmel laßt den Blick
Weit schweifen, sagt mir: seht ihr biegen
Nicht eine Feder sich und wiegen,
Seht ihr ein Roß nicht dampfend fliegen,
Und kehrt mein Liebster nicht zurück?

Juni 1828.

XXI.

Lazzara.

Und das Weib war sehr schöner Gestalt.
2 Sam. XI. 2.

Seht, wie sie rennt, die Maid: — durch Pfade, dornig wild,
An Rosenbüschen hin, durch's goldene Gefild,
In dem des Mohnes Fackeln brennen,
Auf ungebahntem Weg, auf Straßen, staubbesät,
Durch Wald, Gebirg und Thal und weite Ebne, — seht
Die junge Dirne, seht sie rennen!

Groß ist sie, hübsch und schlank, und wenn mit raschem Schritt,
Ihr Blumenkörbchen auf dem Haupte, hervor sie tritt
Mit heitrem Blick und schlanken Beinen;
Steht sie, zur schönen Stirn die Arme hebend, da,
Wird sie im Tempelschutt Dir eine Amphora
Mit Alabasterhenkeln scheinen.

Jung ist sie und sie lacht und trillert, unverzagt,
Mit nacktem Fuß, am Teich, durch Dorn und Hecken jagt
Sie nach den bunten Schmetterlingen.
Sie schürzt ihr Kleid; benetzt der Bach auch das Geweb',
Sie läuft, sie rennt, sie fliegt, — wohl mancher Vogel gäb'
Um ihre Füße seine Schwingen.

Und wenn, zur Stunde, wo ins Dorf mit Glockenschall
Die Heerde blöckend zieht, die lust'gen Dirnen all
Zum Abendreigen sich vereinen, —
Sie putzt nicht lange sich heraus, sie kommt zum Tanz,
Die Blume, die sie schmückt, in ihrem Haar der Kranz
Wird immer uns der schönste scheinen.

Der alte Omer, traun, Pascha von Negropont,
Hätt' Alles, wenn er sie gewinnen nur gekonnt,
Dahingegeben unverdrossen,
Die Flotte, sein Geschütz, und seiner Schafe Flaum,
Den Turban, Roßgeschirr und sein Gewand am Saum
Mit Edelsteinen übergossen;

Pistol' und Büchse, die aus weiter Mündung drohn,
Woran das Silber längst er abgegriffen schon,
Die Flinten und die Pferdedecken,
Den krummen Säbel, den die prächtge Scheid' umfängt,
Das Tigerfell, an dem sein goldner Köcher hängt,
In dem mongol'sche Pfeile stecken.

All seine Schätz' und den Schatzmeister hätt' er, traun,
Um sie gegeben, gern, und die dreihundert Fraun
Mit ihren Sklavinnen und Dienern,
Die Hunde, die zur Jagd er braucht, mit rothem Band,
Die Albanesen, stark und braun vom Sonnenbrand,
Mit ihren langen Karabinern.

Die Franken, Juden all sammt den Rabbinen bot
Er gern um sie, den Kiosk, der schimmert grün und roth,
Die hohe Burg, den Teich der Schwäne,

Den Badsaal, dessen Grund Mosaik, Schloß und Gut,
Sein Sommerhaus, das hell sich spiegelt in der Flut
Des blauen Golfes von Cyrene;

Sogar das weiße Roß, das im Serail er pflegt,
Um dessen Brust der Schweiß, wie Silberschaum, sich legt,
Und Zaum und Zeug und Goldgeschmeide,
Ja, selbst die Spanierin, die ihm der Dey geschenkt
Von Algier, die so leicht sich im Fandango schwenkt,
Und die Basquina hebt von Seide!

Kein Pascha ist's, es ist ein brauner Klephte nur,
Der Nichts gegeben, der sie wegnahm von der Flur, —
Und sie, sie ließ es gern geschehen;
Ein armer Klephte, der nur Wasser hat und Luft,
Sein gutes Feuerrohr, und, die ihm winkt und ruft,
Die Freiheit auf den Bergeshöhen.

Mai, 1828.

XXII.

Wunsch.

Wie eine Rose man erlesen
In Saron mag in freier Wahl,
So wählt Euch ein jungfräulich Wesen,
Die Lilie aus in Eurem Thal.
Lamartine.

Wär' ich das Blatt, das auf den Flügeln
Der Winde fortgewirbelt flieht,
Das hinschwimmt auf den Wellenhügeln,
Dem träumend nach das Auge sieht;

Noch frisch und grün vom Zweig gefallen,
Gern folgt' ich, ohne Gegenwehr,
Den Lüften, die nach Osten wallen,
Dem Bach, der kommt vom Westen her.

Weit über Ströme weg und Bäche
Und ferner Berge blauen Duft,
Weg über Berg und Schlucht und Fläche
Flög' ich in freier Himmelsluft;

Der Wölfin Höhle, und die Wälder,
Wo Tauben nisten ungesehn,
Die Saaten und die öden Felder,
Die Quelle, wo drei Palmen stehn;

Die Felsenkluft, aus deren Räumen
Der Sturm hervor verwüstend saust,
Den düstern See, umringt von Bäumen
Mit Haaren, lang und wild zerzaust;

Des Mohrenfürsten Reich, das alte,
Der schwingt den Jataghan und Speer,
Dem auf der Stirne Falt' an Falte
Sich reiht, wie Wellen auf dem Meer; —

Weit Alles würd' ich überfliegen,
Den Arta-See, gekräuselt lind,
Zurück den Gipfel ließ' ich liegen,
Der Mykos scheidet und Korinth;

Hin flög' ich, wie ein Pfeil, und sehnend
Schwebt' über Mykos' still ich hin,
Die Stadt, im Viereck weit sich dehnend,
Mit Kuppeln, schimmernd hell von Zinn;

Des Priesters Tochter müßt' ich sehen,
Schwarzäugig, weiß von Angesicht,
Die spielt am Thor im Abendwehen,
Am Fenster singt im Morgenlicht.

Ihr flög' ich armes Blatt entgegen,
Ihr auf die Stirne, rein und klar,
Würd' ich mich niedersinkend legen,
Und auf ihr lockig goldnes Haar;

Dem Papagei dann würd' ich gleichen,
Im goldnen Korn verloren fast;
Noch mehr, — in Edens lichten Reichen
Der grünen Frucht auf goldnem Ast.

Dort auf dem Haupt der schönen Dirne,
Ha, schöner weit erschien' ich mir,
Als auf des Sultans hoher Stirne
Der Reiherfeder stolze Zier.

September, 1828.

XXIII.

Die eroberte Stadt.

Feuer, Feuer, Blut und Trümmer!
Corte Real, die Belagerung von Diu.

Du sprichst, o Herr, da schlägt, so laut Dein Volk auch wimmert,
Das Feuer hell empor und wilde Funken ziehn,
Ein düstres Morgenroth, das auf den Dächern schimmert,
Und über Trümmer fliegt die Flamme tanzend hin.

Mit tausend Armen tobt der Mord, das Ungeheuer,
Zu Gräbern werden die Paläste, glühend heiß.
Und Männer kommen um und Frau'n durch Schwert und Feuer,
Und Raben krächzen um die Mauern rings im Kreis.

Der Mütter, o Kalif, der Jungfrau'n Stimmen gellten,
Sie schrie'n und jammerten, man warf sie auf den Grund,
Und stolze Rosse ziehn hervor sie aus den Zelten
Lebendig, zuckend noch, geschändet, todeswund.

Ein weites Leichentuch siehst Du die Stadt umwallen,
Ausstreckst Du Deinen Arm, und öd ist das Gefild.
Der Priester betend am Altar, er mußte fallen,
Umsonst sein heil'ges Buch hielt er vor sich als Schild.

Säuglinge liegen todt, es klebt am heißen Stahle
Ihr Blut, in wilder Gier fortwüthet Mord und Brand ...
Dein Volk, o König, küßt den Staub von der Sandale,
Die an den stolzen Fuß Dir knüpft ein goldnes Band.

April, 1825.

XXIV.

Lebewohl der arabischen Wirthin.

Und wohnet bei uns. Das Land soll euch offen sein, wohnet und werbet und gewinnet drinnen.
1 Mos. XXXIV, 10.

Da Nichts Dich fesseln kann bei uns, o fremder Gast,
Nicht Palmenschatten, nicht der gelbe Mais, die Rast
Und Ruhe nicht beim reichsten Segen,
Auch unsre Schwestern nicht, die, wenn Dein Lied erklingt,
Froh an die junge Brust sich schlagen und beschwingt
Im Abendreigen sich bewegen; —

Lebwohl denn, weißer Mann! — Gezäumt mit eigner Hand
Hab ich Dein kühnes Roß, damit auf Stein und Sand
Es nicht Dich werfe, wild sich bäumend,
Am Boden scharrt sein Huf, sein Kreuz ist glänzend fein,
Rund, wie der schwarze Fels, den glatt gespült und rein
Die Flut der Brandung, ihn umschäumend.

Du wanderst ohne Ruh! — O wärst Du, fremder Mann,
Doch Deren Einer, die festhält in trägem Bann
Ihr Dach von Leinwand oder Zweigen,
Die müßig Abends, still den Mährchen horchen zu,
Und, sitzend vor dem Thor in träumerischer Ruh,
Hinan die Himmelsleiter steigen.

O hättest Du gewollt, als Dienerin gepflegt
Hätt' Eine gern von uns Dich knieend, treu gehegt
Dich unter Einem unsrer Dächer.

Sie hätte Dich in Schlaf gesungen und bewacht,
Und, um die Fliegen zu verscheuchen, gern gemacht
Aus grünen Blättern einen Fächer!

Du gehst! — Du ziehst dahin, bei Tag, bei Nacht allein.
Es schlägt Dein Pferd, es knirscht der harte Kieselstein,
Und stäubend helle Funken springen.
Hinjagst Du, und Dein Speer blitzt durch die Finsterniß,
Schon mancher Nachtgeist stieß daran sich und zerriß
Vorüberfliegend sich die Schwingen.

Kehrst Du zurück, entdeckst Du meine Hütte leicht,
Steig' auf den schwarzen Berg nur, der dem Rücken gleicht
Des Dromedars, hast Du erklommen
Den Fels, dann denk' daran: ihr Dach ist hoch gebaut,
Gleicht einem Bienenkorb, und ihre Pforte schaut
Dahin, woher die Schwalben kommen.

Und kehrst Du nicht zurück, Du schöner, weißer Mann,
Denk' an die Töchtern doch der Wüste dann und wann,
Die tanzen über Sand und Steine
Barfuß mit hellem Sang! Zugvogel, der dahin
Nur streicht, o denk' an sie! — Ach, Dein mit treuem Sinn
Denkt wohl im Dorfe mehr als Eine!

Lebwohl denn! — Wandre fort gradaus! — Sei auf der Hut,
Daß Dir die Sonne, die uns bräunt, die Rosenglut
Nicht welken macht mit ihrem Brande;
Nimm vor der Wüste Dich in Acht, der Zauberfrau,
Der alten, und dem Mann, der Kreise zieht im Grau
Der Nacht mit weißem Stab im Sande!

November, 1828.

XXV.

Fluch.

Ed altrò disse: ma non l'ho a mente.

Durch sand'ge Wüsten soll er irren all sein Leben,
Wo stets der Sonne Strahl, nachdem er kaum verschweben
Ihn sah, ihm wieder glimmt,
Dem finstern Mörder gleich, der flüchtig, in der Mitte
Des Waldes schauernd Nachts unheimlich rasche Schritte
Stets hinter sich vernimmt.

Er gleit' auf Gletschern hin, wie Beile glatt, er schleife,
Er strauchle, fall' und fall', und mit den Nägeln greife
Er fest sich klammernd seine Bahn.
Statt eines Andern, — was er auch betheuernd sage:
„Ich habe Nichts gethan!" — ergreife man und schlage
Ans Kreuz und nagle fest ihn an;

Dort häng' er, wild zerzaust, entstellt, mit blauer Lippe,
Ihn grinse, sichtbar nur ihm selber, das Gerippe
Des Todes höhnisch an;
Ein Leichnam, lebend halb und zuckend, mag er fühlen
Die Schmerzen noch, die ihm in allen Gliedern wühlen,
Benagt von seinem Zahn.

Noch Schatten nicht und doch nicht lebend, jammre, kreische
Er fort, die Sonne glüh' ihm auf dem nackten Fleische,
Und in der Nächte Grau'n
Erwach' er, überströmt von eisig kaltem Regen,
Er schüttle sich, und wehr' in eitlem Kampf sich gegen
Der Raben scharfe Klau'n!

August, 1828.

XXVI.

Die zerhackte Schlange.

Im Uebrigen haben die Weisen gesagt: Man soll sein Herz nicht an vergängliche Dinge hängen.
Saadi, Gulistan.

Ich wache Tag und Nacht, die Thräne rinnt herab
Vom flammenden Gesichte,
Seit ihr Gazellenaug' Albaÿde im Grab
Geschlossen, ach, das lichte.

Sie lächelte so süß, sie hatte fünfzehn Jahr'
Und liebte ihren Dichter.
Kreuzt' auf der nackten Brust die Arme sie, so war
Ein Engel sie, ein lichter.

Einst ging ich träumend hin, wo sich am Meeresstrand
Zwei Vorgebirge strecken,
Da sah ich eine Schlang' am Weg im Ufersand,
Grüngelb, mit schwarzen Flecken.

In zwanzig Stücke war zerhackt der arme Wurm,
Bespült von Meereswogen,
Vom Blute rosig war der Schaum, der mit dem Sturm
Der Schlange zugeflogen.

Die Stücke krochen hin und wanden sich im Schlamm,
Die blutig purpurrothen,
Und röther färbte noch den scharfgezahnten Kamm
Das Blut der lebend todten.

Es krümmten sich, um sich zu finden auf dem Grund
Die Stücke, wund, zersplittert.
Sie suchten, suchten sich, als wie ein Mund dem Mund
Zum Kuß entgegenzittert.

Und wie ich traurig, stumm, in Träumen mich verlor,
Da sahn, wie trübe Lichter,
Zwei Augen aus dem Haupt, dem zahnigen, empor,
Die Schlange sprach: „O Dichter!"

„Beklage Dich! — Dein Schmerz drückt tiefer Dich hinab,
Mit schwererem Gewichte,
Seit ihr Gazellenaug' Albayde im Grab
Geschlossen, ach, das lichte.

Dein junges Leben auch ist nun zerstückt, zerlegt,
Grausam verstümmelt schwanken
Um Eines nur, ein Bild, das die Erinnerung hegt,
Die zuckenden Gedanken.

Dein hoher Feuergeist, der wie die Schwalbe, leicht
Und rasch, in edlem Ringen
Die Erde streift' und dann die Sternenwelt erreicht'
Auf weitgedehnten Schwingen,

Stirbt, wie ich selbst, und bringt, zerstückt, erschöpft, benetzt
Von salzig trüben Fluten,
Nicht seine Glieder mehr zusammen, die zerfetzt
Sich winden und verbluten."

November, 1828.

XXVII.

Nurmahal, die Rothe.

No es bestia que non fus hy trovada.
Joan Lorenzo Segura de Astorga.
Kein wildes Thier, das dort nicht auch sich fände.

Dort zwischen Felsen eingeschnitten
Siehst Du die Schlucht, die Grauses hegt,
Wild, buschig, fern den Menschentritten,
Dem Büschel Wolle gleich inmitten
Der Hörner, die der Widder trägt.

Dort sträubt der Löwe seine Mähne,
Es brüllt der Tiger, buntgefleckt,
Der Schakal heult und die Hyäne,
Es fletscht der Leopard die Zähne,
Das Pantherthier, das Blut geleckt.

Es kriecht, es wimmelt in dem Raume
Von Ungeheuern, triefend schleicht
Der Basilisk von gift'gem Schaume,
Plump hängt die Boa an dem Baume,
Die selber einem Baumstamm gleicht.

Fischadler, röthlich unterlaufen
Das Aug', und Aff' und Schlange, — das
Zischt Alles, summt, wie Bienenhaufen,
Flußpferd' und Elephanten schnaufen,
Bambus zerstampfen sie wie Gras.

Dort haust die Brut, voll grimmer Hitze,
Die kreischt und kläfft und heult im Grund,
Durch Strauch und Büsche zuckt's, wie Blitze,
Ein Auge flammt aus jeder Ritze,
Aus jeder Höhle brüllt ein Schlund . . .

Doch lief' ich, nackt, bei all den Pfoten
Und Klau'n, nicht mindere Gefahr
Dort, als bei Nurmahal, der Rothen,
Die spricht so sanft, wie Himmelsboten,
Und blickt aus Augen mild und klar.

November, 1828.

XXVIII.

Die Djinn's.

E come i gru van cantando lor lai,
Facendo in aër di se lunga riga,
Così vid io venir traendo guai
Ombre portate d'alla delta briga.
Wie Kraniche in langen dichten Reihn
Hinziehen, singend ihre düstern Klagen,
So hör' ich Schatten seufzen, wimmern, schrein,
Sie nahn, sie nahn, vom Sturm dahergetragen.
Dante.

Stadt,... Hafen,...
Wie gut
Sie schlafen,
Die Flut
Zieht leise
Geleise
Im Kreise,...
Und ruht.

Sind die Todten
Aufgewacht?
Nein, der Oden
Weht der Nacht.
Töne schwimmen,
Geisterstimmen,
Flämmchen glimmen
Sanft und sacht.

Wie Glöckchen helle
Ein Stimmchen klingt:
Der Zwerg, der schnelle,
Er hüpft und springt,
In Lüften lebend,
Den Fuß erhebend,
Auf Wellen schwebend,
Tanzt er und singt.

Horch, der Lärm, schon tost er
Näher und es schallt,
Wie die Glock' im Kloster,
Dem verwünschten, hallt: —
Wie im menschenvollen
Raum die Töne rollen,
Bald nur leise grollen,
Brausend, donnernd bald.

Die Djinn's! Sie sind's, o Schrecken!
Welch höllisch wilder Tand!
Eilt, eilt, euch zu verstecken
Am alten Treppenrand;
Beim Lampenlicht, dem matten,
Schwebt des Geländers Schatten,
An Trümmern, Balken, Latten
Empor zur höchsten Wand.

's ist der Schwarm der Djinns, der wettert,
Pfeifend laut vorüberrennt,
Eiben, die ihr Flug zerschmettert,
Krachen, wie ein Span, der brennt.

Durch die Nacht mit schrillend rauhen
Tönen fliehn sie, anzuschauen,
Wie der Wolke Schooß, der grauen,
Den ein Blitzstrahl zuckend trennt.

Da sind sie! — Schließt im Saal die Fenster!
Vorüber rauscht die wilde Flut!
Wie lärmt sie draußen, der Gespenster,
Vampyre, Drachen grause Brut!
Wie Gras im Winde schaukelnd, knarren
Am Dach die losgerissnen Sparren,
Des Thores Angeln selbst, die starren,
Die rost'gen, schüttelt ihre Wuth.

Ein Höllenlärm, ein Heulen, Stöhnen, Jammern!
Ein wildes Heer, vom Sturm dahergeweht!
Es kracht die Wand, es ächzen alle Klammern,
Die Mauer wankt, die kaum noch widersteht.
Es rast heran ein Schwarm von Höllenknechten,
Und, wie entwurzelt, vor den finstern Mächten
Neigt sich das Haus zur Linken und zur Rechten,
Und bebt, wie sich ein Blatt im Winde dreht.

Prophet, wenn Du von dieser Heerde
Mich rettest, dieser Höllenschaar,
Dann beug' ich tief mein Haupt zur Erde
Vor Deinem rauchenden Altar.
Gib, daß an diesem Damm der Wände
Der wilde Höllensturm verende! —
Wie sie am Fenster kratzen! — Wende,
Prophet, o wende die Gefahr!

Fort, entflohn sind die Gespenster,
Und es schlägt der Höllenchor
Mit den Klau'n nicht mehr ans Fenster,
Stößt nicht wetternd mehr ans Thor.
Kettenklirren, wirres Zanken
In der Luft;.. im Walde schwanken
Eichen, wie zerzauste Ranken,
Angebrannt, geknickt, wie Rohr.

Das Rauschen ihrer Flügel
Verliert sich nach und nach,
Und fern am letzten Hügel
Verhallt es allgemach, —
Wie zitternd durch die stille
Mondnacht sich schwingt der schrille
Gesang der müden Grille, —
Wie Hagel rauscht auf's Dach.

Seltsame, verworrne
Laute, sterbend schon; —
Wie, wenn auf dem Horne
Bläst der Wüste Sohn,
Weit umher im Kreise
Die arab'sche Weise
Klingt, erlöschend leise,
Wie im Traum ein Ton.

Der Spuck der Grüfte
Verrauscht, es zieht
Durch dunkle Lüfte
Der Schwarm und flieht,

In Wolken hausend,
Die Nacht durchsausend,
Wie Wellen brausend,
Die Niemand sieht.

Weit von hinnen
Rauscht's im Trab,
Also rinnen
Tropfen ab,
Wimmern Waisen
Ihre leisen
Klageweisen
Um ein Grab.

Gesinde,
Fahr zu,
Verschwinde
Im Nu!
Nacht, fege
Die Wege,
Und pflege
Der Ruh!

August. 1828.

XXIX.

Sultan Achmet.

O erlaube, schönes Mädchen,
Daß ich meinen Hals mit Deinem Arm umschlinge.
Hafis.

Zu der reizenden Juanina,
Die sich hüllt in die Basquina,
Achmet sprach im Liebesschmerz:
— Gerne gäb' ich, ohne Scherz,
Meine Krone für Medina,
Und Medina für Dein Herz.

— Werde Christ, o Herr, und finden
Laß nicht länger Dich als Blinden,
Frevel, ach, ist meine Lust
An des türk'schen Mannes Brust.
Groß und schwer sind meine Sünden
Und ich bebe schuldbewußt.

— Bei dem Perlenschmuck, dem glatten,
Schöne Herrin, dessen Schatten
Fällt auf Deines Busens Glanz,
Dir zu Willen bin ich ganz,
Doch Dein Halsschmuck, — mir gestatten
Wirst Du's, — sei mein Rosenkranz!

Oktober, 1828.

XXX.

Maurische Romanze.

Dixô le: — dime buen hombre,
Lo que preguntarte queria.
Romancero general.

Don Rodrigo jagt im Walde,
Mittags an der Bergeshalde,
Schützend sich vor'm Sonnenbrand,
Ohne Harnisch, ohne Degen,
Eilt er sich ins Gras zu legen,
Er, „der Kühne" zubenannt.

Und die finstre Stirne senkt er,
An den Mauren-Bastard denkt er,
Dessen Ohm er selber ist,
An Mudarra, dem er sieben
Brüder schlug mit Mörderhieben,
Lara's Blut, vor kurzer Frist.

Ihn zu fordern vor sein Eisen,
Würd' er Spanien's Gau'n durchreisen
Von Figuère bis Setuval,
Einer müßte dann zur Erde
Sinken ... Ha, ein Mann zu Pferde
Hält vor ihm mit einem Mal.

— Maure oder Christ, — Herr Ritter,
Nie den Kelch des Lebens bitter
Mache Gottes Güte Dir!
— Schenke Gott Dir seine Gnade,
Reitersmann, den seine Pfade
Führen hier vorbei an mir.

— Maure oder Christ, — Herr Ritter,
Dem die Ruhe hier nicht bitter
Schmeckt in schattig kühler Luft,
Willst den Namen Du mir melden,
Daß ich weiß, ob einen Helden
Ich getroffen oder Schuft?

— Don Rodrigo ist mein Namen,
Aus der Lara edlem Samen, —
Da Du gern zu fragen scheinst.
Donna Sancha, ist, o Bester,
Nach des Priesters Wort mir Schwester,
Dessen, der getauft mich einst.

Ihn erwart' ich hier, ihn suche
Ich, Mudarra, dem ich fluche,
Ihn, den Bastard, lange schon,
Der in Aliatar's Flotte
Kommandirt die Galeote,
Ihn, der Renegatin Sohn.

Sucht er nicht mir auszuweichen,
Ich erkenn' ihn an dem Zeichen
Unsres Hauses, das er führt,

Eine Klinge trägt der Heide,
Immer bloß und ohne Scheide,
Die am Knopf ein Demant ziert.

Ja, bei meinem Christenthume,
Sterben soll er, mir zum Ruhme,
Fallen nur durch meine Hand!
Darum ist es, daß ich wandre...
— Don Rodrigo, spricht der Andre,
Bist von Lara Du genannt?

Nun, der Bastard, dem Ihr fluchet,
Der Mudarra, den Ihr suchet, —
Er ist's, der hier vor Euch steht.
Er, der Richter und der Rächer,
Rette Dich, verdammter Schächer!...
Jener murmelt: — Du kommst spät!

— Der des Maurenkönigs Flotte
Führt, Aliatars Galeote,
Ich bin's, der hier vor Dir steht,
Ich, mein Dolch und meine Rache,
Aus nun fecht' ich meine Sache!...
Jener murmelt: — Du kommst spät!

— Viel zu früh für Dich, o Ritter!
Oder schmeckt das Leben bitter
Dir vielleicht?... Du bebst, Dein Muth
Ist erloschen ohne Zweifel:
Deine Seele gib dem Teufel,
Schurke, mir gehört Dein Blut!

Hilft mir meine gute Klinge
Und mein Gott, daß ich's vollbringe,
Zittre, Schurke, dann vor mir.
Kennst Du Deinen Herrn? da steht er,
Deine Seele, Du Verräther,
Reiß' ich aus den Zähnen Dir.

Ha, daß ich Dich endlich treffe,
Ich, der Donna Sancha Neffe!
Löschen meines Hasses Brand,
Sterben mußst Du, Ohm, vorüber
Ist nun Deine Zeit!... — Mein lieber
Neffe, gleich bin ich zur Hand!

Kannst die Ungeduld Du zähmen?
Nur mein Schwert dort will ich nehmen.
— Längre Frist nicht haben darfst
Du, mein Ohm, als meine Brüder,
Die erbarmunglos Du nieder
Schlugst und in die Grube warfst.

Für die Renegatin Rache!
Auszufechten ihre Sache,
Trug ich nackt bis heut mein Erz,
Weil ich Dir, Du Mörder, fluchte,
Weil ich eine Scheide suchte,
Für den Demantstahl, — Dein Herz!

Mai, 1828.



XXXI.

Granada.

Quien no ha visto a Sevilla,
No ha visto a maravilla.

Spanisch oder maurisch, ferne
Oder nah, — dem Stern der Sterne
Gleicht, — Granada, keine Stadt.
Keine darf ihr gleich sich glauben,
Ihr den Schönheitsapfel rauben,
Ihr, die tausend Wunder hat,
Blühend, orientalisch reizend,
Die der Himmel, ihr nicht geizend,
Reich geschmückt an Blüth' und Blatt.

Palmbäume hat Cadix, Murcia Orangenbäume,
Jaën des gothischen Palastes weite Räume.
Agreda den Konvent, erbaut von Edmunds Hand.
Segovia den Altar, umringt von Huldigungen,
Den Aquadukt, dreifach geschwungen,
Der einen Strom ihm bringt von hoher Bergeswand.

Lers hat Thürme, Flammenblitze
Wirft von einer Säulenspitze
Barcelona über's Meer.

Treu ihr Scepter, schwer von Eisen,
Wahrt Tudela seinen weisen
Kön'gen schon von Alters her;
Düstre Essen, die im Dunkeln
Roth, wie Höllenschlünde, funkeln,
Sind Tolosa's Schmuck und Wehr.

Der Fisch, der einst gemacht Tobias' Augen helle,
In Fontarabia's Golf spielt er in klarer Welle,
In Alicante ragt so Minaret wie Dom,
Cordova hat Moschee'n und alte Prachtpaläste,
Und Compostella hat des Heil'gen Ueberreste,
Madrid den Manzanaresstrom.

Auf den schwarzen, morschen Mauern
Um Bilbao zittern, schauern
Grüne Gräser; arm an Macht
Ist Medina, doch die Blöße
Deckt der Glanz der alten Größe
Und die herzogliche Tracht,
Sein nur sind die Sykomoren,
Seine Brücken dankt's dem Mohren,
Rom der Aquadukte Pracht.

Dreihundert Kirchen sind's, die in Valencia stehen,
Und Alcantara läßt die Türkenfahnen wehen
Von Pfeilern hoch und schlank, in Menge, reich an Pracht,
Und Salamanca, das drei stolze Hügel krönen,
Entschläft bei Mandolinen-Tönen
Und vom Studentenlärm erwacht die Stadt bei Nacht.

Petrus liebt Tortosa's Hallen,
Glänzend, marmorreich vor Allen
Ist Puycerda, Tuy vertraut
Seinem Thurm voll düstern Schauern,
Tarragona seinen Mauern,
Die ein König einst gebaut.
Die Giralda ziert Sevilla,
Vom Duero manche Villa
In Zamora wird bethaut.

An Reichthum ist Burgos gleich einem Paradiese,
Girona Herzogin und Pennaflor Marquise,
Vivar hat, streng verhüllt, ein Sonnenangesicht,
Zu Kämpfen jederzeit ist Pampeluna fertig,
Und wenn beim Mondenschein es ist des Schlafs gewärtig,
Schließt es den Festungsgürtel dicht.

Alle diese spanischen Städte
Liegen tief im ebnen Bette,
Oder auf Sierren-Höhn,
Alle haben Citadellen,
Die kein Feind so leicht wird fällen,
Die Verrath noch nie gesehn,
Jede prangt mit Münsterhallen,
Doch Granada ist vor Allen
Durch Alhambra's Wunder schön.

Alhambra, stolzer Bau, Alhambra, dessen Räume
Mit Harmonie durchwehn die Genien der Träume,
Du Veste, die dem Blick bekränzte Zinnen beut,

Wo Zauberworte Nachts in stillen Lüften wogen,
Und wo des Mondes Licht durch die arabischen Bogen
Kleeblätter, silberweiß, verstreut.

Wunder hat Granada, große,
Mehr, als Körner roth im Schooße
Glühn der Früchte, die sie trägt.
Heil Granada! Wenn die Fahnen
Wallen und zum Kampfe mahnen,
Feuer speit sie, wild erregt,
Grimmiger, die stolze Pathe,
Als die zischende Granate,
Wenn ins Feindesheer sie schlägt.

Nichts ist so groß, so schön, wie sie, so reich gesegnet,
Sei's, daß Vivataubin Vivaconclud begegnet
Im Klang des Tamburins, das rings von Glöckchen bebt,
Sei's, daß, mit Feuer rings gekrönt wie ein Kalife,
Das blendende Generalife
Hoch in die schwarze Nacht den lichten Giebel hebt.

Von den rothen Thürmen lärmen
Glocken summend Bienenschwärmen
Gleich, die vor dem Winde fliehn,
Wenn des Festes Freuden locken,
Läuten Alcacava's Glocken,
Und seltsame Töne ziehn,
Die aus Mauernthürmen dringen,
Liebliche Dulcaynen klingen
Laut des süßen Albaycin.

In jedem Wettkampf siegt Granada, ja, Granada
Singt süßer, weicher noch die weiche Serenada,
Die reichsten Farben läßt an jedem Haus sie schaun,
Die Winde halten an den Athem, wenn im Thale
Granada, das erglänzt im Sommerabendstrahle,
Ausstreut, wie Blumen, seine Frau'n.

Um Granada, wie die Sterne
Leuchtend, Asien gäbe gerne
Hin der Mohr und Libyen drein;
Doch Granada, fest im Glauben,
Kein Ungläub'ger wird sie rauben,
Keiner wird Granada frei'n.
Könnt' es ein Sevilla neben
Jener Wunderstadt noch geben, —
Nur Granada würd' es sein.

April, 1828.

XXXII.

Die Kornblumen.

Si es verdad ô non, yo no lo he hy de ver,
Pero non lo quiero en olvido poner.
Jean Lorenzo Segura de Astorga.

So lang inmitten goldner Aehren
Die blauen Blumen Feld und Flur
Mit ihrem glänzenden Azur,
Wie Sterne glühend, hold verklären,
Bevor die scharfe Sichel fällt
Die Halme, die im Wind sich bücken...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Von allen andalusischen Städten
Ist keine, die im Grün so hell,
So sonnig glänzt, wie Pennafiel,
Umschlungen rings von Blumenketten,
Ist keine, die dem Feind sich stellt
So stolz mit Mauern, Thürmen, Brücken...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Zu keinem Kloster, weitberufen,
In keine Stadt der Christenheit
Wallfahren zur Ambrosius-Zeit
Und liegen auf den Kirchenstufen
So viele Pilger, in der Welt
Weiß keine sich wie sie zu schmücken ...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Kein Land ist, wo die jungen Dirnen
Am Abend, bei des Reigens Lust,
Mehr Feuer haben in der Brust,
Mehr Rosen auf den weißen Stirnen,
Und nirgends sind so licht erhellt
Die Augen, die durch Schleier blicken...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Hört! — Andalusiens Stolz, Alice,
Die schöne, war aus Pennafiel,
Wie eine Blume, strahlend hell,
Umschwärmt von Bienen, war die Süße.
Den Schwestern ward sie aufgestellt
Als Musterbild in allen Stücken...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Ein Fremdling kam, gar stolz zu schauen,
Schön, jung; — auf einmal war er da.
War aus Sevilla, Murcia
Der Maure? Aus Granada's Gauen?

Kam er aus einem Wüstenzelt,
Aus Tunis, reich an schlanken Bricken?...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Man wußt' es nicht. — Er liebt' Alice,
Alice liebt' ihn, ach, die Flur
Xarama's war nicht einmal nur
Die Zeugin ihrer Liebesgrüße.
Wo durch den Wald das Mondlicht fällt,
Da wandelten sie voll Entzücken...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Die Stadt war fern und lag im Dunkeln,
Der Mond, der stillen Liebe hold,
Ließ seiner Strahlen lichtes Gold
Auf den gezackten Thürmen funkeln.
Still ist die Luft, kein Glöckchen schellt,
Indeß sie liebend sich beglücken...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Die Andalusierinnen dachten
Alicens nur mit Eifersucht,
Wenn unter'm Baum mit goldner Frucht
Sie tanzten, scherzten, sangen, lachten.
Die Zither klingt, die Pfeife gellt
Und widerhallt am Bergesrücken...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

Indeß der Geier stößt zur Tiefe,
Schläft warm der Vogel noch im Nest;
Alice'n war's, als wenn sie fest
In ihrer süßen Liebe schliefe.
Kastiliens König war ihr Held,
Don Juan, er mocht' ihr Herz berücken...
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

O hätte sie Ihn nie gesehen!
Einst, auf des Königs strenges Wort,
Ward sie entführt, sie mußte fort,
Und mochte sie vor Leid vergehen.
Ein Klostergitter knarrt und hält
Verborgen sie vor Männerblicken . . .
Geht, schöne Mädchen, geht, zu pflücken
Kornblumen rings im Aehrenfeld.

April, 1828.

XXXIII.

Phantome.

Luenga es su noche, y cerrados
Estan sus ojos pesados.
Idos, idos en paz, vientos alados.

Ach, die Nacht ist lang, verdrossen
Sind die Augen, bald geschlossen.
Ihr Winde, fliegt dahin auf Flügelrossen.

—

I.

Ach, wie viel Mädchen sah ich schon, die blühend starben!
Sein Opfer will der Tod, das ist des Schicksals Schluß.
Die scharfe Sichel fällt die Gräser und die Garben.
Die schönsten Rosen, hell erglüht in Frühlingsfarben,
Zertritt beim Tanz des Todes Fuß.

Der Bach versiegt, auf dem der Sonne Strahlen glühten,
Es flammt der Blitz, doch ist die Flamm' erloschen jäh,
Es welkt, wenn im April noch Reif' und Fröste wüthen,
Der schöne Apfelbaum, zu stolz auf seine Blüthen,
Auf seinen duft'gen Frühlingsschnee.

So ist das Leben. Nach dem Tag der Nächte Länge,
Und das Erwachen — in der Höll'? — im Himmelssaal? —
Rund um die Tafel drängt begierig sich die Menge,
Doch schleicht auch mancher Gast sich weg aus dem Gedränge,
Bevor zu Ende geht das Mahl.

II.

Wie Viele sterben sah ich schon! — Milchweiß die Eine
Und roth, ein Engel die, der nach dem Himmel reist,
Die Andre, auf die Hand die Stirn gestützt, die reine; —
Ein Vogel, der entfliegt, zerknickt den Zweig im Haine,
So ihren Körper brach ihr Geist.

Die Maid war blaß, verstört, und unter leisem Stöhnen
Sprach einen Namen sie, den Niemand mehr verstand,
Die Andre schwand dahin, gleich sanften Harfentönen,
Ein Lächeln spielte noch um's Antlitz jener Schönen,
Als grüßte sie ihr Heimathland.

Ach, lauter Blumen, todt, nachdem sie kaum geboren,
Halcyonen, die verschlingt sammt ihrem Nest die See,
Des Himmels Tauben, die zur Erde sich verloren,
Die ihre Jahre nur, zu Lieb' und Lust erkoren,
Nach Lenzen zählten ohne Schnee.

So viele Herzen, die, ach, viel zu früh verglühten,
Die süßen Wesen all jetzt stumm und blind und taub!
Geknickt, entwurzelt, o wie viel der zarten Blüthen!...
Laßt mich im stillen Wald ob meinem Kummer brüten
Und wühlen im verdorrten Laub.

Phantome, lieb und hold, sie nahn mir, wenn ich träume,
Sie reden sanft zu mir und horchen zu im Grün,
Und in der Dämmrung, die erfüllt die düstern Räume,
Gehn sie und kommen, und durch's dichte Laub der Bäume
Hell seh' ich ihre Augen glühn.

Die Schwesterseelen sucht gern meiner Seele Sehnen,
Und Tod und Leben sind geschieden nicht für mich;
Oft ihre Flügel nehm' ich mir zum Flug, sie lehnen
Sich oft auf meinen Arm, ein Schatten schein' ich jenen,
Und sie, sie leben ganz wie ich.

Sie sind's, die meinem Geist Gestalt und Formen leihen,
Ich schau', ich schaue sie. Komm, rufen sie mir, komm!
Sie drehen um ein Grab sich in verschlungnen Reihen,
Und schweben sacht davon. — O laßt mich ihnen weihen
Den Zoll der Thränen ernst und fromm.

III.

Vor Allem Ihr! — Sie war ein Engel, gottgegeben,
Ein spanisch Mädchen, schwarz, kreolisch, feurig, licht
Ihr Auge, weiß die Hand, die Brust in süßem Beben
Aufseufzend, rings umhaucht von reinem Frühlingsleben,
Ein fünfzehnjähr'ges Angesicht.

Vor Liebe starb sie nicht! — Kein süßer Kummer plagte
Sie je; noch war ihr Herz, wie ein verschlossnes Thor,
Ihr Herz, das nie vor Lieb' aufjauchzte noch verzagte.
Wenn Jeder, der sie sah, auch rief: Wie schön! — doch sagte
Nie Einer leis es ihr ins Ohr.

Den Tanz nur liebte sie, ach, allzusehr! Das Leben
Nahm ihr ein Ball! — Ein Ball! Welch süßer Rausch und Glanz!
Ja, ihren Schatten noch durchfährt ein Wonnebeben,
Sieht er in heitrer Nacht ein Silberwölkchen schweben
Und um den Mond sich drehn im Tanz.

Ihr Liebstes war ein Ball! — Zu einem Fest geladen
Drei Tage träumte sie, drei Nächte nur vom Ball,
Sie wähnt' in einem Meer von Seligkeit zu baden,
Es rauscht' um ihren Pfühl der Sturm der Galoppaden
Und Lachen, Scherz und Geigenschall.

Vor'm Auge tanzten ihr Goldketten, Spangen, Bänder,
Und Gürtel, schillernd, bunt, Demanten ohne Zahl,
Wie Bienenflügel leicht hinflatternde Gewänder,
Guirlanden und Bouquets, Prachtblumen ferner Länder,
Und Perlen, leuchtend rings im Saal.

Der Ball begann, am Arm der Schwestern hin und wieder
Ging sie, den Fächer rasch zerknitternd in der Hand,
Dann ließ sie sich im Kreis der seidnen Roben nieder,
Es jauchzte laut beim Klang der tausendstimmigen Lieder
Ihr Herz, das hell in Flammen stand.

Wer wiegt' im Tanze je sich reizender und freier?
Wenn die Basquina fliegt, da flimmert's funkenlicht,
Ihr Auge, groß und schwarz, brennt unter'm schwarzen Schleier,
So an der Stirn der Nacht erglänzt der Sterne Feuer,
Das durch die dunkeln Wolken bricht.

Nur Tanzlust ist sie, ach, und ausgelass'ne Freude,
Das Kind! — Wir sehn ihr zu mit Kummer in der Brust.
Auf einem Ball befreit das Herz sich nicht vom Leide,
Wie Asche fliegt es um die Tuniken von Seide,
Und Sorgen schwirren um die Lust.

Doch sie, entzückt, je mehr des Festes Wogen schwellen,
In athemloser Hast, fliegt hin und fliegt zurück,
Berauscht vom Blumenduft, vom Glanz der lichterhellen
Kronleuchter, vom Geräusch der Stimmen und den Wellen
Der lustig schmetternden Musik.

Welch Glück, sich ganz der Lust des Tanzes hinzugeben,
Zu steigern jeden Sinn, der doppelt fühlen muß,
Indeß die Glieder sich der Erd' entfliehend heben,
Ob sie auf Wolken nun, ob über'm Abgrund schweben,
Den Wasserwirbel unter'm Fuß.

Doch ach, der Morgen graut, und Zeit ist's fortzugehen,
Des seidnen Mantels harrt die junge Tänzerin,
Wenn von der Schwelle noch zurück die Augen sehen,
Geschieht's, daß Morgenlüft' ihr um die Schultern wehen,
Und leise schauernd geht sie hin.

Der heitern Ballnacht folgt der trübe Tag, und lauer
Wird nun die Kinderlust, und Kopf und Herz ist schwer.
Den Freudenklängen folgt der Husten und die Trauer,
Dem frischen Rosenroth des Fiebers frost'ger Schauer,
Der Augen Feuer brennt nicht mehr.

IV.

Todt! Sie ist todt! — So schön, so froh, und fünfzehn Jahre!
Todt, — heimgekehrt vom Ball, — o namenloses Leid!
Todt, noch im Festgewand, mit Blumen in dem Haare,
Der Tod mit kalter Hand nahm sie, und auf die Bahre
Legt' er zum Schlaf die junge Maid.

Es war Ihr letzter Ball! Ihr letzter!... Ja, verschwunden
Ist Ihrer Wangen Roth, verhaucht der Blüthe Duft.
Und diese Rosen, die nur Eine Nacht umwunden
Ihr Haupt, die sie geschmückt für kurze, frohe Stunden,
Sie welken nun in kalter Gruft.

V.

Die arme Mutter, ach, sie ahnte nicht, die blinde,
Ihr Loos, als sie gepflegt die Knospe, zart und schwach,
Oft an der Wiege saß sie bei dem kranken Kinde,
Und wenn es weinte, strich sie ihm die Stirn gelinde,
Und ganze Nächte blieb sie wach.

Und nun? — In ihrem Sarg von Blei, der Würmer Speise,
Schläft sie, so bleich, so starr, und wenn im tiefen Schacht
Zu einem Todtenfest sie eine Stimme leise
Aufweckt, die todte Maid, ach, frostig gleich dem Eise,
In einer hellen Winternacht;

Dann — nicht die Mutter ist's — wird über sie sich bücken
Ein grinsendes Gespenst, und flüstern: „Es ist Zeit!"
Wird einen Kuß ihr auf die blauen Lippen drücken,
Und mit den Fingern, dürr und hart, die Flechten schmücken,
Die Haare, lang dahingestreut;

Zum Geisterreigen wird sie schauernd fortgezogen,
Hinaus zum lust'gen Tanz; es klappert das Gebein,
Der Vollmond schwimmt dahin auf silbergrauen Wogen,
Den Rand der Wölkchen faßt der sanfte Regenbogen
Der Nacht mit leisem Schimmer ein.

VI.

O denkt der Spanierin, der Maid mit Feuerblicken,
Die nun erloschen, ach, ihr Mädchen, wenn der Tanz
Euch lockt! Sie eilte hin, wie trunken vor Entzücken,
Des Lebens Rosen sich mit rascher Hand zu pflücken, —
O Jugend, Schönheit, Lust und Glanz!

Das arme Kind! Es pflückt', im Taumel auferzogen
Der Feste, Blumen sich und band zum Strauß sie. — Ach,
Wie schnell vorüber ist sie doch an uns geflogen,
Gleich wie Ophelia, hin gerissen von den Wogen,
Starb sie, indem sie Blumen brach.

April, 1828.

XXXIV.

An Louis Boulanger.

Mazeppa.

Awai! — Awai!
Byron, Mazeppa.

I.

Und als Mazeppa, laut aufschreiend, unter Thränen,
Die Lenden, Arm und Fuß, die blutigwunden Sehnen,
All seine Glieder fest
Gebunden sah auf's Roß durch der Barbaren Mühen,
Das Rauch und Funkenstaub aus seinen Nüstern sprühen
Und seinen Hufen läßt;

Als rings umstrickt er sich der Schlange gleich gewunden,
Und durch ohnmächt'ge Wuth ergötzt, die ihn umstunden,
Der Henker rohe Brut,
Und als er endlich matt sank auf des Hengstes Rippen,
Schweißtropfen auf der Stirn, mit Schaum bedeckt die Lippen,
Und in den Augen Blut; —

Da ward ein Schrei gehört, und jäh im Sonnenbrande
Rast athemlos der Hengst, im aufgewühlten Sande
Dahin mit seiner Last,
Er jagt den Staub empor, der ihn verhüllt den Blicken,
Der schwarzen Wolke gleich, durch welche Blitze zücken,
Er eilt mit Windeshast.

Sie fliegen hin durch Thal und Ebne gleich den Stürmen,
Wie Wetterwolken, die im Hochgebirg sich thürmen,
Wie Feuerbälle fliehn;
Bald nur ein schwarzer Punkt sind sie im fernen Raume,
Bald nur ein luft'ges Nichts, verflogen gleich dem Schaume,
Am Meeresufer hin.

Sie fliegen. Endlos dehnt das Sandmeer, ohne Küste,
Sich aus, sie stürzen sich ins weite Grab der Wüste,
Verschwindend alle Zwei.
Sie fliegen ruhelos, und Thürme, Dörfer, Städte
Und Bäum' umgaukeln sie, der Berge schwarze Kette, —
Sie fliehn vorbei, vorbei.

Und wenn der Arme, dem die Glieder fast zerschellen,
Sich rührt, dann scheint das Thier sich wild emporzuschnellen,
Das jäher Schreck ergreift;
Und durch der Wüste Sand hinjagt es ungehalten,
Die weit vor ihm sich dehnt mit ihren staub'gen Falten,
Gleich einem Mantel, bunt gestreift.

Vor'm Auge flimmert's ihm und grelle Farben brennen,
Die Bäume sieht er fliehn, er sieht die Wolken rennen,
Ein alter Thurm steigt auf,
Dort auf den Bergen scheint ein lichter Strahl zu tagen,
Er sieht's ... Dort wiehern laut Roßheerden, und sie jagen
Ihm nach in raschem Lauf.

Der Himmel — schon beginnt die Abendluft zu hauchen —
Mit seinem Wolkenmeer, in das sich Wolken tauchen,
Gleich Bergen aufgehäuft,

Mit seiner Sonne, die sich senkt zum Wellenbade, —
Er dreht sich über ihm gleich einem Riesenrade
Von Marmor, goldgestreift.

Sein irres Auge flammt, und seine Haare schleppen
Sich nach, es hängt sein Haupt, es färbt den Sand der Steppen,
Den Dornbusch, der ihn reißt,
Sein rothes Blut; es preßt ihm die geschwollnen Glieder
Der Strick, der Schlange gleich, die zornig hin und wieder
Sich windet, krümmt und beißt.

Das Pferd, vom Sattel frei und Zaum, es rennt ins Weite,
Es trieft Mazeppa's Blut herab an seiner Seite,
In Fetzen fällt sein Fleisch.
Den heißen Stuten mit den wild empörten Mähnen
Folgt schwarzer Raben Schwarm, die schon entseelt ihn wähnen
Und frech umflattern mit Gekreisch;

Und mit den Raben kommt die finstre Schaar der Wälder
Horneulen, Weihen, die umziehn die blut'gen Felder
Der Schlacht, der Adler Schwarm,
Beinbrecher, Schuhu's und Aasgeier, jene fahlen,
Die bohren in das Fleisch den Hals, den rothen, kahlen,
Wie einen nackten Arm.

Sie kommen all herbei, sich kreuzend in den Lüften,
Von ihren Nestern her auf Eichen und in Klüften,
Vom alten Thurm und Haus.
Er liegt im Blut, er hört sie krächzen nicht noch stoßen,
Er fragt erstaunt, betäubt: „Wer breitet dort den großen,
Den schwarzen Fächer aus?"

Es kommt die Nacht, sie hat den Sternenmantel heute
Nicht umgethan, und noch umfliegt die schwarze Meute
Des Armen blutge Spur.
Er sieht sie zwischen sich hinjagen und dem Himmel,
Dann sinkt sein Aug', er hört vom nächtlichen Gewimmel
Verworrne Laute nur.

Drei Tage rennt er fort und ohne je zu rasten,
Jagt über Ströme hin, bedeckt mit Eiseslasten,
Durch Steppen, Wald und Sand,
Da stürzt er, — mächtig schrein die Vögel, krächzen, rufen,
Am Steine, den das Roß zerschlägt mit Eisenhufen,
Erlischt der Funken Brand.

Da liegt er, elend, nackt, machtlos, wie er auch wüthe,
Bluttriefend, röther als des Ahorns Purpurblüthe,
Wenn nun der Lenz erscheint,
Der Vögel Wolke hält und kreist ihm über'm Nacken,
Manch scharfer Schnabel brennt, ihm aus dem Kopf zu hacken
Die Augen, roth geweint.

Nun, den Verdammten hier, mit schmerzverzerrter Miene,
Den Leichnam, athmend kaum, — das Volk der Ukraïne
Wählt einst zum Fürsten ihn.
Einst wird er Tausende erschlagen, unbegraben
Zur Speise werden sie den Geiern und den Raben,
Die jetzt ums Haupt ihm ziehn.

Aus seinem blut'gen Loos wächst seine wilde Größe,
Und mit dem Hetmanns-Pelz einst deckt er seine Blöße,
Und strahlt, ein goldner Stern.

———

Und zieht er stolz vorbei, mit frohen Siegesweisen
Wird dann das Hirtenvolk, gebückt zur Erde, preisen
Den Helden und den Herrn.

II.

So, wenn ein Sterblicher des Gottes Näh' empfunden,
Und sieht auf's Feuerroß des Genius sich gebunden, —
Er ringt umsonst und regt,
Der Arme, sich! Das Roß, es rast hinan die Stufen
Zum Thor der Wirklichkeit, das mit den Eisenhufen
Es kühn in Trümmer schlägt.

Durch Meer und Wüsten trägt ihn fort sein Flammenflügel,
Weg über Bergeshöhn und graue Wolkenhügel,
Ins kalte Reich der Nacht,
Unsaubre Geister weckt es im Vorüberfahren,
Die sich um Mann und Roß in wilden Rotten schaaren,
Zudringlich, ungeschlacht.

Er jagt im Flug durch's Reich der Träume, bricht die Schranken
Der Endlichkeit, und trinkt am Urquell der Gedanken,
Am ew'gen Geisterstrom.
Ob sternenhell die Nacht, ob Wolken schwarz sich häufen,
Des Rosses Mähne strahlt hell gleich Kometenschweifen,
Und flammt am Himmelsdom.

Er schaut den Ring Saturn's und Herschel's sechs Planeten,
Den Eispol, welchen Nachts des Nordlichts Flammen röthen.
Doch was er immer konnt'

Erschau'n im Flug, wohin ihn trägt des Rosses Feuer,
Es thut vor seinem Blick sich immer auf ein neuer
Und neuer Horizont.

Wer weiß es, außer euch, ihr Engel und Dämonen,
Was er erduldet, wie der Blitz ihm ohne Schonen
Im Auge Qual erregt,
Wie Funken glühend heiß ihm an die Stirne springen,
Wie das Gezücht der Nacht mit eisig kalten Schwingen
Ins Angesicht ihn schlägt?

Und voll Entsetzen schreit er auf, der bleiche Reiter,
Er trägt's nicht mehr, — das Roß fliegt unerbittlich weiter
In zügellosem Lauf;
Scharrt's nicht ein Grab ihm auf mit jedem seiner Schritte? —
Ha, dort das Ziel! — Er fliegt, er stürzt im tollen Ritte,
Und steht als König auf.

Mai, 1828.

XXXV.

Der zürnende Danubius.

Admonet et magna testatur voce per umbras.
Virgil.

Belgrad und Semlin, sie sind im Kriege.
Und in seinem friedlich stillen Bette
Aufgeschreckt erwacht ihr großer Vater,
Der Danubius, beim Schlachtendonner.
Und er fragt sich schauernd, ob er träume,
Springt empor, und hört Kanonen brüllen,
Und er schlägt in seine Schuppenhände,
Und bei ihrem Namen ruft er sie:

„Höre, Türkin Du, und Du, o Christin,
Du, Semlin und Belgrad, sagt, was habt Ihr?
Keinen Augenblick — Gott sei mir gnädig! —
Kann man schlafen, ohne daß durch Hader
Und durch Zank man wird gestört, und ohne
Daß Semlin und Belgrad lärmt und wettert.

So im Herbst und Frühling, wie im Sommer
Und im Winter krachen Eure Bomben! —
Eingewiegt vom monotonen Rauschen
Lag ich schlummernd unter meinem Schilfe.

Sieh da, wie Seewölfe Wasser spritzen
Aus den Nasenlöchern, also blasen
Eure himmellangen Feuerschlangen
Ihren heißen Odem mir auf's Wasser.

Uebermüthge, tolle Hexen waren's,
Die, nur um sich einen Spaß zu machen,
So an meinen Ufern gegenüber
Euch gesetzt, — zwei Gäst' an Einer Schüssel,
Oder wie ein Geierneſt an Einem
Thurm und nebenan der Horst des Adlers!

Könnt Ihr friedlich nicht zusammen leben,
Meine Töchter? Soll ich ewig zittern
Ob des Schicksals, das Euch hier zusammen
Bracht', um Euern Nachbarhaß zu wecken?
Könnt Ihr friedlich nicht, als gute Schwestern,
Spiegeln in den Wogen meines Stromes,
Du, Semlin, die schwarzen goth'schen Thürme,
Belgrad, Du die weißen Minarete?

Meine breiten Wellen, die zum Meere
Rollen, suchen euch umsonst zu trennen,
Von den Festungsthürmen zu einander
Findet ihr den Weg, — es ist die Bombe,
Die, im Bogen ihre Blitze schleudernd,
Hoch Euch wölbt die lustge Feuerbrücke.

Friede! — Schweigt, ihr nachbarlichen Städte!
Müde bin ich längst der Bürgerkriege.
Wir sind alt, laßt uns der Ruhe pflegen!
Schlafen laßt uns unter'm Birkenschatten!

Macht ein Ende dem Familienzwiste!
Brauch' ich diesen Lärm von Euern Vesten?
Hab' ich, meine Töchter, denn vom Rauschen
Der Gewässer nicht genug Betäubung?

Muß ein Halbmond und ein Kreuz denn diesen
Schönen Ort zu einer Hölle machen?
Für das Evangelium und den Koran
Wechselt ihr der Bombe rauhe Grüße?
Knall und Feuer, trau'n, ist da verloren:
Ich, ein Gott einst, weiß das wohl am besten.

Eure Götter haben mich vertrieben,
Mich entthront! — Doch das ist ihre Sache.
Was ich wünsche, ist nur Ruh' im Schatten.
Und sie sollen hübsch zu Hause bleiben
Und an meinen Ufern nicht die grünen,
Blätterreichen Bäume mir entwurzeln,
Und mit ihren Bomben und Granaten
Meine Muscheln nicht in Scherben schlagen!

Solche Neuerungen sind die Früchte
Ihrer gottverfluchten Glaubenskämpfe.
Der Tumult war nicht zu meinen Zeiten;
Wenn auch Tag und Nacht die Katapulten
Auf die Städte Steine warfen, immer
War's doch ohne Rauch und ohne Lärmen!

Seht nach Ulm hin, Eurer Zwillingsschwester,
Haltet ruhig Euch, wie sie, und friedlich.
Wie die Fürsten auch die Fäden haspeln,
Lacht sie aus und drehet Eure Spindeln.

Eure Nachbarin betrachtet, Buda,
Schauet an die Sarazenin Dristra!
Ei, was sagte wohl der Aetna, machte
Solchen Lärm an seinem Fuß Messina?

Du, Semlin, bist zänkisch stets vor Allen,
Immer hast zuerst Du angefangen.
Glaubt Ihr denn, auf seinem Lauf durch Felsen
Habe Nichts zu schaffen mein Gewässer
Zwischen seinen Ufern, als die Leichen
Eurer Streiter zum Euxin zu schleppen?

Solchen Rauch verbreiten Eure Mörser,
Daß in meiner Lieblingsgrotte dunkle
Nacht es wird, durchzischt von grellen Blitzen.
Mir entzogen ist das Licht des Tages,
Abends überdeckt der Qualm aus ihren
Schlünden mich mit Finsterniß; von meinem
Lager such' umsonst des Himmels Sterne
Zu erspähn ich durch die grünen Wogen.

Schwestern, hofft Ihr Ruhm davon zu ernten,
Wenn Ihr Euch verwundet und zerschmettert?
Eure Schlösser werden Trümmerhaufen.
Laßt die schwarzen Mauerlöcher Feuer
Spei'n nicht länger, schweigt, sonst werd' ich selber,
Ja, ich selber, Euch die Bomben löschen.

Denn ich bin Danubius, der Große!
Weh Euch, wenn ich meine Macht Euch zeige.
Gnade nur ist's, daß ich hier Euch dulde.
Wenn ich meine Fluten wollt' entfesseln,

Würden, Strand und Felder überströmend,
Sie, Bergkämmen gleich am Horizonte,
Sich erheben, und Euch selbst und Eure
Schwestern zornig weg vom Boden schwemmen.“ —

Traun, so kann man sprechen, wenn man Antwort
Gibt auf Bomben, Mörser und Kanonen,
Wenn man rauschend pocht an Königspforten,
Wenn man ist der Gott des Donaustromes,
Und, dem Hellespont und dem Euxinus
Gleich, auf seinen Wogen trägt Dreimaster;

Wenn man hundert steingefügte Brücken
Streift, und an vierhundert Meilen wandert,
Wenn man im Vorübergehen sechzig
Flüsse an sich reißt, sie rasch verschlingend,
Wenn man Wellen schlägt, wie Meereswogen,
Wenn man sich wie eine Riesenschlange
Um die Erde rollt, und breit und prächtig
Strömt vom Abendland zum Morgenlande.

Juni. 1825.

XXXVI.

Traum.

Lo giorno se n'andava, e l'aer bruno
Toglieva gli animai che sono 'n terra
Dalle fatiche loro. *Dante.*

Laßt mich allein! — Es ist die stille Dämmerstunde,
Wo Duft den Horizont umhüllt im Hintergrunde,
Die Zeit, wo purpurroth der Stern des Tages flieht,
Und nur das gelbe Laub vergoldet noch die Wände
Des Bergs, die Zeit, wo schon der Herbst sich neigt zum Ende
Und Sonn' und Regen wie mit Rost den Wald umzieht.

Indeß am Fenster hier mich Träume hold umflüstern,
Und schon den Corridor die Schatten tief verdüstern,
Mag eine Maurenstadt erstehn, die glänzt und gleißt
Im Grunde dort und spielt in zauberhaften Farben,
Die, der Rakete gleich, aussprühend Feuergarben,
Mit Thürmen, golden, spitz, das Nebelmeer zerreißt.

Durchhauchen mag ihr Glanz mein Lied mit sanftem Feuer,
Wie sich der Himmel hüllt im Herbst in lichte Schleier,
Und Wohlklang leih' er ihm und süßen Hauch und Takt.
Und lange, wenn im Thal verstummt des Tages Stimmen,
Mit Feenschlössern mag die Zauberstadt noch glimmen,
Am blauen Horizont, mit Thürmen, goldgezackt.

September, 1828.

XXXVII.

Ekstase.

Und ich hörete eine große Stimme.
Offenbarung Johannis.

Ich ging allein am Meer; am Himmel Sternenhelle,
Kein Wölkchen um den Mond, kein Segel auf der Welle
Weit überflog mein Blick die Schranken dieser Welt.
Gebirg und Wald und Au, aufrauschend, schien mit Zagen
Um ein Geheimniß leis das tiefe Meer zu fragen
Und das erhabne Sternenzelt.

Die goldnen Sterne, die zahllos am Himmel flammen,
Tief mit dem Strahlenkranz sich bergend allzusammen,
Mit tausend Stimmen, hoch und nieder, laut und leis,
Die blauen Wellen all, die sich am Ufer brechen,
Tief mit dem Kamm von Schaum herabgebückt, — sie sprechen:
— „Es ist der Herr! Dem Herrn sei Preis!“

November. 1828.

XXXVIII.

Der Dichter an den Kalifen.

Und vor solcher Macht, die ihm gegeben war, furchten und scheueten sich vor ihm alle Völker, Leute und Zungen. Er tödtete, wen er wollte, er schlug, wen er wollte, er erhöhete, wen er wollte, er demüthigte, wen er wollte.

Daniel.

O Sultan Nureddin, Kalif, den Gott beschützt,
Gewalt'ger Herrscher, der das Mittelreich besitzt
Vom gelben Fluß zum rothen Meere,
Die Könige des Reichs, am Boden hingestreckt,
Sie beugen sich vor Dir, und ihre Stirne deckt
Den Weg zum Throne Deiner Ehre.

Groß ist Dein Harem, schön Dein Garten, frisch und grün,
Die Augen Deiner Frau'n, wie Fackeln leuchtend, glühn
Für Dich allein durch ihre Schleier.
Wenn Dein Gestirn, o Herr, dem bangen Volk erglänzt,
Dreihundert Söhne sind der Hof, der Dich umkränzt
Und strahlt, wie goldnes Sternenfeuer.

Grün ist Dein Turban mit des Reiherbusches Zier;
Lehnst Du am Fenster, siehst im Bade Du vor Dir,
Die jeder Hülle sich entschlagen,
Die Frau'n von Madras, die wie Rosen glühn vor Lust,
Aleppo's Töchter, die auf ihrer braunen Brust
Von weißen Perlen Schnüre tragen.

Es scheint in Deiner Hand zu wachsen noch Dein Schwert,
Das funkensprühend auf die Feinde niederfährt
Und nie zerspringt am härtsten Nacken,
Im Kampfgewitter, das sich ballt zum wilden Sturm,
Wo Elephanten, die sich stoßen, Thurm an Thurm,
Die Pferde mit den Rüsseln packen.

Wie Feenzauber wirkt Dein Blick, wohin er schaut,
Sprichst Du, Kalif, dann klingt's, als ob ein Himmelslaut
Zur armen Erde niederschwebe;
Gott liebt Dich, und er füllt den Goldpokal mit Wein
Der Freude Dir, damit ein Tag dem andern rein
Und voll Dein Leben lang ihn gebe.

Doch oft, o Nureddin, steigt ein Gedank' empor,
Ein finstrer, Dir, und nimmt der Hoheit, wie ein Flor,
Von ihrem schimmerndhellen Strahle.
So zeigt wohl oft der Mond beim hellsten Sonnenlicht
Am blauen Himmel, halb versteckt, sein Angesicht,
Das nächtliche, das leichenfahle.

Oktober. 1828.

XXXIX.

Bunaberdi.

Groß wie die Welt.

Der Franken-Sultan, der hoch ragt vor allem Volke,
Um den als Mantel wallt des Samums schwarze Wolke,
Der Bunaberdi steigt den Riesenberg hinan,
Ein Riese selbst, von wo, die ihm zu Füßen liegen,
Zwei halbe Welten er mit einem Blick durchfliegen,
Mit einem Blicke Meer und Land umfassen kann.

Er steht allein. Es ruht tief unten, weit sich dehnend,
Die graue Wüste, rechts an jenen Berg sich lehnend,
Aufwogt der Staub, daß er die Hand vor's Auge hält;
Zu seiner Linken schäumt das Meer, das Grüße spendet
Und rauschend, leise bald, bald laut herauf ihm sendet,
Wie auf zu seinem Herrn der Hund vor Freude bellt.

Der alte Kaiser, den der Staub, sein Aug' umwebend,
Bald weckt, das Rauschen bald der See, um's Ohr ihm schwebend,
Er träumt; und, — wie ein Mann sein Lieb im Traume sieht, —
Wähnt er, es sei ein Heer, zahllos, im tiefen Grunde,
Das all den Lärm und Staub erregt zu guter Stunde,
Und ihm zu Ehren fort und fort vorüberzieht.

Gebet.

O Bunaberdi, schaust Du wieder hoch vom Rande
Des Berges, schau auch hin nach meinem Zelt im Sande,
Dem weißen; denn ich bin ein Araber, bin kühn
Und frei und arm. Wenn ich zu meinem Schlachtroß spreche:
Allah! — dann fliegt es hin durch die bestaubte Fläche,
Im Kopf zwei Augen, die wie rothe Kohlen glühn.

November, 1828.

XL.

Er.

Ein Riese war ich da und hundert Ellen hoch.
Buonaparte.

I.

Er immer! Ueberall nur Er! — Sein Bild, im Schimmer
Des Südens, oder kalt, wie Eis, — ich seh' es immer,
Sein Schöpferodem ist's, der meine Seele weiht,
Ich staune, wenn sein Bild in seiner Riesengröße
Erscheint, es bebt mein Mund, der gerne sich ergöße
In Feuerworten, die sein Strahlenglanz mir leiht.

Dort seh' ich ihn, wie er Geschütze zielend richtet,
Für Königsmörder wie er dort das Volk vernichtet,
Wie Volkstribunen er, der Krieger, niederzwang,
Wie einst dem Consul brannt' im jungen, heißen Hirne
Der Kaisertraum, indeß ihm um die bleiche Stirne
Die Haare lagen, schwarz und lang.

Als Kaiser seh' ich ihn, wie auf dem Hügel, senkend
Das Haupt, er steht, der Held, die Schlachtgewitter lenkend,
Wie einen Stern er dem, der tapfer kämpft, verspricht,
Wie er dem Kanonier bedeutet, nicht zu fehlen,
Wie seine Seele fort sechshunderttausend Seelen
Zum Kampfe reißt, und blitzt ihm aus dem Auge licht.

Dann seh' ich ihn verhöhnt, gebeugt von schwerem Harme,
Gefangen, wie er sinnt, hinbrütend kreuzt die Arme;
Bewacht von Schergen rings, wie im Verbrecherthurm,
Besiegt, die kahle Stirn bedeckt von Wolkenstreifen,
Läßt auf dem Felsen, den der Sturm umsaust, er schweifen
Des Geistes ruhelosen Sturm.

Groß ist er, wenn der Held, gebrochen und geknechtet,
Mit seinen Schließern, mit den Britten trotzig rechtet,
Und seine Würde stählt im Unglück und bewährt,
Wenn er mit seinem Tritt zwei Welten macht erzittern,
Und auf Sanct-Helena im Käfig, hinter Gittern,
In der Verbannung stirbt, weil er der Luft entbehrt.

Wie ist er groß, wenn ihm, bereit, vor Gott zu stehen,
Die Augen brechend schon vor Thränen übergehen,
Wenn ihn sein altes Heer im letzten Traum umrauscht,
Dem fern er sterben muß, allein und tief sich grämend,
Wenn er zum Leichentuch den Kriegermantel nehmend
Das Feldbett mit dem Sarg vertauscht.

II.

In Rom, wo des Senats Nachfolger das Conclave,
Auf Elba's Bergen, weiß von Schnee, voll schwarzer Lave,
Dort im Alhambra, dort im Kreml, schwarz vom Brand, —
Er überall! — Am Nil entdeck' ich seine Spuren,
Sein Jugendfeuer strahlt zurück von Memphis' Fluren,
Sein Kaiserstern geht auf im lichten Morgenland.

Begeistert, feurig, stolz, voll kühner Siegerlaunen,
Macht er, ein Wunder selbst, das Land der Wunder staunen,
Den jungen Emir ehrt der alte Scheikh, es steht

Das Volk bestürzt und stumm, wo seine Reiter traben,
Dem Orient erscheint er leuchtend, hoch erhaben,
Des Abendlandes Mahomet.

Sein Name klingt bereits in ihren Feenmähren,
Der Beduin' ist stolz, der dient' in seinen Heeren,
Im Zelt des Arabers, — er ist's, von dem man singt,
Nach unsrer Trommel Ton marschiren wilde, nackte,
Schwarzbraune Knaben schon in regelrechtem Takte,
Laut wiehert auf das Roß, wenn ihm sein Name klingt.

Oft mit dem Samum fährt er her und nimmt zum Sitze,
Zum hohen Piedestal die Pyramidenspitze,
Und überschaut das Meer von Staub und Sand und Stein,
Sein Schatten jagt empor aus ihrem Grab die Todten,
Daß, wie zur Riesenschlacht, sobald sein Mund geboten,
Vierzig Jahrhunderte sich reihn.

„Steht!" — spricht er, und sie stehn und treten ihm entgegen,
Die mit dem Scepter, die umgürtet mit dem Degen,
Pharaonen, Magier, Satrapen, — all erstarrt,
Er zählt sie laut, die stumm, versteinert vor ihm zagen,
Sie seh'n des Riesen Stirn hoch über ihnen ragen, —
Die Vorzeit macht den Hof dem Herrn der Gegenwart.

Was nur sein Fuß berührt, es wird zum Monumente;
Durch Wüsten wandelt er im staub'gen Elemente,
Von sand'gen Wogen ist bedeckt Assyriens Flur,
Des Nordwinds Flügel peitscht den Sand, den aufgeregten,
Der Wüste drückt er auf die Züge, die bewegten,
Des Riesenfußes ewge Spur.

III.

Sein Fuß verknüpft die Höhn der Dichtung und Historie;
Was immer Großes mir erscheint, an seine Glorie,
An seinen Namen streift der Dichter jederzeit.
Ja, wenn Dein Bild ich schau' und staune oder grolle,
Von heißen Lippen strömt dann mein Gesang, der volle,
Napoleon, — Sonne, die zum Memnon mich geweiht.

Gott oder Teufel, — Er beherrscht die Zeit, die neue,
Und fliegt sein Adler auf, mitreißt er unsre Treue,
Ihn schaut das Auge selbst, das aus dem Weg ihm geht.
Stets ist's Napoleon, der Strahlen rings versendend,
Und Schatten werfend rings, erschreckend oder blendend,
An des Jahrhunderts Schwelle steht.

So, wenn der Wandersmann, weit den Vesuv umkreisend,
Neapels Thor verläßt, nach Portici dann reisend,
Halbträumend Ischia erreicht, von Duft umwallt,
Das süße Blumenbeet, umrauscht von Wellentönen,
Hinschmachtend, wie das Lied verliebter Haremsschönen,
Wie eine Stimme, die aus Rosenbüschen schallt;

Wenn Pästum er besucht, die hohe Colonnade,
Und hört in Puzzoli die heitre Serenade,
Die Tarantilla singt, den römischen Wall entlang,
Und im Vorübergehn aufweckt die Stadt der Todten,
Pompeji's Mumienleib, der schimmert unter'm Boden,
Den der Vulkan einst jäh verschlang;

Wenn er zum Pausilipp hinschwebt auf leichter Barke,
Und Tasso und Virgil der Schiffer singt, der starke: —
Stets unter'm grünen Baum, auf Auen lichtbesonnt,
Zur See, auf hohem Cap, im gelben Dünensand,
Stets, überall erblickt, auf jedem Punkt am Strand
Den schwarzen Riesen er, der raucht am Horizont.

December, 1827.

XLI.

November.

Ich sprach zu ihm: Du weißt, die Rose des Gartens währet kurze Weile und die Rosenzeit ist bald vorüber.
Saadi.

Die Tage kürzt der Herbst, es flieht die Sommerwonne,
Kühl ist das Abendroth, und kalt die Morgensonne;
Wenn der November tobt und Nebel braut und lärmt,
Und wenn es Blätter schneit, stumm jede Vogelkehle,
Dann, holde Muse, kehrst du ein bei meiner Seele,
Wie ein erstarrtes Kind, das sich am Feuer wärmt.

Der düstre Winter hier verdirbt Dir jede Wonne,
Und hüllt in kalte Nacht die morgenländische Sonne,
Dein Traum vom Orient, so schön, ist weggehaucht,
Nichts sieht Dein Auge mehr, als lärmend wüste Gassen,
Ums Fenster Reif und Rauch, gleich schweren Nebelmassen,
Der um die Dächer schwebt und sie in Schwärze taucht.

Da fliehn in buntem Schwarm Sultane und Sultanen,
Palmbäume, goldnes Horn, und Dschonken, grüne Fahnen,
Der Tiger, das Kameel, das jede Distel labt,
Die Bajaderen, die im Tanz sich drehn, die Schaaren
Der Dschinn's, die Araber auf hohen Dromedaren,
Und die Giraffe, die ungleichen Laufes trabt.

Der weiße Elephant, der trägt lichtbraune Frauen,
Moschee'n, goldglänzend, drauf der Halbmond ist zu schauen,
Baalspriester, Magier, Iman's, — das Alles flieht;
Verschwunden Minaret, Serail und Blumenbeete,
Auch kein Gomorrha mehr, das Feuer übersäte,
Das Babels schwarze Stirn mit rothem Schein umzieht.

Paris — und Winter ist's! — Du wirst umsonst beschwören
Die Odalisken, Bey's, Pascha's, die Dich nicht hören,
Dem Klephten ist Paris, die große, eng und klein,
Austräte hier der Nil; Bengalen's Rosen frören
Auf diesen Au'n, wo wir nicht Eine Grille hören,
Die Peri's schauerten bei diesem Sonnenschein.

Ich sehe Dich vor mir, verschämt, halbnackt erscheinen,
Um Deinen Orient seh' ich Dich, Muse, weinen.
— „Freund, rufst Du, hast Du denn im jungen Herzen nicht
Ein Lied für mich? — Ich kann das Leben hier nicht tragen,
Ans weiße Fenster hör' ich stets den Regen schlagen,
Ich, deren Scheiben glühn daheim in goldnem Licht."

Dann nimmst Du meine Hand in Deine lichten Hände,
Wir sitzen, fern der Welt, und ich erzähl' ohn' Ende
Von meiner Jugend Dir, von heitrem Zeitvertreib,
Wie in der Schule wir gespielt, o süße Stunden,
Wie sich durch Schwüre mir ein holdes Kind verbunden,
— Beglückte Mutter jetzt und eines Andern Weib;

Wie wir im Klosterhof der Feuillantiner liefen,
Wie mich Zehnjähr'gen heim die Silberglöckchen riefen,
Wie jung und wild im Frei'n ich manchen Tag verbracht,

Wie meine Augen oft hervor aus öden Schluchten
Durch Dämmerung und Nacht des Mondes Augen suchten,
Der offnen Blume gleich, die trinkt den Thau der Nacht.

Dann siehst Du meinen Fuß die Schaukel kühn besteigen,
Und der Kastanienbaum erbebt in allen Zweigen,
Wenn sie — der Mutter Schreck! — rasch hin und wieder fliegt,
Von meinen Freunden dann in Spanien red' ich schließlich,
Und von Madrid, und wie die Schul' uns war verdrießlich,
Und wie wir Buben um den Kaiser uns bekriegt.

Von meinem Vater dann erzähl' ich Dir, der Blüthe
Der fünfzehnjähr'gen Maid, die, ach! so früh verglühte,
Die erste Lieb' ist's, die vor Allem hold Dir tönt,
Der goldne Schmetterling, dem, wer ihn wagt zu greifen,
Den Blüthenstaub nur kann von seinen Flügeln streifen,
Der unsre Tage, weh, nur Einen Tag verschönt.

November, 1828.



Noten.

Die Orientalen.

Die Köpfe des Serail.

I.

Seite 429.

Ja, Kanaris, das ist's! — Schau her nach meinem Haupte.
Das aus dem Sarg zum Fest die Wuth der Türken raubte.

Das Grab von Markos Bozzaris, dem Leonidas des modernen Griechenlands, befand sich in Missolunghi. Man sagt, die Türken hätten es geöffnet, um den Schädel des Helden dem Sultan zu schicken.

Uebrigens wird das Grab durch eine französische Hand restaurirt werden. Wir haben im Atelier unseres großen Bildhauers eine Statue von weißem Marmor gesehen, die für das Mausoleum des Markos Bozzaris bestimmt ist. Es ist ein junges Mädchen, halb liegend auf dem Grabstein, die mit dem Finger die große Inschrift entziffert: BOZZARIS. Man kann kaum etwas Schöneres sehen, als dieses Bild. Es ist großartig wie Phidias und Fleisch wie Puget. Wie mehrere andere hervorragende Männer der Zeit, Maler, Musiker, Dichter, so steht auch David an der Spitze einer Revolution in seiner Kunst. Das Werk geht allseitig seiner Vollendung entgegen.

II.

Seite 430.

Der Sohn des Hochgebirgs, der unsres Volkes Stöhnen
Vernommen, Mayer, der des Thrasybulos' Söhnen
Gebracht den Pfeil des Wilhelm Tell.

Ein Freiwilliger aus der Schweiz, Redakteur der „Hellenischen Chronik," gestorben in Missolunghi.

III.

Seite 431.

Joseph, der Bischof, grüßt Euch, meine lieben Brüder.

Joseph, Bischof von Rogus, gestorben in Missolunghi wie ein Priester und wie ein Krieger.

Des Pascha's Schmerz.

IV.

Seite 450.

Und hat man ihm, indeß er ruhen wollt' und rasten,
Den Engel Azraël am Höllenthor gezeigt?

Azraël, der türkische Todesengel.

Die Gefangne.

V.

Seite 455.

Dem Sodom fern, dem neuen.

Man vergleiche die „Memoiren des Ibrahim Manzur Effendi" über das doppelte Serail Ali Pascha's. Es ist dies eine türkische Sitte.

Mondschein.

VI.

Seite 458.

Ein lust'ger Djinn vielleicht, der wirft des Thurmes Zinnen
Mit gellendem Gezisch hinunter in die See.

Djinn, Genius, Nachtgeist. Man vergleiche „die Djinns" in dieser Sammlung.

Der Derwisch.

VII.

Seite 466.

Und eine Eisenschlinge faßt
Dich unter'm Baum Segjin's, und waidlich wird Dich quälen
Die siebte Hölle, dort, wo die verdammten Seelen
Sich ducken bang auf schwarzem Ast.

Segjin, der siebente Kreis der türkischen Hölle. Alles Licht ist dort durch den Schatten eines ungeheuern Baumes fern gehalten.

Türkischer Marsch.

VIII.

Seite 472.

Das ist, Comparadji, Spahi, Timariot,
Der wahre, gläubige Soldat!

Comparadji's, Bombardiere, Spahi's, Reiter, die eine Art Lehensmänner sind, und für das Lehen dem Sultan eine gewisse Anzahl Jahre Kriegsdienste thun müssen; Timarioten, Rekruten zu Pferd, ohne Uniform und Disciplin, die nur in Kriegszeiten dienen.

Die verlorne Schlacht.

IX.

Seite 473.

Die Idee dieses Gedichts gab mir eine herrliche spanische Romanze: „Rodrigo en el campo de batalla," die wir hier in der wörtlichen Uebersetzung mittheilen, welche der Bruder des Verfassers dieser Sammlung, Abel Hugo, im Jahre 1821 in einem Auszug aus dem Romanzero general veröffentlicht hat.

Rodrigo auf dem Schlachtfeld.

Es war der achte Tag der Schlacht; Rodrigo's Heer floh entmuthigt vor den siegreichen Feinden.

Rodrigo verläßt sein Lager, und tritt allein, ohne Begleiter, aus seinem königlichen Zelte.

Sein Roß war müd und konnte kaum mehr gehen. Es
wankt dahin in der Irre und kümmert sich nicht um den Weg.

Fast ohnmächtig vor Ermattung, von Hunger und Durst
verzehrt, zog der unglückliche König dahin, mit Blut bedeckt,
also, daß er davon roth wie eine glühende Kohle schien.

Seine Waffen sind stumpf von den Steinen, die sie trafen;
die Schneide seines Schwerts ist gezackt wie eine Säge; sein
zerschlagner Helm drückt schmerzlich sein geschwollnes Haupt.

Er steigt auf den höchsten Hügel, und sieht von da sein
Heer versprengt und vernichtet, seine Fahnen in den Staub
getreten, weit und breit zeigt sich kein Führer; die Erde ist bedeckt
mit Blut, das in Strömen dahinfließt. Er weint und spricht:

„Gestern war ich König von ganz Spanien, heute ist nicht
Eine Stadt mehr mein. Gestern hatte ich Städte und Schlösser,
heute habe ich keine mehr. Gestern hatte ich Hofleute und Diener,
heute bin ich allein, keinen Thurm mit Schießscharten besitz' ich
mehr. Verflucht die Stunde, verflucht der Tag, an dem ich geboren
bin, an dem ich dieses große Reich erbte, das ich in Einem
Tag verlieren sollte!"

Man wird übrigens bemerken, daß das, was der Verfasser
dieser Sammlung, — ohne Zweifel unberechtigterweise, — entlehnt
hat, sich auf einige Einzelnheiten beschränkt, die in der
folgenden Strophe wiedergegeben sind:

„Ich hatte Schloß und Stadt, Bazar's mit reichen Buden,
Griechinnen, — tausendweis verkauft' ich sie den Juden,
Nie war mein Arsenal und nie mein Harem leer,
Und heute muß ich fliehn, geplündert und vertrieben,
Besiegt! — Von meinem Reich, ach, Nichts ist mir geblieben,
Allah! Nicht Einen Thurm, nicht Einen hab' ich mehr."

Von Emil Deschamps, von dem das Motto zu diesem Gedicht
herrührt, haben wir eine schöne Bearbeitung dieser Romanze.

Das Kind.

X.

Seite 479.

Die Frucht des Tubabaums, des riesigen, der weit
Den Schatten breitet, daß ein Pferd ihn kaum in Zeit
Von hundert Jahren könnt' umspringen.

Ueber den Tubabaum, wie über den Baum Sedjin sehe man den Koran nach. Das Paradies der Türken hat seinen Baum, wie ihre Hölle.

Nurmahal, die Rothe.

XI.

Seite 499.

Nurmahal, ein arabisches Wort, das bedeutet: „Licht des Hauses." Man darf nicht vergessen, daß rothe Haare bei einigen orientalischen Völkern eine Schönheit sind.

Obwohl dieses Gedicht aus keinem orientalischen Text geschöpft ist, so glauben wir doch, es sei am Ort, hier einige noch ganz unbekannte Bruchstücke von orientalischen Dichtern einzuschalten, die uns in hohem Grad beachtenswerth und merkwürdig erscheinen. Die Bekanntschaft mit diesen Fragmenten gewöhnt den Leser vielleicht an das Seltsame, das einige der Gedichte dieser Sammlung enthalten mögen. Die Mittheilung dieser hier zum erstenmal veröffentlichten Bruchstücke verdanken wir einem jungen, gelehrten und phantasiereichen Schriftsteller, Ernst Jouinet, der seine orientalische Gelehrsamkeit seinem Dichtertalent zur Verfügung stellen kann. Wir folgen genau seiner Uebertragung, sie ist wörtlich, und daher, unseres Erachtens, ausgezeichnet.

Das Kameel.

Das Kameel schreitet dahin im Sande von Thamed.

Es ist fest wie die Bretter eines Sarges, und wenn ich es auf gebahntem Pfad vorwärts treibe, wie ein gestreifter Mantel.

Es überholt die Schnellsten, und sein Hinterfuß jagt den Vorderfuß rasch vor sich her.

Es gehorcht der Stimme seines Treibers und mit seinem dichten Schweife stößt es die gewaltthätigen Liebkosungen des Kameelhengstes mit der rothen Brust zurück;

Mit einem Schweife, der dem Flügelpaar eines Adlers gleicht; als hätte man es mit einem Pfriem an den Knochen befestigt;

Mit einem Schweife, der bald den Wanderer schlägt, bald ein trocken herabhängendes, wie ein Schlauch gerunzeltes Euter.

Seine Schenkel sind von festem, hartem Fleisch und gleichen den hohen Thoren eines festen Schlosses.

Seine Rückenwirbel sind biegsam; seine Hüften sind wie starke Bogen.

Seine gebogenen Beine gehen auseinander, wenn es läuft, wie die beiden Eimer, die ein Mann vom Brunnen nach seinem Zelt trägt.

Die Spuren der Stricke an seinen Seiten gleichen ausgetrockneten Teichen voll Kieselsteinen, die über den trockenen Boden ausgestreut sind.

Sein Schädel ist hart wie ein Ambos; wer ihn berührt, glaubt eine Feile zu berühren.

Seine Wange ist weiß wie Papier von Damascus, seine schwärzlichen Lippen wie Riemenleder von Yemen, das nie runzelt.

Endlich gleicht es einer Wasserleitung, die ein griechischer Baumeister oben mit Ziegeln gedeckt hat.

Dieses Bruchstück ist aus dem Moallakat des Tarafa.

Vor der Zeit des Islam hatten die arabischen Dichter alle sieben Jahre einen Wettkampf auf einem berühmten Markte, der an einem Ort, Okkadh genannt, abgehalten wurde. Das Kassideh (Lied), das für das beste erkannt wurde, hatte die Ehre, an den Mauern des Tempels zu Mekka aufgehängt zu werden. Sieben der in dieser Weise gekrönten Dichtungen sind uns noch erhalten. Moallakat heißt: aufgehängt.

Die Stute.

Die Stute, die im Kampfgewühl mich davonträgt, hat lange Füße, lange, weiße Mähnenhaare, die sich über ihre Stirne breiten.

Ihr Huf ist wie der Napf, aus dem man einem Kinde zu essen gibt. Und innen ist dichtes, festes Fleisch.

Tadellos sind seine Fersen, so fein sind seine Flechsen.

Ihr Kreuz ist wie der Stein im Strom, den des reißenden Wassers Rollen geglättet hat.*

Ihr Schweif ist wie das schleppende Gewand der Gattin...

Schaut man ihre schlanken Hüften, so glaubt man einen liegenden Leopard zu sehen.

Ihr Hals ist wie unter den Palmen eine hervorragende Palme, an die ein verheerender Feind Feuer gelegt hat.***

Die Mähnenhaare, die um die Seiten ihres Kopfes flat-

* Der Dichter hat diese Stelle im „Lebewohl der arabischen Wirthin" wiedergegeben:

„Am Boden scharrt sein Huf, sein Kreuz ist glänzend fein,
Rund, wie der schwarze Fels, den glatt gespült und rein
Die Flut der Brandung, ihn umschäumend."

** Hier steht etwas so völlig Primitives, daß man höchstens lateinisch wiedergeben könnte.

*** Ihr Hals dampft.

tern, sind wie die Locken der Frauen, die an einem windigen Tage auf ihren Stuten durch die Wüste reiten.

Ihre Stirn ist wie der Rücken eines Schildes, den eine geschickte Hand gefertigt hat.

Beim Anblick ihrer Nüstern denkt man an eine Höhle voll Hyänen und reißender Thiere, so gewaltig schnauben sie.

Ihre Hufhaare sind wie die Federn des schwarzen Adlers, welche die Farben wechseln, wenn sie sich sträuben.

Siehst Du sie auf Dich zukommen, so sagst Du: Es ist eine grüne Heuschrecke, die aus dem Teiche springt.

Eilt sie weg von Dir, so würdest Du sprechen: Das ist ein starker Dreifuß, der keinen Spalt hat.*

Siehst Du sie von der Seite, dann rufst Du: es ist eine Heuschrecke, die einen Schweif hat und ihn hintenaus streckt.

Fällt die Peitsche auf ihren Rücken, so klatscht sie, wie Hagelkörner.

Sie läuft wie eine Hindin, die der Jäger verfolgt.

Sie macht Sprünge wie die Wolken, die über ein Thal hinjagen, ohne es zu befeuchten, und die eilen, sich über ein anderes auszuschütten.

„Mögen Leser von Geist die Kräfte ihrer Phantasie an diesem Bilde üben!" — ruft bei Gelegenheit dieser schönen, seltsamen Stelle der gute deutsche Reiske aus, der so entschieden „das genügsame Kameel des Tarafa dem Flügelrosse Pegasus vorzog."

Nachtreise durch die Wüste.

Ich tauche mich in die Windungen der Schluchten, in die einsamen, öden Oerter, wo die Djinns und die Vampyre pfeifen.

* Das erklärt sich aus den Sitten der Wüste: man stellt dort zum Kochen einen Dreifuß auf.

In einer dunkeln Nacht, überschüttet mit Finsterniß, wanderte ich, und meine Gefährten schwankten, vom Schlummer überwältigt, vor mir wie Zweige.

Es war eine Dunkelheit, wüst und schaurig wie das Meer, der Führer verirrte sich in ihrem Schooße, und sie hallte wieder vom Krächzen der Eule und erschrocken sieht der Wanderer sich verloren.

Tagreise.

Man hörte den Wind in der Tiefe der Schluchten wimmern.

Und wir wanderten um die Mittagstunde und entgegen kamen uns heiße, verpestete Winde, die die Fibern des Hirns durcheinander zerren.

Mein Kameel war schnell wie der Katha,* der durch die Wüste fliegt;

Der dort nach Wasser sucht, und auf eine Quelle sich herabstürzt,

Der noch Niemand nahe gekommen, so undurchdringlich ist die Oede, die sie rings umlagert.

Und ich tauche in die staubige Ebene, deren bewegter Sand einem faltigen Gewande gleicht. **

Ich tauche in den Abgrund voll Dünsten, wo die Marksteine*** Fischern gleichen, die am Meeresufer auf Klippen sitzen.

* Ein Wüstenvogel, dessen Instinkt ihn zu allen Wasserquellen leitet.

** Dieses schöne, malerische Bild hat der Dichter in folgender Strophe des „Mazeppa" verwerthet:

„Und wenn der Arme, dem die Glieder fast zerschellen,
Sich rührt, dann scheint das Thier sich wild emporzuschnellen,
Das jäher Schreck ergreift;
Und durch der Wüste Sand hinjagt es ungehalten,
Die weit vor ihm sich dehnt mit ihren staub'gen Falten,
Gleich einem Mantel bunt gestreift."

*** Die Wegweiser.

Mein Kameel lief, wo kein Weg war, wo keines Menschen Wohnung war.

Und es wühlte den Staub auf; es jagte dahin wie ein Pfeil, wenn er vom Bogen fliegt, der ihn in die Ferne schnellt."

Diese beiden Gemälde sind von Omajah ben Ajezd, dem Dichter des poetischen Stamms der Hudeiliten, der westlich von Mekka wohnt.

Das folgende Fragment ist noch älter, und zeichnet sich aus durch seine Tiefe und schwermüthige Stimmung. Seine Schönheit ist eine andere, als die des Hiob und des Homer, aber es ist eben so schön.

Vom hohen Berge hat das Schicksal mich niedersteigen lassen in ein tiefes Thal;

Das Glück hatte seine Reichthümer verschwenderisch über mich ausgeschüttet und mich hoch erhoben; nun hab' ich kein anderes Gut mehr als meine Ehre.

Heut läßt das Geschick mich weinen; wie oft hat es mich lächeln gemacht!

Hätte ich keine Töchter, schwach und zart, wie der Flaum des jungen Kathas;

Wahrlich, ich wollte lieber kreuz und quer auf der Erde herumgewirbelt werden.

Aber unsere Kinder sind wie unsere Eingeweide, wir können nicht leben ohne sie.

Meine Kinder! Wenn der Wind Eines von ihnen anwehte, meine Augen in meinem Haupte würden erstarren.

Die Stämme stoßen auf einander.

Sie stürzten sich mit wilder Gewalt auf den Stamm und warfen die Vorhut auseinander, wie eine Heerde wilder Esel; aber sie stießen auf eine Hagelwolke.*

Die Lanzen tauchten sich ins Blut und verursachten einen feuchten Klang, wie Regen, der auf Regen platscht,** die Schwerter, die auf einander schlugen, machten einen trockenen Ton, wie wenn man Holz spaltet. Die Bogen pfiffen und sausten durcheinander, wie der Südwind, der über gefrornes Wasser streift.

Es war, als stünden die Kämpfer unter einer Sommerwolke, die sich klärt, indem sie ihren Regen ausschüttet, während durch kleine, zerrissene Wölkchen Blitze zucken.

Das folgende Bruchstück von Rabiah ben al Kuden scheint uns bemerkenswerth durch die lyrische Unordnung der Gedanken. Es ist wunderlich, zu sehen, wie die Bilder eines nach dem andern im Gehirn des Dichters auftauchen, und unter dem Zelt des Arabers Pindar wieder zu finden.

„Bin ich denn jeden Abend verdammt, von dem Schatten der Chemna verfolgt zu werden? Sie hat ferne von mir ihre Wohnung genommen: und doch wäre sie es, die den Schlaf mir raubt?

* Der Dichter beschränkt sich in diesem Fall nicht darauf zu sagen: „eine Wolke“; eine Wolke ist etwas Wohlthuendes für den Araber. Er nennt eine Hagelwolke, etwas, das weh thut.

** Die französische Sprache hat kein Wort, um das Geräusch auszudrücken, welches das Wasser macht, das auf Wasser fällt. Die Engländer haben ein vollkommen entsprechendes Wort: splash. Das arabische Wort ist ebenso onomatopoetisch: ghachghachâ.

In der Stunde der Nacht seh' ich ihr zur Seite nach der Gegend von Rian hin einen zitternden, zuckenden Blitz auffahren.

Ich wache, um ihn zu betrachten; er ist wie die Lampe des Feindes, die in einer wohlverschlossenen, unzugänglichen Festung brennt.

O Mutter des Omar! Ein Thurm ist's, an dem der elende Feigling erschrocken hinauf sieht; ihr Haupt erhebt sich wie eine scharfe Spitze.

Kleine weiße Wölkchen schweben um ihren Gipfel; sie sind wie die Flocken der Wolle, die ein Weber zieht.

Ich bin hinaufgestiegen, die Sterne, in einander geflochten, wie ein Netz, berührten ihn; ich hab' ihn erreicht, noch eh' das volle Morgenroth erschien.

Die Sterne, gegen Westen ziehend, waren, wie die weißen, wilden Kühe, die vom Ufer des Teiches wegrennen, an dem sie sich getränkt.

Ich hatte einen gelben Bogen, den gerne meine Hand berührte; aber ich allein hatt' ihn gefaßt; wie eine keusche Frau, war er von Niemand berührt worden, als von mir allein.

Und über meine Waffe deckt' ich mein Gewand, das ihn die ganze Nacht vor'm Regen schirmte, der durch die Lüfte rieselte.

Der Weg, der zum Schlosse führt, ist glatt, wie die Stirn einer Gattin, und seine Länge merkt' ich nicht.

Die Reihen von Steinen, die es umgeben, sind wie die beiden Knochen, die an jeder Seite des Kopfes sich erhöhen." *

Die Auszüge aus dem Hamasa, die nun folgen, sind in Frankreich wenigstens bis jetzt unbekannt; in Deutschland wird eben eine Ausgabe dieser großen Sammlung mit lateinischer Uebersetzung veranstaltet.

* Die Schläfe.

Kotri ben al Fedjat el Mazeni spricht:

Am Tage des Kampfs hat Keiner von Euch durch all die vielen Gefahren des Todes sich zurückschrecken lassen.

Es schien, als wär' ich das Ziel* der Lanzen, so viele drangen auf mich ein, von der Rechten und von vorn.

So roth überströmte mein Blut, das floß, und das Blut, das ich vergoß, meinen Sattel und das Gebiß meines Pferdes.

Und ich kam zurück; ich hatte geschlagen; denn ich bin wie ein zweijähriges Fohlen, das ausgewachsen ist; ich bin wie ein fünfjähriges Pferd, das alle seine Zähne hat.

Chemidher el Islami, aus der Zeit des Islam, spricht:
(Nachdem er den Meuchelmörder seines Bruders erschlagen hat.)

Kinder meines Oheims, sprecht mir nicht mehr von Poesie, ihr habt sie begraben in der Wüste Ghomeïr.**

Wir sind nicht, wie ihr, die ihr geräuschlos angreift; wir bieten der Gewalt die Stirn und wir richten als Kadi's.

Aber unsere Richtersprüche gegen euch sind die Schwerter, und wir sind zufrieden, wenn die Schwerter es sind.***

Es war mir schmerzlich, den Krieg sich ausbreiten zu sehen zwischen uns und euch, Kinder meines Oheims! Doch ist die Sache ganz natürlich.

* Der Ring, nachdem zu zielen man sich übt.

** Ihr seid geflohen, ihr habt euch entehrt; oder: ihr habt die Poesie, die Quelle all eures Ruhms, begraben.

*** „Wenn die Schwerter durch's Hauen schartig geworden sind," — sagt der Commentator, — was hat ein Commentator zu sagen?

Meddak ben Tsomeil el Mazeni, zur Zeit des Islam, spricht:

(Der Stamm Mazen, dem der Dichter angehörte, besaß in der Nähe von Barrah einen Brunnen, Safuan genannt. Die Benu Scheïban machten ihm denselben streitig; dies der Gegenstand des Gedichts.)

Nur sachte, Benu Scheïban, diejenigen unter euch, die uns bedrohen, werden morgen beim Safuan einer tüchtigen Reiterschaar begegnen;

Auserlesenen Pferden, die beim Lärm der Schlacht nicht scheu werden, wenn der Kampf sich auf den engsten Raum zusammendrängt;

Und Männern, unerschrocken im Gefecht; rasch stürzen sie sich in den Kampf, und Jeder von ihnen trägt ein Schwert von Yemen mit zwei scharfgeschliffenen Schneiden.

Sie prangen in ihrem Harnisch, und schlagen Wunden jeder Gattung.

Ihr werdet mit ihnen zusammenstoßen, und ihr werdet Männer finden, ausdauernd auch im Unglück.

Ruft man sie zu Hülfe, — sie sind immer bei der Hand, und fragen nicht, für welchen Krieg oder welches Land.

Salma ben Jezid al Djofi, auf den Tod eines Bruders.

Ich rede zu meiner Seele in der Einsamkeit und schelte sie: — Ist das Standhaftigkeit und Stärke?

Weißst Du nicht, daß ich, seit ich lebe, diesem Bruder nicht begegnet bin, als eben in dem Augenblick, wo das Grab sich zwischen ihm und mir geöffnet hat?

Ich war, wie der Tod, bei dieser Trennung in der Nacht, und welche Trennung ist wie die, die erst am Tage des Gerichts ein Ende nimmt!

Was meinen Schmerz besänftigte, war der Gedanke, daß ich ihm eines Tages folgen werde, so süß auch das Leben sein mag.

Er war ein junger, starker Mann, der im Kampf seinem Schwert alle schuldige Ehre erwies.

Wenn er reich war, ging er zu seinem Freund; er hielt sich fern von ihm, wenn er arm war.

Bruchstücke.

Gott übe Barmherzigkeit an Mobrek am Tage des Gerichts und der Versammlung der Märtyrer.*

Der gute Mobrek, er betrachtete seinen Reisegefährten wie seinen Nachbar, auch wenn sein Reiseproviant im Sack hin und her kollerte. Unbekannter Verfasser.

Rila, die Tochter Asem's, spricht:

Ich stand stille vor den Zelten meines Stammes, und bei dem Schmerz und den Seufzern der weinenden Frauen traten mir die Thränen in die Augen.

Wie die Schwerter des Hind eilten sie, sich im Tod auf dem Schlachtfeld zu tränken.

Diese Reiter waren die Wächter vor dem Zelte des Todes, und ihre Lanzen kreuzten sich wie die Zweige eines Waldes.

Abd-ebn-al-Tebib spricht:

Der Friede Gottes sei mit Reïs-ben-Asem und seine Gnade!

Der Tod des Reïs war nicht der Tod Eines Mannes, sondern der Einsturz eines ganzen Volksgebäudes.

* Des Islam.

Die vier letzten Bruchstücke sind dem zweiten Theil des Hamasa entnommen, der den Titel hat: „Todtengesänge."

Die jetzt folgenden Stücke sind aus dem Divan des Stamms der Hodeil.

Taabata Cherran (einer der Helden der Wüste) und zwei seiner Gefährten stießen auf Barik: dieser begab sich weg von ihnen, stieg auf einen Fels und schleuderte von da seine Pfeile herab. — Oh, rief er, Einer von euch wird zuerst todt sein, der Zweite wird ihm folgen, den Dritten aber, den will ich schütteln, wie der Wind den Staub herumjagt. Und Barik machte darauf folgende Verse:

Es war im Lande des Thabit,* und seine beiden Gefährten folgten ihm.

Er ermuthigte seine Kameraden, und ich sprach: — Sachte! Der Tod kommt zu dem, der zu ihm kommt.

Und ich zeigte meinen Köcher, in welchem lange Pfeile stacken, und ihre Spitzen leuchteten wie Feuer.

— Einer von Euch wird durch mich des Todes sein; dem Feigsten von Euch Dreien schenke ich das Leben, um Euern Tod zu melden!...

Der Zweite wird dem Ersten folgen; was aber den Dritten und mich betrifft, so werden wir's machen, wie eine Staubwolke!...

Thabit sah an den Hügel, der ihn überragte, und machte sich auf den Weg, ihn zu ersteigen.

Er sprach: Das gilt Ihm und Euch Beiden! — Ich hab' es mit dem Tode aufgenommen, zuletzt hab' ich ihn liegen lassen mit abgeschnittener Sehne!

* Name des Taabata Cherran.

Das Ende des Gedichts ist etwas dunkel; es ist dies ein Mangel aller hohen Poesie, zumal aller speciellen und ursprünglichen Poesie.

Bruchstücke.

Du hast Leïla in Reimen gelobt, die durch ihre Verkettung an gestreifte Stoffe aus Yemen erinnern...

Gleichen die fetten, schweren Schafschwänze mit saurer Milch gegessen der süßen, rahmreichen Milch der Kameele, die süße Kräuter fressen, mit dem leckern Höcker des Dromedars verspeist?...

Ist der Duft des Wachholder und des herben Scheth * dem Dufte gleich der wilden Veilchen (Khosama) oder dem frischen Wohlgeruch der Levkoye?...

Man könnte sagen: Du kennst kein anderes Weib, als Omm Nafi.

Man könnte sagen: Du siehst keinen andern Schatten, dessen Kühle die Menschen ersehnen könnten, als ihren Schatten, und keine Schönheit außer ihr...

Hat Omm Naufel uns aufgeweckt, um in der Nacht abzureisen? Glück und Heil auf den Weg dem nächtlichen Wanderer, der seine Schritte beschleunigt!

Sie hat uns geweckt, wie in der sandigen Wüste Alidj Omaya die Leute vom Stamm Madjdel aus dem Schlaf aufgestört hat.

Die beiden Frauen brechen auf in der Nacht, aus Furcht, die ermüdeten Kameele könnten sie in dem Getümmel im Stiche lassen.

Ich habe gesehen und gesehen haben auch meine Gefährten das Feuer des Ueddan auf einer Anhöhe. Es war ein gutes Feuer, ein prächtig flammendes Feuer.

* Ein Kraut, das zum Gerben dient.

Wenn das Feuer im Nebel erstickt zu erlöschen droht, plötzlich sieht man es wieder aufflackern in einem Kranz von Flammen.

Ich sprach zu meinen Gefährten: Folget mir! Und sie stiegen von ihren behenden, schlanken Rossen.

Wir rasteten eine kurze Weile, wie der Katha, und die raschen Kameele mit ausgespreizten Beinen trugen uns von dannen.

Auch in diesen Fragmenten herrscht Dunkelheit, aber Anmuth und Erhabenheit leuchtet doch daraus hervor.

Das Folgende ist der Anfang eines Gedichts von Schanfari, einem Dichter aus dem Stamm Azed, eines Wettrenners von Beruf.

Kinder meiner Mutter, besteiget eure Kameele, ich wende meine Schritte zu andern Menschen, als ihr seid.

Das Reisegeräth ist in Bereitschaft, der Mond scheint, die Kameele sind gegürtet und gesattelt.

Es gibt auf Erden einen Ort, wo man den Haß nicht fürchtet, eine Zufluchtsstätte im Unglück.

Bei meinem Leben, die Erde ist nie zu eng für den weisen Mann, der es versteht, in der Nacht dem Gegenstand seiner Wünsche entgegen zu wandeln, oder weit hinweg von dem Gegenstand seiner Befürchtungen.

Ich werde andere Gefährten haben, als euch; einen Wolf, abgehärtet im Laufen; einen Leopard: bei ihnen braucht man nicht zu fürchten, sein Geheimniß verrathen zu sehen.

Alle sind sie tapfer, lassen sich keine Beleidigung gefallen, und ich stürze mich, wie sie, beim ersten Angriff auf den Feind.

Welch erhabner Ton der Trauer und des Stolzes in dieser Probe! Dies ist überhaupt der Charakter dieser Gedichte von höchstens hundert Versen, welche die Araber Kassideh nennen!

Ein anderer Dichter des Divans Bochteri, einer Gedichtsammlung von unbekannten Verfassern, — Blumen der Wüste, von welchen Nichts als ihr Duft übrig geblieben, — spricht:

Als ich die ersten Feinde durch die Tamarinthen und die stachlichten Bäume des Thales hindurchkommen sah,

Nahm ich meinen Mantel, ohne mich nach Jemand umzuwenden; ich haßte den Menschen, wie ihn das Kameel haßt, dem man eben die Nasenlöcher durchbohrt hat.*

Der Uebergang von den Arabern zu den Persern ist ein schroffer. Es ist wie ein Volk von Weibern neben einer Nation von Männern. Sonderbar, daß man neben dem Einfachsten, Männlichsten, Rohsten, was das Genie hat, Geist findet, Nichts als Geist, mit all seinen Spitzfindigkeiten und all seinen weibischen, überfeinerten Manieren. Uranfängliche Barbarei und die letzte Stufe der Verdorbenheit, die Kindheit der Kunst und ihr Greisenalter. Anfang und Ende der Poesie berühren sich. Uebrigens findet sich viel Analogie zwischen der persischen und der italienischen Poesie. Auf beiden Seiten Madrigals, Concetti's, Blumen und Düfte. Geknechtete Völker, Courtisanenpoesie. Die Perser sind die Italiener von Asien.

Ghasel.

Sähe ich diese Zauberin in meinem Schlummer, ich opferte ihr meinen Geist und meinen Glauben.

* Um den Ring durchzuziehen, an dem man es lenkt.

Könnte ich einen Augenblick meine Stirne unter ihre Fußsohle legen;

Ich würde mein Gesicht nie mehr gegen die Erde kehren;
Spräche sie zu mir: Dieser Fuß ist ein Sklave in meinem Hof;
Ich würde diesen Fuß in den neunten Kreis des Himmels setzen.
Oh! löse nicht Deine Locken, die duften, wie Jasmin!
Mache die Düfte China's nicht zu Schanden!
O Rafi-Eddin, aufrichtig und ohne Falsch, mach' aus dem Staube, auf den sie tritt, den Pfad Deiner Stirne.

— Rafi-Eddin. —

Ghasel.

Was ist zerstreuter, Deine Haare oder meine Sinne? Was ist kleiner, Dein Mund oder der Ueberrest von meinem gebrochnen Herzen?

Was ist schwärzer, die Nacht oder mein Gedanke, oder das Pünktchen, das Deine Wange ziert? Was ist gerader, Dein Wuchs, die Cypresse oder meine Liebesworte?

Was sucht die Herzen auf? Dein Nahen oder meine Verse, in denen meine Seele aufblüht? Was ist trauriger? Dein Nein oder meine brennenden Klagen? — Schahpur Abhari. —

Doch genug der Antithesen! — Hier ein Ghasel von ächter Schönheit, von arabischer Schönheit.

Diejenigen, welche ausfliegen, die Kaaba* aufzusuchen, wenn sie endlich das Ziel ihrer Anstrengungen erreicht haben;

* Ein Gebäude, das die Engel vom Himmel heruntergebracht haben, in dem Abraham die Lehre vom Einen Gotte verkündet hat. Eine andere Ueberlieferung erzählt, es sei der Ort, wo sich Adam und Eva nach langer Trennung auf der Erde wieder gefunden hätten. Dieser Tempel war seit dem frühesten Alterthum ein Wallfahrtsort der Araber, und ist es heute noch für die Muselmänner.

Dann sehen sie ein Haus von Stein, hoch und ehrwürdig, inmitten eines unangebauten Thales;

Sie treten ein, um darin Gott zu schauen; sie suchen ihn lange und sie sehen ihn nicht.

Wenn sie traurig in dem Haus umhergelaufen sind, hören sie über ihren Häuptern eine Stimme:

O ihr Anbeter eines Hauses! Warum betet ihr Stein und Lehm an? Betet ein anderes Haus an, jenes, das die Auserwählten suchen. Dschelal Eddin Rumi.

Dieser Dichter ist im Orient berühmt. Er war tief eingeweiht in den Mysticismus der Sufi's, dessen höchste Stufe ein Zustand der vollendeten Ruhe, der Vernichtung, ist: dies ist das Wort, das sie dafür gebrauchen.

Ferideddin Attar gibt in seinem mystischen Gedicht: „Die Sprache der Vögel," eine merkwürdige Begriffsbestimmung von diesem Zustand der Vernichtung, oder, wie sie es auch nennen, der Armuth:

Das Wesen dieser Religion ist das Vergessen; es ist die Taubheit, die Stummheit, die Ohnmacht.

Ein einziger Sonnenstrahl wischt vor Deinen Augen hunderttausend Schatten weg.

Wenn der allgemeine Ocean sich bewegt, wie sollen die Gestalten, die auf dem Wasser sich abspiegeln, an ihrem Platze bleiben?

Die beiden Welten, die Gegenwart und die Zukunft, sind die Bilder, welche dieses Meer zeigt; der da spricht: es ist Nichts, ist auf dem guten Wege.

Wer in den Ocean des Herzens untergetaucht ist, hat die Ruhe gefunden in dieser Vernichtung.

Das Herz, voll Ruhe in diesem Ocean, das Herz findet dort Nichts als das Nichtsein.

(Noten des Pend-Nameh von Ferideddin Attar, herausgegeben von S. de Sacy.)

Hier sechs schöne Verse von Firdusi, dem berühmten Dichter des Schah-Nameh (Buch der Könige):

Als der Staub sich erhob bei dem Nahen des Heers,
Wurden die Wangen unsrer ruhmvollen Krieger bleich,
Da erhob ich das Beil des Jekchm,*
Und mit einem Streich brach ich meinem Heere Bahn.
Mein Roß stieß ein Geschrei aus wie ein wüthender Elephant:
Die Ebne war bewegt wie die Wellen des Nil.

Jones hat dieses Fragment in englischer Sprache bekannt gemacht. Togrul ben Urslan, der Letzte der Seldschukiden, sang diese Verse laut in der Schlacht, in der er seinen Tod fand.

Der Anfang des Gedichts Schrub von Firdusi scheint uns ebenfalls bemerkenswerth:

Ich habe von einem Mobed** erfahren, daß Rustem sich früh am Morgen erhob.

Sein Geist war bekümmert; er rüstete sich zur Jagd; er steckte seine Streitaxt in den Gürtel, und füllte seinen Köcher mit Pfeilen.

Er ging; er sprang auf Raksch*** und ließ sein elephantengleiches Roß dahin jagen.

Er wandte sein Haupt nach der Grenze von Turan, wie ein wüthender Löwe, der den Jäger gesehen hat;

* Beiname von Sam, dem Sohne Nerimans; Sam war der Vater Rustems, und dies ist der Held, der sie schlägt, bewaffnet mit dem Beil eines Vaters.

** Priester der Magier.

*** Sein Pferd.

Als er an den Grenzen von Turan anlangte, sah er die Wüste voll wilder Esel.

Der Kronenverleiher (Rustem) ward roth wie die Rose, er schüttelte sich und trieb Raksch an.

Mit den Pfeilen, mit der Streitaxt und mit der Schlinge warf er ganze Heerden Wild nieder.

Wir schließen diese Auszüge mit einem Pantum, einem malayischen Lied von köstlicher Originalität:

Malayisches Pantum.

Die Schmetterlinge flattern rings umher auf ihren Schwingen,
Sie fliegen dem Meer zu, nahe der Felsenkette.
Mein Herz ist krank in meiner Brust
Von meinen ersten Tagen bis zur heutigen Stunde.

Sie fliegen dem Meer zu, nahe der Felsenkette ...
Der Geier richtet seinen Flug gegen Bandam.
Von meinen ersten Tagen bis zur heutigen Stunde
Habe ich viele junge Männer bewundert.

Der Geier richtet seinen Flug gegen Bandam ...
Und läßt seine Federn fallen auf Patani;
Ich habe viele junge Männer bewundert,
Aber keiner ist zu vergleichen mit meinem Auserkornen.

Er läßt seine Federn fallen auf Patani ...
Siehe da, zwei junge Tauben!
Kein junger Mann kann sich vergleichen mit meinem Auserkornen,
So geschickt ist er, das Herz zu rühren.

Wir haben uns keine Mühe gegeben, Ordnung in diese Mittheilungen zu bringen. Es ist eine Handvoll Edelsteine, die wir auf gut Glück und in der Eile aus der großen Fundgrube des Orients herausgreifen.

Maurische Romanze.

XII.

Seite 507.

Es gibt zwei Romanzen, eine arabische und eine spanische, über die Rache, welche der Bastard Mudarra an seinem Oheim Rodrigo de Lara, dem Mörder seiner Brüder, nahm. Ueber die spanische Romanze vergl. Note IX. Sie ist schön, aber der Verfasser dieses Buches erinnert sich irgendwo eine spanische Uebersetzung der maurischen Romanze gelesen zu haben, und es scheint ihm, daß diese noch schöner war. Seine Bearbeitung schließt sich mehr an die arabische Version als an das spanische Gedicht an, wenn sie überhaupt Beziehungen zu einer von Beiden hat. Die kastilische Romanze ist etwas trocken, man merkt es, daß ein Maure dabei die ehrenvolle Rolle spielt.

Es wäre an der Zeit, daß man darauf dächte, den Romanzero general nach den wenigen Exemplaren, die noch davon existiren, im Urtext und in Uebersetzung, maurisch und spanisch, wieder neu herauszugeben. Es sind vergrabene Schätze und nahe daran, verloren zu gehen. Der Verfasser wiederholt es hier: es sind zwei Iliaden, die eine gothisch, die andere arabisch.

Die Kornblumen.

XIII.

Seite 516.

Wir glaubten die Orthographie der Verse, die wir als Motto an die Spitze dieses Gedichts gestellt haben, gewissenhaft beibehalten zu sollen.

> Si es verdad, ó non yo no lo hy de ver,
> Pero non lo quiero en olvido poner.

Diese Verse von einem unbekannten, aber merkwürdigen Dichter, Segura de Astorga, sind uraltspanisch. Hätten wir uns nicht gefürchtet, dem alten Joan (nicht Juan) seine eigenthümliche Physiognomie zu nehmen, so hätten wir schreiben müssen: Si es vertad ó no yo no le he aqui de ver, pero no le quiero en olvido poner. Hy steht für aqui, wie auch für alli in einer andern Stelle von demselben Dichter, die als Ueberschrift zur „Nurmahal der Rothen" dient:

Non es bestia que non fus hy troveda, non fus für: no fuese.

Bunaberdi.

XIV.

Seite 542.

Der Name Buonaparte lautet in den arabischen Volkssagen: Bunaberdi (vergl. in dieser Beziehung eine interessante Note zu der schönen Dichtung von *Barthélemy* et *Mercy*, Napoleon in Aegypten).

Er.

XV.

Seite 547.

Pästum.

Genauer: auf der Straße nach Pästum. Denn von Pästum selbst aus sieht man den Vesuv nicht.

November.

XVI.

Seite 550.

Das alte Kloster der Feuillantiner, im Quartier St. Jacques, wo der Verfasser einen Theil seiner Kindheit zugebracht hat.

Inhalt.

Oden, Balladen und Orientalen.

Drittes Buch. 1824—1828

Viertes Buch. 1819—1827.

Seite

Fünftes Buch. 1819—1828.

Balladen. 1823—1828.

Noten.

Die Orientalen.

Seite

Victor Hugo's

sämmtliche poetische Werke.

Deutsch

von

Ludwig Seeger.

Dritter Band.



Stuttgart:

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

(Adolf Benedict.)

1861.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart.



Herbstblätter.

Vorrede.

Der politische Moment ist ernst. Niemand bestreitet es, und der Verfasser dieses Buches weniger als irgend Jemand. Im Innern sind alle Lösungen socialer Fragen wieder neu in Frage gestellt. Der ganze Gliederbau des politischen Körpers umgebogen, umgegossen oder umgeschmiedet in der Esse einer Revolution, auf dem schallenden Ambos der Presse; das alte Wort Pairie, sie, die früher fast eben so hell glänzte, wie das Königthum, bildet sich um und ändert seine Bedeutung; der ewige Wiederhall der Tribüne in der Presse und der Presse in der Tribüne; die Emeute, die sich todt stellt. Blicken wir nach Außen, so sehen wir da und dort auf der Oberfläche Europa's ganze Völker, die man mordet, in Massen deportirt oder in Ketten schlägt; Irland, das man in einen Kirchhof, Italien, das man in einen Bagno verwandelt, Sibirien, das man mit Polen bevölkert; überall sonst, auch in den friedlichsten Staaten, etwas Wurmstichiges, das aus den Fugen geht, und, für aufmerksame Ohren, das dumpfe Dröhnen der Revolutionen, die, in unterirdischen Minen eingeschlossen, unter allen Reichen Europa's ihre Gänge graben, — Verästungen der großen Centralrevolution, deren Krater Paris ist. Endlich, draußen wie im Innern, die Glaubensmeinungen im Kampf, die Gewissen in Bewegung, neue Religionen — eine ernste Erscheinung —, die Formeln stammeln, schlechte auf der einen Seite, gute auf der andern; alte Religionen, die sich häuten; Rom, die Stadt des Glaubens, die sich wieder aufzuschwingen sucht, vielleicht bis auf die Höhe von Paris, der Stadt der Intelligenz;

Theorien, Einbildungen und Systeme, nach allen Seiten hin der Wahrheit nachjagend, die Frage der Zukunft jetzt schon eben so gründlich untersucht, wie die der Vergangenheit — das ist unsere Lage im November des Jahres 1831.

Kein Zweifel, in einem solchen Augenblick, mitten unter den stürmischen Conflikten aller möglichen Dinge und Menschen, Angesichts dieses tumultuarischen Concils aller Ideen, Glaubensansichten, Irrthümer, die sich abmühen, die Formel des neunzehnten Jahrhunderts in öffentlicher Debatte zu besprechen und festzustellen, — ist es eine Narrheit, einen Band armer, interesseloser Verse zu veröffentlichen. Narrheit? Warum?

Die Kunst — der Verfasser hat diesen Gedanken immer festgehalten — die Kunst hat ihr Gesetz, dem sie folgt, wie alles Andere. Die Erde bebt, — soll sie darum nicht weiter gehen? Betrachtet das sechzehnte Jahrhundert: es ist eine gewaltige Epoche für die menschliche Gesellschaft, aber auch eine gewaltige Epoche für die Kunst. Es ist der Uebergang von der religiösen und politischen Einheit zur Freiheit des Gewissens und des Bürgerthums, von der Orthodoxie zum Schisma, von der Disciplin zur Forschung, von der großen priesterlichen Synthese, die das Mittelalter geschaffen hat, zur philosophischen Analyse, die dasselbe auflösen wird. Alles das ist da; es ist auch der Wendepunkt, prächtig und blendend durch Perspektiven ohne Zahl, wo die gothische Kunst in die klassische überging. Ueberall auf dem Boden des alten Europa gibt es Nichts als Religionskriege, Bürgerkriege, Kriege um ein Dogma, Kriege um ein Sakrament, Kriege um eine Idee, Volk gegen Volk, König gegen König, Mann gegen Mann; Nichts als das Klirren gezogener Schwerter und gereizter Disputationen der Doktoren; politische Aufregungen, Sturz und Zusammenbrechen des Alten, geräuschvolles, lärmendes Ausstreben des Neuen, und zu gleicher Zeit in der Kunst Nichts als Meisterwerke. Man

beruft den Reichstag zu Worms, aber man malt auch die Sixtinische Kapelle. Es gibt einen Luther, aber es gibt auch einen Michel Angelo.

Das also, weil heutzutage nun auch rings um uns her andere veraltete Dinge zusammenbrechen, — und, im Vorbeigehen bemerkt, Luther gehört zum Veralteten, Michel Angelo nicht, — die Erscheinung, daß auch jetzt neues Leben aus diesen Ruinen sproßt, ist kein Grund, daß die Kunst, die unsterbliche, nicht fortfahren sollte, zu grünen und zu blühen mitten unter den Trümmern einer Gesellschaft, die nicht mehr ist, und den ersten Umrissen einer Gesellschaft, die noch nicht ist.

Daß die Rednerbühne wimmelt von Demosthenen, die Rostren überfüllt sind mit Ciceronen, daß wir allzu viele Mirabeaux's haben, das ist kein Grund, daß wir nicht auch in irgend einem verborgenen Winkel einen Dichter haben sollten.

Es ist somit ganz natürlich, daß, wie laut auch der Lärm des Marktes tose, die Kunst fortbesteht, daß die Kunst ihren Kopf aufsetzt, daß die Kunst sich selbst treu bleibt, tenax propositi.

Denn die Poesie wendet sich nicht nur an den Unterthan dieser oder jener Monarchie, an den Senator dieser oder jener Oligarchie, an den Bürger dieser oder jener Republik, an den Genossen dieser oder jener Nation, sie wendet sich an den Menschen, an den ganzen Menschen. Dem Jüngling spricht sie von Liebe, dem Vater von der Familie, dem Greis von der Vergangenheit, und, wie man's auch treibe, welches auch die Revolutionen der Zukunft sein mögen, ob sie die baufälligen Gesellschaften in ihrem tiefsten Grund erschüttern, oder ob sie ihnen bloß die Haut ritzen, mitten durch alle möglichen politischen Veränderungen hindurch, wird es immer Kinder, Mütter, Jungfrauen, Greise, wird es immer Menschen geben, die lieben,

die sich freuen, die leiden. An sie richtet sich die Poesie. Die Revolutionen, diese glorreichen Verjüngungsprozesse der Menschheit, die Revolutionen bilden Alles um, nur nicht das Menschenherz. Das Menschenherz ist wie die Erde. Man kann auf ihrer Oberfläche säen, pflanzen, bauen, was man will; dem ungeachtet wird sie nicht aufhören, ihr natürliches Grün, ihre natürlichen Blüthen und Früchte hervorzubringen. In einer gewissen Tiefe wird weder Karst noch Grabscheit sie stören. Und wie die Erde immer die Erde bleiben wird, so wird auch das Menschenherz immer dasselbe bleiben: die Basis der Kunst, wie jene die der Natur.

Um die Kunst zu vernichten, müßte man damit beginnen, das Menschenherz zu vernichten.

Hier begegnet uns ein Einwurf anderer Art: — ohne Widerspruch, auch im bedenklichsten Augenblick einer politischen Krise kann ein reines Werk der Kunst am Horizont auftauchen; aber werden nicht alle Leidenschaften, alle Geisteskräfte, wird nicht alle Aufmerksamkeit allzu sehr dadurch in Anspruch genommen sein, durch das gesellschaftliche Werk, an dem sie gemeinsam arbeiten, als daß der Aufgang des heitern Gestirns der Poesie im Stande wäre, die Augen der Menge auf sich zu ziehen? — Das ist nur eine Frage zweiten Rangs, es ist die Frage nach dem Erfolg; die Frage des Buchhändlers, nicht des Dichters. Auf Fragen dieser antwortet in der Regel die Thatsache mit Ja oder Nein, und im Grund ist wenig daran gelegen. Allerdings gibt es Augenblicke, wo die materiellen Angelegenheiten der Gesellschaft schlecht gehen, wo der Strom sie nicht vorwärts treibt, wo sie, an alle politischen Wechselfälle, die unterwegs auf einander stoßen, sich anklammernd, sich die Bahn versperren, sich stauen, sich in einander verschränken und verwickeln. Aber was thut das? Wenn übrigens, wie man sagt, für die Poesie kein günstiger Wind weht, so ist das kein

Grund für die Poesie, ihren Flug nicht zu beginnen. Ganz im Gegensatz zu den Schiffen fliegen die Vögel gut nur gegen den Wind. Die Poesie gehört zum Geschlecht der Vögel. **Musa ales**, sagt ein alter Klassiker.

Und eben darum ist sie auch schöner und stärker, wenn sie mitten unter politischen Stürmen sich hervorwagt. Auf dem Standpunkt einer gewissen ästhetischen Anschauung hat man die Poesie lieber, wenn sie im Gebirg und unter Ruinen wohnt, wenn sie über Lawinen schwebt, im Sturm ihren Horst sich baut, als wenn sie einem ewigen Frühling nachjagt. Man liebt den Adler mehr als die Schwalbe.

Beeilen wir uns hier, wo es vielleicht noch Zeit ist, zu erklären, daß der Verfasser bei Allem, was er bemerkt hat, um die Opportunität eines Bandes reiner Poesie zu erklären, der in einem Augenblick erschien, wo so viel Prosa in den Köpfen wohnt, und eben dieser Prosa wegen, nicht im Entferntesten daran gedacht hat, irgendwie auf sein eigenes Werk anzuspielen. Er fühlt selbst am lebhaftesten, wie ungenügend und dürftig es ist. Der Künstler, wie ihn der Verfasser sich denkt, der die Lebensfähigkeit der Kunst mitten in einer Revolution erprobt, der Dichter, der zwischen zwei Aufständen eine poetische That vollbringt, ist ein großer Mann, ein Genius, ein Auge, ὀφθαλμός, wie die griechische Metapher sich wundervoll ausdrückt. Der Verfasser hat nie Anspruch gemacht auf den Glanz solcher Titel, der höchsten, die es geben kann. Nein, wenn er heut, im Monat November 1831, „die Herbstblätter" herausgibt, so geschieht es, weil der Contrast zwischen der Ruhe in diesen Versen und der fieberhaften Aufregung der Gemüther ihm merkwürdig genug erschienen ist, um ihn bei hellem Licht zu betrachten. Er fühlt, indem er dieses unnütze Buch den Wellen der Volksstimmung überläßt, die so vieles Bessere mit fortreißen, etwas von jenem melancholischen Ver-

gnügen, das man empfindet, wenn man eine Blume in den reißenden Ocean wirft, und ihr nachsieht, was aus ihr werden mag.

Man erlaube ihm ein etwas stolzes Bild. Der Vulkan einer Revolution klaffte vor seinen Augen. Der Vulkan hat ihn in Versuchung geführt. Er hat sich hinein gestürzt. Es ist ihm übrigens nicht unbekannt, daß Empedokles kein großer Mann, und daß von ihm Nichts übrig geblieben ist, als sein Schuh.

Er läßt also dieses Buch seinem Schicksal, wie es auch sei, entgegen gehen, liber, ibis in urbem, und morgen wird er sich nach einer andern Seite wenden.

Was ist übrigens an jenen Blättern, die er so auf gut Glück dem ersten besten Wind überläßt? Es sind abgefallene Blätter, todte Blätter, wie alle Herbstblätter. Es ist keine Poesie der Aufregung und des Tumults, es sind heitre, friedliche Verse, Verse, wie sie Jeder dichtet oder träumt, Verse der Familie, des häuslichen Herdes, des Privatlebens, Verse aus dem Innersten der Seele. Es sind wehmüthige, resignirte Blicke, da und dort ruhend auf dem, was ist, und vor Allem auf dem, was war. Es ist das Echo jener oft unaussprechlichen Gedanken, die verworren in unsrem Geiste sich drängen, geweckt durch die tausend Gegenstände, Wesen der Schöpfung um uns her, die leiden oder verschmachten: eine Blume, die verblüht, ein Stern, der fällt, eine Sonne, die untergeht, eine Kirche ohne Dach, eine Straße voll Gras; oder die unverhoffte Ankunft eines fast vergessenen, aber in irgend einer dunkeln Falte des Herzens noch immer mit Liebe gehegten Schulfreundes; oder die Betrachtung der willenskräftigen Männer, die das Schicksal brechen oder sich von ihm zerbrechen lassen; oder der vorübergehende Anblick eines jener schwachen Wesen, die von der Zukunft Nichts wissen, sei es ein Kind, sei es ein König. Kurz, Elegien sind es auf die Eitelkeit aller

Entwürfe und Hoffnungen, auf die Liebe mit zwanzig Jahren, auf die Liebe mit dreißig Jahren, auf die Trauer im Glück, auf all die zahllosen schmerzlichen Dinge, die unsre Jahre ausfüllen, — Elegien, wie sie das Herz des Dichters unaufhörlich aus den Wunden strömen läßt, welche das Leben ihm schlägt. Es sind zweitausend Jahre her, seit Terenz gesagt hat:

> Plenus rimarum sum; hâc atque illâc
> Perfluo.

Hier ist denn auch der Ort, wo der Verfasser auf die Frage antworten kann, die man so freundlich war, an ihn zu richten: ob er die zwei oder drei Oden, zu welchen die gleichzeitigen Ereignisse ihn begeistert haben, und die er von Zeit zu Zeit in den letzten anderthalb Jahren veröffentlicht hat, den Herbstblättern einverleibt habe? — Nein. Hier ist kein Platz für diese Poesie, die man die politische nennt, und die er die historische genannt zu sehen wünschte. Diese leidenschaftlichen, sprühenden Gedichte hätten die Ruhe und die Einheit dieses Bandes gestört. Sie gehören übrigens zu einer Sammlung politischer Gedichte, die der Verfasser noch zurückhält. Er wartet für ihre Veröffentlichung einen mehr literarischen Moment ab.

Was diese Sammlung ist, welche Sympathien, welche Antipathien sie durchdringen, darüber kann man, wenn man neugierig ist, sich ein Urtheil bilden, wenn man das letzte Gedicht dieser Sammlung ins Auge faßt. Uebrigens glaubt der Verfasser in der unabhängigen, uneigennützigen, arbeitseligen Lage, in der er bleiben wollte, frei von aller politischen Abneigung, wie von aller politischen Dankbarkeit, Keinem der jetzt Mächtigen zu Dank verpflichtet, immer bereit, sich Alles wieder nehmen zu lassen, was man ihm etwa aus Gleichgiltigkeit oder Vergeßlichkeit gelassen hat, — ein Recht zu haben, zum Voraus sagen zu dürfen: seine Verse sind die eines ehrlichen, schlichten, ernsten Mannes, der für jede Freiheit ist,

für jede Verbesserung, jeden Fortschritt, und zu gleicher Zeit für jede Vorsicht, jede Schonung, jedes Maß; der allerdings, das ist richtig, nicht mehr dieselbe Ansicht, wie vor zehn Jahren, über die wandelbaren Dinge hat, welche die politischen Fragen ausmachen, aber der bei dem Wechsel seiner Ueberzeugung immer nur sein Gewissen um Rath gefragt hat, nie sein Interesse. Er wiederholt hier noch, was er schon anderswo erklärte,* und was er nicht müde werden wird, zu erklären, zu beweisen: daß er, so leidenschaftlich er auch Partei nimmt für die Völker in dem ungeheuren Streit, der sich im neunzehnten Jahrhundert zwischen den Völkern und den Königen entsponnen hat, doch nie vergessen wird, welches die Meinungen, der leichtgläubige Wahn, die Irrthümer seiner ersten Jugend gewesen sind. Er erwartet nicht, daß man ihm ins Gedächtniß zurückrufen werde, er sei in seinem siebzehnten Jahre Stuartist, Jakobite und Cavalier gewesen; er habe die Vendée fast mehr geliebt als Frankreich; wenn sein Vater Einer der ersten Freiwilligen der großen Republik gewesen, so sei seine Mutter, ein armes fünfzehnjähriges Mädchen, auf der Flucht durch das Bocage eine Brigande gewesen, wie die Frauen von Bonchamps und de la Rochejaquelein. Nie wird er die gefallene Race beschimpfen, weil er Einer von denjenigen ist, die ihr Vertrauen geschenkt haben, und die, Jeder nach seinem Theil und nach seinem Gewicht, Frankreich glaubten für dieselbe bürgen zu können.

Uebrigens was auch ihre Fehler, was selbst ihre Verbrechen sein mögen, ist man jetzt mehr als je im Fall, den Namen Bourbon mit Vorsicht, Ernst und Achtung auszusprechen, jetzt, wo der Greis, der ein König gewesen, auf seinem Haupte Nichts mehr trägt als weiße Haare.

* Vorrede zu Marion Delorme.

Paris, 20. November 1831.

I.

Data fata secutus.
Devise der St. John.

Zwei Jahre zählte das Jahrhundert. Sparta
Ward Rom und unter'm Bonaparte hervor
Stach schon Napoleon, die Kaiserstirne
Durchbrach bereits des ersten Consuls Maske.
Da war's, wo in der alten span'schen Stadt
Besançon, wie ein Korn, verstreut im Wind,
Ein Kind, breton'schen und lothring'schen Bluts,
Geboren ward, so schwächlich, ohne Farbe,
Und ohne Blick und Laut, gespenstisch fahl,
Von Jedermann verlassen, nur von Einer,
Von seiner Mutter nicht, und wie ein Rohr
Geknickt, so daß zugleich man Sarg und Wiege
Ihm machen ließ. Das Kind, vom Leben schon
Aus seinem Buch gestrichen, welches kaum
Den zweiten Tag zu leben schien bestimmt, —
Bin ich. —

Ein andermal erzähl' ich Euch
Vielleicht, wie mich die reinste Muttermilch
Und Mutterlieb' und Zärtlichkeit und Sorge,

Verschwendet an ein Leben, das verdammt
Schon war im Keim, zum zweitenmal zum Kind
Der treusten Mutter, — eines Engels machte,
Der auf drei Söhne, liebend ohne Maß,
Die Flügel breitete!

O Mutterliebe!
O Liebe, die der Ihren Keins vergißt,
Du Wunderbrot, das Gott im Theilen mehrt,
O stets gedeckter Tisch im Vaterhaus,
Wo Jedem wird sein Theil, das Ganze Jedem!
Einst, wenn im Zwielicht mich geschwätzig macht
Das Alter, werd' ich Euch erzählen, wie
Einst das Verhängniß, schrecklich und erhaben,
Das durch des Kaisers Hand die Welt bewegte,
Im Sturm und Wetter mich wehrloses Kind
Herumgewirbelt. Denn, vom Nord gepeitscht,
Wirft das empörte Meer zugleich den stolzen
Dreimaster, der sich bäumt, herum, — zugleich
Das Blatt auch, das dem Baum am Strand entfällt.

Schwer ward ich in der Jugend schon geprüft,
Und viel Erlebtes hat sich ins Gedächtniß
Mir tief gegraben, Vieles ist zu lesen
In meiner Stirne Falten, — Furchen, die
Mir der Gedanke zieht. Fürwahr, ein Greis,
Der Haar und Glut verlor, und todesmatt
Am Ziel der höchsten Wünsche niederfiel,
Er würd' erblassen, säh' er meine Seele,
Den Abgrund, dessen Tiefe mein Gedanke
Erfüllt, und Alles, was ich schon gelitten,
Was ich versucht, und was mir schon gelogen

Gleich einer faulen Frucht, wie mir geschwunden
Die schönste Zeit und jede Hoffnung mit
Auf ihre Wiederkehr, all meine Liebe,
Arbeit und Trauer, und im Alter, wo
Uns noch die Zukunft lächelt, schon das Buch
Des Herzens vollgeschrieben Blatt für Blatt.

Wenn mein Gedanke manchmal sich der Brust
Entringt und meine Lieder durch die Welt
Verloren flattern, wenn ironisch Leid
Und Lust ich im Roman versteckt enthülle,
Wenn meine Phantasie die Bühn' erschüttert,
Wenn ich vor auserlesnen Hörern Menschen,
Wie sie, bewege, die, von meinem Hauch
Belebt, mit meiner Stimme wiederum
Zum Volke reden; wenn mein Haupt, die Esse,
In der mein Geist als Flamme brennt, das Erz
Des Reims, das saust und sprüht, entströmen läßt
Und in des Rhythmus wunderbare Form
Ergießt, aus der die Strophe steigt und hoch
Zum Himmel fliegt; — so ist's, weil Liebe, Ruhm
Und Tod und Leben, jede Welle, die
Der Welle folgt ohn' Ende, jeder Strahl
Und jeder Hauch, ob günstig, ob verderblich,
Läßt meine Seele von Krystall erzittern
Und strahlen, meine klangbegabte Seele,
Die in des Weltalls Mittelpunkt mein Gott
Gesetzt, als Echo, tausendstimmig tönend.

Rein blieb in bösen Tagen auch mein Herz,
Und weiß ich nicht, wohin ich gehe, weiß
Ich doch, woher ich komme. Meinen Geist

Hat des Parteigeists Flammenwind berührt,
Doch seinen Wellenspiegel nie getrübt,
Nie findet hier unreinen Schlamm und Schaum
Der Wind, um zum Azur ihn aufzuspritzen.

Hab' ich gesungen, lausch' ich, sinne, bauend
Ein Denkmal dem gefallnen Kaiser, treu
Der Freiheit, die ich wegen ihrer Blüthen
Und Früchte liebe, wegen seines Rechts
Dem Throne treu, und wegen seines Unglücks
Dem König, — treu dem Blut, das in den Adern
Mir fließt, vom Vater her, dem alten Krieger,
Und meiner Mutter, der Vendéeerin.

Juni. 1830.

II.

Ungerechtigkeit verwüstet alle Lande und böses Leben stürzt die Stühle der Gewaltigen. So höret nun, ihr Könige, und merket; lernet ihr Richter auf Erden. Nehmet zu Ohren, die ihr über Viel herrschet, die ihr euch erhebt über den Völkern. Denn euch ist die Obrigkeit gegeben vom Herrn, und die Gewalt vom Höchsten, welcher wird fragen, wie ihr handelt, und forschen, was ihr ordnet.

Weisheit, 6, 1 ff.

Gedanken eines Spaziergängers über einen König.

Zum Hoffest brachten Wagen einst und Rosse
Mit Lärm und Pomp den König von Neapel.
Ich ging vorbei am Carrousel im Haufen,
Der endlos sich durch seine Pforten drängte,
Der hier vierhundertmal im Jahr erscheint,
Um Prinzen oder um die Uhr zu sehn.
Ich folgte langsam, wie die Welle folgt
Der Welle, diesem Volk, das sicher glaubt,
Es sei des römischen Volkes ältster Sohn,
Und habe kühn die Thürme der Bastille
Im Handumdrehn vom Boden weggefegt.
Dann stand ich still; der Schweizer schloß das Gitter.

Die Trommel scholl und Bravoruf, so oft
Vorüber ein achtspänniger Wagen fuhr.
Trompeten schmetterten im weiten Hof,
Der wimmelte von hohen Federbüschen.

Die königlichen Rosse schritten stolz
Einher, — vor ihnen senkten sich die Fahnen.
Ein altes Weib, zerlumpt, am Arm den Korb,
Horcht zu dem Lärm und ihren greisen Mann
Anstoßend sagt sie laut: — Ein König! — Fürsten
Hab' unterm Kaiser ich genug gesehn!

Die goldnen Wagen sah ich nun, die rothen
Livree'n nicht mehr, und während hundertmal
Das Volk, unruhig, hin und wieder wogte,
Träumt' ich. Und ihres Weges ging die Alte
Zum Grèveplatz und ließ mich stehn und träumen,
Dem Vogel gleich, der auf im Walde fliegt,
Und zittern läßt das Blatt, das er berührt.
— Ha, rief ich, in die Hand die Stirne drückend,
Philosophie, zum Volk herabgestiegen!
Stolz schau'n und ernst die Kleinen auf die Großen!

Spät kommt das Volk dahin, wohin dies Volk
Gekommen ist. Da steht's und zuckt die Achseln,
Es scheut, bewundert, liebt und fürchtet Nichts,
Für Alles hat es einen strengen Spruch.
So hat mit Hammerschlägen auf die harten
Hirnschädel, wie den Keil ins Eichenholz,
Das Schicksal ihm die Weisheit eingetrieben.

Es hat so oft gefragt: — Wie steht die Welt?
Was machen sie, die Könige? — Welcher Prinz
Sitzt auf dem Thron? — Wer ist verbannt? — daß heut
Es ruhig nachdenkt, wie ein höchster Richter,
Von Allem gleich das Ende sieht, und stark
Genug sich weiß, um Allem nachzusehen
Und vorzubeugen, dieses Volk, das nie
Verbannt wird, und die Großen herrschen läßt!

Ein Fest bei Hof! — indessen unter ihm,
Wie unterm schwanken Schiff der Ocean,
In dumpfer Gährung wogend sich das Volk
Bewegt, in dessen Grund kein König schaut.

Nicht müde wird der Wahnsinn und Verrath
Zu rufen: — Fürsten, ihr seid Fürsten, stützt
Euch auf die tausend goldverbrämten Arme,
Die Alles thun, was Eures Amtes ist.
Schlaft, kümmert Euch um Nichts und laßt das Denken,
Daß Eure glanzumfloss'ne Stirne nicht
Den Reif der Krone weit sich dehnend sprenge! —

O wacht, o wacht, ihr Könige! Versucht's
Und legt die Herrschsucht ab, entzieht uns nicht,
Was wir errungen. Schüttelt nicht die Zügel,
Und bringt durch Schläge nicht dahin die Freiheit,
Daß sie sich bäumt, — sie, die Euch selber trägt.
Seid Söhne Eurer Zeit, vernehmt die Stimme
Des Volks, versucht's, seid groß! Das Volk ist groß.

Hört, hört das dumpfe Murren weit umher,
Das jetzt verstummt, dann plötzlich wieder schallt,
Das Zähneknirschen, das verhaltne Grollen,
Das Luft sich macht und stündlich grimmer droht.
Das ist das Volk! Das ist die Flut, die kommt,
Und, folgend ihrem Stern, beständig steigt.
Sei's nun das goldne, sei's das eherne
Jahrhundert, jedes, — wie ein Cap vom Meer
Verschlungen, — wird mit seinen Sitten, Bräuchen,
Gesetzen, Monumenten, die dem Schwall
Nicht wehren und in Schaum die Wogen nur

Verwandeln, unter dieser Flut verschwinden,
Die keine Ebbe hat! — Die Welle steigt,
Der Boden weicht und wird hinweggeschwemmt.
Weh dem, der Abends sich am Strand verspätet,
Und nicht den Fischer, der sich flüchtet, fragt,
Woher das Brausen in der Ferne kommt?
Eilt, eilt, ihr Könige, verlaßt das Ufer
Der alten Zeit, und kehrt zurück in dieses
Jahrhundert! — Raum für dieses Menschenmeer,
Macht Platz, und wollt ihr untergehn, so seht
Zurück zum Alten, das die Flut verschlingt!

So wühlt' ein hingeworfnes Wort des Weibes
Gedanken auf in meiner Seele Tiefen,
Als plötzlich ein Soldat von seinem Posten
Mir rief: — Kamrad, die Sonne geht hinab.

18. Mai. 1830.

III.

De todo, nada. De todos, nadie.
Calderon.

Der Könige Geburt, was schiert sie dich, mein Herz?
Und was die Siege, die laut pochen an das Erz
Zumal der Glocken und Kanonen,
Und was der heilge Pomp, die Hymne, die erklingt,
Die glänzend helle Stadt, die Nachts zum Himmel schwingt
Raketen, lichte Sternenkronen?

Wend' ab davon den Blick, der Göttliches ermißt;
Bedenk, daß Alles hohl hienieden, eitel ist,
Und diene nicht dem goldnen Kalbe;
Schön ist der Kronen Glanz, doch trübt ihn bald die Noth,
Sie sind so viel nicht werth, als jener Halm, den Gott
Erschaffen hat zum Nest der Schwalbe.

Je mehr die Größe wächst, je kürzer ist ihr Tag.
Die Bombenkugel trifft nicht leicht den Taubenschlag,
Doch Obelisken hoch in Lüften.
Im Tode nur ist Gott den Kön'gen nah gerückt,
Sein Kreuz ist's, das zuhöchst die goldne Krone schmückt,
Sein Tempel ruht auf ihren Grüften.

Palast und Schloß und Thurm, der Glanz der Majestät,
Cäsar, Napoleon, Perikles, Mahomet —
Zertrümmert Alles und zerstoben.
Vergebens forscht der Geist, und sieht sich fragend um.
Sechs Fuß tief unter uns wie ist's so still und stumm,
Und welch gewalt'ger Lärm hier oben!

Juni, 1830.

IV.

O altitudo.

Was man auf den Bergen hört.

Habt ihr wohl ernst und schweigsam schon einmal
Ein Hochgebirg erstiegen, nah dem Himmel?
Am Sund vielleicht, am Ufer der Bretagne?
Saht ihr am Fuß des Bergs den Ocean?
Und habt ihr, das Endlose überschauend,
Gelauscht in tiefer Stille? — Hört, was dort
Das Ohr vernimmt. — Im Traume flog einmal
Mein Geist hinab zum Strand und hoch vom Gipfel
Zum Meeresabgrund niedertauchend sah
Das Land er diesseits, jenseits lag die See.
Ich lauschte, horchte, — solche Laute gab
Noch nie ein Mund, vernahm noch nie ein Ohr.

Im Anfang war's ein dumpf verworrnes Tosen,
Wie Windeshauch in dichtbelaubten Bäumen,
Harmon'sche Klänge, hold verstohlnes Lispeln,
Süß, wie ein Abendlied, gewaltig wie
Das Waffenklirren, wenn im Feld Schwadronen
Dicht auf einander prallen, und die wilde
Kampflust in die Trommete schmetternd stößt.
Es war ein Tonmeer, tief und unaussprechlich,
Das leise zitternd rings die Welt umwogte,

Und durch den weiten Himmel Wellenkreise
Verbreitend, endlos, ewig frisch und jung,
Hinrollte, bis sich seine Flut im Dunkel
Verlor mit Zeit und Raum und Form und Zahl.
Den Erdball überschwemmend wogte weit
Und breit, wie eine zweite Atmosphäre,
Der ewge Hymnus. In Musik getaucht,
Wie in den Lüften, schwamm die ganze Welt.

Und sinnend lauscht' ich diesen Aetherharfen,
Wie in ein Meer versenkt in diese Töne.
Bald unterschied ich in der Einen Stimme,
Wie hinter'm Schleier, zwei vermischte Stimmen,
Die von der See sich, wie vom Land erhoben,
Im großen Hymnus sangen beide mit;
Ich unterschied sie in dem tiefen Brausen
Der Töne wohl, wie man zwei Ströme sieht,
Die unterm Wasserspiegel sich vermischen.

Die Eine kam vom Meer; wie klang sie stolz
Und freudenreich! — Der Wellen Stimme war's,
Die traulich sich besprachen. Von der Erde,
Die wir bewohnen, kam die andre, sie
War traurig. Das Gemurmel war's der Menschen.
Im großen Weltconzert, das Tag und Nacht
Forttönt, hat ihre Stimme jede Welle
Und seinen Laut hat jedes Menschenkind.

Ja, Fried' und Freude war die Stimme, die
Der stolze Ocean erschallen ließ,
Der Harfe gleich in Zion's Tempel sang
Und rühmte sie die Herrlichkeit der Schöpfung.

Die Winde trugen den Triumphgesang,
Der immer höher stieg, zu Gott empor;
Und jede seiner Wellen, die nur Gott
Kann zähmen, hob, sobald die Andre schwieg,
Das Haupt empor, ihr Loblied anzustimmen.
Und wie der große Löwe, dessen Gast
Einst Daniel war, so dämpfte seine Stimme
Für Augenblicke wohl der Ocean,
Und ich, aufschauend zu der Glut im Westen,
Sah Gottes Hand die goldne Mähne streicheln.

Indessen der erhabne Hymnus hier
Erscholl, war dort ein Schrei zu hören, wie
Des Rosses, das entsetzt sich bäumt und schnaubt,
Wie Knarren eines rost'gen Thors der Hölle,
Wie wenn ein Eisenbogen eine Leier
Von Eisen strich', ein Weinen, Fluchen, Lästern
Der Tauf' und letzten Oelung, Blasphemie
Drang aus dem Wirbel wilder Menschenstimmen,
Wie man des Abends hört die schwarzen Vögel
Der Nacht in Schwärmen durch die Thäler schwirren.
Was war der tausendstimmige Ruf? — Es war
Die Erde, weh, der Mensch und ihre Klagen.

O Brüder, diese beiden unerhörten,
Seltsamen Stimmen, stets verwehend, stets
Auf's Neue tönend, die in Ewigkeit
Der Ewige vernimmt, die Eine rief:
Natur! — Die Andre sprach mit Seufzen: Menschheit.

Ich sann im Geiste nach; zu höh'rem Flug
Noch hatt' er nie die Flügel ausgebreitet,

Nie drang in meine Nacht so hell das Licht,
Und lange träumt' ich, wechselsweis betrachtend
Den Abgrund, dessen Tiefe barg die Wellen,
Und dann den Abgrund, welcher bodenlos
Sich aufgethan in meines Herzens Tiefen.
Ich fragte mich: warum doch sind wir hier?
Was ist nach Allem wohl das Ziel von Allem?
Wozu die Seele? Was ist besser wohl,
Zu leben oder nur zu sein? Warum
Hat Gott, der liest in seinem Buch allein,
Zum unheilvollen Bund die Hymne der
Natur verschlungen mit dem Schrei der Menschen?

Juli, 1829.

V.

Causa tangor ab omni.
Ovid.

Am Rhonegletscher.

Zuweilen, wenn mein Geist, still ruhend, auf der Schwinge
Des Traums gewiegt, durchschwimmt den Ocean der Dinge,
Dann fällt vom Herd des Lichts, aus reinstem Aetherblau,
Ein Strahl der Sonne, die auch glüht in unsern Seelen,
Auf meinen Geist, sich ihm in Liebe zu vermählen,
Und zieht zum Himmel ihn, wie Thau.

Dann, einer Wolke gleich, die keine Straße kennt,
Fliegt durch die Luft mein Geist, vom Nord zum Orient,
Vom West zum Süd, und schweift dahin in stolzer Ruh,
Vom strahlenden Gewölb' herab, die Welt betrachtend
Und ihre Städte, wirft, den Erdenstaub verachtend,
Er ihnen flüchtge Schatten zu.

Vom goldnen Morgenroth, das glänzt wie Sternenfeuer,
Reißt Fransen er herab zum Schmuck für seinen Schleier,
Dann wie ein Krieger tritt er waffenklirrend auf,
Und seine Blitze wirft er auf den Wald, den dunkeln,
Die schwarze Rüstung läßt im Abendroth er funkeln,
Das ihn umflammt im raschen Lauf.

Auf einen Riesenberg, auf altergraue Wände,
Auf schneeige Alpen wirft ein Windstoß ihn am Ende.
Was thut's? Die Wolke, die den Abgrund überspringt,
Zum Gletscher wird sie jetzt, aus tausend Diamanten
Macht eine Krone sie zum Schmuck für den Giganten,
Die seine hohe Stirn umschlingt.

Und wie der Gipfel, den kein Menschenfuß beschreitet,
So richtet er empor sein Haupt, das Furcht verbreitet;
Am Regenbogen stößt er mit der Rüstung an,
Und jeden Abend, wenn im Thal die Nebel schwellen,
Die Sonnenglut, die deckt den Schnee mit Lavawellen,
Sie macht den Gletscher zum Vulkan.

Nachts gleicht das weiße Haupt dem ew'gen Morgenschimmer,
Der Adler, schweigsam, ernst, die Gemse flüchtig immer
Und scheu, sie staunen auf zu ihm und fürchten ihn,
Zu seinen Füßen tobt der Sturm und zucken Blitze,
Kaum reicht das Auge bis zu seiner klaren Spitze,
So ragt er himmelhoch und kühn.

Allein auf diesen Höhn, von Schwindel frei und Beben,
Hier schaut den Sternentag mein Geist, dem Erdenleben
Schon fremd, den Himmel, der nicht blau mehr, rein, verklärt;
Ins Angesicht nun schaut er jenem lichten Strome,
Der seine Funken streut am nächtlich düstern Dome,
Bis daß ein Strahl herniederfährt,

Des Gletschers Farbenspiel zerstört, daß im Zerschellen
Die Trümmer an zum Strom, zum schmutzig grauen, schwellen,
Er rollt und rauscht dahin durch Felsen, die er schlägt,

Ins Chaos, taub und blind, stürzt er mit wildem Tosen,
Zum Weltenocean, dem tiefen, uferlosen,
Der alle Wogen faßt und hegt.

So jagt, wie ihn der Hauch des Himmels treibt, der leise,
Mein Geist unruhig stets umher im ew'gen Kreise,
Vom irdischen Ocean mit seinem bittern Schaum,
Wie eine Wolke, die die Sonne trifft, die hehre,
Steigt er zum Himmel stets, und wieder dann zum Meere
Sich neigt er aus dem Himmelsraum.

Mai, 1829.

VI.

Aestuat infelix.

Die eiferſücht'gen Hügel ſprachen einſt
Zum **Atlas**: — Sieh doch unſre grünen Matten,
Wo gern die Dirne wandelt, ſingt und lacht,
Und träumt und ſinnt, wenn ſie genug geſungen;
Sieh unſern Fuß, geküßt vom Ocean,
Dem ungeſchlachten, der im Stillen träumt.
Sieh unſre heitre Stirne, die die Flamme
Des Sommers und der Thau, der fließt wie Thränen,
Mit bunten Blumenkränzen üppig ſchmückt.
Wie kömmt's, o Rieſe, daß dein kahles Haupt
Glutäugig wilde Adler nur umſchwirren?
Was krümmt, wie einen Aſt, auf den ſein Neſt
Ein Vogel baut, die breiten Schultern dir
Und den granitnen Rücken? An den Seiten
Woher die dunkeln Schluchten all? Warum
Peitſcht dich ein ew'ger Sturm mit grellen Blitzen?
Wer warf dir auf die Stirne ſo viel Schnee
Und Runzeln? — Dieſes Haupt, das nie der Frühling
Umfächeln wird, wer iſt's, der ſo es beugt?
Woher der Schweiß, der von der Stirne rinnt?...
Der Atlas ſprach: — Die Welt iſt's, die ich trage.

April, 1830.

VII.

Oh primavera, gioventù dell' anno.
Oh gioventù, primavera della vita.

Seid ihr's? O kommt hervor, ihr trunknen Liebesbriefe
Der Jugend, ach, in die ich trunken mich vertiefe,
Ich les' euch auf den Knie'n.
Jung werd' ich wieder, wie zur Zeit der ersten Wonne,
O laßt mit euch allein mich weinen! Schöne Sonne,
Die damals noch mir schien!

Mit achtzehn Jahren schwelgt' ich träumend im Vergnügen,
Die Hoffnung wiegte mich und sang mir schöne Lügen,
Mich strahlt' ein Sternbild an.
Ich war ein Gott für dich, mein Sehnen und Verlangen!
Ach, jenes Kind war ich, vor welchem fast die Wangen
Erröthen jetzt dem Mann.

O Zeit der frischen Kraft, wo hoch die Herzen wallen,
Wo man den Handschuh küßt, der heimlich Ihr entfallen,
Und Abends harrt und lauscht,
Bis sie vorüberstreift, wo Ruhm und Liebe grünen,
Wo, stolz und rein, man glaubt an Tugend und in kühnen
Traumbildern sich berauscht.

Gefühlt hab' ich, geseh'n, ich weiß! — Die schönen Worte,
Die Träume pochen längst nicht mehr an meine Pforte,
Sie knarrt nicht mehr, sie ruht.
O Jugendzeit, die einst mir schien ein trüber Morgen,
Im Schatten, unter dem ich sitze jetzt geborgen,
Gib mir von deiner Glut!

Warum verließt ihr mich, ihr schönen Jugendstunden,
Was that ich denn, daß ihr so rasch mir seid entschwunden,
Als wär' ich eurer satt?
Warum erscheint ihr mir aufs Neu, ihr holden Schemen,
Wenn ihr mich doch nicht könnt auf eure Flügel nehmen,
Den Pilger alt und matt?

Wenn die Vergangenheit uns wieder grüßt, die Alten,
Wir eilen auf sie zu, wir fassen sie, wir halten
Ihr schneeiges Gewand,
Wir hängen uns daran, und weinen bittre Thränen,
Wenn kahle Fetzen uns, die wir nach ihr uns dehnen,
Nur bleiben in der Hand.

Vergessen sei's! — Ist nun die Jugend todt, wir geben
Dem Winde sie, von dem entführt sie mag entschweben
Ins ferne, dunkle Land.
Wir sind ein Räthsel, Nichts ist, was wir sind und hatten,
Hingeht, wie ein Gespenst, der Mensch und seinen Schatten
Nicht läßt er an der Wand.

Mai, 1830.

VIII.

Sinite parvulos venire ad me.
Jesus.

Laßt sie! — Die Kinder sind hier alle gut! — Wer sagt
Euch, daß das Bläschen, das mein Hauch zum Himmel jagt,
Bei ihrem Hauch zerrinnen werde?
Wer sagt euch, daß ihr Spiel, ihr Schrei'n und Stampfen hier
Die Musen und Peri's verscheuche? — Kommt zu mir,
Ihr Kinder! Komm, du liebe Heerde!

Kommt allesammt zu mir, springt, lacht und singt zumal!
Aus eurem Auge glüht mich an ein goldner Strahl,
Und Freude seh' ich mir auch glimmen.
Denn eure Stimm' allein in dieser lauten Welt
Ist's, die von Außen kommt, und nicht als Mißton fällt
In die Musik der innern Stimmen.

Ihr Bösen, die ihr sie verjagen wollt! — Ihr wißt
Wohl nicht, daß heitrer stets das Herz und milder ist,
Wenn Kinder spielen in der Nähe?
Glaubt ihr, ich habe Furcht, wenn durch der Träume Glut,
Die mich umwallen roth von Feuer oder Blut,
Ich all die blonden Köpfchen sehe?

Wähnt ihr, es hab' euch sonst das Glück so reich begabt,
Daß eure Wohnung, öd und stumm, ihr lieber habt,
Als hier der Kinder frohes Scherzen?
Habt Mitleid, raubt ihn nicht, den Funken Sonnenlicht
Dem dunkeln Himmel, raubt ein Kinderlächeln nicht
Dem kummervollen Dichterherzen.

— „Doch überschrei'n sie nicht mit ihrem wilden Chor
Die heil'gen Lieder, die die Muse leis ins Ohr
Dir singt, mit ihrer tollen Runde?“...
Was ist die Muse mir? O Eitelkeit, fahr' hin,
Ruhm und Unsterblichkeit! Ich habe mehr Gewinn
Von einer einz'gen frohen Stunde.

Ein schönes, stolzes Loos, fürwahr, zu singen nur,
Damit es wiederhallt vielleicht auf ferner Flur,
Gesänge, die im Wind verklingen!
Zu leben freudlos, wie kein Bettler leben mag,
Zu büßen für den Traum der Nacht am hellen Tag,
Nur, um das Grab zu überspringen!

O über Lied und Ruhm geht mir die sanfte Lust,
Des Hauses Freude, Trost und Balsam meiner Brust,
Mag auch mit ihren sieben Sachen
Die Muse fliehn, gestört durch kindischen Allarm,
Mag Ruhm und Ehre fliehn, wie vor dem Schülerschwarm
Sich Vögel aus dem Staube machen!

Doch nein. — In ihrem Kreis verloren hab' ich Nichts.
Die Orientale blüht im Strahl des goldnen Lichts
Viel schöner, reicher auf an Ehren.

Und die Ballade glänzt nur frischer, und es singt
Die Ode kühner nur die Strophen stolzbeschwingt
Dem Himmel zu, dem wolkenschweren.

Beim Spiel der Kinder seh' ich meine Hymnen wieder
Aufblühn, sie duften neu, wie junge Frühlingslieder,
Wenn auch kein Freudenstern mehr leuchtet,
O meine Freunde, wißt: die Kindheit, frisch erglüht,
Labt uns mit Poesie, wie frisch die Blume blüht,
Vom Morgenroth mit Thau befeuchtet.

Kommt, Kinder! — Garten, Hof und Treppen, Corridor
Sind euer, tummelt euch und schmettern laßt das Thor
Im Morgen- und im Abendschimmer.
Schwärmt, wie die Bien' im Feld, summt, lärmt und treibet Scherz;
Mein Glück und meine Lust, mein Lied, mein Geist, mein Herz,
Dir folgen sie, o Jugend, immer.

Für Ohren, welche taub sind für gemeinen Laut,
Gibt's himmlische Musik, Akkorde, süß und traut,
Die man nur hört im tiefsten Schweigen,
Verlorne Harmonien, wenn Wind und Welle rauscht
Und Laub im Wald, es träumt die Seele, sinnt und lauscht,
Entzückt dem fernen Geisterreigen.

Wie Zukunft, Mensch und Welt auch sein und werden mag,
Ob Freud, ob Leid mir bringt der wechselvolle Tag,
Mag ich ihn schelten oder loben,
Die Stadt der Lebenden bewohnen möcht' ich nur
In einem Haus, wo stets mir sprudelt die Natur,
Wo Kinder lustig mich umtoben.

Und wenn ich, schönes Land, das jene Sprache spricht,
Die mir so theuer, je dich wieder darf im Licht
Der Mittagssonne prangend schauen,
Den Strand, wohin das Kind einst zog Napoleon,
Die feste Stadt des Cid, Valencia, Leon,
Castilien, Arragonien's Auen;

Durchreisen will ich dann, — betrachtend Stadt und Land,
Den Brückenbogen, der zwei Bergen dient zum Band,
Den Guadalquivir, die Thermen
Und Burgen, die gebaut der Römer oder Mohr, —
Im goldnen Wagen nur, wo ewig mir um's Ohr
Die hellen Maulthierglocken lärmen.

Mai, 1830.

IX.

Flebile nescio quid.
Ovid.

Warum verbirgst Du Dich? Du hast geweint, allein,
Im Stillen. Was Dich drückt und schmerzt, — was mag es sein?
Was trübt der Seele Spiegelfläche?
Ein düstres Vorgefühl? Der Reue Biß, der traf?
Ist's die Erinnerung, die Todte weckt vom Schlaf?
Ist's weiter Nichts als Frauenschwäche?

Sahst Du der Liebe Glück Dir schwinden über Nacht,
Die holden Schwestern all, die Hoffnungen, die sacht
Herschweben, wenn der Morgen funkelt,
Sie, die vor unsrem Thor bekränzt sich drehn im Tanz,
Die lächelnd deuten nach dem fernen, goldnen Glanz,
Und sterben, eh' der Abend dunkelt?

Kehrt' aus dem dunkeln Grab ein Schatten bei Dir ein
Mit Freundeszügen, auf dem Antlitz Schmerz und Pein,
Und hörtest Du ihn leise wimmern
Und fragen: wann Du vor den Kreuzen, bald von Stein
Und bald von schwarzem Holz wirst knie'n im Abendschein,
Dran so viel welke Kränze hängen?

Doch nein, es war kein Geist und keine Vision:
Denn Thränen, ach, entlockt uns der Gedanke schon,
Daß nie der Honig ohne Galle
Hienieden, daß auch schwarz der Himmel, daß sein Ziel
Der Ehrgeiz stets verfehlt, daß wir des Zufalls Spiel,
Daß Hoffnung nicht uns schützt vorm Falle.

Was fliegt dort vor uns her mit Schwingen wunderhold,
In Purpur und Saphir buntschimmernd und in Gold?
Wir rennen nach, wir große Jungen.
Doch Purpur, Gold und Schmelz, sie haben nicht Bestand,
So bald den Schmetterling ergreift des Kindes Hand,
Wenn Du, was Du gehofft, errungen.

O weine! — Weine selbst im Glück! — Der Seufzer macht
Dein Lied nur schöner; kaum getrocknet, süßer lacht
Dein Auge, heitrer uns entgegen.
Ein Sommerregen färbt mit frischem Grün die Au,
Im hellsten Glanze schwimmt des Himmels Azurblau,
Nachdem es rein gespült der Regen.

Wie Rahel hat geweint, wie Sarah, wein' auch Du!
Denn Schmerz ist unser Theil, nie läßt er uns in Ruh;
Wer lacht, kann nur als Thor erscheinen.
Wenn wir gefallen, hebt uns auf die Hand des Herrn,
Die Guten hat er, mehr die Leidenden noch gern,
Die knien und beten und die weinen.

O weine! Thränen sind ein himmlisches Geschenk!
Du hast gefehlt, es fließt die Thräne Dir, bedenk,
Wie sie mit neuer Kraft Dich segnet.

Oft fühlt die Seele, wenn des Zweifels Stimme schweigt,
Wie aus der innern Nacht der Tag, der lichte, steigt
Und sie mit süßem Thau beregnet.

O weine! Vor der Welt verbirg Dich, wenn Du weinst,
Such' ein Asyl in Dir! — Und um mit Weisheit einst
Den bittersüßen Kelch zu leeren,
Tief unterm äußern Glanz der frohen Gegenwart,
Im Grund der Seele, wie man eine Frucht verwahrt,
Birg heimlich Deinen Schatz der Zähren.

Die Blume, die gerührt dem Tag entgegenweint,
Im schönsten feuchten Glanz am Mittag noch erscheint,
Und strahlt wie eine Himmelsleuchte,
Tief unterm goldnen Schmelz oft hegt sie einen Fund,
Wo all ihr Duft sich birgt, in ihres Kelches Grund
Birgt oft die Perle sie, die feuchte.

Juni, 1830.

X.

Sed satis est jam posse mori.
Lucan.

Wo, fragt' ich, wo ist denn das Glück? — Ich Armer!
Das Glück, mein Gott, Du hast es mir geschenkt.

Du kommst zur Welt und weißst nicht, daß die Kindheit,
Der Strom von Milch, der keinen bittern Tropfen
Mitführt, der schönste Augenblick des Glücks,
Den hier der Mensch, der flüchtge Schatten, hat.
Die Zeit der Liebe kommt, der Jüngling hegt
Im Herzen einen heil'gen Namen, den
Er niemals nennt, er drückt ein heimlich Wort
In eine zarte Hand, und nach der Wonne
Des unaussprechlich süßen Bandes seufzt
Er schmachtend, schaut den Wellen neidisch nach,
Die fliehn, den Wolken, die verschweben, fühlt
Bei einem süßen Wort sein Herz zerfließen,
Er kennt am Tritt die Theure, der er folgt
Mit eifersüchtiger Hast, er träumt bei Tag,
Und wälzt sich schlaflos, glühend in der Nacht,
Und sehnt sich weinend nach der Zeit zurück,
Wo noch die Seele schläft, und fühlt sich elend
Selbst unter Frauenaugen, Maienblüthen
Und Morgenröthen, er, der einen Blick
Nur sucht, nur eine Blume, eine Sonne.

Dann reißt mit hastig eifersücht'ger Hand
Vom Haupt der Frau er die Orangenknospen,
Ist glücklich, überselig, und, — der Thor! —
Kehrt weinend doch dem längst vergangnen Leid
Sich wieder zu, im Brand des Mittags sieht
Er welken seinen Frühling, seinen Morgen
Für immer, er verliert die süßen Träume
Der Hoffnung, und er fühlt des Alters Frösteln,
Und wie die Last der Reue stets sich mehrt.
Dann von der Stirne wischt er oft die Falten,
Befaßt mit Kunst, mit Versen sich, er reist
Und irrt in fernen Zonen um und Meeren.
Oft wünscht zurück er sich das Alter, wo
Man wenig schläft; und sagt sich dann, er sei
Doch recht unglücklich und ein rechter Narr
Gewesen, nun erst komm' er recht zu Athem
Und lebe, ... dann zehn Jahre älter schließt
Er Tage lang sich ein, um unter Thränen
Die alten Liebesbriefe durchzulesen.
Alt wird er endlich, alt! Die Haare bleichen,
Wie welke Blumen, und in Wehmuth denkend
Der Kindheit und der schönen Jugendtage,
Schlürft er den bittern Rest des duft'gen Tranks,
Und nach dem stummen Grabe folgt gerührt
Mit thränenfeuchtem Blick er seinen Kindern,
Die schon nach ihren Kindern um sich schauen.

O Gott, so geht von seiner heitern Wiege
Der Mensch im Dunkeln hin zur Nacht des Grabes.
Das heißt gewesen sein, das heißt gelebt!
Das heißt: sein Theil an Liebe, Lust und Glück
Hat Jeder, Thorheit ist's, sich zu beklagen.

Das ist der Nektar, der den Kelch uns füllt:
Geboren werden, um in Todessehnsucht
Zu leben! Wachsen, und die Kindheit, wo
Das Herz noch schläft, mit Schmerz zurück sich rufen!
Zum Greise werden, um die Lust der Jugend,
Und auf dem Todtenbette noch das Alter,
Ach, und zurück das Leben sich zu wünschen.

Wo, fragt' ich, wo ist denn das Glück? — Ich Armer!
Das Glück, mein Gott, Du hast es mir geschenkt.

Mai, 1830.

XI.

Es jubelt froh das Haus und lacht.
André Chénier.

Sobald das Kind erscheint, bricht in des Hauses Halle
Der laute Jubel los, die Augen funkeln alle
Bei seines Auges Schein,
Die trüben Stirnen, ja sogar die minder reinen,
Entrunzeln sich, sobald sie sehn das Kind erscheinen
So schuldlos, froh und rein.

Ob meine Schwelle grün umrankt die Junihitze,
Ob im November nah zum Herde unsre Sitze
Wir rücken, der erglüht:
Sobald das Kind erscheint, beginnt ein frisches Leben,
Man lacht, man winkt ihm zu, mag auch die Mutter beben,
Wenn sie es gehen sieht.

Wir reden, schürend oft die Kohlen, und erzählen
Vom Himmel, Vaterland, von Dichtern, frommen Seelen,
Die stehn mit Gott im Bund.
Das Kind erscheint, und schnell vergessen sind die Sänger
Und Vaterland und Gott, Raum hat der Ernst nicht länger,
Es lächelt jeder Mund.

Nachts, wenn die Menschen ruhn, auf Traumeswogen schwimmen,
Zur Stunde, wo man hört die leisen Klagestimmen
Der Flut, die rauscht durch's Rohr;
Wenn plötzlich flammend wehn der Morgenröthe Locken,
Dann weckt auf weiter Flur der Schimmer auf von Glocken
Und Vögeln einen Jubelchor.

Das Morgenroth bist du, o Kind, die Flur, die helle,
Mein Geist, und duft'ger noch ist seines Hauches Welle,
Wenn du ihn trinkst, o Kind;
Mein Geist, er ist der Wald, durch dessen Zweig' und Blätter
Lichtgoldne Strahlen ziehn und liebliches Geschmetter
Der Vögel schallt im Wind.

Denn himmlisch ist dein Blick, der strahlend mir begegnet,
Denn deine Hand, so klein und niedlich, gottgesegnet,
Ist makellos und rein;
Nie ward Dein Fuß beschmutzt vom Koth der Erdenmängel,
Dein blondgelocktes Haupt umfließt, du schöner Engel,
Ein goldner Heilgenschein.

Als Taube kommst du, uns den Friedenszweig zu bringen,
Dein Füßchen ist zu schwach zum Geh'n, doch hast du Schwingen,
Goldglänzend, azurblau.
Hell schaust du an die Welt, und ahnst nicht ihre Fehle,
Jungfräulich ist dein Leib, jungfräulich deine Seele,
Getränkt mit Himmelsthau.

Es ist so schön das Kind, so schön sein helles Lachen,
Sein traulich Wesen, wie es schwatzt von hundert Sachen,
Weint, schnell den Thränenfluß

Versiegen läßt, entzückt und staunend schaut ins Leben,
Ihm hin die Seele gibt und ohne Widerstreben
Den rothen Mund dem Kuß.

Mein Gott, bewahre sie, die liebend mich umfassen,
Verwandte, Freunde, die nicht minder, die mich hassen,
Streu' Allen Blumen aus
Im Lenz, ihr Bauer sei nie arm an Vögelstimmen,
Leer sei ihr Bienenstock nie von geschäft'gen Immen,
Nie ohne Kind ihr Haus!

Mai, 1830.

XII.

Mens blanda in corpore blando.

O Maid, Du bist umwebt vom reinsten Strahlenglanze
Der Anmuth, Dein Gesang ist silberhell, im Tanze
Schwebst Du so reizend leicht,
Ein süßes Räthsel ist in Deinem Blick zu lesen,
Ein holder Zauber ruht auf Deinem ganzen Wesen,
Der jedes Herz erweicht.

Wenn Du erscheinst, o Stern, den Himmelslüfte fächeln,
Wenn unsre Nacht ein Strahl durchzuckt, Dein süßes Lächeln
Uns in die Seele dringt;
Dem Vogel gleich, den weckt die ros'ge Morgenstunde,
Erwacht dann ein Gefühl im tiefsten Herzensgrunde,
Ein wonniges, und singt.

Du hörst es nicht das Lied, es kann zu Dir nicht dringen,
Denn Deine Seele deckt mit eifersücht'gen Schwingen
Die Scham, so hold und traut;
Der Engel, welchem Gott zur Obhut Dich gegeben,
Nie zu erröthen braucht er, wenn Dein innres Leben
Er heimlich still beschaut.

April, 1831.

XIII.

Wie war Aline hold, wie reizend war ihr Rosen,
Wie süß, was sie ins Ohr mir sprach zur Zeit der Rosen!
Ihr Zephyrn, die ihr sie zu streicheln habt gewagt,
Habt ihr den Göttern Nichts von uns ins Ohr gesagt?

Segrais.

Sieh, dieser Zweig ist dürr und grau, die Winde fegen
Die Rinde weg, es netzt in Strömen ihn der Regen,
Doch laß den Winter nur vergehn und sacht und leis
Entschlüpfen wirst du sehn ein Blatt dem harten Knoten,
Und fragen wirst du, wie die Knospe von den Todten
Erstehn und grünen kann am grauen, dürren Reis.
Dann frag' auch, süßes Kind, warum berührt vom Hauche
Aus Deinem Mund mein Geist, der gleicht dem dürren Strauche
Und der umpanzert, hart, den rauhen Sturm nicht scheut,
Warum er Knospen treibt, und junge, grüne Sprossen,
Warum er neu erblüht und freudig aufgeschlossen
Zu Füßen Lieder dir, wie Laub, oft plötzlich streut?
Das ist's, weil sein Gesetz hat jedes Ding hienieden,
Weil auf die Ebbe folgt die Flut, der stille Frieden
Des klaren Mondlichts nach der stürmisch finstern Nacht,
Weil eines Blatts bedarf der Zephyr, das er fächelt,
Weil nach dem Kummer mir dein süßes Antlitz lächelt,
Weil nun der Winter geht, und weil der Frühling lacht.

Februar, 18...

XIV.

Obscuritate rerum verba saepe obscurantur.
Gervasius Tilberiensis.

Der Pfad der Träume.

Wühlt, Freunde, nicht in euren schönsten Träumen,
Grabt nicht den Boden blumiger Auen auf,
Und schaut ihr einen Ocean, der schläft,
Schwimmt auf der Fläche, spielt am Ufer nur.
Denn der Gedank' ist finster. Unsichtbar
Führt aus der Wirklichkeit zur Geisterwelt
Ein Steig, abschüssig, weit hinab sich dehnend,
Und breiter stets, je mehr Du niedersteigst;
Und wenn Du ein verhängnißvolles Räthsel
Vielleicht dort aufgedeckt geschaut, dafür
Kommst blaß zurück Du von der düstern Reise.

Es war ein Regentag, der Sommer ist
In diesem Jahr von Sturm und Wind verdunkelt;
Der schöne Mai, der uns durch seinen Strahl
Verlockt, er nimmt die Larve des April,
Der weint und lacht. — Den gothisch bunten Vorhang
Zog ich hinauf und sah von fern die Bäume
Und Blumen. In den Regentropfen spielte
Auf grüner Au die Sonne, hoch entzückt

Durch's offne Fenster hört' ich aus dem Garten
Herauf den Lärm der ausgelassnen Kinder
Und der verliebten Vögel. Und Paris,
Die großen Ulmen, Hütte, Dom und Haus,
Es schwamm vor meinen Augen Alles hell
Im goldnen Licht der Maiensonne, die
Mit ihrem Strahl auf allen Grashalmspitzen
Die schönsten Diamanten blicken läßt.
Ich überließ mich ganz dem holden Dreiklang,
Der traulich den Einsiedler hier beglückte: —
Kindheit und Lenz und Morgen. Lässig, wie
Ich selber, ließ der Fluß die ros'gen Wellen
Hinunter gleiten, und die Sonne ließ
Den Wasserstrom am Strand in Dampf und Dunst
Verfliegen und in Träume meine Seele.

Und meine Freunde sah' im Geist ich rings
Um mich, und nicht verschwommen, leibhaft ganz,
Wie ich sie sehe, wenn die Treuen kommen
Am Abend, mit dem Zauberpinsel Ihr,
Der Feuer sprüht, und Ihr, von deren Lippen
Die Lieder strömen, und wir Alle, die
Im Kreis, betrachtend oder lauschend, sitzen.
Sie waren alle da, ihr Antlitz sah
Ich ganz genau, auch die Entfernten, die
Die weite Welt als Reisende durchstreiften.
Nach ihnen kamen die Verstorbnen, alle
Leibhaftig, wie sie waren, da sie lebten.
Als ich mit Geistesaugen eine Weile
Um meinen Herd die Theuren mir betrachtet,
Da sah ich zittern ihre schwanken Züge,
Die bleichen Stirnen sah ich sich verwischen,

Und wie ein Bach in einem See verschwindet,
Sich in der Masse rings um mich verlieren, —
Der namenlosen Masse, einem Chaos
Und Durcheinander von verschwommnen Stimmen,
Und Blicken und von Tritten Solcher, die
Ich nie gesehn, und die ich nie gekannt,
Lebendig Alle! — Städte, sausend, tosend
Mir um die Ohren, lauter als der Urwald
Amerika's, als volle Bienenstöcke,
Als Carawanen in der heißen Wüste
Gelagert, als Matrosen, rings zerstreut
Auf Gottes weitem Ocean, die über
Die ungestümen Wellen kühne Brücken,
Schiffsfurchen ziehend, schlagen von der einen
Zur andern Welt, wie von der grünen Eiche
Zur andern sich der silbergraue Faden
Die Spinne zieht, der in der Luft sich wiegt.

Ja, Pol und Gegenpol! Die ganze Welt!
Land, Meer, die Alpen mit der schneeigen Stirne,
Des Aetna schwarzer Krater, und zugleich
Herbst, Sommer, Lenz und Winter, Thäler, sanft
Hinab zum Meer sich senkend und zum Golf
Sich wandelnd, Vorgebirge, die vom Meer
Aufsteigend zu Bergketten sich am Lande
Entfalten, große Continente, neblig,
Grün oder goldig leuchtend, und ohn' Ende
Verschlungen von den großen Oceanen, —
Das Alles, wie in einer schwarzen Kammer
Sich eine Landschaft spiegelt mit den Flüssen,
Wie Seide glänzend, mit den wandernden
Gestalten, mit den Nebeln, wallend, wie

Ein Kissen schwellend, — all das ging und kam
Und lebt' und wogte dämmernd mir im Geist.
Und wie ich, höher spannend die Gedanken
Und Sinne, tausend ferne Bilder schaute,
Die mir der Windhauch oder vorwärts schreitend
Die Jahrszeit jeden Augenblick enthüllte
Auf jedem Punkt des Horizonts, da sah
Ich plötzlich steigen aus dem Schooß der Wellen,
Dicht neben den lebend'gen Städten beider
Welthälften, andre Städte fremd und seltsam,
Verschollner Zeiten Mausoleen, Trümmer
Und Gräber, Pyramiden, Thürme, hoch
Das Haupt in feuchter Wolke, badend tief
Im Meer den Fuß. Und andre Städte stiegen
Empor vom Grund, auf dem die Städte lagen,
In welchen lärmend noch sich regt das Leben;
So zählt' ich aus den grausten Tagen drei
Stockwerke Roms zur Stunde, wo wir leben.
Und während die belebten Städte, laut
Erhebend ihre Stimme, widerhallten
Vom Lärm des Volks und vom Gestampf der Heere,
So lagen, regungslos, verschlossen, stumm,
Vor mir die Städte der Vergangenheit,
Die Dächer ohne Rauch, die Straßen öd,
Die Häuser, Bienenstöcke ohne Bienen.
Ich lauschte. Mächtig braust' es. Und die todten
Bewohner dieser Städte thaten auf
Die Thore, wie Lebendge wandeln sah
Ich sie, nur daß sie mehr des Staubs erregten;
Sah Pyramiden, Säulen, Aquadukte
Und Thürme, sah ins Herz den alten Städten

Carthago, Tyrus, Theben, Babylon
Und Zion, deren Schooß ohn' Unterlaß
Geschlechter um Geschlechter sich entwanden.

So überschaut' ich Alles, Cybele,
Die Erd', ihr neues Antlitz, wie das alte,
Vergangenheit und Gegenwart, die Todten
Und die Lebend'gen, das Geschlecht der Menschen
Versammelt wie am Tage des Gerichts;
Und Alles sprach auf einmal, mir verständlich,
Etrusker, Thraken, Orpheus und Euander,
Die Runen Irmensuls, Aegyptens Sphinx,
Zumal moderne Stimmen, wie antike.

Was ich geschaut, euch malen werd' ich kaum
Es können: wie ein Riesenbau erschien
Es mir, aus Trümmern aufgethürmt
Von jeder Zeit und jedem Raum der Welt,
Darin man weder Mitte fand noch Ende.
Auf allen Stufen Racen, Völker, Stämme,
Millionen menschlicher Arbeiter, Tag
Und Nacht geschäftig, Spuren überall
Stets hinterlassend, durcheinander wogend
Und wimmelnd, Jeder seine Sprache redend
Und nicht verstanden; Antwort suchend lief
Ich auf und ab die Stufen dieses Babels.

Und während dieser dumpfen Träume kam
Die Nacht, und immer dunkler ward die Masse,
Und in dem undurchdringlich wüsten Raum
Wuchs mit dem wachsenden Gewimmel auch
Die Finsterniß; verschwommen Alles, wirr.

Ein Hauch nur strich für Augenblicke, wie,
Um den unendlichen Ameisenhaufen
Mir schnell zu zeigen, durch die Nacht und ließ
In weiten Fernen lichte Thäler schimmern;
So wie ein Windstoß auf bewegtem Meer
Läßt blinken weißen Schaum, wie eine Welle
Er wühlend hebt im goldnen Saatenfeld.
Und düstrer ward um mich die Finsterniß,
Der Horizont verschwamm, Gestalt und Form,
Und Mensch und Dinge, Geist und Wesen wogten
Vor meinem Hauch, ein Schauer faßte mich.
Ich war allein, und Alles floh. Rundum
Einöden. In der Ferne sah ich nur
Durch's Dunkel, wie ein schwarzbewegtes Meer,
In Raum und Zeit die aufgethürmten Trümmer.

Oh, dieses Doppelmeer von Raum und Zeit,
Auf welchem hin und wieder stets das Schiff
Des Menschen fährt, ich hofft' es zu ergründen,
Ich wollte seinen Grund beschaun, berühren,
Durchwühlend untersuchen, um von dort
Herauf euch irgend einen seltnen Schatz
Zu bringen, und die Kunde, ob sein Bett
Besteht aus Felsen oder Schlamm. — So tauchte
Mein Geist denn in die unerforschte Flut,
Und schwamm im Abgrund einsam, nackt und bloß
Vom Unaussprechlichen zum Unsichtbaren ...
Doch plötzlich kehrt' er um mit einem Schrei,
Geblendet, athemlos, erstaunt, entsetzt:
Er fand im tiefsten Grund die Ewigkeit.

Mai, 1830.

XV.

Sonnenuntergänge.

Wunderbare Gemälde, die das Auge dem Gedanken enthüllt.
Ch. Nodier.

1.

Dem Abend, hell und schön, dem Abend bin ich gut,
Ob er ein altes Schloß, das tief im Grünen ruht,
Begießt mit goldnen Feuerbächen;
Ob sich der Nebel dehnt bis fern zur ros'gen Höh',
Ob tausend Straßen sich im blauen Himmelssee
An Wolken-Archipelen brechen.

O schau den Himmel an! Viel tausend Wölkchen sind
Zerrissen, aufgelöst in Flocken durch den Wind,
Und gehn verloren auf der Weide.
Sie glimmen auf, wenn sie ein bleicher Blitz durchfährt,
Als zög' ein Sohn der Luft, ein Riese, rasch sein Schwert,
Gehüllt in Wolken, aus der Scheide.

Die Sonne blickt, ob auch durch Wolken, hell und wach,
Und ihren milden Schein läßt sie um's Hüttendach,
Wie um die großen Dome glänzen;

Mit Nebeln ringt sie, die den Horizont umziehn,
Und große See'n von Licht umschreibt sie, während hin
Sie müde sinkt, mit scharfen Gränzen.

Dann glaubst am Himmelsfeld, das fegt der Winde Spiel,
Mit breitem Rücken Du zu sehn ein Krokodil,
Gestreift, drei Zähnereihn im Rachen.
Bleifarbig ist der Bauch und schimmert matt und bleich,
Und hundert Wölkchen glühn, goldfarb'gen Schuppen gleich
Am schwarzen Leib des langen Drachen.

Hoch steigt dann ein Palast. Ein Lufthauch weht, o schau,
In tausend Trümmer fällt der stolze Wolkenbau
Der luft'gen Riesen und der Zwerge.
Und uns zu Häupten hängt, mit Rosen übersät,
Ein Wolkenkegel, der das Haupt nach unten dreht,
Gleich einem umgestürzten Berge.

Die Wolken all von Blei, von Kupfer, Erz und Gold,
In deren Schooß der Sturm und das Gewitter grollt,
Wo Blitze drohn aus jeder Ecke,
Gott läßt am Himmelszelt sie hängen, buntgemengt,
Wie seine Waffen, blank und bunt, der Krieger hängt
Am Balken auf der hohen Decke.

Verschwunden Alles! Sieh, die Sonne sinkt hinab,
Gleich einem Ball von Erz, der roth ins Feuergrab
Des Ofens fällt, daß seine Wogen
Aufschäumen, also sinkt sie nieder, roth erglüht
Und rothen Wolkenschaum und Feuerflocken sprüht
Sie hoch hinauf zum Himmelsbogen.

O schau den Himmel an! Durch seine Schleier schau,
Auch wenn der Tag entflohn, hinauf zum Aetherblau
Mit unaussprechlichem Verlangen;
Ob sie im Winter ernst, in räthselhafter Pracht,
Ein schwarzes Leichentuch, ob in der Sommernacht
Sie schön gestickt mit Sternen prangen.

Juni, 1828.

2.

Der Tag erlischt, es blinkt schon durch den Himmelsschleier
Hervor manch lichter Stern und glüht in mildem Feuer,
Zum Throne langsam steigt die Nacht im düstern Saal,
Hier ist der Himmel gelb, dort kämpft er mit den Schatten,
Auf schwarzen Hügeln, die Lichtglanz noch eben hatten
Und rothen Schimmer, stirbt die Dämmerung grau und fahl.

Dort unten steht im Brand die Stadt, die Scheiben blitzen,
Das hohe Münster sammt den scharfgezahnten Spitzen,
Des Schlosses Thurm und der Gefangnen düstres Grab,
Die Thürme, zitternd leis vom Schall der Glockenschläge,
Am Himmelsrand, gezackt gleich einer langen Säge,
Mit tausend Dächern hebt das Häusermeer sich ab.

O stünd' auf hohem Thurm ich jetzt, um sinnend nieder
Zu blicken auf die Stadt, die streckt die langen Glieder,
Zu lauschen ihrem Schrei, der tief das Herz bewegt,
Den Seufzern, schwer und bang, wie einer Wittwe Klage,
Der Stimmen, brausend weit gewaltiger am Tage
Noch, als der zorn'ge Strom, der Brückenpfeiler schlägt.

Könnt' in den Straßen ich mit brennender Laterne
Die Wagen sehn, die sich durchkreuzen, lichte Sterne,
Das Volk durch Gäßchen hin sich schlängeln möcht' ich sehn,
Den grauen Federbusch auf rauchenden Kaminen,
Die Häuser, buntgeschmückt mit Wappen, hellbeschienen
Von hundert Lichtern, die aufflackern und verwehn.

Mag sich die alte Stadt auf ihrem Lager strecken
Vor meinem Auge, und mit einem Seufzer recken
Die Glieder, wie man seufzt wohl müd vom langen Gehn,
Allein noch wachend möcht' ich hoch herunter schauen
Auf das Gewühl, das tost dem Meere gleich, dem grauen,
Die Riesin möcht' ich mir zu Füßen schlafen sehn.

Juli, 1828.

3.

Nur weiter! Gerne seh' ich meinen Schatten schreiten
Im Abendsonnenschein und wachsend lang sich breiten,
Und dann die nahe Stadt; vorm Auge liegt sie mir;
Um, was mir flüstert mein Gedanke, zu erlauschen,
Tönt mir um's Ohr das dumpfe Rauschen
Der Weltstadt viel zu laut noch hier.

Noch weiter will ich fliehn, bis hinter grünen Sträuchen
Das Nebelmeer, das sich vom Wind nicht läßt verscheuchen,
Und um die Thürme wie ein Helmbusch wogt und wallt,
Mir schwindet, bis mir vor'm Gesumm der Abendfliegen,
Die tanzend in der Luft sich wiegen,
Das Tosen von Paris verhallt.

August, 1828.

4.

Gebt Flügel mir, ich kann nicht wohnen
Hier länger, laßt mich, laßt mich ziehn,
Nach fernen Himmelsregionen
Laßt den Verschmachteten entfliehn,
Laßt eine andre Welt mich schauen,
Lang hab' ich in der Nacht, der grauen,
Nach einem Leuchtthurm schon gespäht.
Nicht zweifeln will ich mehr und träumen,
Vielleicht man hört in jenen Räumen,
Was man hier unten kaum versteht.

O gebt mir Segel, gebt mir Schwingen!
Laßt einen Wunderkahn mich baun,
Zu andern Sternen möcht' ich dringen,
Das Kreuz des Südens möcht' ich schau'n.
Wer weiß, ob nicht in jener Sphäre
Der Schlüssel auch zu finden wäre,
Der das Verborgenste erschließt,
Ob nicht der Sänger, der geweihte,
Viel leichter auf der andern Seite
Im großen Buch des Himmels liest.

August, 1828.

5.

Oft im verschwimmenden Gewölk, am fernsten Saum
Der Wand von Nebel, die für Augenblicke kaum
Durchbricht der Abendlüfte Wehen,
Wirst durch die Lücken, die aufthut ein jäher Stoß
Des Windes, du erstehn ein goldnes Riesenschloß
Aus tausend Wolkenschichten sehen.

Verwundert schweift der Blick zum bunten Himmelsrand,
Und sieht im Aethermeer ein schwimmend Inselland,
Ein Wunder aus dem Reich der Fabel:
Es steigt und übersteigt die fernsten Wolken noch
Mit Treppen, Brücken und mit Thürmen himmelhoch
Ein ungeheures, luft'ges Babel.

September, 1828.

6.

Die Sonne ging hinab, die Wolken sind geblieben,
Und morgen folgt der Sturm, der Abend, dann die Nacht,
Dann wieder Morgenroth, das graue Dünste trüben,
Dann Tage, Nächte, bis der Zeiten Lauf vollbracht.

Sie gehen all dahin die Tage, über Matten,
Gebirge, Thäler ziehn sie, über Meer und Strom
Und über Wälder dichtbelaubt, in deren Schatten
Es rauscht so düster, wie ein Todtenlied im Dom.

Der Berge faltge Stirn, des Wassers Silberfläche,
Die Wälder immergrün, die frischer Glanz umfließt,
Verjüngen sich, der Strom des Thales nimmt die Bäche
Und Quellen auf des Bergs, die er ins Meer ergießt.

Doch alt und kalt bin ich, gebeugt von tiefen Wehen.
So warm der Sonnenschein mir auf den Scheitel fällt,
Bald mitten in dem Fest werd' ich von hinnen gehen,
Und Nichts vermissen wird die schöne, heitre Welt.

April, 1829.

XVI.

Oh! talk not to me of a name great in story,
The days of our youth are the days of our glory.
And the myrtle and ivy of sweet two-and-twenty
Are worth all your laurels, though ever so plenty.

Byron.

Es kommt ein Tag, an dem der edle Künstler
Den Druck der Jahre fühlt auf seinem Haupt.
Und eines Morgens wacht er auf und seufzt:
— Ich habe dich verpraßt, o goldne Jugend;
Sie ist dahin, kaum blieb ein kleiner Rest,
Ach, dem Verschwender gleich ich, der mit Thränen
Hinunter auf den Grund der Kasse schaut.

Sein Haupt, auf das die Sonne heißer brennt,
Senkt tiefer sich, der Blume gleich am Mittag.
Und wenn zufällig unter seinen Füßen
Er feucht den Rasen findet, wie am Morgen,
Dann spricht er — denn er weiß, daß längst vorbei
Sein Morgenroth —: Ach, Regen ist's, nicht Thau! —
Es ist vorbei. Zwar reifer ist sein Geist,
Vielleicht die höchsten Höhn erreicht sein Flug,
Des Rauchs ist weniger am Herde, wo
Sein Feuer brennt; sein Stern ist hoch gestiegen,
Und seltner wird vom Nebel er verdunkelt,

Des Beifalls sichrer durch die Rennbahn jagt
Sein Renner: — Aber Eins ist nicht mehr sein,
Um über seine Werke, holdbekränzt
Von Lieb' und Anmuth, reich ihn auszuschütten: —
Der frische Zauberreiz der jungen Jahre.

Oh, keine Macht gibt den zurück! — So oft
Er ausgeht, die Gedanken zu erhaschen,
Die man zufällig oft am Wege findet,
Die machen, daß der Künstler Abends heim
Zum Freunde stolzer kehrt, erhobnen Haupts;
So oft er träumend in der Irre geht,
Sei's auf der Wiesen seideweichem Schmelz,
Sei's im Gehölz, wo helle Lieder tönen,
Die in das junge Morgenroth die kleinen
Waldvögel singen, sei's im volksbewegten
Gedränge: — denn Paris und sein Getümmel
Hat auch sein Schönes, und der Menschenstrom
Am Abend auf den dunkeln Kai's ist wieder
Nur eine Ebb' und Flut von Licht und Schatten —
Im Grund von Allem, immer, überall,
In seinem Geiste, selbst wenn ihn die Kunst
Berauscht, bezaubert, lächelnd ihn umschlingt,
In seinen Liedern selbst, in seinen schönsten
Gedanken, die ihn blüthenreich umgaukeln,
Er findet, wo sein trübes Auge weilt,
Vergangenheit und nur Vergangenheit.

November, 1831.

XVII.

Amor de mi pecho,
Pecho de mi amor!
Arbot, que has hecho,
Que has hecho del flor.
Romance.

Eh' meine Lieder, leicht und luftig,
In frischer Jugend blühend, duftig,
Die undankbare Welt erhielt,
Fern dem Gedräng und dem Gebrülle
Wie haben sie in lust'ger Fülle
Und Pracht um meine Stirn gespielt.

Vom Baum gefallen nun, vom Wüthen
Des Nordwinds hingewelkte Blüthen,
Geknickt, zerknittert sind sie heut,
Verzettelt und entstellt durch Flecken,
Womit sie Staub und Koth bedecken,
Wie Wind und Welle sie verstreut.

Wie Blätter, die am Boden liegen,
Seh' ich sie hin und wieder fliegen,
Die Blüthen, Kinder meines Traums;
Die Menge, unhold meinem Lenze,
Zertretend meine Blüthenkränze,
Geht hin und lacht des kahlen Baums.

September, 1828.

XVIII.

O weine, Tugend, wenn ich sterbe.
André Chénier.

Ein letztes Wort noch, Freunde! — und ich schließe
Das Büchlein, meinem Geiste schon entfremdet.
Was man darüber spricht, ich hör' es nicht;
Fragt auch der Born, wohin sein Wasser rinnt?
Was kümmert's mich, der ich der Zukunft denke,
Wohin der trockne Herbstwind wehen mag,
Der mit sich nimmt auf seinen rauhen Schwingen
Des Baumes Blätter und des Dichters Lieder?

Jung bin ich noch, und wenn auf meiner Stirn,
Wo so viel Werke keimen und Gefühle,
Auch jeder Tag mir neue Falten bringt,
Die Furchen, die des Denkens Pflugschaar zieht,
Doch hat auf meiner dunkeln Lebensbahn
Mir noch nicht dreißigmal gestrahlt der Lenz.
Und des Jahrhunderts Sohn bin ich! Es streift
Mir einen Irrthum jedes Jahr vom Geist.
Enttäuscht, entsagend, euch nur lieb' ich noch,
O heilges Vaterland, o heilge Freiheit!

Die Unterdrückung hass' ich tief und ehrlich.
Und hör' ich, daß in irgend einem Winkel
Der Welt, wo rauh der Himmel, ein Tyrann
Der König, hingewürgt aufschreit ein Volk,
Wenn, von den Christenkönigen verrathen
An türkische Henker, unsre Mutter, Hellas,
Sich wunden Leibes krümmt und ächzt und stöhnt,
Wenn Irland sich verblutend hängt am Kreuz,
Wenn Deutschland sich in Fesseln unter dreißig
Tyrannen sträubt und krümmt, wenn Lissabon,
So schön und heiter sonst, am Galgen hängt,
Und Miguel den Fuß ihm setzt auf's Haupt,
Wenn ein Albani herrscht im Vaterland
Des Cato, wenn Neapel ißt und schläft,
Wenn Oestreich mit dem Stock, dem plumpen Scepter,
Das nur die Furcht geweiht, den Flügel ab
Dem Löwen von Venedig schlägt, wenn unter
Dem Erzherzog erdrosselt Modena
Verröchelt, wenn am Bett des siechen Königs
Sich Dresden härmt, und zu lethargischem Schlummer
Madrid zurück sich legt, wenn Wien in Mailand
Gewaltig herrscht, wenn wie ein Stier, der Furchen
Im Acker zieht, der Löwe Belgiens
Sich beugt und kaum noch Zähne hat, zu beißen
In seinen Knebel, wenn ein scheußlicher
Kosak in wilder Gier auf Warschau's Leiche
Sich, die zerzauste, wirft und Frevel übt,
Sich wälzend, an der Jungfrau, die im Grab
Im keuschen Bahrtuch hingebreitet liegt, —
Ha, dann verfluch' ich sie in ihrem Schloß,
In ihrer Höhle diese Kön'ge, die
Im Blute waten bis zum Bauch des Rosses.

Ich fühl's, ihr Richter ist der Dichter, fühle,
Daß mit gewalt'ger Hand die zorn'ge Muse,
Wie an den Schandpfahl, an den Thron sie binden,
Halseisen aus den Kronen schmieden kann,
Und daß sie Königen, statt sie zu segnen
Mit einem Lied, ein Schandmal auf die Stirne
Kann brennen, das für alle Zeit sie zeichnet.
Wehrlose Völker, euch gehört die Muse!
Die Liebe, die Familie, die Kinder
Vergess' ich dann, das heitre Saitenspiel,
Das weiche Lied, und eine Saite noch
Von Erz auf meiner Leier zieh' ich auf.

November, 1831.

Ende der Herbstblätter.

Lieder der Dämmerung.

Vorrede.

Die Verse, die an der Spitze dieser Sammlung stehen, deuten den Gedanken an, den sie enthält. Das **Vorspiel** erläutert die **Gesänge**.

Heutzutag ist Alles, die Ideen, wie die Sachen, die Gesellschaft, wie das Individuum, im Zustand der Dämmerung.

Welcher Art ist diese Dämmerung? Was wird nach ihr kommen?

Eine gewaltige Frage, die höchste von allen, die herumwogen in diesem Jahrhundert, wo überall und an allen Enden ein Fragezeichen steht.

Die Gesellschaft ist darauf gefaßt, daß der Punkt am Horizont sich entweder auf einmal entzündet, oder vollends ganz erlischt.

Mehr läßt sich nicht sagen.

Was diese Sammlung an sich betrifft, so läßt sich ebenfalls nicht mehr darüber sagen.

Wozu soll ich den vielleicht kaum sichtbaren Faden bemerklich machen, der dieses Buch mit den früheren verbindet?

Es ist immer derselbe Gedanke mit andern Besorgnissen, dieselbe Woge mit andern Winden, dieselbe Stirne mit andern Falten, dasselbe Leben in einem andern Alter.

Der Dichter wird wenig Gewicht darauf legen.

Er läßt sogar das Persönliche in seinen Werken nur deßwegen stehen, weil es vielleicht manchmal ein Reflex des Allgemeinen ist.

Er glaubt nicht, daß seine Individualität — wie man sich heutzutage nicht eben geschmackvoll ausdrückt — die Mühe verlohnt, in anderer Weise studirt zu werden.

Auch blickt sie, wie man sich nun dieselbe vorstellen mag, nur sehr undeutlich aus seinen Werken hervor.

Der Verfasser ist namentlich himmelweit davon entfernt zu glauben, daß alle die folgenden Lieder je als positives Material für die Geschichte irgend eines menschlichen Herzens betrachtet werden könnten.

Es ist in dieser Sammlung viel Geträumtes. Was manchmal vielleicht in dieser Sammlung deutlicher ausgedrückt ist, was den Verfasser hauptsächlich beschäftigt hat, während er die nachfolgenden Verse da und dort verstreute, das ist dieser sonderbare Dämmerungszustand der Seele und der Gesellschaft in dem Jahrhundert, in dem wir leben; es ist nach Außen der Nebel, im Innern diese Ungewißheit, es ist das Helldunkel, das uns umgibt.

Daher in diesem Buch die Ausrufungen der Hoffnung vermischt mit Zweifeln, diese Liebeslieder, unterbrochen durch Klagen, diese Heiterkeit, durchdrungen von Gram, diese Niedergeschlagenheit, die sich plötzlich wieder freudig aufrafft, diese Ohnmachten, die sich schnell wieder verlieren, dieses stille Leiden, diese innere Unruhe, die kaum die äußere Oberfläche des Liedes bewegt, diese politischen Stürme mit aller Ruhe betrachtet, in der Religion diese Rückkehr aus der Oeffentlichkeit zur Familie, diese Furcht, es möchte am Ende Alles in Nacht versinken, und für Augenblicke dann wieder dieser freudige, geräuschvolle Glaube an die Möglichkeit des Aufschwungs der Menschheit.

In diesem Buch, das Angesichts so großer Gegenstände sehr klein ist, finden sich alle Gegensätze, der Zweifel und das Dogma, der Tag und die Nacht, der dunkle und der lichte Punkt, wie in Allem, was wir sehen, wie in Allem, was wir in diesem Jahrhundert denken; wie in unsern politischen Theorien, in unsern religiösen Meinungen, in unserem häuslichen Leben, in der Geschichte, die man uns macht, und im Leben, das wir uns machen.

Das letzte Wort, das der Verfasser beizufügen hat, ist das: daß er in dieser Periode der Erwartung und des Uebergangs, in dieser Zeit, wo die Diskussion so heftig, so scharf, so durchaus extrem ist, wo es eigentlich nur zwei Worte gibt, die man hört, begreift und beklatscht: — Ja und Nein, — daß er weder zu Denjenigen gehört, welche verneinen, noch zu Denen, welche bejahen.

Er gehört zu Denen, die hoffen.

25. Oktober, 1835.

Vorspiel.

Wie nenn' ich, Stunde, dich, in der wir sind und leben?
Auf allen Stirnen steht der Angstschweiß; sehn wir nicht
Am hohen Himmel, wie im Menschenherzen, weben
Sich in einander Tag und Dunkel, Nacht und Licht?

Verzweiflung, Glaube, Lieb' und Glut der Leidenschaften, —
Nichts brennt am Tage hell, und nächtlich schwarz ist Nichts.
Die Welt, an der wie Schaum und Schein die Dinge haften,
Liegt halb im Dunkel, doch entbehrt sie nicht des Lichts.

Was in dem Dunkel rauscht, dem horcht der Geist in Stille:
Den Vogelsänger hört er pfeifen tief versteckt;
Hört zittern leis das Blatt im Dickicht, das als Hülle
Vielleicht ein volles Nest, vielleicht ein Blümchen deckt;

Er hört die Schritte, die fern aus dem Dunkel schallen,
Des Wandrers, dem der Weg vorm Blick zu fliehen scheint,
Er hört das grüne Schilf im Winde zitternd wallen,
Den Abendglockenklang, der durch die Lüfte weint;

Das Epheu flüstern hört er hoch an Mauerspalten,
Den Sturmwind schnauben um das Schiff mit wilder Gier,
Die Wagen knarren, die gesperrt am Kreuzweg halten,
Sich stoßend mit dem Rad, wie mit den Geistern wir;

Es rauscht im Chore mit der Bettlerin Gewimmer,
Der Ruf: „Jehovah!" tönt, wie jener: „Satan!" mit,
Der Straße Stimmen, rasch verweht, verworren immer,
Das Herz, das pocht, der Fuß, der laut den Boden tritt;

Die Wellen ohne Zahl, die frische Luft am Morgen,
Der Kiesel, über den der Bach, ihn waschend, jagt,
Und Alles, was, beschwert mit eitlen Menschensorgen,
Der Pflug der Furche, was das Rad dem Pflaster sagt;

Die Barke, die vom Strand hinweg der Arm des Fergen
Am Abend lenkt, aus der ein Lied zur Laute klingt,
Der Wälder Orgel, die hinbraust an Felsenbergen,
Und jener Klageton, der aus den Städten dringt;

Der Mensch, der, der Natur zur Seite, stöhnt, umgeben
Vom heutigen Geschlecht, das lachend lernt und lehrt,
Das jeden Glauben höhnt und kühn ihm geht ans Leben,
Dem in des Herzens Grund des Zweifels Hefe gährt!...

Aus all dem wirren Lärm steigt auf, — ob trüb vom Schlamme,
Ob rein? — das laute Lied, das dies Jahrhundert singt, —
Vielleicht die Leichenfrau, — wer weiß? — vielleicht die Amme,
Die uns ein Leichentuch, — ein Wiegenkissen bringt?

* * *

— Schaut nach dem Orient! — Was seht Ihr dort, ihr Dichter?
Dem Osten zugewandt sei Euer Liedersang! —
— „Wir sehn im Osten Nichts als dämmernd trübe Lichter!"
So seufzten Stimmen, die geschwiegen allzulang.

„Am fernen Himmel herrscht noch Schweigen, tiefer Friede,
Und hinterm Berg erscheint ein dämmernd bleiches Licht,
Dem fernen Feuer gleich in einer dunkeln Schmiede: —
Man sieht die Funken sprühn, die Hämmer hört man nicht.

Wir wissen nicht, ob dort, im fernen Hintergrunde,
Das lichte Morgenroth, die wahre Sonne brennt;
Was unsrem Aug' erscheint in dieser dunkeln Stunde
Als Orient, es ist vielleicht der Occident.

Vielleicht der Abend ist der Morgen, den wir träumen,
Vielleicht das goldne Licht, nach dem die Menschen bang
Und hoffend schau'n, das Roth an jenen Wolkensäumen,
Nicht Sonnenaufgang ist's, ach, Sonnenuntergang!" —

* * *

Die Seelenangst, sie nimmt nur zu im Lauf der Stunden.
Gerechter Gott, ist dies der Morgen? Ist's kein Schein?
Ist er's noch nicht? Ist er vielleicht bereits verschwunden?
Ist dies das Ende wohl? Sollt' es der Anfang sein?

Von trübem Dämmerschein sind Herz und Welt umflossen;
Die Augen, ach, für die, nach Gottes heil'gem Plan,
Die Sonne scheint, die kommt und geht, — sind sie geschlossen
Am Ende schon? Sind sie noch gar nicht aufgethan?

All der verworrne Lärm, den unser Geist vernommen,
Vielleicht das Rauschen ist's der Flügel, die zur See,
Zu Land sich rüsten, um nur fort, nur fort zu kommen.
Vielleicht die Erde ruft uns sterbend zu: Ade!

All der verworrne Lärm, dies Brausen und dies Wehen,
Das oft wie Harfen klingt und Nachtigallenschlag,
Ein Hauch von Eden ist's vielleicht, sein Neuerstehen;
Vielleicht die Erde ruft erwachend: „Guten Tag!"

Die Bäume lispeln. Ob sie klagen? Ob sie scherzen?
Ein Vogel singt. Ist er wohl heiter? Ist ihm bang?
Es rauscht der Ocean. Ist's Freude? Sind es Schmerzen?
Die Menschen murmeln. Ist's ein Angstschrei? Ist's Gesang?

In solcher Dämmrung freut des Lebens sich kein Wesen.
Dort auf der Mauerbank sitzt still am Monument
Der alte Priester — kaum vermag er noch zu lesen
Im Dunkeln — und studirt ein altes Pergament.

O Priester, hoffe nicht, das Dunkel aufzuhellen,
Der Mensch versteht nicht mehr das ewge Gotteswort.
Rings wuchern Zweifel um den Sinn der heil'gen Stellen;
Hier ist ein Wort des Zorns, doch die Verheißung dort.

Ob wachend, ob im Schlaf, ob willig, ob verwundert,
Uns reißt das Schicksal fort, wir müssen vorwärts gehn;
Sei es zum Leben, sei's zum Sterben, das Jahrhundert,
Das rastlos irrt und strebt, wird die Entscheidung sehn.

Der ferne Horizont, den wirre Tön' umfluten,
Wird er sich röthen bald? Ist bald sein Licht verweht?
O harre, Menschengeist, noch wenige Minuten,
Ob niedersinkt die Nacht, ob auf die Sonne geht.

* * *

Dem trüben Osten zu gewandt, wie alle Andern,
Die Stimmen sammelnd all, vor denen oft uns graut,
Die uns erquicken, die uns stärken oft im Wandern, —
Des Herzens Seufzer, wie der Menschheit Klagelaut, —

So singt der Dichter Euch, der ewig ruhelose,
Ein treues Echo sagt Euch Alles sein Gedicht,
Was still die Seele träumt, und was die Welt, die große,
Im Dunkel harrend singt und stammelt, seufzt und spricht.

20. Oktober, 1835.

Lieder der Dämmerung.

I.

Nach dem Juli 1830.

1.

Auch Ihr, o Brüder, habt nun Eure Ehrentage,
Den Kranz von Eichen, wie den Kranz vom Rosenhage,
Die Bürgerkrone, und, — so schön im Morgengraun
Des Lebens, — Ruhm und Sieg und Todte, schön entfalten
Die jungen Fahnen sich, durchlöchert, daß die alten
Von Austerlitz mit Neid sie schaun.

Seid stolz! Der Väter werth, der Helden, sind die Jungen;
Des Volkes Rechte, die es blutig sich errungen,
Noch lebend fandet Ihr sie auf der Leichenflur;
Die Julisonne gab Euch, stets mit Ruhm zu nennen,
Drei Tage, heiß, daß sie Bastillen niederbrennen, —
Die Väter hatten Einen nur.

Ja, ihre Söhne seid Ihr wirklich! Ihre Seelen
Voll Muth und Feuer sind's, die Euch die Arme stählen,
Sie fingen an; geführt habt Ihr nun Euren Schlag.

Ja, Eure Mutter ist Frankreich, das ein Jahrhundert,
Wenn's ihm beliebt, — der Welt ein Vorbild, hochbewundert —
Zusammendrängt in Einen Tag.

Der freie Britte preist, es preist des Griechen Zunge,
Europa preist Euch laut, Amerika, das junge
Jauchzt über's Meer Euch zu. Drei Tage reichten schon,
Um zu befrein das Land von Zwingherrn und von Sklaven,
Die Erstgebornen seid Ihr eines Stamms von Braven,
Und Jeder ist ein Riesensohn.

Für Euch nur haben sie den weiten Siegesbogen
Durch lange Schlachtenreihn von Land zu Land gezogen,
Die wunderbare Bahn, die leichenübersät,
Von Frankreich über Rom und Moskau's Flammengassen,
Cairo, Cadix, um den Erdkreis zu umfassen,
Nach Montmirail von Jemappe geht.

Die Kinder seid Ihr all der kriegrischen Lyceen,
Da jauchztet Ihr, so oft Ihr saht des Siegs Trophäen,
Der Fahne Schatten spielt' um Euer Kinderglück.
Gekreuzt die Arme ging, vorschauend unterm Hute,
Er sinnend oft an Euch vorbei, magnetisch ruhte
Auf Eurer Stirn des Helden Blick.

Du stolzer Adler, der voranflog unsern Heeren,
Der blutge Federn streut umher auf Land und Meeren,
Aar, dessen Donnerkeil erlosch im Wogengraus,
Du, der im Horst sie warm gehegt, nicht länger zügeln
Darfst Deine Freude Du, schrei, schlage mit den Flügeln,
Aar, Deine Jungen flogen aus.

2.

Als eines Morgens, starr vor Schrecken
Und sprachlos, unsre Stadt sich, ha,
Verstrickt, umgarnt an allen Ecken
Von schändlichen Gesetzen sah,
Da spracht Ihr all, ihr braven Jungen:
„Verrath! — So wären wir bezwungen? —
Der Völker Hoffnung ist noch reg;
Um in die Irre sie zu treiben,
Genügt's, die Aufschrift umzuschreiben,
Die ihnen wies den rechten Weg?
Das Wort durchblitzt den dunkeln Nebel
Und fegt ihn weg, so dick er qualmt;
Du, Wahrheit, weißt, wie jeden Knebel
Man knirschend unter'm Zahn zermalmt.
Dir kann ein Fürst das Louvre schließen,
Ihn mag Dein flammend Licht verdrießen:
Löscht, Diener, tretet's in den Grund! —
Euch brennt die Glut nur, die verhaßte.
Dir kann das Thor man zum Palaste
Verschließen, aber nicht den Mund!
Wie? Was geglückt uns, zu erstreiten,
Was unsre Väter schön vollbracht,
Die Frucht der Arbeit aller Zeiten,
Will man uns rauben über Nacht?
Verfassung und Gesetz zerschmettern
Sie, wie ein Haus aus morschen Brettern,
Ein Sommertag, — und Stück für Stück
Zerbrochen ist, zerstört, geschändet
Dein Werk, o Freiheit, das vollendet
In vierzig Jahren Dein Geschick.

So war's für sie, daß im Triumphe
Dahin wir stürmten kühn und groß?
Für sie, daß Kopf um Kopf vom Rumpfe
Einst sank und Blut in Strömen floß?
Für diese feigen Zwingherrn hätte,
Mit Rom und Hellas um die Wette,
Das Volk gekämpft mit Müh' und Schweiß?
Für sie so viele Städt' in Trümmern?
Für sie so viele Au'n, die schimmern
— Einst grün — von Menschenknochen weiß?

Wie können sie's zu träumen wagen?
Die Thoren, keck, voll Zuversicht,
Sind sie mit Blindheit denn geschlagen,
Sehn sie den schwarzen Himmel nicht?
Sehn sie in ihren stolzen Träumen
Nicht voll den Kelch zum Ueberschäumen?
Nicht, wie das Volk sie, schlecht erbaut,
Verfolgt mit Blicken, heimlich grollend,
Und wie der Leu, die Augen rollend,
Im Stillen seine Klau'n beschaut?"

3.

Das Volk erhob sich. — Kind und Jüngling, Frau und Gatte,
Wer einen Arm, wer noch ein Herz im Busen hatte,
Der kam, der lief herbei. Es wälzte Tag und Nacht
Das Volk mit lautem Lärm sich auf die Truppenmacht.
Umsonst die alte Stadt mit Bomben und Kartätschen
Zerfetzten sie, als gält' es ganz sie zu zerquetschen,
Man riß das Pflaster auf und warf die Mauern ein,
Die Leichen lagen um die Häuser her in Reih'n.

Wenn die Kanonen weg die tapfre Menge fegten,
Sie schloß sich wieder gleich dem Meer, dem sturmbewegten.
Die Glocken heulten laut und schrill von jedem Thurm,
Und riefen alles Volk der Vorstadt auf zum Sturm.

4.

Drei Tage glühend und drei Nächte
War alles Volk, ein Flammenmeer.
Es schlug sich kühn für seine Rechte,
Und mancher Tschako wurde leer.
Stets neue Legionen zogen
Im Sturm heran: — in rothen Wogen
Aufbrauste wild der Bürger Muth.
Soldat und Führer, Roß und Reiter,
Sie gingen auf, wie dürre Scheiter,
Geworfen in die heiße Glut.

O sprich, wie konntest du so rasch den Zorn beschränken,
Du Stadt, drei Tage lang berauscht von Kampf und Sieg?
Volksstrom, wie ist es dir geglückt, zurückzulenken
Ins Bett die wilde Flut, die hoch und höher stieg?
Erdbeben, Wirbelwind, ... laut schnob der Sturm der Rache;
Das Volk in seinem Zorn, vergaß es drum sein Heil?
Klug traf es seine Wahl, treu seiner guten Sache,
Indem es warf den Donnerkeil.

So kam's, weil Kraft und Maß und Tugend
Wohnt in den Söhnen dieser Stadt,
Weil eine heldenkühne Jugend
Zum Volk im Kampf gesellt sich hat.

Wie auch fortan das Loos euch falle,
Nur Eine Seele habt ihr alle,
Die nicht Gefahr noch Opfer scheut.
Ein großer Tag! Ein stolzes Raufen!
Noch gestern wart ihr nur ein Haufen,
Ein Volk geworden seid ihr heut.

Meineidge Räthe, die geschürt die arge Flamme,
Seht nun das Volk, das ihr durch Frevel aufgeregt.
Den letzten Königen von dem verfluchten Stamme
Schickt solche Geißeln Gott, wenn ihre Stunde schlägt.
Die Thoren, die gewähnt, — (unseliges Verlangen:
Weh Jedem, dessen Blick mit Blindheit Gott verhängt): —
Die Freiheit einer Welt, man könne weg sie fangen,
Wie man im Netz den Vogel fängt.

Verwischt die Spuren nicht! Die Narbe
Steht schön dem Krieger im Gesicht.
O nehmt die kriegerische Farbe
Der Stadt, der wundenreichen, nicht.
Die Unsern sind's, die hier gefallen.
Den Helden, wie den Opfern, Allen
Thut auf das Grab des Pantheon.
Gebt seine Gruft, und ohne Weile,
Louis dem Sechzehnten, seine Säule
Gebt wieder dem Napoleon.

5.

Laßt um den dürren Stamm, der vom Exil gekommen
Und ins Exil nun geht, mich weinen! Weggenommen
Hat dreimal schon der Sturm ihn, jählings weggeweht.
Die letzte Ehr' erweist dem alten Königsstamme,
Du, Fahne von Fleurus, sollst vor der Oriflamme
Dich neigen, die von dannen geht.

Kein böses Wort! Hinweg laßt sie die Schritte lenken,
Des Dichters Lebewohl soll auch den Greis nicht kränken,
Den zögernd ins Exil der Fuß, der müde, trägt.
Wir geben Ehre gern erhabnen Trümmerstücken;
Die Dornenkrone will ich in die Stirn nicht drücken,
Die auf sein weißes Haar des Unglücks Hand gelegt.

Die Armen! Lang und schwer ist ihre Leidenskette!
Kein Unglück traf sie, das ich nicht besungen hätte,
Das Grab und das Exil ehrt meine Poesie.
Indeß den neuen Thron man grüßt, wie einst den andern,
Wird meine Muse, tief in Trauer, oft noch wandern
Von Helena nach St. Denis.

Doch eine Lehre sei für alle Zeit gegeben
Verräthern, welche fremd im eignen Lande leben,
Und welche frech mißbraucht die königliche Macht,
Die die Versteinerung als Pflicht des Bürgers priesen,
Und, tief sich bückend, in die rothe Asche bliesen
Der Revolution, die neu sie angefacht.

6.

O eine stolze Zukunft breitet
Vor Euch sich, junge Heldenschaar.
Ein Strom in stolzer Ruhe gleitet
Sie hin, gewaltig, rein und klar.
Stets neue Wunder wird sie zeigen,
Wir werden hoch und höher steigen
Sie sehn, nach der das Herz uns steht,
Dem Meere gleich, das sich vom Sande
Des Ufers hebt zum höchsten Strande, —
Der Freiheit lichte Majestät.

Die Väter waren hohe Recken,
Groß war ihr Herz und scharf ihr Stahl,
Den Völkern waren sie ein Schrecken,
Doch väterlich gesinnt zumal.
Sie wußten kühn mit ihren Waffen
Zum Weltreich Frankreich umzuschaffen,
Und zu erhöhn den Kaiserthron.
Die Völker, schwergedrückt von Ketten,
Sie kamen, sicher sich zu betten
Im Schatten von Napoleon.

Der gleiche Muth ist Euch beschieden,
Nach größern Thaten brennt Ihr schon.
Macht den Gedanken frei hienieden,
Zur Kön'gin jede Nation.
Laßt Denen, die im Dunkel sitzen,
Der Freiheit lichte Sonne blitzen,

Und richtet Jeden auf, der fiel,
Macht Bahn und nehmt sie in die Mitte,
Und laßt verdoppeln ihre Schritte
Die Menschheit, nah dem hohen Ziel.

Und folgen mag in freiem Fluge
Des Geistes jugendliche Kraft,
Und, mit dem vollen Nektar-Kruge,
Kunst, Poesie und Wissenschaft.
Der Rath der Krone soll den Klagen
Des Volkes nie sein Ohr versagen,
Dem er zum Dienste sich geweiht,
Und wiederholen stets die Lehren
Der Weisheit soll er, aufzuklären
Den König sei er stets bereit.

Kniet auf den Gräbern wieder, betet,
Ihr Priester, Jeder ist euch hold,
Wenn Katakomben ihr betretet,
Wozu der Purpur und das Gold?
Fort mit dem stolzen Prunkgewande,
Der Mitra und dem eitlen Tande!
Paßt wohl zum heil'gen Ort ein Thron?
Almosen und Gebet, Altäre
Von Stein, das Kreuz von Holz, — das wäre
Genug für Gott und Menschen schon!

7.

Wenn für die Seelen ihr nur sorgt, die euch vertrauen,
Wenn arm ihr, wie das Volk, demüthig, wie die Frauen, —
Dann fürchtet Nichts. Die Kirch' ist Euer Schutz und Band.
Wenn lange der Vesuv gegrollt, die Lavamasse
Aufschäumt, wie neuer Wein, der braust und gährt im Fasse,
Und glühend roth erscheint am Rand;

Dann wogt Neapel; bang, verzweifelt rennt die Menge
Umher, zum Himmel flehn verworrne Klaggesänge,
Und zum Vulkan, der sie mit seinem Zorn erschreckt.
Doch keine Gnade! Hoch aufsteigt von Asch' und Feuer
Ein langer Strahl und wächst und wächst, ein Ungeheuer
Von einem Geierhals, der aus dem Horst sich reckt.

Ein rother Blitz! Und aus des Kraters weitem Schlunde
Springt Feuer auf und Qualm und schwemmt hinweg vom Grunde
Den Griechentempel, den verschont der Jahre Zahn,
Das Segel, purpurroth erglühend, bebt erschrocken;
Die Lava legt, ein Strom von wallend langen Locken,
Sich auf die Schultern dem Vulkan.

Sie kommt, sie kommt mit Macht, die Fluren zu befruchten,
Die sie zerstört, dem Meer verschafft sie neue Buchten,
Land, Meer und Archipel wallt auf und wankt und zagt,
Die Lava sprüht und dampft und bricht durch alle Schranken,
Neapel bebt und die Paläste zittern, schwanken
Wie Laub im Walde, das der Sturm im Wirbel jagt.

Seltsames Chaos! Staub und Asche regnet's nieder,
Verschwundne Häuser gibt der Schlund der Erde wieder,
Es stößt verdutzt sich Dach an Dach und Thurm an Thurm,
Die Flut im Golfe braust, die Ebne steht in Flammen,
Die Riesenthürme, tief erschüttert all zusammen,
    Sie läuten schaurig heulend Sturm.

Doch er, — so will es Gott, — der Städte brennt zu Kohle,
Der Inseln schwemmt hinweg und füllt des Thales Sohle,
Der auf den Wogen Thurm und Hütte mit sich zieht,
Der Alles niederwirft zu Wasser, wie zu Lande,
Der grimmige Vesuv verschont an seinem Rande
Des greisen Priesters Haus, in dem er betend kniet.

10. August. 1830.

II.

Hochzeiten und Feste.

Ein prächt'ger Saal, gewaltig lang die Tafel...
Und immer wieder da und dort erneut
Sich das Bankett. Ein Zaubertisch fürwahr,
Der sich, mit Gold und Silber und Krystall
Beladen, immer wieder deckt und füllt.
Platz an dem Tisch hat jedes Alter, jedes
Geschlecht, — der Weisen nur sind Wenige.

Der ernste Krieger, über Vierzig schon,
Der Jüngling mit dem blonden Flaum, das Mädchen
Mit sanftem Blick, das Kind, das lallt, der Greis,
Der stammelt, Alle speisen, all' erfreuen
Sie sich des besten Appetits, und hungrig
Vor Allen werfen auf die goldnen Schüsseln
Sich, die noch zahnlos, und die schon es sind.

Sturmhauben, Büsche, Blumenwerk, Standarten,
Gekrönte Löwen, zweigestirnte Geier,
Auf grünem Grunde silberweiße Sterne,
Auf Purpur Bienen, Lilien im Azur,
Die Ketten, Sparren, Balken, Rauten, was
Nur an seltsamen Formen die Heraldik

Aufweist, beschwingte Leoparden, Adler,
Und Greifen, — Alles wirbelt rings um sie,
Krallt fest sich an der Decke, ringelt sich
In Arabesken, die um ihre Füße
Sich winden, taucht den Schnabel ohne Scheu
In den geschnittnen Becher, an die Decke
Hängt sie die bunten Fahnen, die die Sparren
Des Dachs entlang sich ziehn bis hin zur Front,
Und sie mit ihren stolzen Falten streifen,
So wie im Flug ein Vogel streift das Gras.
Da Alles rauscht bei dem Bankett und strahlt,
Erscheint's wie ein Turnier von Licht und Schall.

Zum Himmel schallt des Festes Lärm im Saal,
Die Gäste tragen Kronen auf dem Haupt,
Und Jeder brüstet sich auf seinem Thron,
Ein Scepter in der Hand, am Fuß die Kette.
Denn Mancher flöhe gern vielleicht, — der Sklaven
Ist Keiner mehr gebunden, als der Herr.

Der Rausch der Macht, der Menschen bläht zu Göttern,
Die Liebe, Honigseim und Gift, die Liebe,
Der Feuertrank, aus dem vermischten Athem
Von Mann und Weib bereitet, aus den Schauern
Des Fleisches und der Seele süßen Träumen;
Die Lust, das Kind der Nacht, mit Augen, die
Von Hoffnung leuchten, die am Abend sich
Entflammen, und ermatten gegen Morgen;
Die wilden Jagden, Doggen und Piqueure,
Die Tage lang mit Hörnerschall die Felder
Durchstürmen; Gold und Seide, üppge Betten
Von Rosenholz und Cedern, mehr zur Wollust

Geschaffen als zum Schlaf, wo nackt die Schöne
Auf einem Tigerfell gefällig ruht;
Die frechen, prunkenden Paläste, die
Des Armen Neid erregen, daß er knirscht,
Die prächt'gen Parks, zum blauen Horizont
Sich dehnend, wo das Auge sieht durch's Laub
Den Alabaster schimmern, wo die Birke
Und neben ihr die große Pappel zittert,
Wo Nachts man der Musik der Brunnen lauscht;
Die leicht besiegte Unschuld schöner Frauen,
Des Richters Strenge, die das Gold erweicht,
Die Angst der Kleinen, der Respekt, wenn sie
Vorüber an den Großen gehn, — die Würze
Von ihrem Glück; der Krieg; Kanonen voll
Kartätschenfutters, die die langen Hälse
Hoch über Thurm hinaus und Mauer strecken;
Die Regimenter, tausendfüßige
Polypen; das Geräusch der großen Stadt,
Was nur zum Himmel dicke Wolken sendet,
Staub oder Rauch, — Armeen oder Städte;
Das Büdget, dieses Ungethüm, das Wunder
Von einem Fisch, nach dem von allen Seiten
Man aus die Angeln wirft, der aus den Wunden
Goldströme fließen läßt, und dessen Bauch
Erglänzt mit Silberschuppen überdeckt, —
Das sind die Götterspeisen, welche hundert
Geschäftige Diener ihnen allzumal
Auf goldnen Schüsseln reichen, dies der Schmaus,
Der königliche, welchen bei dem Feuer,
Das in dem unterird'schen Küchenraum
Am Tage flackert, wie bei Nacht, bereitet
Der finstre Koch und Alchymist, das Schicksal.

Denn Er, der mürrische Amphitryon,
Will keine leeren Schüsseln sehn, und selbst
Der Gierigste — so toll ist die Verschwendung —
Wird übersättigt. Um von all den leckern
Gerichten auszuwählen, haben sie
Als Diener, welcher hinter ihnen steht,
Zum Besten rathend, ihr Gewissen, — oder,
Was sie so nennen, den scharfsichtigen
Begleiter, jenen zuverläss'gen Führer
Der Menschen, dem in frühster Jugend schon
In frevelhaftem Unverstand die Ammen
Der Kön'ge aus dem Kopf die Augen bohren.

Das sind die Großen, das die Glücklichen
In dieser Welt! Ein Leben unerschöpflich
In Freud' und Herrlichkeit! Welch' süßer Taumel!
O Wollust, so in prächt'gen Orgien
Sich zu berauschen! Oh, in all dem Glanz
Wie müssen tausend reizend holde Bilder
Euch schwimmen durch die Seele! Welchen Sturm
Von göttlichem Vergnügen muß erregen
Euch all das Lachen, Scherzen, Trinken, Schmausen
Beim Strahl von tausend Lichtern! O wie muß
Das Aug' entzückt auf Allem weilen, was
Wie Wasser rieselt und wie Feuer flammt!
Doch während süße Weltvergessenheit
Der Mundschenk lächelnd ihnen noch kredenzt,
Zur Stunde, wo gerade Saal und Tafel,
Bediente, Gäste, Kronen, flammensprühend,
Und des Orchester's Melodie'n gewalt'ger
Aufrauschen und die Lust, die Glut, den Lärm
Zum Höchsten steigern, in dem Augenblick

Des trunknen Wahnsinns, ach, wo das Bankett
Vor tollem übermüthigem Gelächter
Zu platzen droht und frech das Volk verhöhnt,
Das an der Thür' in Lumpen sitzt, — auf einmal
Dröhnt auf der Trepp' ein schwerer Tritt, es kommt
Ein ungebetner Gast ganz unerwartet,
Den zu erwarten Grund genug man hatte.

Verschließt die Thüre nicht. O thut sie auf,
Laßt ihn herein. Wer ist's? — Heut ist's der Tod,
Und Morgen das Exil, — sie kommen hastig
Gelaufen; — hier das Grab und dort das Zelt;
Leichtfüßig das Exil, mit schwerem Tritt
Der Tod, in fremder Tracht zwei Spukgestalten.
Entsetzliches Gespenst! — Es tritt herein,
Wirft seinen Riesenschatten auf die Stirne
Den Gästen all im Saal, und beugt sie nieder,
Wie einen Baum der Wind, dann wählt es Einen
Sich aus, den Trunkensten gewöhnlich, reißt
Vom Tisch ihn zum Entsetzen weg der Gäste,
Und schleppt ihn fort, der kaum den Mund gewischt.

August, 1832.

III.

Napoleon II.

1.

Tausendachthundert elf! — O Zeit, die keinem Volke
Hold war, wo um ein Ja die Welt zur schwarzen Wolke
Aufschrie und betend bog das Knie.
Die Väter fühlten, wie die ältsten Staaten bebten,
Und zu dem Louvre, das Gewitter rings umschwebten,
Aufsahn sie, wie zum Sinai.

Gebückt, dem Rosse gleich, das klirren hört die Sporen
Des Reiters, sprachen sie: — Ein Großer wird geboren!
Des Erben harrt ein Reich, groß, wie noch keines war.
Was hält für Gaben wohl der Herr bereit für Diesen?
Ihn, dessen Loose die der Menschheit mit umschließen,
Der mehr als Cäsar ist, und mehr als Rom sogar!

Und wie sie sprachen, that sich blitzend auf die Wolke,
Da stand der Schicksalsmann hoch über allem Volke,
Um ihn sein Hofgesind;
Die Völker staunten nur, weitum das tiefste Schweigen,
Die beiden Arme hob er, um der Welt zu zeigen
Ein neugebornes Kind.

Im Invalidendom beim Hauch des Kindes beben
Die Fahnen, die herab von den Gewölben schweben,
Wie schauernd unter'm Wind der Saaten grüner Flor.
Ein Laut des Kindes, — stillt die Amme nicht sein Schreien, —
Jagt die Kanonen auf, und brüllend Feuer speien
Die Ungeheuer, die sonst kauern still am Thor.

Und Er! — Ins Angesicht war ihm der Stolz gefahren;
Die Arme, auf der Brust bisher gekreuzt, sie waren
Nun offen doch einmal.
Und dieses Kind, gewiegt in seinen Vaterhänden
Von Blitzen überströmt, die seine Augen senden,
Sah lächelnd mild zu Thal.

Und als Er ihn gezeigt, den Erben seiner Kronen,
Den alten Thronen, wie den alten Nationen,
Dann auf die Kön'ge fiel der Blicke Flammenschein,
Und wie ein Adler, der aufflog ins Reich der Sonne,
So rief im Taumel er der übermüth'gen Wonne:
— Mein ist die Zukunft! Mein die Zukunft! Sie ist mein!

2.

Nein, Sire! Nicht Einem ist beschieden
Die Zukunft. Sie ist Gottes Wahl.
Und wenn die Glocke schlägt hienieden,
Zum Abschied schlägt sie jedesmal.
O Zukunft! Räthsel, unergründet!
Was sich auf Erden Hohes findet,
Glück, Ruhm, in alle Welt verkündet,
Freiheit von Noth und Ungemach,

Demanten, Kronen, Sterne, Ringe,
Der Sieg mit seiner Flammenschwinge —
Was sind sie uns? — Gar flüchtge Dinge,
Dem Vogel gleich auf unsrem Dach!

Nein, der Gewaltigste wird Dir die Hand, die kalte,
Nicht öffnen noch den Mund, wie trotzig er auch schalte,
Verhüllter, stummer Geist,
Du Schatten, der uns nie verläßt auf unsern Wegen,
Gespenst, das stets sich sträubt, die Maske abzulegen,
Du Wesen, das man: „Morgen" heißt.

Ja, morgen! — Wird's ein Tag der Sorgen,
Der Freude sein? Wer hat ein Pfand?
Heut streut der Mensch den Samen, morgen
Zur Reife bringt ihn Gottes Hand.
Ein Schleier ist's, ein sternbesäter,
Ein Blitz aus dem umwölkten Aether,
Entlarvt ein schmählicher Verräther,
Paris, — vor Zeiten Babylon,
Ein Widder, der zerschlägt die Steine,
Ein Stern mit wechselnd buntem Scheine, —
Das Heut, es ist der Sammt, der feine,
Das Morgen ist das Holz am Thron.

Das Morgen ist das Roß, das schäumend stürzt zusammen;
Ha, Welterobrer, das ist Moskau, roth von Flammen,
Das schaut auf Dich herab,
Ist Deine Garde, die fern ruht im eis'gen Thale,
Ist Waterloo, es ist Sanct Helena, das kahle,
Das Morgen ist das Grab.

Durch fremde Städte kannst Du reiten
Im Siegerschritt, mein General,
Den Knoten, wenn sich Bürger streiten,
Durchhau'n mit Deinem scharfen Stahl.
Der stolzen Themse, kühner Degen,
Kannst Du den Weg ins Meer verlegen,
Die Siegesgöttin selbst bewegen,
Zu folgen Dir durch Heck' und Dorn,
Kannst Thore aus den Angeln heben,
Ins Unermessne weiter streben,
Und Deinem Heer zum Leitstern geben
Kannst Du den Stern von Deinem Sporn.

Die Zeit ist Gottes! Dir hat er den Raum gelassen,
Die ganze Erde kannst erobernd Du umfassen,
Und Kränze holen, wie den Größten man sie flicht.
Das Reich Europa's kannst Du nehmen Karl dem Großen,
Von Asiens goldnem Thron kannst Mahomet Du stoßen: —
Allein das Morgen nimmst dem Ewigen Du nicht!

3.

O wechselvolles Loos! — Als nun das Kind empfangen
Die Krone Roms, — zum Spiel dem kindischen Verlangen,
Als man es eingehüllt in goldnen Prunk und Schein,
Und seine Königsstirn dem Volk nach allen Seiten
Gezeigt, das hoch erstaunt sich fragt: wie man zu Zeiten
So groß kann sein und doch so klein;

Und als sein Vater Schlacht um Schlacht dem Sohn gewonnen,
Und mit lebendigen Ringmauern ihn umsponnen,
Den Neugebornen, der in seiner Wiege lacht,

Und als der Starke, der ein Meister war im Bauen,
Mit seiner Axt die Welt schon fast zurechtgehauen,
Wie er im Traum sie sich gedacht;

Als schon der Vater an sich schickt', aus vollen Händen
Glanz seinem Kinde, Ruhm, Unsterblichkeit zu spenden,
Als Alles war bestellt, bereit, was Glück verhieß,
Als für den Erben, daß er wohnen mög' auf's Beste,
Man lange schon voraus die marmornen Paläste
Im Boden Wurzel fassen ließ;

Als man mit Hoffnungswein schon für des Kindes Lippen
Gefüllt die Schaale, wenn sie dürstend möchten nippen . . .
Die goldne Schaale war dem Munde nahe schon . . .
Da, eh' er noch berührt den Kelch voll süßem Nasse,
Kam ein Kosak und nahm auf's Roß das Kind, das blasse,
Und jagt' im Sturm mit ihm davon.

4.

Ja, eines Abends schwang der Adler sein Gefieder,
Da brach die Flügel ihm ein Sturm, und zuckend nieder
Die Luft durchfurchend fiel er, einem Blitzstrahl gleich.
Und wild auf seinen Horst nun stürzten Die und Jene,
Raubgierig nahmen sie, je nach der Kraft der Zähne,
England den alten Aar, den jungen Oesterreich.

Ihr wißt, was sie gethan dem wunden Riesenaare;
Weit hinter Afrika saß er sechs lange Jahre.
Die Kön'ge, o wie klug sind sie! —
Nur nicht verbannen, nie! — Verbannung — oh! mich schauert!...
Die mächtige Gestalt, im Käfig hingekauert,
Weh, tief gebeugt, den Kopf am Knie!...

O hätt' er Nichts geliebt! Leicht trug er dann die Schmerzen.
Doch Löwenherzen sind die wahren Vaterherzen;
Er liebt sein Kind, der Mann von Erz.
Nichts war geblieben ihm als Rest des alten Glanzes
Als ein Portrait, ein Kind, ein Planiglob, — sein ganzes
Genie und ach, sein ganzes Herz.

Am Abend, wenn sein Blick den dunkeln Raum durchirrte,
Indeß im Kerker ihn der Späher Schwarm umschwirrte,
Die über seine Stirn hinziehn in jäher Flucht
Die Schatten sahn, und die belauschten die Gedanken,
Eh' er sie sprach, — was wogt' in seinem Haupt, dem kranken?
Was hat sein Auge, trüb von tiefem Schmerz, gesucht?

Nicht immer war es, Sire, das Epos, das verwegen
Du hast geschrieben jüngst mit Deinem guten Degen,
Nicht der Erinnrung stolze Lust,
Arcole und Austerlitz, noch graue Pyramiden,
Cairo's Pascha nicht, noch Rosse der Numiden,
Die Deines bissen in die Brust;

Kanonen waren's nicht, und Bomben, die da krachten
Wohl zwanzig Jahre lang im Wirbel jener Schlachten,
Die sich gefolgt in wilder Hast,
Wenn über's stürm'sche Meer sein Hauch die Fahnen jagte,
Von denen eine sank im Kampf, die andre ragte
Im Bataillon gleich einem Mast;

Nicht Moskau noch Madrid, und nicht des Pharus Leuchte,
Der Trommelwirbel nicht, der auf die Schläfer scheuchte,
Der Beiwacht Feuer nicht, die Sternen gleich verglühn,

Nicht Grenadiere, nicht Dragoner, buschumwallte,
Die rothen Lanciers nicht, bewegt im Lanzenwalde,
Wie Purpurblumen, die im Aehrenfelde blühn.

O nein, was ihn umschwebt, ein Kind ist's, wie der Morgen
So schön, so ruhig, an der Amme Brust geborgen
Schläft es mit halbgeschlossnem Mund.
Indeß die Amme mit dem Tröpfchen Milch, dem letzten,
Das hängen blieb, ihm reizt die Lippen, die benetzten,
Und schäckernd gibt die Liebe kund.

Die Arme stützte dann der Vater auf den Sessel,
Sein Herz, von Seufzern schwer, entraffte sich der Fessel,
Er weinte kummervoll und weich.
Gesegnet sei, o Kind, dem längst die Augen sanken,
Du einz'ges Wesen, das ablenkte die Gedanken
Ihm vom verlornen Thron und Reich.

5.

Sie sind nun Beide todt! — Herr, stark ist deine Rechte!
Ihn nahmst zuerst du weg, den Meister der Gefechte,
Den Helden auf dem Thron;
Die zweite Beute hast du dann dem Grab gegeben,
Zehn Jahre reichten hin, das Leichentuch zu weben
Dem Vater und dem Sohn.

Ruhm, Jugend, Stolz und Macht kann hier nicht Wurzel fassen.
Vorm Thore möcht' Etwas der Mensch zurück noch lassen,
Nein! spricht ein hartes Muß.
Ein jedes Element kehrt heim ins Reich der Todten,
Den Rauch verschlingt die Luft, die Asche nimmt der Boden,
Den Namen Lethe's Fluß.

6.

O Revolution! — Ich kleiner
Matros, unwissend, ohne Kraft,
Weiß nicht, was Gott im Dunkel deiner
Empörten Wellen wirkt und schafft.
Dich haßt der Thoren blinde Menge;
Wer kennt des Herrn geheime Gänge,
Der Wogen wilde Kriegsgesänge?
Wer weiß, wozu Gewitter sind;
Ob Tromben, die im Sturm gedrehten,
Ob Blitze, die die Wellen röthen,
Ob Sturmessausen nicht vonnöthen
Der Perle sind, des Meeres Kind?

Und doch, der Sturm ist schrecklich, glaub' es,
Dem Fürsten wie der Nation.
Es ist ein Meer, ein blindes, taubes,
Ein Volk in Revolution.
Was können, deinem Geist entquollen,
O Dichter, deine Lieder wollen
In diesem Wogenlärm, dem tollen?
Kein Ohr ist, das sie hört und faßt.
Dich heiser macht der Sturm, der grimme,
Der Wind zerzaust Dich nur, der schlimme,
Du armer Vogel, dessen Stimme
Klingt von des lecken Schiffes Mast.

So lang die Nacht! Am Himmelsbogen
Kein Stern, der sich durch's Dunkel drängt.
Die Menschen und die Dinge wogen
Im Bodenlosen, bunt gemengt.

Und unter'm Meere schwimmt zusammen
Das blonde Haupt, das Haupt voll Schrammen,
Weltherrscher, Prinzen mit den Ammen,
Das Kind, der Mann Napoleon.
Die Wellen kreuzen sich und stoßen
Einander fort in wirrem Tosen,
Es schwemmt die Welle weg den großen
Leviathan, wie den Halcyon.

August, 1832.

IV.

Auf dem Ball im Hôtel-de-ville.

Das Rathhaus ist erleuchtet bis zum Giebel.
Der Fürst, die Kerzen, Alles glänzt, das Fest
Umschimmert farbenhell das hohe Haus,
Wie die Idee des Dichters heilge Stirne.
Doch ein Gedank' ist dieses Ballfest nicht.
Nicht ein Bankett ist's, das man Frankreich schuldet
Und einen Ball verlangt wahrhaftig nicht
Der Berg von Elend, den Paris man nennt.
Weit besser wär's, ihr Mächtigen, wir legten
Ein Pflaster auf der vielen Schwären eine,
An die der Weise nur mit Grauen denkt,
Wir stützten jene Treppe, die von unten
Nach oben führt, und machten der Schaffote
Viel weniger, der Arbeitstätten mehr,
Wir dächten an die Kinder, die nach Brot
Jetzt schreien in der Nacht, wir schafften lieber
Ein Paradies dem gottverlaßnen Armen,
Als daß wir hier Kronleuchter flammen lassen,
Um die ein Haufen Narren heut sich dreht.

Ihr keuschen, heil'gen Frau'n, ihr Königinnen
Des Hauses, süße Blumen, die ihr unsre
Gemächer füllt mit Duft, ihr Tugendsamen,
Die euer Glück gerad zur Tugend führt,
Die nie gekämpft noch mit dem Laster, denen
Der Hunger, der Giftmischer, nie gesagt:
Verkaufe Deinen Leib, — das heißt, die Seele!
Ihr, deren Herz unschuld'ger Freude voll,
Ihr, deren Scham in Linnen sich verschleiert,
Mehr noch, als Isis, die verhüllte Göttin,
Für euch ist dieses Fest ein rosiger Morgen,
Ihr lacht und scherzt, indessen anderswo
Das Elend weint. Denn eure schöne Seele
Weiß Nichts von Schmerzen, in die höchste Sphäre
Hat euch gesetzt des Zufalls Gunst, ihr lebt,
Ihr glänzt, ihr seht es nicht einmal, — so ist
Vom Strahlenmeer geblendet euer Auge, —
Was unter euch man schnöd mit Füßen tritt.

So ist's. — Der Fürst, der Reiche, alle Welt
Sucht stets euch zu erfreu'n, für die es Fülle
Und Ueberfluß nur gibt, ihr habt die Schönheit,
Ihr habt den Schmuck, des Festes Tosen tönt
Berauschend euch ins Ohr, und wie zum Licht
Der seidne Schmetterling, so fliegt ihr hin
Zur offnen Thür, die helle Flammen sprüht.
Ihr geht auf diesen Ball und ahnet nicht,
Daß unter diesem Haufen rings um euch,
Der anstaunt all die Wagen und Livréen,
Auch andre Frauen sind, geputzt, wie ihr,
Geschminkt und feilgeboten auf der Gasse,
Gespenster, deren Herz von Wunden oft

Noch blutet, für den Ball geschmückt, wie ihr,
Schön und halbnackt, wie ihr, und darum eben
Hiehergekommen, ach, um euch zu sehn,
Verschleiernd unter spöttischem Lächeln ihr
Geheimes Leid, mit Blumen auf der Stirne,
Koth an den Füßen, bittern Haß im Herzen.

Mai, 1833

V.

Wenn unter deinen Flügeln Frankreich ruht,
O Gott, so dulde nicht die ew'gen Kämpfe,
Die Throne, die man spielend baut und stürzt,
Die arme Freiheit, die man gibt und nimmt,
Den wüsten Strom von Leidenschaften, Sitten,
Ideen und Gesetzen, der das Land
Mit seinen wilden Wellen überschwemmt,
Die Volkstribunen, die, zum Rath versammelt,
Mißbräuchen von Granit entgegenstellen
Ein Ding von Gyps, das man die Charte nennt,
Die Flut und Ebbe der empörten Wellen,
Die Kriege der Partei'n mit der Gewalt,
Weh, und der Staatsgewalt mit den Parteien,
Der Abscheu vor den Großen, der den Kleinen
Das Herz zerfrißt, den Lärm, das Schrei'n und Stoßen,
Die schaurigen Systeme, die im Dunkeln
Erstehn, wie nächtlich ein Schaffot, die Reden,
Die Haß, Tumult und Ungestüm verbreiten,
Und machen, daß zur Stunde, wo der Schlummer
Der Nacht nur um ein wenig Stille bittet,
Kanonen dröhnend über's Pflaster rollen.

August, 1832.

VI.

An Kanaris.

O Kanaris, wir haben Dich vergessen!
Wenn sich die Zeit von einem Helden kehrt,
Nachdem er, seine große Rolle spielend,
Uns weinen oder lachen hat gemacht,
Wenn er das Wort gesagt, das ihm ein Gott
Zu sagen gab, wenn in den Strom geschleudert
Der Revolution die großen Männer
Vollbracht die großen Thaten, wenn ihr Licht,
Sei's strahlend oder trüb, sie in die Nacht
Geworfen und dann Schritt für Schritt ins Dunkel
Hinab gegangen wieder, dann erlischt
Sogar ihr Name. — Eitel Alles, eitel!
Und bis zum Tage, wo der göttliche
Poet, der eine Welt erschafft durch's Wort,
Sie nimmt und ihnen eine Aureole
Hell um die Stirne leuchten läßt, erinnert
Sich Niemand ihrer, und die Menge, die
Vielhundertstimm'ge, die sie sonst zu sehen
Kaum brauchte, um zu jubeln, ach, sie fragt,
Wenn ihren Namen man durch Zufall nennt,
Erstaunt: Ei, sagt, wer ist denn dieser Mann? —
Wir haben Dich vergessen. In die Nacht

Versunken ist Dein Ruhm. Wir machen immer
Noch großen Lärm, doch rauscht dazwischen kein
Zuruf, kein Lied, kein Jauchzen, nicht ein Wort
Der Liebe, der Verehrung mehr für Dich.
Und Deinen großen Namen kann der Bürger
Kaum buchstabiren mehr. Gesunkne Sonne,
Du hast jetzt keinen Memnon mehr! — Wir haben
Wohl einen Augenblick gerufen: Hellas!
Athen! Leonidas und Botzaris!
Sparta, Demosthenes! Und Du, o Heros
Mit ruhmgekrönter Stirne, Kanaris!...

Dann kam der Zwischenakt, und müßig haben
In unsrem Geist, der lange Dich vergöttert,
Wir Alles ausgelöscht, um andre Dinge
Darauf zu schreiben. Griechische Heroen,
Lebt wohl! Verwelkt sind eure Lorbeerkränze!
Nach andern Sonnen kehrt sich unser Blick.
Von Deinem Ruhme schallt nicht mehr der Amboß
Der Presse, dieses Riesen, der das Feuer
Entzündet stets und schürt, des wunderbaren
Cyklopen mit der Donnerstimme, dem
Manch ein Ulysses schon durchbohrt das Auge. —
Die Presse!... Der Arbeiter, der am Morgen
Erwacht oft das zerstört, was er den Abend
Zuvor gemacht, doch jeder guten Sache
Zum mindesten mit souveränem Arm
Von blankem Erz die Waffenrüstung schmiedet. —

Wir haben Dich vergessen!
Doch was macht
Dir das, o Seemann? Bleibt Dir doch die Welle

Noch, die Dich trägt, Dein Schiff, ein guter Wind
Zur Fahrt, der Abendstern, der hold Dir lacht.
Dir bleiben Hoffnung, Abenteuer, Spiele
Des Zufalls, Reisen, ew'ger Wechsel schöner
Natur, — des Orts, der Dinge, wie der Menschen,
Die frohe Ankunft und die frohe Abfahrt,
Der Stolz des freien Manns, in einer Brick
Zu leben, schön besegelt und gekupfert,
Sei's, daß durch einen engen Sund er steuert,
Sei's, daß der Ocean, das Ungeheuer,
Das Fels und Klippen, wenn es will, zertrümmert,
Bei heitrem Himmel ihn behaglich wiegt,
Sei's, daß der schwarze Sturm, die Luft durchfliegend,
Ihn peitscht mit Blitzen, wie mit Flügelschlägen, —
Dir bleibt, Hellene, doch dein blauer Himmel,
Dein blaues Meer, die großen Adler, die
Mit einem Flügelschlag wohl eine Meile
Durchmessen, deine ewig klare Sonne,
Dein Horizont, so reizend schön und duftig,
Und deine Sprache, weich und süß-melodisch,
Die mit Italiens Sprachen sich vermischt,
Wie Samos' Flut die Wellen Bajä's küßt,
Die Sprache des Homer, in welche Dante
Von seinen Worten noch hineingeworfen.
Dir bleibt der Stolz des makellosen Helden,
Dein langes Feuerrohr, dein Yatagan,
Die weiten Linnenhosen und dein Kaftan
Von Gold und rothem Sammt mit weiten Aermeln.
Fliegt durch den Meeresschaum dein stolzes Schiff,
Stolz, nur berühmte Ufer zu umsegeln,
Dann bleibt dir, o mein Grieche, das Vergnügen,
Im Abendnebel einen weißen Tempel,

Und auf dem Pfad, der nach dem Meere führt,
Ein Weib von Theben oder Salamis
Zu schau'n, ein bäurisch Weib mit stolzem Blick,
Die Korn verkaufen will, zwei große Ochsen
Mit ihrem Stachel vorwärts treibt, und sitzt
Auf einem Wagen von homerischer Form,
Wie Isis auf dem Marmor von Aegina.

Oktober, 1832.

VII.

Allein am Fuß des Thurms, aus dem die Stimme
Des Herrn erschallt, — in jedem Augenblick
Kann sich sein Schatten an der Schwelle zeigen, —
Gewärtig, Deinen Ehgemahl als Henker
Vor Dir zu sehn, Polonia, armes Weib,
Bleich, in die Knie gesunken auf dem Pflaster,
So liegst Du da, gefesselt, überwunden,
Und wie zum Grab zusammen schon gebrochen.
Ach, Deine weißen Hände pressen fest
An Deine Brust, anstatt der eignen Söhne,
Ein blut'ges Crucifix. Baschkiren treten
Mit Nägelschuhn auf Deinen Königsmantel.
Und eine Donnerstimme schilt, man hört
Das Stampfen plumper Tritte, Säbel blinken,
Und an die Mauer drückst Du Dich benetzt
Mit Deinen Thränen, die zerschlagnen Arme
Erhebst Du, Stirn und Augen, ach, die schon
Zum Tod gebrochen scheinen, und Du rufst:
— „Frankreich! O Schwester, siehst Du nicht, was kommt?"

September, 1833.

VIII.

An den Mann, der eine Frau verrieth.

O Schmach! — Es ist nicht diese Frau allein,
Die damals Jedem heilig mußt' erscheinen,
Ein schwaches Herz, doch eine große Seele,
Nein, er, sein Nam', in Ewigkeit verflucht,
Und seines Vaters kummerweiße Haare,
Sie sind's, es ist die öffentliche Scham,
Die er verhöhnt, als er der scheußlichen
Idee sich gattete, es ist die Ehre,
Das Mitleid, Treu' und Glauben, Eid und Pflicht,
Sie sind's, die dieser Jude schnöd verkauft.

Ein Jude! — Die gemeinen Krämer, die
Mit Seelen handeln, können lange warten
Auf Einen, der noch niederträcht'ger ist,
Und der den Rest des schwergefüllten Sacks
Von ihnen fordert, der ihm Gold geregnet.

Kein Jude, nein! Es ist ein schmutz'ger Heide,
Ein Renegat, Auswurf der Menschheit, Schandfleck,
Ein Apostat, ein Scheusal, ein Barbar
Und Fremdling, der uns wenigstens das Glück
Zu denken gibt, daß trotz der langen Wirren

Des Bürgerkriegs, in unsern Städten doch
Kein Abschaum, kein Bandit, kein in den Kerkern
Ergrauter Sträfling sich in Frankreich findet,
Der essen mag vom Brote des Verraths.

Hat denn, Verruchter, Nichts in Deiner Seele
Dir zugerufen, daß Geächtete
Stets heilig sind, daß man die Brust nicht schlägt,
Die uns getränkt, daß eine Königstochter,
Der man als Knecht gedient, im schnöden Winkel
Sich feil nicht bietet, daß sie, wenn auch nicht
Mehr Königin, doch immer Frau noch war?

Kehr' in die Nacht zurück, wo alle die
Scheusale wohnen, die seit vierzig Jahren
Mit Geifer unsre Trümmer überschütten!
Zurück in die Kloake! Nie erfreche
Dein Haupt am guten sich noch bösen Tage
Am Licht der Sonne wieder aufzutauchen.
Dem Rauche gleich den Winden preisgegeben,
Verpestet und gemieden sollst Du irren
Von Land zu Land geworfen und verweht.

Und schweige nur! — Was willst Du stammeln noch?
Sprich, hast Du nicht verkauft den Schatz der Ehre?
Die Streiche, die geklatscht auf Deiner Wange,
Behalte sie. Entschuldigung, was nützt
Sie dem Verbrechen, was dem Schmutz die Schminke?

Geh, obdachlos, von Niemand aufgenommen,
Du zweiter ew'ger Jude! Geh mit Deinen
Goldstücken, die Dir durch die Finger blinken.

Wie duftge Trauben hängen über Dir
Am Weg die Güter dieser Welt: denn Alles
Kauft sich der Reiche, nur die Ehre nicht.

Genieße rasch, Verfluchter, ohne Rast
Und Ruhe wandre! Wer Dich sieht, der spreche:
„Das ist der Schurke!“ Wandre! Und Dein einz'ger
Begleiter sei das nagende Gewissen.
Ja, wandre fort, bedeckt mit Schmach und Fluch.
Der Schatten der Gemeinheit, die Verachtung
Nimmt zu von Jahr zu Jahr, und stößt zurück
Und dichter stets umschwebt er den Verräther,
Dicht, wie die Nadeln um die grüne Tanne.

Und wenn das Grab einst, diese tiefe Falle,
Die unversehens unterm Fuß sich öffnet,
Dich, den die Angst, der Schrecken matt gehetzt,
Aus diesem Leben führt zur Ewigkeit,
Der strengen, kalten, starren Wirklichkeit,
Wenn Du, vereinsamt mehr und mehr, gebrechlich,
Dich fest an Deinen Schatz vergeblich klammerst,
Wenn Dir, gelagert auf Geldsäcken, nun
Der Tod entgegentritt und mit Gewalt
Die volle, zugekrallte Hand Dir leert,
Wie leicht ein Mann die Hand dem Kinde öffnet, —
Dann in den Abgrund, welcher die Verräther,
Beschmutzt mit Koth, mit Blut bedeckt, verschlingt,
Stürzst Du hinab, verloren in dem Schlund,
Den Dante's Seheraug' im Traum gesehn.

Du stürzst verdammt, verzweifelt und verloren,
Damit nicht ungerochen bleibe Dein

Verbrechen und im Kreis verworfner Seelen
Du die verworfenste von Allen seist.
Wenn sie heran Dich kommen sehn, die Schurken
Die sich um Gold verkauft, und denen stets
Ein Volk ums andre speit ins Angesicht,
Sie Alle, ob bekannt, ob ungenannt,
Die giftge Küsse tragen auf den Lippen,
Ein Judas, welcher seinen Gott, Leclerc,
Der seine Stadt verkauft, die ganze
Scheeläugig undankbare feile Brut,
Sie werden Dich umschwärmen, Louvel aber
Wird Deine Hand zurück unwillig stoßen.

November, 1832

IX.

An den Herzog von O.

Fürst, eine edle That hast Du gethan.
Fern von den Höhen, wo der Ehrgeiz lacht,
Tief in der Nacht des Elends ging ein Vater
Mit seinen Kindern, weiß' und blonde Häupter,
Schon auf dem Punkt, zu sinken, — ins Verbrechen
Der Vater, ins Verderben, ach, die Töchter.

Wie Wandrer, wenn die Nacht sie überfällt,
Sich im Gebirge rutschend auf den Knien
Am Rand des Abgrunds rufen, also schrien
Sie auf zu mir, und ich schrie auf zu Dir,
Ich sagte Dir: „Sieh hier Unglückliche,
Am Abgrund schwanken Fußes beben, gleiten,
Reich' ihnen Deine Hand, und rette sie!" —
Du fragtest nicht nach Namen, bogst Dich über
Und strecktest den Betroffnen hin die Hand,
Und rettetest die armen Seelen. — Mir,
Der Dich, von freud'ger Rührung tief ergriffen,
Betrachtete, — mir sagtest Du: „Hab' Dank!"

Sieh, das war groß und edel! — Unterm Zelt,
In dessen Schatten Du sie eilig brachtest,
Sind sie geborgen nun, und sammeln wieder

Hoffnung und Kraft und Muth, und, — Dank dem Strahl,
Womit die Wolke Du, die sie umnachtet,
Getheilt, — ausschaun sie in die Ferne nun,
Ob sich ihr Lebenspfad nicht bald erhellt.
Noch schauern sie, dem Untergang entronnen,
Wie arme Vögel, die der Sturm durchnäßt,
Die sich im Laub der alten Eiche bergen,
Still sitzend, bis sich ihre Flügel trocknen.

Großherz'ger Jüngling, bleibe, wie Du bist,
Das Thor, das zu dem Armen sagt: „Tritt ein,"
Die ausgestreckte Hand am Rand des Abgrunds,
In den das Unglück stürzt, aus dem die Schuld
Sich wieder hebt; der heilge Schlüssel, den
Zur Noth man findet ohne Licht und der.
Die Hoffnung öffnet und das Grab verschließt.

Sei Stütze, Hafen, Dach, Asyl und Schirm,
Sei Retter dem Gefangnen und Verbannten,
Dem Mädchen, das der Hunger und der Frost
Zuletzt bewältigt und verkauft im Dunkeln,
Dem Greis, der leert des Lebens bittre Hefe,
Den Kindern, schnatternd, ohne Brot und Mutter,
Daß die Unglücklichen ihr Leben lang
Dir auf die Hände Liebesthränen weinen.
Denn manchmal unter diesem heil'gen Thau
Läßt Gott verwelkte Kränze neu erblühn.

Der hohen Wolke gleich, die sich im Flug
Die flücht'gen Schätze rauben läßt durch Pfeile
Von Eisen, welche stets nach Oben zielen, —

Beglückt der Fürst, der heil'gen Mitleids voll
Hoch von dem dunkeln, blitzumsprühten Himmel
Zuschaut, wie all sein Gold hinunterrieselt
Und füllt die ausgestreckte Hand der Armen.

15. September, 1834.

X.

Nicht zwanzig Jahre war er alt. Er hatte
Mißbraucht, was irgend lieben man, beschmutzen,
Zertrümmern kann. Mit frechen Händen hatt'
Er Allem seinen frischen Glanz geraubt.
Der Wollust bleiche Dienerinnen kamen
Zuhauf hervor aus ihrer ekeln Höhle,
Und riefen ihm und drängten sich um ihn,
So oft sein Schatten an der Mauer schlich.
In Orgien erschöpfte Tag und Nacht
Sich seine Lebenskraft, wie Wachs, verbrennend
Am Docht der Kerze. Sommers jagt' er, Winters
Macht' er's bequem sich in der Opernloge.
Nie taucht' er unter in den tiefen Wellen,
Homers und Shakespeare's. Denn er glaubte Nichts,
Er träumte nie, auf seinem Kissen wohnte
Nur ekles Gähnen. Seine Ironie,
Schaal und verdrießlich, kläffte jeder Größe
Um's Bein. Er hatte sich zum Mittelpunkt
Der Welt gemacht, die Liebe kauft' er sich,
Er hatte seinen Gott verkauft. Das Meer,
Des Himmels Blau, die Sterne, all die Winde,
Die sonst die Segel blähn der Menschenseele, —
Starr war sein Herz für ihren Hauch. Ihm war
Das Land verhaßt, langweilig seine Mutter.
Entnervt am Ende, trunken, weil er Nichts
Zu thun mehr wußte, ohne Haß und Liebe,

Und stets, — o Elend, — vor dem Abend schon
Des nächsten Morgens überdrüssig, warf
Er eines Abends, wo er ein Pistol
Zufällig fand, zum Himmel seine Seele,
Wie man ein leeres Glas zur Decke wirft.

O Jüngling, Du warst feig und dumm und schlecht.
Nicht Dich beklagen wir. Durchfurcht den Acker
Die Pflugschaar, weint man je dem Unkraut nach?
Doch sie beklagen wir mit tiefem Schmerz,
Der zugefallen solch ein Sohn, die Mutter,
Die arme Frau, gebeugt und altersschwach,
Die eine Stütze sich versprach an Dir,
Die in die Wiege Dich gelegt, die Du
Nun legst ins Grab. Nicht Dich beklagen wir,
Was wir beklagen, was, bedeckt mit Schande,
Uns heilig bleibt, es ist das arme Kind,
Das rein und rührend einst in der Mansarde
Gesungen, bis Dein Gold im Netz sie fing,
Die der Versuchung unterlag, indem
Sie hinter sich den Hunger, und die Sonne
Des Glücks vor sich aufgehen sah, die nun
Gebrochen sieht ihr Herz, und von der Menge
Zertreten, die den Duft beklagt, den ihr
Dein Hauch geraubt, — die arme Blumenvase,
Die nun zertrümmert auf dem Pflaster liegt.

Nein, Dich beweint kein Auge, hohler Schemen,
Du Ziffer, niemals mitgezählt als Zahl,
Nur Deinen Namen, rein einst, nun entehrt,
Nur Deinen Vater, der im Grabe ruht,
Den braven Krieger unsres alten Heeres,

Den jetzt Dein Grab in seinem Grabe weckt;
Nur Deine Diener, Freunde und Verwandte,
Die Dich umgaben, all die Thoren, die
An Deinen Schatten sich geheftet, deren
Geschick verwachsen mit dem Deinen war,
Und denen Deine Laune nun so schmählich
Gedankt; ja, Deinen Hund, der Dich geliebt,
Und den Du nie geliebt, liebloses Herz!

Du, armer Reicher, ehrlos Stolzer, der
Du fruchtlos stirbst, wie fruchtlos Du gelebt,
Der Deine Tage Du verkürzt, nur um
Ein wenig Lärm zu machen, kehre ruhmlos
Und unbemerkt zurück in Deine Nacht.
Geh von der Tafel, ohne daß auch nur
Ein Licht erlöscht. Versink' im Strom' und trüben
Wird sich die Oberfläche nicht. Sein Ziel
Hat das Jahrhundert, und mit großen Schritten
Geht es ihm zu. Dein Grab ist keins von denen,
Worüber es fortschreitend stolpern könnte;
Und wenn sich Deine Pforte schließt, verlohnt
Es nicht der Mühe, hin zu horchen. Geh!
Was fandest Du, der tollen Laune folgend?
Wollüstling, Eitler, ein ruhmloses Grab.

April, 1831.

* * *

Gewiß, ein solcher Tod, ob viel genannt,
Ob nicht, für das Jahrhundert ist er Nichts.
Wer spricht davon? Man geht beiseit und schweigt.
Doch wenn bei trübem Himmel weiter aus
Die schwarzen Flügel dehnt der blinde Selbstmord,
Mehr Seelen täglich überschattend, wenn
Er wider Gottes Rathschluß überall
Auslöscht lichthelle Köpfe, warme Herzen,
Wenn Robert, dessen Farben Flammen waren,
Der unterm heitern Blick den Sturm der Seele
Verbarg, vor Abend schon den Liebesbecher
Wegwirft, nachdem den Inhalt er geleert,
Wenn Castlereagh, die Bremse, die gestochen
Einst Bonaparte, der Britte, halb Karthager
Zugleich und halb Spartaner, sich ins Herz
Das Eisen bohrt, und müde der Gewalt
Und satt der Ränke stirbt; wenn Rabbe Gift
In seine Wunden träuft; wenn Gros, ein Hirsch,
Um den die Meute beißt und bellt, ermattet,
Alt, athemlos und schwach sich stürzt ins Wasser,
Um sie zu täuschen, deren Neid ihn quälte;
Wenn dieser Todeswind, vom Sohn zur Mutter,
Vom Vater wehend zu der Tochter, tief
Erschüttert die Familie, wenn den Greis
Man eilen sieht zum Grab, nachdem die Sonne
Er lange schön gefunden, wenn die Gattin
Des Hauses Herd verläßt, der Schüler, der

Noch eben ein antikes Buch gelesen,
Wenn all die schönen Kinder, ach, zu früh
Gereift, die noch die Männerwelt nicht kennen,
Die in Paris ein goldner Traum zum Himmel
Oft hebt, und die sich tödten, von der Höhe
Des Traums von Ruhm, von Tugend, Liebe, Freiheit,
Auf die Gesellschaft mit der Stirne stürzen: —.
Da sinnt der Denker, und der Gläubge betet.
Die Menschheit, ach, sie geht vielleicht zu schnell.
Wo geht das Streben des Jahrhunderts hin?
Wohin der Zug der Geister? Noch ist Nichts
Gefunden, Nichts begriffen. Viele glauben,
Nichts sei zu hoffen, und zerschmettern sich
Am Grabesthor die Stirn, wie auf das Pflaster
Ihr Abends werft ein Ei, in dem ein Keim
Nicht lebt und das nicht ausgebrütet wird.
Unselge Zeit, die ringend Alles lockert!
Wo liegt der Krankheit Grund? Wo ist das Mittel?
Ist's, weil der Glaube hinter der Vernunft
Abnimmt der Sonne gleich am Horizont?
Weil Gottes man beim Menschenwerk vergißt?
Weil in des Herzens Winkel, die die Welt
Nicht sieht, die Nacht sich immer tiefer senkt,
Die nur des Heilands Licht erhellen kann.
Ist's Zeit, ihr sturmdurchnäßten Schiffer, neu
Zu baun Altäre, und das Haupt zu beugen?
Und müssen wir die alte, starke Zeit
Zurück uns wünschen, wo die Lebenden
Noch glaubten, was geglaubt die Todten hatten,
Die Tage frommen Ernsts und heil'ger Kraft,
Wo eine aufgeschlagne Bibel Licht,
Die Augen blendend, auf die Welt ergoß?

Ameisenhaufen wimmelnder Gedanken!
Verworrene Probleme, dunkle Fragen,
Die oft den Dichter durch die Straßen jagt
Und macht, daß manchmal starr er stehen bleibt
Zur Stunde, wo ihm Niemand mehr begegnet,
Als etwa Einer, der langsamen Schritts
Die Augen schweifen läßt, vielleicht die Runde
Der Nacht, die, wie ein Traumbild aufgetaucht,
Die Gassenwinkel alle scharf durchspäht.

September, 1835.

XI.

Verhöhnet niemals eine Frau, die fällt.
Wer weiß denn, unter welcher Last zusammen
Die arme Seele brach, wer weiß, wie lange
Sie wider ihren Hunger hat gestritten.
Wenn ihre Tugend durch den Sturm des Elends
Erschüttert war, — wer hat nicht Frauen schon
Gesehn, die mit erschöpfter Hand, gebrochen
Sich lange Zeit an ihr noch fest geklammert,
Wie man an einem Zweig den Regentropfen
Sieht schimmern, der den Himmel widerspiegelt,
Den mit dem Baum man schüttelt, und der zittert, —
Die Perle vor dem Fall, — Koth nach dem Fall.
Die Schuld ist unser; Du, Dein Gold ist Schuld,
O Reicher! Reines Wasser ist im Koth
Enthalten noch. Und daß der Tropfen Wasser
Vom Staub sich wieder scheidet, daß zur Perle
Sie wieder wird in ihrem ersten Glanz,
Dazu genügt, — so hebt zum Licht sich Alles, —
Ein Strahl der Sonne schon, ein Strahl der Liebe.

September, 1835.

XII.

An Fräulein J.

Sing', edles Kind, uns zu erbauen!
Die Weihe gibt Gesang den Frauen;
Denn Kunst und Schönheit stehn im Bund.
Gesegnet sind des Weibes Töne..
Noch schöner klingt das Lied, das schöne,
Bei schönem Aug' aus schönem Mund.

Ich, welchen Stürme stets umtosen,
Wie lieb' ich Deines Morgens Rosen,
Des Blickes thränenlosen Glanz,
O sing', ich lausche gern dem Tone,
Dem göttlichen. Die Dornenkrone
Sei mein, und Dein ein Blumenkranz!

Es war die Zeit, die Zeit der Wonne,
Wo, wie auf Dich, die Morgensonne
Ihr Licht auf meinen Lenz ergoß,
Wo Stolz und Lust in reichem Strahle,
Wie Wein aus einer goldnen Schaale
Mein siebzehnjähr'ges Haupt umfloß.

Da sah mich an mit holden Blicken
Ein Bild, ätherisch, zum Entzücken,
Wohin ich ging, ein Ideal.

Nach klaren Quellen, grünen Auen
Und nach dem Himmel stets, dem blauen,
Flog meiner trunknen Augen Strahl.

Da sprach ich zu den Sternen: „Hülle
Dich ein, mein Stern, in lichter Fülle
Strahlst Du dort hoch, ich weiß es gut!“
Ich sprach zum Strom: „Des Ruhmes Zeichen
Bist Du, ich werde Dich erreichen.
Mag rollen meiner Tage Flut!

Ich sprach zum Wald: „Ihr düstern Bäume,
Auch mich durchrauschen finstre Träume!“
Zum Aar: „Sieh diese Stirn von Erz!“
Und sah ich volle Becher leeren,
Sprach ich: „In meinem Kopfe gähren
Idee'n, berauschend jedes Herz.“

Es strömten reich aus hundert Schaalen
Der Liebe Düfte, Töne, Strahlen
Auf meinen Schlummer ohne Harm.
Voll war mein Korb von Blumenranken,
Und lustig flogen die Gedanken,
Wie in der Sonn' ein Bienenschwarm.

Wie blau des Mondes Silberschleier,
Und eines Hirten rothes Feuer
In Einem Bach sich spiegelnd schwimmt;
Wie durch's Geräusch von feuchten Blättern
Des Waldes Rauschen und das Schmettern
Der lust'gen Vögel man vernimmt;

So, als mir Alles rief: „o liebe!"
Und schürte die entflammten Triebe,
Umrauscht von süßen Tönen nur,
Und schwelgend in dem Meer der Minne,
Selbst durch den Aufruhr meiner Sinne
Hört' ich die Hymne der Natur.

Und Rosen, im April erschlossen,
Und Sommernächte, lichtumflossen,
Die Straße, menschenübersät,
Gezackte Klippen, Felsendämme,
Ein Wald uralter, krummer Stämme,
Der schattend an dem Wege steht; —

Sie sprachen all zu mir in trauten,
Geheimnißvollen, ernsten Lauten:
„Was weißst Du?" klingts daraus hervor
Sie reden von verborgnen Dingen;
Orpheus hört leise Lieder klingen,
Und weise Worte Platons Ohr.

Poet! — so rief die Erde leise
Prophet! — erklang des Himmels Weise:
Sprich, singe, schreite, stehe fest;
Schütt' aus den Born erhabner Lieder,
Laß strömen sie auf Berge nieder
Und Thal und Schlucht, auf Horst und Nest.

Die Zeit ist hin. — In dieser Stunde
Bin ich betrübt im tiefsten Grunde
Des Herzens, das der Schmerz versengt;

Mir wohnt ein böser Gast hier innen.
Ich bin der Thurm mit hohen Zinnen,
In welchem die Sturmglocke hängt.

Es wogt um mich ein Meer von Sorgen,
Und unter meinem Glück verborgen
Weint leiser Kummer, schwer und bang.
Ein Wurm benagt mir meine Trauben,
Hoch über meinen grünen Lauben
Tröhnt des Gewitters Donnergang.

Die Hoffnung sieht verschlossne Riegel,
Auf allem Ird'schen liegt ein Siegel,
Das ganz zu lösen nie uns glückt,
Das Schicksal spottet unsrer Klagen,
Das Leben ist ein Rad am Wagen,
Das vorwärts nur im Staube rückt.

Die Jahre fliehn, es fliehn nicht minder
Erbleicht des Frühlings holde Kinder,
Und welken seh' ich Blüth' und Keim;
All meine Träume seh' ich schwinden,
Gleich Eintagsfliegen, die zu finden,
Ach, nicht verstanden-Honigseim.

Der Liebe Funken, die entschliefen,
Schür' ich in meines Herzens Tiefen
Umsonst! Ich darb' im Ueberfluß.
Das Feuer, stets entflammt aufs Neue,
Es fliegt als Rauch zur Himmelsbläue,
Fällt mir als Asche vor den Fuß.

Mein Stern erlischt in Wolkenhüllen,
Mit Rosen wird sich nicht mehr füllen
Mein Hag, verwelkt ist seine Pracht.
Die Hefe liegt im Grund der Schaale,
Der Wahn im Grund der Ideale,
Im Grund des Morgenroths die Nacht.

Gar mancher Mund, dem ich bescheerte,
Was ihn erquickte, was ihn nährte,
Welk ist er nun und leichenweiß.
O weh der Seufzer, die erklungen,
O weh der Saiten, die zersprungen
An meiner Leier zittern leis.

Gestorben ist mein Lenz schon lange;
Wenn ich nach einem Zweige lange,
Sticht mich der Dorn am Rosenstock;
Die Schlange läßt im Gras sich merken,
Es nagt der Haß an meinen Werken,
Wie hoch am Laub der Ziegenbock.

Die herrliche Natur, die hohe,
Mir weckt sie nie, wie Andern, frohe
Gefühle, hin ist meine Ruh'.
Ach, könnt' ich wieder sie erringen!
Die Stimme, die Dich mahnt zu singen,
Mir ruft sie: „Weine! Weine!" zu.

Sing', edle Jungfrau, fromm erhöhte,
Begrüße diese Morgenröthe,
Die einst berauschend mir geblinkt,

Ach, Lust und Lachen währt nicht lange,
Vielleicht, daß bald von Deiner Wange
Auch eine Thräne niedersinkt.

Dann, wenn das Schicksal Dich geschlagen
Werd' ich um Dich, Du Arme, klagen!
O Frauenthräne, heilig, hehr
Bist Du, o Thau aus herber Wunde;
Weit kommst Du her, aus tiefrem Grunde,
Als Tropfen aus dem tiefsten Meer.

März, 18..

XIII.

Zum lust'gen Schmetterling einst sprach die Rose:
Wie geschwind
Du fliebst! Ich bleibe hier. Ach, daß doch unsre Loose
Ungleich sind.
Und doch, — wir lieben uns, und sind dem Menschenleide
Fern, allein.
Und doch — wir gleichen uns, man sagt ja, daß wir Beide
Blumen sei'n.

Die Erde fesselt mich, du schwingst zu Himmelslüften
Dich hinan.
Begleiten möcht' ich dich auf deinem Flug, umdüften
Deine Bahn.
Doch ach, du fliegst empor, und nach dem Gatten
Muß ich sehn.
Ich bleib' allein, ich seh' um mich nur meinen Schatten
Rings sich drehn.

Du gehst und kommst und gehst, du kommst nur, um zu gehen;
Kaum erwacht
In Thränen schwimmend kannst du jeden Tag mich sehen,
Jede Nacht.
Damit uns ewig hell der Liebe Sterne scheinen,
Mir vereint
Schlag Wurzeln oder gib mir Schwingen gleich den deinen,
Hoher Freund!

An * * *.

O Ros' und Schmetterling! — Das Grab vereint uns — kommen
Wird der Tag.
Sei hier schon mein. Bedenk, daß all das Warten frommen
Uns nicht mag.
Sei in den Lüften mein, wenn in des Himmels Lüfte
Du dich tauchst;
Sei mein im Feld, wenn du im Feld als Blume Düfte
Lieber hauchst.

Sei, was du willst. Ein Duft, ein Farbenspiel, und strahle
Lustig, frei,
Beflügelt, oder als halboffne Blum' im Thale,
Wo es sei,
Sei stets bei mir! O laß nach Andrem nicht uns schauen,
Sei nur mein,
Mag's auf der Erde, mag es hoch im ewig blauen
Himmel sein.

September, 18 . .

XIV.

Am Meeresstrand.

O sieh, wie schön! — Die Landschaft, grenzenlos,
Die ewig vor uns endet und beginnt,
Kornfelder, Bäche, Wiesen, das Gehölz,
Die Hütte dort, aus der man lachen hört,
Der Ocean, in welchen sich der Strand
Verliert, auf dem wir stehn, der Golf, gebildet
Durch Gottes und der Menschen Hand, der Spuren
Von Beiden deutlich schon im Umriß zeigt,
Die Felsenmassen unter Thurmruinen,
Die Haiden, Wälder, die zerrissnen Klüfte,
Die Höhlen, die des Meeres Wogen trinken,
Der Berg, mit Wolken um die Stirne, der
Ein grünes Thal in seiner Falte trägt,
Wie Blumen trägt ein Kind in seiner Schürze,
Die Stadt, im Nebel halb versteckt, und summend
Von fern, mit tausend Häusern, Dach an Dach,
Der Menschenlärm, das Sausen in den Zweigen,
Verlorne Worte, halbverwehte Lieder,
Die Wogen, die am Strande sanft sich brechen,
Wodurch der Berge Schatten zitternd spielt,
Das Seegras mit den langen, grünen Haaren,
Die Vögel, fliegend, schäckernd; hier ein Pflug,
Und dort ein Boot, die beide Furchen ziehen,
Die Masten und die Bäume, Spiel der Stürme,

Und jenseits über diesen fernen Hügeln
Am Horizont seltsame Wolkenbilder.
Das Alles, was verschwimmend oder klar
Wir schau'n, im Schatten gaukelnd, hell erscheinend
Im Sonnenschein, entfliehend, aufrecht stehend,
Geneigt, vereinzelt, wimmelnd, Wellen, Felsen
Und grüne Rasen: — schau, das ist die Erde!

Und über deinem Haupt die lichten Wolken,
Wo halb zerrissen hängt ein Purpurmantel,
Das Azurblau, das Abends schwarze Nacht
Wird sein, die Wohnung ew'ger Harmonie,
Die Sonne, diese strahlenreiche Sonne,
Die jedes Ding für unsern Blick verändert,
Und Regentropfen in Metall verwandelt,
So daß man glänzende Ruinen nur
Zu sehen wähnt, emporgethürmte Massen
Von blankem Erz und Kupfer, die sich über
Einander stürzen, Panzer, Schilde, Schienen,
Harnische, goldne Decken auf dem Rücken
Von weißen Rossen; jener Ocean,
So weich, so bläulich, ohne Grund und Mitte,
Und ohne Grenz' und Ufer, — dort der Aether,
Der zitternd schwingt bei jedem Athemzug,
In dem, was athmet, kreist, gezogen zieht,
Hat seine Welle, die mit andern Wellen
Sich mischt, in dessen unermessnem Schooß
Zusammenströmen Nord- und Frühlingswinde,
Des Morgens Grau'n, die Abenddämmerung,
Dezemberfrost und schwüle Hundstagshitze,
Der Duft der Blumen und des Weihrauchs Wolke,
Die Sterne, funkelnd auf dem Kleid des Abends,

Des Nebels Schleier, und der fahle Schimmer
Der Sterne, Flittergold im dunkeln Flor,
Der Lärm der Schlacht, der Trommel wilder Wirbel,
Des Nestes Rauschen, das vor Liebe zittert,
Hauch, Echo, Nebel, Rauch, die tausend Dinge,
Die noch kein Menschenmund genannt, die Wogen
Des Lichtes und des Schalls gewiegte Wellen,
Was man am Tage sieht und ahnt bei Nacht,
Das Alles, Wolken, Aether und Azur,
Der Weltraum, dieser Ocean der Luft,
Die hohe Region der Flammenstrahlen
Des Lichts, wohin den Menschen zieht der Geist,
Wohin wir beide fliehn, wo um das Haupt
Und neben uns, nach ewigen Gesetzen,
Die Vögel fliegen, fern von uns die Welten,
Dies unaussprechlich unermeßne Reich,
So furchtbar schön, — schau auf, es ist der Himmel.

* * *

Die Erd' ist reizend, ja, der Himmel schön gebreitet;
Doch wenn Dein Auge flammt, Dein Busen wogt so bang,
Wenn auf dem Rasen hin Dein leichtes Füßchen gleitet,
Und keine Leier tönt so lieblich wie Dein Gang;

Und wenn Dein Lächeln süß, des Geistes Morgenröthe
Mich überstrahlt, der mit Entzücken Dir sich neigt,
Und wenn vom ros'gen Mund die Flamme, die erhöhte,
Wie zum Zenith, hinauf zu Deiner Stirne steigt;

Wenn Deiner Stimme Laut von fern mir dringt zu Ohren,
Ein halb verständlich Wort, das kaum gesagt entflieht,
Wie Wellenrauschen, das in Büschen sich verloren,
Wie eines Vogels Lied, den man nur hört, nicht sieht;

Und wenn mein Lied, dem sie mit Hohn und Haß erwidern,
Für einen Augenblick auf Deinem Haupte ruht,
Wenn trauernd Obdach sucht mein Lied bei Deinen Liedern,
Wie hinter weißer Hand sich birgt des Lichtes Glut;

Seh' ich in Deinem Aug' oft Deine Seel' erscheinen,
Wenn Abends wir im Thal uns setzen, laubumhüllt;
Und blickst du, trauernd wie verbannte Schwestern weinen,
Nach einem schönen Stern, nach einem Tugendbild;

Wenn unter Deinen Brau'n, — wie Feuer unter Bäumen, —
Dein Auge matter glänzt, und banger schlägt das Herz;
Wenn vom vergangnen Leid Du oft beginnst zu träumen,
Wenn Du mir lächeln willst, und weinen mußt vor Schmerz;

Wenn Sinn und Nerven mir, durch Dich gerührt, sich regen,
Gleich einem Instrument, das angeschlagen klingt,
Wenn Deine Finger sich auf meine Finger legen,
Die zittern, und mein Herz mitbebend tönt und singt;

Wenn ich Dein Engelsbild, die himmlisch süßen Mienen
Betrachte, wenn Dein Geist und Wesen auf sich schließt,
Und wie der Feuerbusch, in dem einst Gott erschienen,
Der Blüthen Fülle zeigt und Flammen rings ergießt; —

Die tausend Reize, die Dein Wesen dann umkosen,
Die süßen Düfte, die dann Deine Schönheit streut,
Der feinste Wohlgeruch, wie Hauch von hundert Rosen,
Es ist die Liebe, — mehr als Erd' und Himmel weit.

Oktober, 18..

XV.

Weil Leid und Unruh' alle Stunden
Sind unser Loos in dieser Welt,
Weil das, was Deine Hand gebunden,
Sich lösend oft in Stücke fällt;

Weil unsre Mütter, unsre Väter,
Wohin wir gehn, gegangen sind,
Weil uns entschlief — warum nicht später
Als wir? — manch holdes, theures Kind;

Und weil die Erde, die mit Zähren
Du netzst gebeugt und kummerbleich,
All unsre Wurzeln hat und Aehren
Und Blüten leider auch zugleich;

Weil Stimmen derer, die wir lieben,
Und jener, die wir einst geliebt,
Sich mischen, Träume, die zerstieben,
Und die zerstiebend uns betrübt;

Weil, wenn Entzücken trinkt der Zecher,
Der Schmerz ihn zieht in seinen Bann;
Und weil das Leben ist ein Becher,
Der voll und leer nicht bleiben kann;

Weil, wie sich unsre Tage mehren,
Der Schmerz sich mehrt und Qual und Schweiß,
Und selbst die Hoffnung neue Mähren
Uns nicht mehr zu erzählen weiß;

Weil wir mit jedem Glockenschalle
Kein Glück wie einst mehr kommen sehn;
Weil unbekannt die Wandrer alle
Uns sind, die unsre Wege gehn; —

Drum laß die Erdendinge schwinden,
Und folge nicht dem falschen Licht,
Du Arme, Deine Perle finden
Wirst Du in diesem Meere nicht.

Wenn sternenlos die Nacht, das Steuer
Ergreif' und fahr' hinaus ins Meer,
Die Nacht trägt, wie der Tod, den Schleier,
Herb ist das Meer, das Leben mehr.

Es hegt die See im tiefsten Grunde,
Die Nacht ein Räthsel ohne Licht;
Gott hieß sie schweigen bis zur Stunde,
Wo all und jedes Wesen spricht.

Schon manches Auge wollt' erspähen
Der Wellen tiefgeheimen Schooß,
Schon manches hat sich blind gesehen
In Himmelstiefen grenzenlos.

Wenn nächtlich Dir die Pulse klopfen,
Erbitte Dir am Himmelsthor
Von jenem Strom nur Einen Tropfen,
Nur einen Ton aus jenem Chor.

Du Frauenseele, groß vor Allen,
Dein Auge schweife mildbewegt
Zum Himmel, wo die Seelen wallen,
Zur Erde, die die Leiber hegt.

Februar, 18..

XVI.

Da uns der Blüthenmond ins Freie lockt,
So komm, und werde müde nicht die Seele
An Wald und Feld und schattigem Grün zu laben,
Am Mondschein auf den schlafenden Gewässern,
Am Pfad, der endet beim Beginn der Straße,
An Lenz und Luft und blauem Himmelssaum,
An dem die Erde hängt in freud'ger Demuth,
Wie Lippen ruhn auf eines Kleides Saum.
O komm, damit der Blick der keuschen Sterne,
Der, dicht umschleiert, doch zur Erde dringt,
Der Baum, umhaucht von Duft und Vogelsang,
Des Mittags heißer Athem im Gefild,
Und Sonn' und Schatten, Wellen, frisches Grün,
Die ganze Strahlenfülle der Natur,
Wie eine Doppelblum', aufblühen macht
Auf Deiner Stirne Schönheit, Lieb' im Herzen.

Mai, 18..

XVII.

Die Andern schlendern in des Lebens Irre,
Und Wunsch, Verlangen, Geist und Triebe wenden
Sich, wie's die Dinge fügen, die da kommen,
Die Füße gehn, doch ohne Kopf, sie handeln
Baar des Gedankens, blindlings gehn sie nach
Entwürfen, Träumen, jeder Pforte, die
Sich öffnet, jedem Wind, der sich erhebt.
Der Augenblick verschlingt sie ganz und gar,
Sie waren nie und werden niemals sein,
Sie sind nur. Ewig schwankend ist ihr Geist.
Sie gehn, und halten keine Richtung ein,
Eins löscht in ihnen aus das Andre, Lust
Und Langeweile, Heut und Gestern, Ja
Und Nein. Von einem Tag zum andern leben
Sie, von Gedanken zu Gedanken nur,
Und regellos sind sie in ihren Wünschen
Und ohne Gränze, Maß und Harmonie.
Fällt's Ihnen ein, ein Stündchen nachzudenken,
So haben sie vom Hintergrund des Lebens
Nicht eine Ahnung noch von ferner Zukunft;
Nichts weiß ihr mattes Herz von Liebesgram,
Und die Vergangenheit ist ohne Wurzeln
Für sie, und ohne Blüthen ist die Zukunft.

Doch Du, das Licht, die Freude meiner Seele,
Die, Frau zumal und Engel, seit zwölf Jahren
Mich zog nach Oben, und hier unten lenkte,

Die unter ihren Fittig bald mich nahm,
Bald in den Arm, in Ruhe mich zu wiegen,
Die immer in ihr Wort die Seele legte,
Die täglich, als ein lebendes Symbol,
Den innern Frieden durch die äußre Ruhe
Mir vor das Auge stellte, durch des Leibes
Gesundheit ihres Geistes süße Frische,
Durch Frohsinn ihre Güte, gleich den Göttern
Die höchste Schönheit durch die höchste Tugend;
Du, meine Leuchte, mein Magnet, mein Pol,
Du weißst, indeß wir schwankend gehn durch's Leben,
Daß ihre Regel jede Seele trägt
In sich, drum bist Du lautre Heiterkeit,
Klarheit und Treue, nie die Harmonie
Des Ganzen wirst Du stören, und Du bist
Auf Erden, was im Himmel ist die Sphäre.
In Dir ist keine Härte, die sich stößt,
Anmuth an Dir ist Alles, Deine Seele
Vermählt sich heiter lächelnd Deinem Geist,
Dein Leben, oft vom Thränenthau befeuchtet,
Verborgen, wie ein Nest im Wald, in dem
Man wimmern hört, wie leise, träge Wellen,
Hinschleichend über Moos, ist ein Concert,
In bunten Tönen hold zusammenklingend,
Dein Lächeln, Deine Güte, Schönheit, Jugend,
Dein ganzes Sein ist ein erhabner Hymnus,
So schön bist Du, so ganz vollendet, daß
Aus jeder Regung, jedem Schritt Musik
Hervor in ernsten, reinen Tönen strömt.
Schall sind die Andern, Du, Du bist ein Lied.

Oktober, 18..

XVIII.

An Fräulein Luise B.

Der Zweifel.

Beklag' uns, liebliche Jungfrau, zu dieser Stunde;
In unsre Herzen scheint die Sonne nicht mehr hell.
Weh, eine Schlange liegt am klaren Wasserquell,
Der böse Zweifel wohnt im tiefsten Seelengrunde.

Du, die Du niemals treibst mit Seelen argen Scherz,
Die klare Ruh' umsonst sich mühen zu gewinnen,
Du, die Du heiter lebst, still, ernst, mit offnen Sinnen,
Durch den Gedanken Du ein Mann, ein Weib durch's Herz;

Wenn, meine Muse, Du mich fragst, woran ich kranke,
Warum ein dunkler Traum mir stets umschwebt das Hirn,
Warum sich Wolken stets mir lagern um die Stirn,
Warum bewegt ich, wie der Zweig in Lüften, schwanke;

Warum ich sinne, was wohl rauschen mag der Wind,
Warum ich mürrisch oft in finstern Träumen bebe,
Wenn's kaum im Osten graut, erwachend mich erhebe
Noch vor den Vögeln, ja, noch vor dem jüngsten Kind;

Warum, sobald entzwei der Nebel reißt den Schleier,
Ich, wie in einem Schloß, das öffnet Saal um Saal,
Im Freien wandre, hier betrachtend tief im Thal
Den Blumenteppich, dann des Himmels Sternenfeuer; —

Dann sag' ich Dir: Es wohnt ein Feind in meiner Brust,
Der Zweifel, — ein Gespenst, das irre führt den Wandrer,
Aus Tag und Nacht gemacht, stets wechselnd, stets ein Andrer,
Der jedes Ding verbirgt und zeigt mit arger Lust;

Dann sag' ich Dir: Ich frag' in jeder Stunde meinen
Instinkt, der stammelnd aus der Hast der Sinne spricht,
Des Glaubens Sehnsucht fühl' ich wohl und glaube nicht,
Der Geist verneint und lacht, das Herz zerfließt im Weinen.

Den Dichter flüstern hörst Du manchmal, wenn er träumt,
Dem Bettler gleich, der sitzt vor der verschlossnen Pforte
Und hungernd harrt und lauscht, ob Tritt' er oder Worte
Nicht hört, ob er sich naht, der sie zu öffnen säumt.

Der Zweifel — schlimmes Wort! Ach, überall mit Schmerzen
Les' ich's in Flammenschrift, im Blitz, im Morgenroth,
Im blauen Himmel, wenn auch fern kein Wölkchen droht,
Den Augen deutlich, doch unfaßlich für die Herzen.

An diesem Leiden krankt der Dichter, jeder Sohn
Der Leidenschaft, der auf sich nicht zu Deinem Siege,
Zu Deinem Frieden schwingt, wir Alle, deren Wiege
Schwamm auf dem wilden Strom der Revolution.

Der Aberglaube, der hinschleicht auf Schlangenbahnen,
Spuckt unter unsrer Stirn, die Nichts mehr keimen läßt;
Im Herzen tragen wir den todten Ueberrest
Der Religion, die einst gelebt in unsern Ahnen.

Das ist's, warum ich geh' oft tief das Haupt gesenkt
In später Nacht; wenn all entschlafen sind die Andern,
Da muß ich horchen, spähn, des Weges einsam wandern,
Zur Stunde, wo der Mensch vom Menschen Arges denkt.

* * *

Beglückt, wer lieben kann, wer in der Nacht, der tauben,
Der blinden, Glauben sucht, und Liebe finden kann: —
Er hat die Lampe doch, bis einst der Tag bricht an;
Beglücktes Herz! Denn Lieb' ist schon zur Hälfte Glauben.

Oktober, 1834.

XIX.

Date lilia.

O, wenn ihr jemals einer Frau begegnet
Mit reiner Stirn, mit ernstem Schritt und holdem
Antlitz, — vier Kinder folgen ihr, wovon
Das Letzte kaum erst geht, sie überwacht
Sie alle gut, und wenn ein armer Greis
Vorübergeht, ein Blinder, drückt ein kleines
Geschenk für ihn sie in die Hand dem Jüngsten; —
Wenn in Gesellschaft ihr, wo einen Namen
Man eben schnöd zerreißt; ihr eine Frau
Erblickt, die schweigend lauscht und dann kopfschüttelnd
Euch sagt: — „Wir wollen warten, eh' wir richten,
Wer unter uns ist ohne Schuld? Man ist
Gar zu behend, das Schöne zu beschmutzen;
Das Lob hat keinen Fuß, der Tadel Flügel;" —
Wenn die Erinnrung, wenn Gewissensbisse
Vielleicht, der Zufall in die Stadt der Todten
Euch führt und ihr am Ende, wo die stille
Allee umbiegt, auf einem Grab, zu dem
Ein Pfad, ein vielbetretner, führt, allein
Mit ihren Kindern seht ein hohes Wesen,
Das lächelnd weint, wie man im Himmel weint,
Wenn dem gebrochnen Herzen sel'ger Gram

Entströmt, wie Wasser aus der Vase Ritzen,
Wenn an dem thränenmüden Engel Nichts,
Nichts Sterbliches mehr ist, wenn kummerfeucht
Ihr keusches, himmlisch reines Auge mehr
Nach oben, als hinab zum Grabe schaut
Und so betrübt zurück zur Erde fällt,
Daß fast es scheint, als wenn ihr Herz noch zwischen
Der Mutter, die im Himmel, und den Kindern
Auf Erden nicht die Wahl getroffen hätte; —

Wenn sich um Ostern oder Weihnacht Abends
Die Kirche mit verworrenem Geräusch
Von Tritten füllt und flammenhellen Kerzen,
Wenn Weihrauchwolken aus den Becken strömen,
Wie weißer Schaum vom Rand der Kelter, wenn
Inmitten des Gesangs von Männern, Kindern
Und Frauen, Eine Seel' aus all den Seelen
Zum Himmel sich erhebt; wenn fern den Kerzen,
Den Stimmen, den Gelübden, fern dem Glanz,
In einem Winkel, tief zurückgezogen,
An einer dunkeln Wand vier junge Stirnen
Ihr seht gebeugt, auf denen Blicke ruhn,
Verschleiert, würdig, ernst, doch süßer noch,
Ein Strahl, jungfräulich mehr als mütterlich; —

Wer ihr auch seid, o segnet sie. Sie ist's
Leibhaftig, sie, die Schwester meiner Seele,
Mein Stolz, mein Schirm, mein Hort in jungen Jahren,
Und meine Hoffnung noch in alten Tagen!

Sie ist's! Die Tugend, über meine Stirn
Sich beugend, die Statue von Alabaster,

Versteckt im Haus, der Baum, der auf die Straße,
Die schweren Schritts ich wandle, seine Früchte
Gar oft mir wirft und immer seinen Schatten;
Sie, deren höchstes Glück ist meine Freude,
Die Frau, die, wenn wir straucheln, ihre Kinder,
— Ich selbst vielleicht, — sie, ohne böse Blicke
Und ohne strenge Worte, an der Hand
Ergreift und mich am Herzen, sie, die Gute,
Die, wenn ich Böses träume, mich allein
Kann strafen, die allein mir kann vergeben,
Die über meine eigne Schuld mich tröstet
Und frei mich spricht, zu der ich: „Ewig!" sagte,
Und die mir sagte: „Ueberall!" — Sie ist's!
Sie! Alles faßt das Wort! Sie ist die Blume
Der Schönheit mir in meinem Winterfrost,
Der ihren Duft die Güte gab. O Wunder!
Geheimnißvoll verbundnes Doppelwesen: —
Die Blum' ist irdisch, himmlisch ist ihr Duft.

18..

Ende der Lieder der Dämmerung.

Innere Stimmen.

Dem Grafen

Joseph Leopold Sigisbert Hugo

Generallieutenant der Armee des Königs

Geboren 1774.
Freiwilliger 1792.
Oberst 1803.
Brigade-General 1809.
Provinzial-Gouverneur 1810.
General-Lieutenant 1825.
Gestorben 1828.

---

nicht eingeschrieben auf dem Arc de l'Etoile

---

sein ehrfurchtsvoller Sohn

V. H.

Shakespeare's Porcia spricht irgendwo von einer Musik, die jeder Mensch in sich hat. — Weh Dem, der sie nicht vernimmt, sagt sie. Auch die Natur hat diese Musik in sich. Wenn dieses Buch Etwas ist, so ist es das Echo, allerdings ein sehr verworrenes, sehr abgeschwächtes, aber dennoch, wie der Dichter glaubt, treues Echo des Gesanges, der in uns antwortet dem Gesang, den wir außer uns hören.

Da nun dieses innere, geheime Echo in den Augen des Verfassers die Poesie selbst ist, so bildet dieser Band, mit einigen neuen Schattirungen vielleicht und den Umgestaltungen, welche die Entwicklung der Jahre mit sich bringt, nur eine Fortsetzung der früheren Bände; etwa mit dem Unterschied, daß man sagen konnte: in den Orientalen, zum Beispiel, sei die Blüthe weiter geöffnet; in den Innern Stimmen sei der Thau oder Regentropfen mehr verborgen. Die Poesie — wofern es irgend erlaubt ist, hier ein so großes Wort auszusprechen — die Poesie ist wie Gott, Eins und unerschöpflich.

Wenn der Mensch seine Stimme hat, und die Natur die ihrige, so haben auch die Ereignisse ihre Stimme. Der Verfasser war immer der Ansicht, der Beruf der Dichters sei, in Eine Gruppe von Gesängen das dreifache Wort zusammenzuschmelzen, das eine dreifache Lehre in sich schließt. Das erste wendet sich nämlich besonders an das Herz, das zweite an die Seele, das dritte an den Geist. Tres radios.

Und findet in unsern Tagen sich nicht jeder Mensch darin wieder? Umfassen ihn nicht ganz die drei Seiten des menschlichen Lebens: der Herd, das Feld, die Straße? Der Herd, der

unser Herz selbst ist; das Feld, wo die Natur zu uns redet; die Straße, wo zwischen den Geißelhieben der Parteien ein Haufen lärmender Wagen dahinrollt, — die politischen Ereignisse, wie man es nennt.

Und — wie wir im Vorbeigehen bemerken wollen — in diesem verworrenen Conflikt von Menschen, Meinungen und Interessen, die sich alle Tage so gewaltthätig auf jedes der Werke stürzen, welche zu vollenden diesem Jahrhundert gegeben ist, hat der Dichter eine ernste Bestimmung. Von seinem civilisatorischen Einfluß sogar abgesehen, ist er es, der die Befugniß hat, die politischen Ereignisse, wenn sie es verdienen, zur Würde historischer Ereignisse zu erheben. Er muß zu diesem Zweck auf seine Zeitgenossen jenen ruhigen Blick werfen, den die Geschichte auf die Vergangenheit wirft; er muß, ohne sich durch optische Täuschungen, trügerische Luftspiegelungen und vorübergehende Annäherungen irre führen zu lassen, sofort Alles in die richtige Perspektive stellen, hier davon, dort dazu thun. Er darf sich nie auf irgend einen Weg der Gewalt einlassen. Er muß über dem Tumult zu stehen wissen, unerschütterlich, streng und wohlwollend, bisweilen, was sehr schwer ist, nachsichtig, und was noch schwerer ist, immer unparteiisch; er muß im Herzen jenes sympathetische Verständniß für Revolutionen haben, welche die Verachtung der Emeute, des Putschs, in sich schließt, jene hohe Achtung vor dem Volk, die mit der Verachtung des Pöbels verbunden; sein Geist darf kleinlichem Zorn oder kleinlicher Eitelkeit keine Concession machen; sein Lob wie sein Tadel muß sich oft umkehren und bald gegen den Geist des Hofes, bald gegen den Geist der Faktion richten. Er muß im Stande sein, die dreifarbige Fahne zu grüßen, ohne die Lilien zu beschimpfen; im selben Buch, fast auf derselben Seite den Mann zu brandmarken, der eine Frau verrathen hat und einen edlen, jungen Fürsten zu loben wegen

einer guten und schönen Handlung; die hohe Idee der Sculptur auf dem Arc de l'Etoile zu verherrlichen und tröstliche Worte zu sagen über den traurigen Gedanken, der im Grabe Karls X. eingeschlossen ist. Er muß aufmerksam sein auf Alles, aufrichtig in Allem, unparteiisch für Alles; er muß, wie ich schon anderswo bemerkt habe, unabhängig sein, selbst von seiner eigenen Empfindlichkeit, selbst von seinen persönlichen Beschwerden; er muß bei Gelegenheit zugleich zornig sein können, wie ein Mensch, und ruhig, wie ein Dichter. Endlich muß er in einer Zeit der heftigsten Meinungskämpfe, mitten unter den gewaltigsten Attraktionen, denen seine Vernunft Widerstand leisten muß, ohne von ihrer Bahn abzuirren, in jedem Augenblick den ersten Zweck vor Augen haben: ihrer guten Seite nach allen Parteien anzugehören, ihrer schlechten nach keiner.

Die Macht des Dichters beruht auf seiner Unabhängigkeit.

Der Verfasser verhehlt sich, wie man sieht, keine der schweren Bedingungen seiner Mission, die er auf sich genommen, in der Erwartung, daß ein Besserer komme. Das Resultat der Kraft, wenn ihr Begriff so gefaßt wird, ist die Kultur der Geister und der Sitten, die Civilisation selbst. Nach diesem Resultat wird der Verfasser dieses Buches, so wenig befähigt er auch für einen so hohen Beruf sein mag, auf allen seinem Geiste zugänglichen Wegen streben, durch die Bühne, wie durch das Buch, durch den Roman, wie durch das Drama, durch die Geschichte, wie durch die Poesie. Er tastet, er versucht, er wagt. Das ist Alles. Viele Sympathien, edle und verständige, stützen ihn. Hat er Erfolg, so wird er ihnen und nicht sich denselben zu verdanken haben. —

Was die an die Spitze dieses Bandes gestellte Widmung betrifft, so glaubt der Verfasser, zumal nach den vorangegangenen Zeilen, nicht nöthig zu haben, zu erklären, wie ruhig

und religiös die Empfindung ist, die sie ihm diktirt hat. Man wird ihn nicht mißverstehen. Angesichts der beiden Monumente, des Arc de l'Etoile und des Grabes seines Vaters, wovon das eine ein nationales, das andere ein Familiendenkmal, jedes ein heiliges ist, konnte seiner Seele kein anderer Gedanke kommen, als ein ernster, friedlicher und heiterer. Er bezeichnet eine Auslassung, und in der Erwartung, daß sie da, wo sie muß, wieder gut gemacht werde, macht er sie gut, so weit er es vermag. Er widmet seinem Vater dieses arme Blatt Papier, nämlich Alles, was er hat, und bedauert, daß er keinen Granit hat. Er handelt, wie jeder Andre in derselben Lage handeln würde. Es ist ganz einfach eine Pflicht, die er erfüllt, nichts mehr, nichts weniger, und die er erfüllt, wie man Pflichten erfüllt, ohne Geräusch, ohne Zorn, ohne Staunen. So wird darüber auch Niemand sich wundern, wenn er ihn thun sieht, was er thut. Immerhin kann Frankreich wohl sorglos ein Blatt aus seinem dichten, glorreichen Kranze fallen lassen; ein Sohn hat die Pflicht, dieses Blatt aufzuheben. Eine Nation ist groß, eine Familie ist klein; was für die eine Nichts ist, ist für die andre Alles. Frankreich hat das Recht, zu vergessen, die Familie hat das Recht, sich zu erinnern.

Paris 24 Juni 1837.

Die innern Stimmen.

I.

Ja, das Jahrhundert ist gewaltig, groß, durchdrungen
Von edlem Trieb, und Fleisch wird die Idee und Bein.
Der Arbeit Schall, das Wort, dem Menschengeist entsprungen,
Stimmt in den hohen Ton der Schöpfung Gottes ein.

Der Mensch ist überall, einsam wie in den Gassen
Der Städte, treu der Milch, mit der wir ihn getränkt,
Und aus dem rohen Block der ungestalten Massen
Haut eine Nation der Geist, der schafft und denkt.

Rein wird der Grève-Platz, vor Alter stürzt zusammen
Das Blutgerüst, es schläft der Aufruhr. Seinen Zorn
Wohl hat das Volk und der Vulkan hat seine Flammen,
Verwüstung schafft er erst, dann aber Wein und Korn.

Gewalt'ge Dichter, treu den göttlichen Befehlen,
Sie strahlen aus ihr Licht begeistert, uns zu Dank,
Die Kunst hat Thäler, frisch und grün, wo edle Seelen
Am Born der Poesie sich schöpfen klaren Trank.

Der Denker richtet, Stein um Stein zusammen fugend
An dem Gesellschaftsbau, der wankt bei jedem Wind,
Zwei Säulen wieder auf der alten Sitt' und Tugend,
Die Ehrfurcht vor dem Greis, die Liebe zu dem Kind.

Die Pflicht, das Kind des Rechts, wohnt unter unsern Dächern
Wie ein erhabner Gast, die Bettler, sorgenschwer,
Stehn nicht in Haufen mehr vor prunkenden Gemächern,
Des Hasses Flamme glüht in ihrem Blick nicht mehr.

Die strenge Wahrheit ist nicht mehr versperrt, verriegelt,
Entziffert jedes Wort; der Geist des Menschen liest
Im Buch der Dinge, das sich willig ihm entsiegelt,
Froh, daß sich jeden Tag ein Räthsel ihm erschließt.

Ihr Dichter, Dampf und Erz verleihen luftge Schwingen
Zur Stunde, wo im Traum ihr wandelt euren Pfad,
Der alten Schwere, die anklebt den ird'schen Dingen
Und die den Pflasterstein zerrieb mit plumpem Rad.

Die Stoffe knechtet kühn der Mensch, die träge schliefen,
Er denkt, er forscht, er schafft; von seinem Odem sind
Belebt die Keime, rings verstreut in Höhn und Tiefen,
Sie zittern, schauern, wie ein junger Wald im Wind.

Ja, Alles regt sich, wächst, die Spuren fleißiger Hände
Ringsum, die Zeit ist da, die wir so lang ersehnt.
Der Mensch, betrachtend fern das leuchtende Gelände,
Sieht sein Geschick, das wie ein breiter Strom sich dehnt.

Ja, Alles schreitet fort, und groß ist das Jahrhundert,
Doch bei dem stolzen Glanz, trotz allem Lärm, der schallt,
Eins ist, was mich erschreckt im Stillen und verwundert,
O Jesus, daß Dein Wort, ach, mehr und mehr verhallt.

April, 1837.

II.

Sunt lacrymæ rerum.

— —

1.

Er ist gestorben. Weiter nichts. Das Volk,
Die Urne, der entströmt so Haß wie Liebe,
Hat seinem Namen Mitleid nicht gezollt,
Nicht Ruhm noch Achtung, nicht das kleinste Zeichen
Blitzt' auf, und unverändert blieb der Anblick
Des stürmischen Jahrhunderts, — dieses Meers
Voll unterseeischer Klippen, wo das Faktum,
Die dunkle Welle, über die Idee
Sich schäumend wälzt. Kein Tempel hat geseufzt
In unsern Städten, keine Todtenglocke
Rief über unsre Häupter: Wehe! Wehe!
Die tausendstimmige Presse warf den Kopf,
Die grimme Wölfin, knurrend kaum herum,
Verächtlich blickend, diesem Purpur gab
Sie nicht einmal im Zorn den letzten Biß.
Ein Jeder rannte seinem Ziele nach,
Dem Strand die Flut, dem Geld die Menge, seiner
Idee der Denker, seines Weges ging
Und lief und rannte Jeder, nicht ein Laut
Verkündet' es: — So eben starb ein König.

2.

Ihr dunkeln Feuerschlünde vor dem Dom
Der Invaliden, Sphinxen gleich am Fuß
Der großen Pyramiden, grüne Drachen
Von Erz mit aufgesperrtem Riesenmaul,
Ihr Hüter des Palasts, gebaut für Riesen,
Der einen ungeheuern Helm von Stein
Auf seinem Haupte fernhin leuchten läßt, —
Bei diesem Ruf, von dem geweckt ihr alle
Sonst brülltet: — „Frankreichs König ist gestorben!“ —
Wie kommt's, daß keins von euch, — dem Löwen gleich,
Wenn er gefangen seine Ketten schüttelt, —
Auffuhr von seiner eichenen Laffette
Und, jäh erwacht, zu seinen schwarzen Nachbar
Sich wandte: — „Frankreichs König ist gestorben!“ —
Wie kommt's, daß ohne eure Trauersalven
Im Dunkeln, klanglos, jener Sarg sich schloß?
Daß Nichts sich rührt' auf eurem Holzgestelle,
Ihr stummen Schlünde, nicht einmal das Rauschen,
Das träge mit den grauen Flügeln schlagend
Der Wind der Nacht entlockt der leeren Rüstung?
Das ist's: ihr seid in unsern Bürgerkriegen
Verderbt, wie wir, geschwätzig, eitel, feil!
Verrostet, alt, auf euren Platz genagelt,
Stets auf den Knien vor Allem, was passirt,
Den Schlachten fremd, bewacht, im dunkeln Winkel
Hier an der alten Mauer, durch Soldaten,
Die hinken, Donnerbüchsen für Paraden,
Die die Armee vergaß, die Wolken Rauchs
Um jeden Sieger macht, für eiteln Pomp
Nur aufgespart, so steht ihr festgewurzelt

In eurer Feigheit. Schmähliche Kanonen
Des Friedens, deren Stimme Schrecken nicht
Im Kampf verbreitet, die bei Festen nur
Sich heiser schreit, und die verherrlicht stets,
Die kommen, aber niemals die, die gehn!
Seid dreißig Jahren habt ihr, — eherne
Hofschranzen, welche Louis den Eilften wie
Den vierten Heinrich tief anbeten, — Allen
Beifall gedonnert, alle laut gegrüßt,
Verstummend nur, wenn zischend schrie das Volk.
Nur den erhebt ihr, den das Glück erhebt.
Um euch zu gießen, warf man in die Form
Zinn, Kupfer und — Verachtung für Besiegte.
Wer im Exil gestorben, nie gelebt
Hat er für euch, und eure Eisenlunge
So mächtig dröhnend, ist für Goritz stumm,
Wie für Sankt-Helena. — Schmach über euch!

Doch nein. Auf uns Unsinnige nur fällt
Zurück die Schmach. Denn uns gehorcht ihr nur,
Gefangne, Sklaven seid ihr nur. Der Krieg,
Der euch aus seiner heißen Lava schuf,
Schuf für die Schlacht euch, und wir nahmen euch,
Um mit Pariser Koth euch zu beschmutzen,
Um euch zu bannen an den Fuß des alten
Palasts und in den Bauch Theaterblitze
Euch nur zu stecken! — Schande über uns!
Wir sind es, wir, die diesem heil'gen Erz
Einhauchen unsre Seele, die verworfne!
Wir gehn dahin entehrt, doch sie, ach, bleiben,
Gefangen, dumpf hinbrütend. An dem Tag,
Wo Könige in der Verbannung sterben,

Dürft ihr Rauchwellen nicht ausströmen, dürft
Nicht andre Seufzer langgezogen über
Paris hindröhnen lassen, Doggen gleich,
Gekettet an die Mauer, die die Leichen
Mit kläglichem Geheul hinausbegleiten.
Stumm und den langen Hals zum Pflaster senkend
Bleibt ihr, und denkt in bösem Traum der Menschen,
Der kalten Geister, der fühllosen Herzen,
Der niedern Seelen, die dem armen Erz
Aufbürden solche niederträchtge Schmach.

3.

Ihr schweigt. — Doch ich, der oft dem Morgenroth
Sein Lied versagt, doch nie dem Untergang,
Ich, einst der Gast des zehnten Karl in Rheims,
Ich, der beklagt sein Unglück, seine Fehler
Gescholten, — schweigen werd' ich nicht. Ich steige
Gesenkten Hauptes in die tiefe Gruft,
In welcher der gefallne König schläft,
Aufhäng' ich meine Lamp' am Grabgewölbe,
Und trauernd, unablässig sein gedenkend,
Wird, in der Zeit des schmählichen Vergessens,
Mein frommes Lied an seiner Seite wachen.

Was kümmert's mich, der, seine Flügel breitend,
Manchmal berührt der ew'gen Leier Saiten,
Mich, der nur Liebe hat für Meer und Flur,
Für alle, die da leiden ohne Schuld,
Mich, der voll Sorgen ist, wenn in die See
Ein Schiff sich wagt, um die Matrosen, hängend
Im Takelwerk, und dessen Mitleid zagend
Vom Schweiß des Volks zum Schweiß der Könige

Betrachtend geht, was kümmert's mich zuletzt,
Daß seit sechs Jahren dieser König war
Gestrichen aus der Reihe der Gekrönten,
Ein Wrack am Ufer unsrer wilden Wellen,
Ein Schatten, brütend über dem Geschehnen,
An dem er nicht Gewicht noch Zahl geändert,
Daß seine Stirne, längst schon kahl, ins Dunkel
Sich tauchte, daß er, schon ein Greis, des Throns
Und Schildes baar, den ersten Königstod
Erlitten, — das Exil! — Ich sag' es laut,
Erweckt es auch mir wieder Haß: verschwistert
War meiner Jugend seine Thronbesteigung.
Denn unter seinem Siegesthor empfing
Uns Beide Saint-Remy am selben Tage,
Den greisen Fürsten, Ihn, und mich, das Kind.
Ich, ein Poet, den er gekannt, ich laß
Es nicht geschehn, daß meinen todten König
Man in die nackte Todtentruhe legt.
Indeß die Menge mit Geschrei von fern
Die Luft erfüllt, soll die Barmherzigkeit,
Die hohe Göttin, der Verbannten Magd,
Die ein sie hüllt in ihr schneeweißes Linnen,
Nicht in der Nacht, in der ihr Auge schimmert
Als Stern, vergebens mich gebeten haben
Um einen Fetzen Sammt für diesen Sarg.

November, 1836.

III.

Der Triumphbogen.

... In fernen Tagen, deren tiefe Stufen
Man kaum hinabzusteigen wagt, wenn drei
Jahrtausende schon über unsre Asche
Sind hingegangen, — uns, die jetzt noch leben,
Und aufrecht gehn und denken; wenn in Furchen
Verwandelt unsre Gräber sind, wenn Abends
Auf einem Hügel sitzt ein Mann und sich
Vergißt, betrachtend die verwaiste Seine; —
O Gott, welch traurig öder Anblick wird
Der Ort ihm sein, wo einst Paris gestanden!
Oh, wenn es ist die Stunde, wo der Nebel
Auf's Abendroth, das wie Goldkäfer schimmert,
Gefallen, wenn des Baumes Krone schwarz
Zum Himmel ragt, im bleichen Dämmerlicht,
Wo Nichts mehr wirklich scheint, im Schatten, wo
Entschläft die Blume, und der Stern erwacht, —
Mit welchem Auge, wie durch einen Schleier,
Wird er verschwommen, wachsend, wie im Traum,
Zu seinen Füßen sehn die braune Ebne,
Die langsam sich ins Unermeßne dehnt,
Die schwarze Flut der Nacht, die schwillt und wogt,
Und nach einander Hügel, Wald und Au

Verschlingt und steigt zum fernsten Horizont; —
In dieser dunkeln Stunde, wo zu fliehn
Die Gegenstände scheinen, und Gestalt
Und Form zu wechseln, ha, welch süßes Schauspiel,
Hier, wo kein Licht mehr blinkt, die weite Flur,
Wo laut einst jeder Stein gewesen, schlafen
Zu sehn! Wie wird er auf das wirre Rauschen
Begierig horchen, und im Gehen träumend
Gestalten sehn gekauert im Gebüsch,
Im Baum am Bach, im alten Mauerwerk,
An dem hinauf das Schilfrohr leckt, wie wird
Er Leben suchen in dem großen Grab
Und, sich verblendend selbst, durch Busch und Zweige
Und Finsterniß Fußgänger schau'n und Wagen!
Doch, nein, rings Alles todt! — Auf weiter Flur
Nichts als ein ausgestorbnes Volk, das sie
Bedeckt, des Menschen Auge längst erloschen,
Lebendig Gottes Auge nur; ein Bogen,
Ein Pfeiler, eine Säule, und inmitten
Des silberbleichen Flusses, dessen Schäumen
Das Ohr vernimmt, die Trümmer einer Kirche!

Weh, also stirbt, was Menschenhände schaffen!
Ein tiefer Abgrund öffnet sich der Seele.
Schwer fällt auf's Herz dem frommen Wandrer unsre
Geschichte, dann zumal, wenn sein Gedächtniß
Ihm plötzlich sagt, zurückgekehrt im Lauf
Der Jahre sei an jenem Abend eben
Der großen Nächte eine, die voran
Den großen Tagen gingen, wo der Kaiser
Vom Ruhm des andern Tages ruhig träumend
Dem Morgenroth des Siegs entgegenschlief.

Wenn endlich gegen Mitternacht, der Träume
Er müd und müd zu lauschen an der Schwelle
Von einer Welt in Trümmern, die er lang,
Die Zeit vergessend, auf den Ellenbogen
Gestützt betrachtet, dieses stumme Nichts,
Ausbricht und langsam seinen Rückweg sucht,
Wenn in der großen Wüste, unbefleckt
Von Menschentritten, Nichts die Scham mehr stört,
Die ein zerstörtes Rom, die ein Paris
In Trümmern vor dem Menschen haben muß,
Wenn endlich frei und still die Einsamkeit
Ihr Werk der Nacht fortsetzen kann, und wenn
Dann ein belebtes Wesen in der Oede
Noch wacht, dann wird vielleicht es plötzlich, wie
Durch einen Hauch geweckt, aus Deinem Haupte
Auffahren sehen einen bleichen Blitz,
Und Antwort wird aufschauernd in der Ferne
Die Säule geben, und die schwere Wimper
Aufschlagen plötzlich ihre stolzen Krieger
Von Erz und Deine Krieger von Granit.
O Wunder, jäh erwachen all' und prallen
Wild auf einander, wie die alten Krieger
Der Sage, die in grauer Zeit in Marmor
Ein Zaubrer wandelt' und zurück in Menschen.

Der Aar von Erz, der schläft auf Deiner Spitze,
Wird stolz empor sich richten, und die Flügel,
Die breiten, über diesen Helden schütteln,
Die er im Feuer seiner Augen badet.
Woher das Leuchten dieser Auferstehung?
Woher der Wind, der die metallnen Krieger
Anhaucht, daß sie sich aufgewiegelt rühren,

Wie Blätter um den Stamm der Eiche zittern? —
Gott weiß es. Ein Geheimniß waltet hier.
Der Eine sagt zum Andern leis: Steh' auf!
Die Sechsundneunz'ger wecken die von Tausend
Achthundert auf, die Krieger, die die Säule
Hinan zum Himmel führt, die an der Erde
Ein Sockel von Granit gefesselt hält.
Sie spornen in die Schlacht ihr Roß, das wiehert,
Die Fahne, die sich bläht, die Feuerschlünde,
Die rasseln, jagen sie ins Kampfgewühl.
An Deiner Mauer hört man Hornsignale,
Kanonendonner, Trommelwirbel, wildes
Anprallen der Schwadronen, Schlachtgeschrei
Durch's Blachfeld hin, das dumpf erschüttert dröhnt,
Das braust hervor aus dem belebten Stein,
Vom Fuß der Säule zur erhabnen Spitze
Laut dröhnt das Erz, wie Lärm von hundert Schlachten,
Und, niederwerfend den erschrocknen Feind,
„Sieg!“ rufen sie und die Fanfaren schmettern,
Und von der Säule schallt zu Dir herüber
Der Jubelruf aus tausend Kriegerkehlen.
Dann wird es stille, hier, wie dort... Doch horch...
Welch' festlich froher Lärm durchrauscht das Thal?...
Und Notredame, wie ein Labarum
Ihr Kreuz erleuchtend, wird in dunkler Nacht
Euch ein Tedeum singen, fern verhallend.

O Monument, das sind die Träume des Poeten,
In deinem Schatten war's, wo sie sein Haupt umwehten,
Gern hätt' ein Belus, gern ein Mithra dich geschaut;
Ein Denkmal heut des Kriegs, geweiht zum Wallfahrtsorte
Der Zukunft, Traum von Stein, du wunderbare Pforte
Zu einem Riesenschloß, das träumend man sich baut.

Wenn deine Bilder ich in staub'gen Epheu hülle,
Wenn in der Zukunft ich, nachdem verrauscht die Fülle
Der Jahre, leuchten seh' die Namen, ruhmbekränzt,
Die lange Heldenreih' an deinen Mauerwänden,
Die durch der Zeiten Nacht mir ihre Strahlen senden,
Wie durch des Waldes Laub der Sternenhimmel glänzt;

Wenn mein Gedanke so mich deine Zukunft schauen
Läßt als Vergangenheit, den jungen Bau als grauen,
Vor deiner Größe beug' ich dann mich, ohne Maß
Bewundernd; doch als Sohn und Künstler, mich ergebend,
Beklag' ich Eines nur, vor deinem Bogen stehend,
Daß Phidias fern, und daß man, Vater, Dich vergaß.

Februar, 1837.

IV.

„Kommt, laßt uns lustig sein!“ — So klingt der Schwelger Wort.
„Die lange Tafel winkt, die vollen Flaschen dort,
Wir sind zum üpp'gen Fest verbunden.
Wir streu'n all unser Gut hinaus, wohin es rollt,
Verzetteln, da wir reich, verprassen unser Gold,
Und, da wir jung sind, unsre Stunden.

Wirf Deine Bibel weg, Du junger, frommer Mann,
Laß Kirch' und Schule stehn, und komm mit uns, fang an
Zu leben, sieh, wie wir es treiben.
Sing', iß und trink mit uns, hier sind die Frommen, schau:
Denn wir gestatten Gott, daß er sein Himmelblau
Uns zeigen darf durch unsre Scheiben.

Wozu Dein dummer Fleiß? — Und weißst Du, was von Dir
Die Schönen sagen, sie, geschmückt mit jeder Zier,
Um deren Lächeln buhlt ein Jeder.
— „Der arme, junge Mensch!“ — Sie lachen überlaut.
„Was strengt sich der nicht an, zu geben seiner Haut
Die Farbe seines Buchs in Leder!“

Wir, schwelgend in Musik, berauscht an nackter Brust,
Wir leben! Unbekannt ist unsre Götterlust
Dem Pöbel, der nur schnappt nach Beute,

Wenn durch den hellen Saal das Meer der Töne wallt,
Der Jubel schwellend jetzt sich hebt und dann verhallt,
Wie Wasserstaub zerstreut ins Weite.

Wo Großes je geschah, da gab's Musik dabei;
Drum, Freunde, lieben wir auch Krieg und Kriegsgeschrei
Von Kindesbeinen an zum Rasen,
Weil den Legionen, die zum Sieg Bellona führt,
Voran die Trommel schallt, von rascher Hand gerührt,
Und lustig die Trompeten blasen.

Für Euch, ihr Könige, der Krieg, für uns die Lust!
Euch schlägt vor Stolz, uns schlägt vor Leidenschaft die Brust,
Was Jeder wünscht, das wird er schauen,
Ihr seid gefürchtet, wir geliebt, ihr habt die Macht,
Wir haben Wonne, die in duft'ger Kammer lacht,
Ihr habt die Männer, wir die Frauen.

Ihr Weise, Magier und Priester, o was seid
Armselge Träumer ihr, fürwahr ihr thut uns leid,
Stets schwebt ihr in des Himmels Fernen,
In alten Tröstern lest ihr blind euch, ausgelacht
Von eurem Diener, sitzt auf hohem Dach und wacht
Und buchstabiret in den Sternen.

Ihr sucht den Mittelpunkt des dunkeln Alls, und wir,
Wir lachen! — Was der Mensch in Händen hält, ist hier,
Ist wirklich! Laßt die Thoren reden!
Euch Seligkeit, und uns die Wonne, der ihr flucht,
Für euren Himmel uns des Baumes süße Frucht,
Für eine Eva euer Eden!

Wir lieben, wissen mag und glauben, wer da mag!
Der Winter bringt den Schnee, die Sonne bringt den Tag.
Lieb' und Gesang! Wer will's verpönen?
Die goldnen Becher hebt, stoßt an! Du, frommer Thor,
Magst Zeter schrein. Wir ziehn, als lustge Jungen vor
Den weisen Alten tolle Schönen!

Wir schöpfen, o Natur, aus deinem Freudenmeer,
Und leben frohvergnügt auf Kosten dessen, der
Die Stirne zagend legt in Falten,
Wir wählen niemals lang, kurz ist der schönste Tag,
Wir lösen auf in Luft, was immer kommen mag,
Und lassen Gott im Himmel schalten!"

Der Weise schauend, wie sich enden wird ihr Lauf,
Rafft von der Tafel tief betrübt die Brocken auf,
Indeß den Kelch sie jauchzend schwingen;
Den Armen gibt er dann das Brot, die an der Thür
Vergessen stehn und sagt den Bettlern: — „Betet ihr
Für die Verblendeten, die singen."

März, 1837.

V.

Komm, laß uns plaudern, junge Zauberin!
Zum Engel hätte Dante Dich gemacht,
Virgil zur Göttin. Hoch ist Deine Stirne,
Und wunderhübsch Dein Fuß, ein heitres Lied
Scheint zu umspielen Deinen Mund, Du könntest,
Die Stolzeste der Stolzen, prangen, wie
Im blanken Harnisch einst die Amazonen.

Im Schwarm der Schönen, sei's im Gynäceum,
Sei's im Serail, bewundert würden Deine
Korallenlippen, Deine Anmuth lockte
Ein Lächeln auf Cellini's Mund, und zaubernd
Dein Bild auf eine griech'sche Vase ließ'
Er Dich aus einem goldnen Blumenkelch,
Aus einer Lilie steigen, die sich wandelt
In eine Frau und Lilie bleibt, vielleicht
Aus einer Lotosblume, die nur ihm
Ihr Leben dankt, — der Kunst seltsame Blumen,
Um welche die Natur sie mag beneiden.

Komm, laß uns plaudern, Schöne mit den Augen
Der Göttin! Als ich Dir zum erstenmal
Mich nahen durft', — es war ein goldner Tag.
Ließ die Erinnrung auch in Deinem Herzen,
Wie in dem meinen, einen Strahl zurück?
Du lächelst. Lege Deine Hand in meine,
O komm! Der Frühling lacht, der Weg ist schattig,
Die Luft ist lau, und dort im nahen Wald
Am Fuß der Eiche schwellend grünes Moos.

April, 18..

VI.

Bei offnem Fenster.

Dein Fenster, o Poet, war offen jedem Wind,
Als sie ihr schönes Haupt, Dein trautes, süßes Kind,
Auf Deines Sessels Lehne bückte:
— „Oh," sagte sie, „mein Freund, sei allzusicher nicht!
Nicht Alles kommt, wie sich's der Herr vielleicht verspricht,
Weil ihm es mich zu fesseln glückte;

Weil sich zu weiden oft mein Blick an Deinem glaubt,
Weil ich ein Lächeln nur noch habe für Dein Haupt,
Ob finsterer Ernst es auch umschatte,
Weil für die Welt ich todt mein Herz Dir ganz allein
Hingebe, wie ein Buch, in das nur Dir hinein
Zu schreiben ich fortan gestatte.

Es ist drum nicht gesagt, daß mir nicht auch einmal
Die Grille kommen könnt', ein Bischen Liebesqual
Und Eifersucht Dir zuzutheilen,
Zu necken Dich, wie just sich dreht der Launen Wind,
Unheil zu stiften rein aus Neugier, — wie ein Kind
Umwerfen mag ein Glas zuweilen.

Ihr Männer wollt, daß stolz die Frauen sind und kühn,
Doch später meint ihr, dann könn' euer Glück nur blühn
— Ihr seid einmal aus hartem Holze, —

Wenn an der Liebesglut, dem heißen Element,
Den grünen Früchten gleich, die mürb die Sonne brennt,
Euch unterwürfig wird die Stolze.

Ich bin's, drum dank' es mir! — Mein Herr und König, schau,
Die Männer, die sich mühn um jede andre Frau
Und kalt an mir vorüberjagen,
Gleichgültig sind sie mir, Du kannst im Frieden ruhn.
Doch würde, wollt' ich nur, mein Auge, schlafend nun,
Aus ihren Stirnen Funken schlagen!"

So sprach sie, reizend, stolz und zärtlich doch entflammt,
Und auf die Lehne sank, den goldbeschlagnen Sammt,
Ihr weiter Aermel nachgerade.
In ihrem Auge sahst Du lichte Poesie,
Wie in dem alten Buch, das lag auf Deinem Knie,
Die ganze Pracht der Iliade.

Das schöne Buch, ihr lest zusammen es mit Lust,
Ihr hebt der Waffen Klang, wie Dir, die junge Brust,
Und Kampfgewühl und Lagerleben.
Als Frau schon haßt sie nicht den Dichter, welcher pries
Die Helena und der die ältsten Männer ließ
Sich vor den schönsten Frau'n erheben.

Oft von der Höh', auf die ihr junges Herz sie trug,
Den Strom der alten Zeit beschaut sie, lächelnd klug,
Daß auch verliebt ein alter Heros.
Denn wie vom Berg herab die Quellen rinnen, fließt
Der Strom der Vorzeit klar, der murmelnd sich ergießt
Aus Deiner Urne, o Homeros.

Februar, 18..

VII.

An Albrecht Dürer.

In alten Wäldern, wo der schwarze Schaft
Der Erle und der weiße Stamm der Birke
Von üpp'gen Säften schwillt, — nicht wahr, da bist
Du oft, entsetzt und bleich, zurückzuschauen
Kaum wagend, zitternd, nach der Lichtung zu
Geeilt, o Albrecht Dürer, ernster Meister?

Man ahnt vor Deinen wunderbaren Bildern,
Daß in dem schwarzen Forst Dein Seherauge
Durch Laub und Zweige deutlich sah die Faune
Mit platten Zehn, grünaugige Sylvane,
Pan, der die Grotte blumig überkleidet,
In welcher Du Erfrischung suchst, und schlanke
Dryaden, in den Händen grünes Laub.

Die Welt erscheint Dir als ein Schattenreich,
In dem sich Traum und Wirklichkeit vermischen,
Da neigen zu einander träumerisch
Sich alte Fichten und gewaltge Ulmen,
Die hundert mißgestalte Ellenbogen
Mit ihren vielgewundnen Aesten bilden,
Und wenn der Wind bewegt die düstre Gruppe,
Nichts ist ganz todt alsdann, Nichts ganz lebendig.

Die Kresse wächst, das Wasser rinnt und rauscht,
Die Eschen, unter Dorngesträuch und Ranken,
Ziehn langsam ihre schwarzen, knotigen Füße
Zusammen, Blumen, die dem Schwan den Hals
Umkränzen, spiegeln sich in stillen See'n;
Und manches Ungethüm, geschuppt am Leib,
Den Baum als Knotenstock in struppiger Faust,
Es wirft auf Dich, durch Deinen Tritt geweckt,
Aus finstrer Höhle feuerhelle Blicke.

Waldleben! Stoff und Geist und Kraft und Stärke
In rauher Haut, in saftig grüner Rinde!

Im Walde bin ich nie geirrt, wie Du,
O Meister, ohne daß ein Schauer mir
Das Herz geschüttelt, ohne daß die Gräser
Ich zittern sah und träumerische Bilder
Gewiegt im Wind an allen Zweigen hingen.
Gott, der in die geheimsten Tiefen schaut,
Gott weiß allein, wie oft ich in der Wildniß,
Ich, der ein heimlich Feuer trägt im Busen,
Schon zittern sah, gleich mir, als hätten Seelen
Sie all, und lächeln und im Dunkel zu
Einander leise flüstern jene Riesen,
Die Eichen in des Waldes tiefsten Gründen.

April, 1837.

VIII.

An Ol.

In Deiner wunden Seele, Dichter, wühl'
Ich Deine innersten Gedanken auf.

Du hattest Sie noch nicht gesehn, es war
Des Abends, in der Stunde, wo am Himmel
Auftauchen die Gestirne, als sie plötzlich
Dir stand vor Augen, frisch und schön, und leuchtend
Viel heller, als der Raum, der sie umstrahlte.
Demanten funkelten in ihren Haaren,
Und wie sie sich bewegte, war's Musik,
Man folgt' ihr athemlos, mit trunknen Blicken,
Wie sie hinschwebte, weiß mit schwarzen Augen,
Jung, schlank und groß, und lichte Freude strahlend.
Ganz Feuer war sie, klarer Sonnenschein.
Oft ihrem Geist entfielen Worte, wie
Der Aehrenleserin die goldnen Aehren,
Aus ihrem Munde gingen Strahlenblitze,
Und Einer rief dem Andern zu, bewundernd
Die Stirne, so gedankenhell, schon ehe
Die Liebe sie erschloß, ihr Lächeln, dämmernd
Wie Morgenroth, die glänzendweiße Schulter,
Und noch viel glänzender, der Oeffnung gleich,

Durch die der Esse Flamme schlägt, ihr Auge,
Aus dem ihr glühend Herz man leuchten sah.
Sie schwebte hin und her auf Feuerschwingen,
Und unbewußt in manche Seele warf
Sie Glut, und all die hundert Augen, die
Ihr folgten, wie sie reizend durch den Saal
Hinwallte, waren wie geblendet.

Du
Sahst sie und wagtest nicht, Dich ihr zu nahn.
Denn vor dem Funken fürchtet sich das Pulver.

Mai, 1837.

IX.

Mein junger Freund, es ist ein feiger Krieg,
Den dieser Gegner führt, und wenig schrecken
Wird ihn Dein Zorn. O folge mir, laß ihn
Gewähren, edles Herz, den Zoilus
Mit falschem Blick, den unglücksel'gen Spötter.
Verachtung? — Doch dies ist die Luft, in der
Er athmet. Haß? — Sein Schweiß, sein Odem, sein
Geruch ist Haß. Er weiß, daß ungestraft
Er jeden guten Ruf besudeln kann,
Daß er zu giftig ist, als daß man ihn
Berühren mag. Er fürchtet Nichts; er gleicht
Dem mißgestalten Pilz, der über Nacht
Aufschießt am Fuß der riesengroßen Eiche,
Der ruhig rings herum die Ziegen sieht
Unschädliches Gesträuch benagen. Weiß
Er doch, daß er in sich die Rache trägt,
Und giftgebläht erwartet er die Bisse.

Februar, 1820.

X.

An einen Reichen.

Dich, junger Mann beklag' ich, doch bewundre
Ich Deinen großen, zauberhaften Park,
Der, überschaut von Deines Schlosses Schwelle,
Den ganzen Horizont umschreibt, dem Auge
Sich heiter darstellt oder ernst, nach Tag
Und Jahrszeit, reich an Wiesen und an Bächen,
Ein Meer von Wald und Flur, acht Meilen groß.
Dein Gut bewundernd muß ich Dich beklagen.
Denn mitten in dem herrlich hohen Wald,
Auf den sein Füllhorn aus der Frühling schüttet, —
Ist's nicht die allertraurigste Ruine,
So ein verwelkter, abgestandner Mensch,
Sich, todt für jeden geist'gen Reiz, erkaltet
Für Lust und Leidenschaft, so jung und reich
Er ist, zerrüttet bis ins tiefste Herz,
In dessen Falten durch einander wüst
Ein Haufen Scherben liegt und leere Kelche,
In dem Langweile nur und Ekel wohnt;
Denn Heiterkeit und Unschuld kennt es nicht.
Fürwahr, Du dauerst mich, Du, der beneidet
Sich glaubt. All diese Pracht wirft auf Dein Herz,
Dein Leben einen tief iron'schen Schatten,
Und spottet Dein, und nimmt des Reichthums Schimmer
Dir von der matten, mitleidwürd'gen Stirne.

Sprich, glaubst Du wirklich, Dein sei dieses Reich
Der Blumen und der Schatten, wo zum Dom
Sich wölbt des Baumes Krone, dieser See
Mit Silberwellen, die das Abendroth
In Gold verwandelt, die Allee, die führt
Zum Wald, ein dunkler, grüner Corridor,
Und hinterm Walde dort der Berg, gekrönt
Mit einem Thurm, — die ganze schöne Landschaft,
Die schön nur ist für eine schöne Seele?
Ein heil'ger Ort für den, der zu erkennen
Im Weltenraum, im Bach, im grünen Thal
Die Züge weiß des ew'gen Angesichts,
Von dem das Menschenantlitz nur ein Schatten.

Was thust Du hier? Man sieht Dich nie, wenn weiß
Der Morgen färbt das graue Schieferdach,
Aufstehn und träumend pflücken gehn die Blume,
Die sich, ein thaugefüllter Kelch, dem Vogel
Anbietet, sieht Dich nirgends stehen bleiben,
Ein Buch in läß'ger Hand, in dem zu blättern
Aufhört der Leser, wenn des Windes Hauch
In regellose Strophen theilt das lange,
Endlose Lied, das aus den Quellen rauscht.

Der Hügellinie bist Du nie gefolgt
Von Kamm zu Kamm, wo sich's so herrlich träumt,
Nie hast Du Dich gefreut im Widerschein
Des Wassers einen Weidenbaum zu sehn,
Zweiwüchsig, knorrig, stark, wie ein Athlet.
Nie hast um ihr Geheimniß Du gefragt
Die alte Ulme, die zu ihren Füßen
Das Leben sieht der ganzen weiten Ebne,
Dem Weisen gleich, der emsig liest im Buch.

Im Sommer, wenn des Mittags Schwüle brennt
Und Müdigkeit sich auf die Glieder legt,
Zur Stunde, wenn der Spanier, wenn der Vogel
Sieste hält, hat nie ein scheuer Pfau
Aus dunkler Höhle, wo er kauert, langsam
Dich, fern den läst'gen Menschen, ängstlich, wie
Um Niemand aufzuwecken, durch die Nacht
Der duft'gen Wälder wandeln sehen, wo
Auf sammtnem Moos gebettet schläft die Stille.

Was ist Dir Alles das? — Des Himmels Wolken,
Das Blau und Grün langweilt Dein Auge nur,
Der Narren bist Du Keiner, die sich rühmen,
Daß sie den tausend Stimmen lauschen, die
Von allen Seiten leis ins Ohr uns singen,
Und die dem Schöpfer danken, der den Frühling
Gemacht; die Vögeln schau'n ins Nest, die lange
Den schwarzen Pilz, das Wunderding, betrachten.
Die Garbe siehst Du an, wie einen Geldsack.
Wenn im April Dein Wald die jungen Arme
Ausstreckt, und nach verliebten Schritten sich
Zu sehnen scheint, nach pochend zarten Herzen,
Nach ernsten Häuptern, sinnend vorgebeugt,
Dann denkst auch Du, von seinem Grün beschattet, —
An Deinen Holzschlag, ernst berechnend, was
Hinzugewachsen, an Paris, die Alte,
Die gar so kalt im Winter hat und steht
Am alten Quai mit seinen neuen Treppen
Und harrt der langen Schlangen, jener Flöße,
Die auf dem Fluß herabgeschwommen kommen.
Wenn unser Auge nach der Ferne schweift,
Siehst Du nur Mehl in Deinem goldnen Korn,

Nur Heu auf Deinen Wiesen, in dem Pflüger
Nur einen Bauernlümmel, den man zahlt.
Dir ist der Rauch, der, bläulich oder schwarz,
Hoch über der beglänzten Landschaft wogt,
Nur Qualm aus Hütten, wo an schwarzer Mauer
Man ein Stück Fleisch in einer Ecke schmort.
Wenn wie mit rother Seide sich am Abend
Der Himmel überspannt, und, niederhängend
Die Beine, plumpen Gäulen auf dem Rücken
Die Ochsentreiber sitzen, sonnverbrannt,
Und Deine schweren Ochsen peitschen, die,
Nun traben heim zum Stall, — vor diesem Bild
Denkst Du an Nichts, als jene morsche Mauer
Im Silo, die man flicken muß, wenn Du
Dein Korn verkaufst, an Deine Rente, die
Bei jedem Schritte des Don Carlos zittert.
Wenn nach dem monotonen, langen Tag
Es dämmert, schließest Du zu Haus Dich ein.
Des Herbstes laue Nächte überströmen
Mit ihrem keuschen Hauch die Rebenhügel.
Was kümmert's Dich? — An Deiner Seite sitzen
Mit braunen Haaren, angeschmiegt den Schläfen,
Ja hübsche Mädchen, Rosen auf den Wangen
Vom Lampenschein, mit hellen, frischen Augen;
Sie plaudern leis und sticken rings im Kreis.
Doch was sie schwatzen, ihre Wünsche halten
Sie all zurück, ihr Herz und ihre Seele,
Von stiller Liebe Duft vielleicht geschwellt,
Ein Blümchen, heimlich blühend, dessen Duft
Uns labt, wenn wir zu ihm hinab uns bücken.
Was kümmert's Dich? Du hast ein kaltes Lächeln
Für solche Schwärmerei'n; Du setzst mit Andern

Dich an das grüne Tischchen mit vier Lichtern.
Ihr zankt euch lärmend über Zufallslaunen
Beim Whist und L'hombre und beim Trischakspiel. —
Indessen spielt der Mondschein hell am Fenster.

Du lächerlicher Thor! Ich sage Dir:
Die Flur, die Au'n, die eingeschlossnen Thäler,
Aus Laub und Gras gebaute Nester, wo
Des Dorfes Jugend scherzt, das goldne Korn,
Das froh die Spatzen plündern, diese Felder,
In ernster Schönheit prangend selbst im Winter —
Sie sind nicht Dein: denn Du verstehst sie nicht.

Siehst Du, die Wandrer, Kinder oder Dichter,
Auf die Dein Wald verstreut die irren Schatten,
Der arme, junge Maler, welchen Luft
Entzückt und Himmel, der Verliebte, den
Ein Name nur erfüllt, der strenge Denker,
Sie alle, die in dieser Einsamkeit
Erfrischung suchen, der für seine Liebe,
Und der für seine Studien, sie alle,
Die an der Schönheit dieses Thals sich laben,
Sie wollen von den Menschen sich entfernen
Und Gott sich nahn, und wenn sie Spuren hier
Zurück von ihrer Trauer lassen, nehmen
Sie auch von dieser feierlichen Ruhe
Der Schöpfung ihren Antheil sich mit heim.
Sie Alle, Menschen ohne Gold und Ehrgeiz,
Sie, die, vom Gras befeuchtet oder staubig
Am Fuß, Dir Lächeln nur erregen, wenn
Im stolzen Landau Du des Weges fährst,
Sie sind in diesem grünen Park, den Du

Als Dein Gebiet betrachtest, reicher, mehr
Zu Haus, sie sind die Herrn hier, mehr als Du,
Obwohl von ihrem Wald, den Du mit Mauern
Und Zäunen absperrst, Du den kühlen Schatten
Weghauen und sein Rauschen kannst verkaufen.

Für sie ist nicht ein Fleck in diesem Reich
Der kühlen Schatten unfruchtbar; wer sie
Versteht zu pflücken, findet überall
Verborgne Blüthen, Weisheitsströme fließen
Ihm zu von allen Seiten. Wessen Geist
Der unzufriednen Leidenschaft entronnen,
Dem weckt der abgestorbne Baum Gedanken,
Wie die zerfallne Brücke. Jedem Bild
Im Walde hier entspricht ein Gegenbild
Im Wald der Seele; das erloschne Feuer
Des Hirten spricht zum liebentflammten Herzen.
Und stummen Rath dem Jüngling, wie dem Greis,
Gibt, was er sinnend schaut; an Disteln sticht
Man sich, wie an der Bosheit neid'scher Seelen.
Kein Blatt, das dir nicht: „Wachse!“ ruft, die Welle
Hinrauschend mahnt zur Eile dich: denn rasch
Verfließt die Stunde. Nichts ist stumm für sie,
Nichts kalt noch todt. Ein blut'ges Federchen
Weckt ihnen Reu' und Leid. Im Thau erkennen
Sie Thränen, ihnen sagt die Blum' am Bach:
Labt an Erinnerung euch, verwaiste Seelen!

In tiefster Höhle schimmert ihnen noch
Ein lichter Traum, und ihnen zeigt bei Nacht
Der Baum auf seinen Aesten und durch's Laub
Hindurch den goldnen Stern und weiße Tauben, —

Ein süßer Trost für kummervolle Herzen.
„Glaubt!“ sagt der Stern am Himmel: „Liebt!“ der Vogel.

So spricht das heilge Rauschen Deiner Wälder,
Ihr Dämmerlicht zu grambedrückten Seelen.
Doch Dir, — was ist es Dir? — Als goldner Strom
Fließt Jahr um Jahr ein unerschöpfter Schatz,
Das Rauschen, dieser Schatten, dieses Fächeln
Der Lüfte, und des Baumes leises Zittern
In Deiner Truhe nimmersatten Schlund,
Und um das Geld für diesen Wald, in dem
Sich Liebende berauscht ergingen, kaufst
Du eine Loge Dir im Opernhaus.

Und fände die Musik nur eine Stätte
In Deiner Seele. Doch die Kunst und Du
Sind, wie durch eine ekle Mauer, durch
Das Gold getrennt. Der Geist, der sich auf Kunst
Versteht, versteht sich auch auf die Natur.
Du gehst dorthin und schläfst, von fern nicht ahnend,
Daß, so wie all die grünen Schätze, die
In Deine Börse strömen, Gluck ein Wald
Auch sei und Mozart eine reiche Quelle.

Du schläfst; und wenn's die Mode von dem Reichen
Verlangt, bewunderst Du, und lächelst, stehst
Wohl auf und schreiend fragst Du: wie der Autor
Sich nennt? — Die Muse ist Dir stets ein Mann.
Versteinert stündest Du, wenn eines Abends
Man ernste, trauernde Musik Dir böte,
Wie eine Urne, schön und klar, in die
Ein ganzes Frauenherz sich hat ergossen.
Unsel'ger Herr des wundervollsten Guts,

Gemeiner Kieselstein, hinein gebacken
In diesen feurigen Rubin; Besitzer
Von Aedern, die als Frucht nur Haß Dir tragen,
Schmarozerpflanze, Mistel, die sich voll
Im Saft der Eichen trinkt, — Du armer Reicher!
So lebe denn, weil Dir das leben heißt;
Leb' ohne Herz und Glauben und Gedanken,
Ja, lebe dem gemeinen Koth, dem Gold,
Und Deinem Hochmuth, Deiner Eitelkeit!
Du, der Du Nichts als Blut im Leibe hast,
Du vegetire, der der Gottheit Säuseln
Im Schilfe nicht, im Lied des Vogels nicht
Vernimmt, und sie im Morgenroth nicht schaut.

Denn — wenn auch Du es bist, der lacht mit Schönen
Und Abends ein modernes Stück beklatscht, —
Auf Deinen Hügeln, wo vom Dorf der Rauch
Zum Himmel steigt, bei Deinen See'n und Blumen,
In Deinen eignen Forsten, Deinen Gärten
Spazierst Du so stupid, von Deinem Geiz
So ganz verblendet, so vollständig taub
Für Leben, Harmonie und Schönheit, wie
Ein grimmer Wolf, der durch die Wälder streicht.

Mai, 1837.

XI.

Ei, sieh die Kinder hier, sie sitzen rings im Kreis,
Dabei die Mutter, schön, jung, rosig, lilienweiß,
Als ältste Schwester anzusehen.
Mit Sorgen blickt sie auf der Kinder Spiel und Scherz,
Der Schicksalsurne denkt sie mit geheimem Schmerz,
In der sich ihre Loose drehen.

Die Thräne stockt dem Kind, wo sie erscheint, es lacht,
So gleich dem Kind ist sie, so rein, und ihre Macht
So groß, wo ihre Schönheit waltet,
Daß sich in ihrem Licht das Leben, viel bewegt
Und bunt, mit aller Last und Sorge, die es trägt,
Zur reinsten Dichtung umgestaltet.

Sie geht den Kindern nach, sie pflegt sie, sorgt und wacht,
Sei's, daß im Januar sie am Kamin bei Nacht
Sich sammeln, spielen, singen, lallen,
Sei's, daß ein Maienwind des Eises Band zerschlägt
Und über ihnen lind das grüne Laub bewegt,
Aus dem durchbrochne Schatten fallen.

Und geht vorbei manchmal ein Kind im Bettlerkleid,
Das eine Klapper, blank von Silber, ach, mit Leid
Betrachtet und mit Hungerblicken, —

Die Mutter kommt, und zum Almosen macht geschwind
Des Kindes Spielzeug sie, zum Engel selbst ihr Kind
Mit einem Lächeln zum Entzücken.

Mir, der vor Augen so die Mutter und im Frei'n
Die Kleinen spielend sieht sich drehn im Kinderreih'n,
Den Vögeln gleich in grünen Hallen,
Mir sprudelt auf das Herz, und, wie ein Deckel schnell
Vom Schaum gehoben steigt, so wird's im Haupt mir hell
Und selig leicht zum Ueberwallen.

Juni, 1834.

XII.

Hier im altfränk'schen Garten, wo die Pfade
Sich schlängeln unter Linden, so verschleiert,
So keusch, daß jede Blume, die sich öffnet,
Gleicht einem Weihrauchfaß, wo, jeden Schritt
Vom Morgen bis zum Abend scharf bezeichnend,
Die Stunde wechselnd auf die Marmorvasen
Den Lindenschatten wirft und Sonnenstrahlen —
Ihr Engel, o ihr wißt, wie ich mit Liebe
Am hellen Tag hier träumend Vögel spielen
Und flattern und die Zweige schwanken sah,
Und wie mein Herz in seligen Gedanken
Sich wiegte, wenn das Kind, das auf die Stirn
Ich küßte, hastig zerrt' und fort mich zog
Zu jener Grotte, wo dem alten Flußgott
Von Stein ein grüner Bart von Epheu wuchs.

Februar, 1837.

XIII.

An die entflogenen Vögel.

O Kinder, kommt zurück! — Da hab' ich Thor
Euch brummend nun verscheucht aus meinem Zimmer,
Griesgrämig euch mit rauhen Worten scheltend,
Und was denn, ihr rothbackigen Verbrecher,
Habt ihr verübt? Was habt ihr Gräuliches
Denn angerichtet? Habt in tausend Scherben
Zerbrochen ihr die japanesische Vase?
Die Augen ausgestochen einem alten
Porträt? Ein schönes, gothisches Missale
Mit Zeichnungen von eurer Hand bereichert?
Nein, Nichts von Alle dem! — Nur diesen Morgen,
Wo ganz allein ihr einen Augenblick
In meinem Zimmer wart zurückgeblieben,
Habt unter den Papieren, die ich pflege
Zu überklexen, ihr ein Stück gefunden,
Ein Lied, noch formlos, Embryo in Reimen;
Ihr nahmt es, hieltet Rath und wurdet einig, —
Ins Feuer warft ihr es zum Spaß, ihr wolltet
Die Funken in der schwarzen Asche nur
Auch einmal hin und wieder irren sehn,
Wie auf dem Wasser Nachts die Kähne leuchten,
Und wie des Abends Flammen man von Fenster
Zu Fenster an den Häusern laufen sieht.

Das war's. Ein Spiel. Ihr dachtet nicht an Arges.

Welch' ein Verlust! — Darob sich zu erzürnen
War wohl der Mühe werth! Ein schlechter Vers,
Mißrathen, weil ihr Schelmen um mich lärmtet,
Hinwandelnd mit Gepolter eine Ode,
Die ihrer Stanze trägen, schweren Gang
Mit schwülst'gem Reimen überladet, plumpe
Alexandriner, die sich überspringen,
Wie Schüler, die von Bank zu Bank sich jagen.
Ein Andrer hätte: „Dank!" gesagt. Ihr nehmt
Dem Feuilleton den Raub, nach dem es schnappte,
Das schon voraus ein höllisches Gelächter
Ausstieß in seiner Höhle, die es sich
Am Fuß der großen Blätter hat gegraben. —
Und ich hab' euch geschmäht. Das war nicht recht,
War lächerlich. Ihr hübschen Zwerge, die
Ein Herkules nie hätte fortgejagt.
Ich hab' euch Angst gemacht. Ich habe mürrisch
Und streng mit barschem Ungestüm den Stuhl
Zurückgeschoben bis zur Wand, und euch
Gehäß'ge Worte zugerufen: „Geht! ...
Laßt mich allein!" ... Ich Armer! Ja, allein,
Das bin ich nun! Ich setzt' es durch! Allein!
Wie man des Todten, der ins Leichentuch
Gewickelt liegt, vergißt, so habt ihr mich
Zurückgelassen hier, zur Thür mein Auge
Gewendet, trotzig, schwer gestraft. — Was thut
Das euch? — Die Freiheit habt ihr draußen wieder
Gefunden, frische Luft, den schönen Park,
Den grünen Rasen, und den Bach, in den
Ihr spielend Blumen werft, den blauen Himmel,

Den Lenz, die blühende Natur, das Buch
Der Vögel und Zigeuner, Gottes Lied,
Das schöner als das meine klingt, aus dem
Das Kind die Blume, die lebendge Strophe,
Sich pflückt, von keinem Scheltwort je gestört.
Ich blieb allein zurück, der Freude fern,
Die ich verscheucht, allein mit dem Pedanten,
Dem Spleen. Denn seit heut morgen schon in meinem
Vorzimmer sitzt der Doktor, der geboren
An einem Sonntag im December ward
In London, und der kann euch, arme Kinder,
Nicht leiden, und er wartete, bis ihr
Gegangen, um bei mir sich einzuführen.
In jener Halle, wo um mich ihr lachend
Gespielt, dort sitzt er, und er seufzt und gähnt.

Was thun? — In einem Buche lesen? — Nein.
Diktir' ich Verse? — Doch wozu? — Die blauen
Figuren all, die weißen und die grünen,
Der Globus, der den ganzen Himmel dreht
Auf seiner Achse, meine Meißner Tassen,
Bemalt mit bunten Faltern und mit Käfern, —
Langweilig ist mir Alles, — ach, an euch
Nur denk' ich. In der That, seit ihr gegangen,
Ist mir die Sonne, Heiterkeit und Lust
Verloren, all der lustge Saus und Braus,
Bei dem man träumt, die Wonne, zuzusehn,
Wie lesend mit dem Finger sich der Kleinste
Forthilft, zu schau'n die reinen, heitern Stirnen,
Den Mund, der: Ja! zu Allem sagt, aus dem
Das freie schallt, das herzliche Gelächter,
Das plötzlich Perlen auf die Lippen zaubert,

Die großen Augen, die naiv, erstaunt
Beschaun mein altes Porcellan von Sèvres,
Die Neugier, die nach Allem fragt, die Stöße
Des Ellenbogens: — „Komm hieher! Da sieh!" ...

Gewiß, die Geister, Sylphen, und die Fee'n,
Die jeder Windstoß mir ins Zimmer weht,
Die Gnomen, kauernd oben am Plafond
Im dunkeln Winkel, hinter meinen Büchern,
Die Hauskobolde, bucklig schiefe Zwerge,
Die mit chines'schen Vasen traulich plaudern,
Der ganze Schwarm der lust'gen Geister, laut
Auflachen müßt' er, wenn vor ihren Augen
Ihr die Schubladen zögt und angefangne
Hexameter, verkrüppelt, plump und hinkend,
Aufgrifft und zerrtet, armen Eulen gleich,
Ans Licht des Tags, und wenn ihr dann am Feuer
Den krummen Leibern eine Seel' entlocktet,
Den schlechten Versen eine schöne Flamme.

Ihr lust'gen Schelme, die ich fortgejagt,
O kommt zurück, und schwatzt und singt und tanzt,
Schlagt mühsam auf den großen Folioband,
Stoßt laufend an den Arm mich, wenn ich schreibe,
Macht, daß sich aus den Versen, die ich feile,
Spitzwinklig, wie ein Thurm, ein Strich erhebt,
Der scharf den ebnen Horizont durchschneidet;
An eurem Athem wärmt sich meine Seele.
O kommt zu mir zurück, vor Freude jauchzend
Und schwatzend, lärmend ohne Furcht, auch wenn
Ihr auf mein altes Buch, in dem ich lese,
Mir Schatten werft, ihr tollen Kinderköpfe!

Ich muß gestehn, ihr hattet Recht, und Unrecht
Hatt' ich. Wer hat nicht auch zur Unzeit schon
Gebrummt zuweilen? Laßt uns duldsam sein,
Wir haben unsre Schwächen all. Ihr Kleinen,
Seid allzu streng nicht gegen uns, die Großen.
Der Freude thut sich jeden Morgen auf
Die Kinderseele, wie dem Tag das Fenster.
Ein Wunder aller Wunder wär' es, wenn
Das Kind, das Freude hat und Glück die Fülle,
Zugleich auch alle Weisheit hätt' im Kopfe.
Ihr seid Lieblinge des Geschicks, ihr Kleinen,
Ihr braucht zu spielen nur, so seid ihr reizend.
Wir, die wir träumen, denken, die wir handeln,
Sind mürrisch, bissig, schlecht, ihr kleinen Männer.
Man hat oft Launen, seinen bösen Tag;
Am Morgen regnet' es und kalt ist's heut;
Am Himmel zog ein häßliches Gewölk
Vorbei. Was wimmert uns die Glocke vor?
Man hat wohl auch Gewissensbisse ... Seht,
Das macht uns böse ... Das erfahrt ihr Alles
Einst selbst, wenn euer Antlitz Falten trägt,
Wenn älter ihr, das heißt, an Weisheit ärmer.

Ja, Unrecht hatt' ich. Doch ich bin genug
Gestraft, ihr müßt verzeihn und wieder kommen.
Ich bitt' euch, kommt und laßt uns Frieden machen,
Bleistift, Papier, den Compaß ohne Nadel,
Im Glasschrank die Lackvasen, Porzellan, —
Des Mannes Spielzeug und der Neid der Kinder, —
Dort die Chinesen mit den Kürbisbäuchen,
Mein altes Bild, das im Gerümpel einst
Ich fand, — ich geb' euch Alles, Alles preis.

Steht oder sitzt auf meinem Tisch, wie's euch
Beliebt, krakehlt und singt, — ich mucke nicht, —
Schiebt meinen großen Stuhl von Eichenholz
Herum, und werft auf meine Bank voll Schnitzerei'n
All euren Kram, der mir das Holz zerkratzt;
Gern überlass' ich, furchtlos euren Händen,
O Wunder, meine Bilderbibel, die
Ihr bisher nur berührt mit heil'gem Schauer,
In der Gottvater trägt den Kaisermantel.

Die Verse, die auf meinem Tisch verstreut
Ihr seht, — verbrennt sie, wenn es Spaß euch macht,
Zu sehn, wie sie im Rauch aufgehn. Verbrennt,
Zerreißt sie, wie ihr wollt. — Ich wäre strenger,
Wär's bei dem wackern Dichter Mery, den
Das griechische Marseille, die edle Stadt,
Die blonde Tochter des Homer, zum Sohn
Virgils gemacht. Da sprach' ich: — „Kinder, rührt
Nur mit den Augen an die Verse, die
Zum Himmel morgen fliegen; die Papiere,
Sie sind das Nest, aus dem die Lieder flattern.
Kommt ihnen nicht zu nah, die Verse, neu
Geboren, noch im ersten Manuscript-
Gefangen, leiden unter euren Händen,
Grausam in aller Unschuld, ihr verletzt
Am Fuße sie, zerknittert ihre Flügel,
Und, ohne bösen Willen, thut ihr ihnen
So weh, wie kleine Kinder kleinen Vögeln!"

Allein was macht das meinen Versen? — Ihr
Seid meine ganze Poesie; mein Geist
Folgt eurer Phantasie. Ihr seid die Strahlen,

Womit ich oft mein düstres Lied erhelle.
Ihr Kinder, deren Leben lauter Hoffnung,
Ihr Kinder, deren Glück die süße Einfalt,
Noch kennt ihr nicht den Schmerz, ihr wisset nicht,
Welch süße Wärme, wenn durch unser Haupt
Gewandelt der Gedanke, euer Lächeln
Verbreitet über den Poeten, der
Hinbrütet düstren Sinns, des Schreibens müd:
Wie sehr er, wenn sein Kopf zerspringt, bedarf
Der Heiterkeit, die lacht auf eurer Stirne;
Wie süß es ihn berauscht, bezaubert, wenn
Der Kinder Jauchzen aus dem Nachbarhof,
Wo ihr auf einem Baum euch lustig macht,
In seinen düstern Klaggesang sich mengt.

So kommt denn wieder in mein Schattenreich,
Kommt, wenn ihr nicht mich traurig sehen wollt
In meiner Oede, finster gleich dem Fischer
Von Etretat, der müd des langen Winters,
Gestützt auf seinen Ellenbogen, gähnend
Durch's Fenster schaut zum grauen Regenhimmel.

April, 1837.

XIV.

Woran ich denke? — Fern der Heimath, wo
Ihr seid, an euch, ihr süße, kleine Köpfchen,
An euch, die Hoffnung meines reifen Sommers,
Die Zweige, deren Schatten jedes Jahr
An meiner Mauer wächst, ihr holden Seelen,
Dem Tage kaum geöffnet, ganz geblendet
Noch von den Strahlen eures Morgenroths.
Der beiden Kleinen denk' ich, welche weinen
Zumal und lachen, die auf grünem Rasen
Vorm Thor, zwei Blumen gleich, die zu einander
Sich neigend stoßen, spielend hold sich zanken.
Mit Vatersorge denk' ich träumend dann
Der beiden Aeltsten, welche weiter schon
Hinein ins Meer des Lebens vorgeschritten,
Die manchmal schon die Köpfe senken, der
Aus Neugier, jener sich Gedanken machend.

Allein und traurig, — unter den Matrosen,
Die lustig singen Abends auf dem Strand,
Zur Stunde, wo die Wellen sich wie Nüstern
Aufthun und schließen und den Hauch der Seeluft
Vermischen mit dem Wind des Himmels, wo
Man in der Luft geheimnißvolle Stimmen
Vernimmt, vom Land, vom Meere hergeweht, —
Denk' ich an euch, ihr Kinder, denk' an Haus

Und Hof, an unsern Tisch, um den ihr lacht,
Denk' an des Feuers Knistern, denk' an alle
Die zarten Sorgen, die so gern die Mutter
Euch weiht und euer guter Großpapa.
Und während mir zu Füßen, reich mit Segeln
Bedeckt, der glatte Ocean sich breitet,
Der Spiegel der Gestirne, und die Augen
Des Steuermanns vom unbegrenzten Meer
Zum unbegrenzten Himmel schweifen, denk'
Ich nur an euch, und sinne, zu ergründen
Die Tiefen meiner Liebe, die zu euch
Mich zieht, der Liebe, süß und so gewaltig,
Daß klein daneben scheint das große Meer.

Juli, 1836. Saint-Val.-en-C. Am Ufer des Meeres geschrieben.

XV.

Tentanda via est.

Erschrick nicht, Du besorgte, süße Mutter,
Du deren Güte überall im Haus
Brosamen streut, daß Du den Kleinen schon
So ernst, und so versunken siehst im Sinnen.
Wie auf dem Riff ein armer, weißer Vogel
Einsam den Ocean aus dunkler Tiefe
Zu seinem Fels aufsteigen sieht, so schaut
Er in des Lebens Dunkel schon hinaus,
Er sieht im Geist es nah und näher kommen.
O frommes Mutterherz, erschrick nicht, Du,
In deren wunderbarem Geist das Kind
Den Engel sieht, der Engel sieht das Kind.
O Mutter, komm und küsse froh und stolz
Den Kleinen mir auf seine große Stirne.
Es ist kein Wunderkind, kein weiser Meister
Im Flügelkleid, ein Träumer ist's. Nur um
So besser! Ja, ich sage Dir, sei stolz!
Die Schwester des Genie's ist die Betrachtung,
O Mutter, und das träumerische Kind,
Es wird als Mann zum Denker. Die Idee
Ist Alles, des Gedankens Feuer gibt

Den Himmel einem Milton und die Hölle
Dem Dante. Groß einst wird er sein. Es wartet
Sein eine schöne Zukunft, zweifle nicht,
Des räthselhaften Knaben, der von Allem
Den Namen wissen will, nach Allem fragt,
Nach einer Mauer, wie nach einem Menschen.
Wer weiß, ob er am Boden nicht zum Spiel
Den Riesenmeißel Michel Angelo's
Aufrafft und Schlachten kämpft mit dem Granit,
Und stolze Formen gibt dem blanken Marmor?
Ob er wie Bonaparte, wie Franz der Erste
Ein Spieler einst zum Schachbrett nimmt Europa?
Wer weiß, ob er mit vollen Segeln nicht
Ausfährt und seinem menschlich kurzen Blick
Anfügt den weiten Blick des Teleskops
Und den noch hellern Blick des Geistes, hoch
Im Himmel oder auf dem Meer, wie Herschel
Gestirn' entdeckt, und Welten, wie Kolumbus?

Wer weiß? Laß nur den kleinen Denker wachsen;
Selbst unsern Blick der Neugier sieht er nicht.
Vielleicht das arme, schwache Kind, es träumt,
Wie einst das Kind Virgil geträumt, von Kämpfen,
Die des Poeten harren, ringen will
Auch er und siegen, um auf neuem Pfade
Sich zu erhöhn, und, ein beschwingter Name,
Allzeit zu schweben auf der Menschen Lippen.

Juni, 1835.

XVI.

Die Liebe, Mädchen, ist ein Spiegel für die Frau'n
Zuerst, in dem kokett die Schönen sich beschau'n,
Ihr Tröster ist er, ihr Vertrauter;
Doch, wenn sie Euer Herz ganz eingenommen, fegt
Sie, wie die Tugend, aus das Böse, das ihr hegt,
Und macht die Seele rein und lauter;

Dann etwas tiefer steigt ihr nieder, weh, der Fuß
Glitscht aus... Ein Wirbel ist's, der euch verschlingen muß;
Eh ihr es ahnt, seid ihr gesunken.
Die Lieb' ist reizend, rein und sterblich. Traut ihr nicht.
Ach, manches Kind schon hat gespiegelt sein Gesicht,
Benetzt im Fluß, und ist ertrunken.

Februar, 1835.

XVII.

Nachdem ich im Dante gelesen.

Sein Leben malt der Dichter, wenn die Hölle
Er malt, in welcher Schatten und Gespenster
Sich jagen. Im geheimnißvollen Wald,
Fern den gebahnten Straßen tappt umher
Verirrt sein Fuß, umringt von Schreckensbildern.
Den Weg verlegen Ungeheuer ihm,
Es ist ein Wandern durch ein Labyrinth,
Auf Schlangenpfaden, die in weiten Bogen
Hinab ins Dunkel führen, in den Abgrund,
Wo die lebendge Hölle wogt und sprüht.
In Nacht verliert die Wendeltreppe sich,
Und eine Klage sitzt auf jeder Stufe,
Und durch die Stille hört man, kaum vernehmlich,
Das Zähneklappern; Visionen spucken,
Chimären dort und Träume. Augen gibt's
Durch Gram in bittre Quellen umgewandelt;
Verschlungne Liebespaare, mit dem Dolch
Im Herzen, brennend stets in düstrer Glut,
Vom Wirbelsturm dahingeweht; im Winkel
Der Hunger und die Rache, scheußliche
Geschwister, kauernd neben einem nackten,

Zerfressnen Schädel; dort das bleiche Elend,
Mit dem verkommnen Lächeln im Gesicht;
Der Stolz, der Ehrgeiz, der sich selbst verzehrt,
Die ekle Wollust, der gemeine Geiz —
Bleimäntel, die die Seele niederdrücken.
Dort sitzt die Furcht, die Feigheit, der Verrath,
Feil bieten Schlüssel sie und kosten Gift;
Und weiter unten noch, im tiefsten Schlund,
Der Haß, die grinsend wild verzerrte Larve...
Dies ist das Leben, ja, erhabner Dichter,
Sein düstrer Pfad, verrammelt und versperrt.
Doch auf dem schmalen Weg, damit auch das
Licht fehle, zeigst Du uns zur Rechten stets
Den Genius mit der ruhig freien Stirne
Und mit den leuchtend hellen Seheraugen,
Virgil, der heiter lächelt: „Gehn wir weiter!“

August, 1836.

XVIII.

Pensar, Dudar.

An Fräulein Luise B.

Wie ich Dir schon gesagt: die tiefste Wunde,
Die schwarze Wolke, die kein Wind zerstreut,
Die schwerste Last, der bitterste der Schmerzen,
Was unsre Stirne bleicht und legt in Falten,
Was über unsern Mauern eine Hölle
Läßt sprühn, es ist die herbe Angst, die uns
Umschnürt den Busen, die Beklemmung, die
Verwirrung, die dem Abgrund uns entgegen
Läßt taumeln, wenn das Schicksal eines Morgens,
Das uns in seinen Krallen hält, uns alle,
Uns unsrem Elend gegenüber stellt
Und uns ins Angesicht die rauhe Frage,
Die ernste, wirft: — „Was glaubst Du, arme Seele?"
Der Zweifel ist's, das Zittern und das Zagen,
Was Angesichts der Sphinx, die Welt man nennt,
Den Geist, erschrocken mehr noch als geblendet,
Erfaßt, daß er nicht „Nein" zu sagen wagt,
Und „Ja" nicht sagen kann. Das ist die Schwäche
Der ganzen Rasse, der wir angehören.
Was hat der Mensch gesichert? Was vergeht?
Was bleibt? Was ist Chimäre? Was ist wirklich?
Wann wird vom Himmel die Erklärung kommen?

Wie kommt's, daß stets auf unsrem Pfad wir über
Sophismen strauchelnd wanken? Daß wir, selber
Aus Nacht geschaffen, alle beben Nachts,
Zur Stunde, wo der Nebel langsam steigt
Hinan zum Herzen, wie zum Firmament?
Wie kommt's, daß düster selbst das Morgenroth
Und Räthsel birgt? Daß mancher Denker, weh,
Im Kinderherzen schwarze Klippen findet,
Und zweifelt an der Wiege, wie am Sarg?

Sieh, dieser Mann ist gut, gerecht, ein Weiser,
Die Galle färbt nicht gelb sein reines Antlitz.
Wenn todt sein Herz auch ist in mancher Faser,
Bedauern wird er Vieles, Nichts bereuen,
Die Feinde, die er hat, wenn je er ihrer
Gedenken muß, hat ihm ihr Haß verschafft,
Der seine nicht. Ein Weiser aus der Zeit
Des Marc Aurel ist's oder Adrian.

Arm ist er und er will es so. Ihm fallen
Vom greisen Haupt, um das kein Sturm mehr saust,
Nur weiße Haar' und freundliche Gedanken.
Für ihn sind all' aus Einem Mutterschooß,
Die Sterblichen, gekommen, und ein Bruder
Den Armen ist er und den Kleinen Vater.

Still, einfach lebt er, fern der lauten Stadt.
Das Land, wo jede Wunde heilt, das Land,
Wo Alles man verzeiht, der Tanz der Bauern
Zum Tambourin, ein altes griech'sches Buch,
In dem die alten Helden von Athen
Und Sparta auferstehn zum frischen Leben,

Die Kinder, die er unterwegs beschenkt,
Der Hund, mit dem er spricht und dessen Auge
Ihn wohl versteht, das Studium des Käfers,
Der sich im Moos verirrt, ein altes Weib,
Das Abends er nach Hause führt: — das sind
Die Strahlen, welche seinen Tag ihm weben.
Und jeden Tag, — denn einer fließt ihm wie
Der andre hin, — wenn heim die Sonne geht,
Geht er auch heim, von Allen angesprochen,
Die ihm begegnen, kehrt zu seiner Hütte,
Von Eichen überwölbt, die auf sein Dach
Im Winter ihre Blätter niederschütten.
Und wenn sein Tisch, der Ueberfluß nicht kennt,
Oft schmale Kost nur liefert, lächelt, ohne
Zu murren, er der greisen Köchin zu,
Die unter'm Druck der Jahre wankt und der
Es heut an Kraft nur fehlt, an Eifer nie.
Dann geht er in sein Kämmerchen, wo ihn
Der Schlaf erwartet. Und was thut er dort
Allein, der weise, der zufriedne Mann,
Er mit dem Herzen ohne Fehler, ohne
Begierd' und Gram? — Er denkt, er träumt er zweifelt...

Verhängnißvolles Dunkel! Schreckliches
Gesetz! Umnebelt Alles, wogend, schwankend!
Ach, und zumeist an Tagen, wo uns Alles
In Trümmer fällt, wo den verirrten Geist
Das Unglück faßt, und unser tolles Leben
Mit Schauern übergießt, wo uns die Laune
Des Schicksals neckt, und wo man Nichts mehr hat,
Als Ebb' und Flut, die regellos sich folgen,
Als ein zerrissnes Buch, als dunkle Nacht,

Gedanken, die im Abgrund sich verlieren,
Ein Herz, entblößt von jeder süßen Täuschung,
Ein Schiff, entmastet, leck, auf dem sich streiten
Die Leidenschaften, wüthende Matrosen,
Die sinnlos stampfen und sich balgen um
Den Weg, der einzuschlagen, wo verzweifelt
Man Eins nur denkt: wo ist ein Rettungsmittel,
Ein Compaß, eine Bucht, ein Anker, den
Man fassen könnt', ein Pharus, der uns leuchtet?
— Ha, welch' Entsetzen packt dann die Piloten,
Uns, die in letzten Nöthen nun bemerken,
Daß uns der Glaube fehlt, die Himmelsleuchte,
Die gegen alle Schrecken schützt, das Wort
Der Hoffnung, auf dem letzten Blatt geschrieben,
Zur Rettung für die Mannschaft die Schaluppe!

Wie kommt es nun, daß wir, die armen Thoren,
So stolz sind? — Sprecht, ihr Weisen, deren Seele
Stets heiter ist, wie auch die Loose fallen,
Im Ruhm bescheiden, mild für Hohn und Neid,
Ihr, deren Geist, gleichmüthig stets und rein,
Im ruhig klaren Aether der Vernunft
Hoch über uns in ernstem Glanze leuchtet,
Wie eine Sonne fern im Azurblau,
So fern, daß bis zu ihr das Rollen der
Unendlichkeit nicht dringt, in deren Strom
Verstreut vom Wind so viele müde Sterne
Und Welten schwimmen, im Zerfall begriffen: —
Was müßt ihr diesem Hochmuth gegenüber
Doch denken, der mit Blindheit ist gepaart?
Wie müßt ihr lächeln über unsern Ruhm!
Und, wie ein helles Feuer schwarzen Rauch

Erzeugt, so muß euch unser nicht'ger Stolz
Mitleid'ges Staunen in der Seel' erregen.

O habt Erbarmen, — Nachsicht und Erbarmen:
Wir hören Alles, und begreifen Nichts.
Der Glaubensmangel, sei es Wissen, sei's
Unwissenheit, sei's Dünkel oder Weisheit,
Mit welchem Namen unser Stolz sich nennen
Auch mag, — ist dies ein Fehler des Jahrhunderts?
Ein Uebel des Geschlechts der Menschen? Ist's
Vorübergehend? Ist's ein ew'ges Uebel?
Hat Gott vielleicht den Menschen so geschaffen,
Damit wir nach dem Himmel, der verborgen
Vor unsern Augen, unablässig trachten?
Wir haben nichts Gewisses, Brief und Siegel
Hat Gott dem Menschen über Nichts gegeben.
Und Denken ist nicht Glauben. Kaum zuweilen
Hört eine leise Stimme man, die spricht:
— „Traut nicht, vergänglich ist all euer Werk!
Was Menschen bauen, ist auf Sand gebaut.
Und was sie thun, bald wächst darüber Gras,
Der wüste Wind verweht, was sie errichten,
All die Asyle, wo die Seelen hin
Ihr flüchten wollt, der Ruhm, ein eitler Purpur,
Die Liebe, Glut, die sich verzehrt, der Ehrgeiz
Mit dem besternten, stolzen Mantel, der
Sein aufgeblähtes Banner allen Winden
Preis gibt, der Reichthum, auf der Garbe thronend,
Die Wissenschaft, von fern so groß und hehr,
Die Macht, die unterm Baldachin sich spreizt,
Die Wollust unter Blumen — Zelte sind
Das Alles nur. — Das Haus ist anderswo.

Geht weiter, sucht wo anders ewge Güter.
Nur Schatten gibt ein Zelt euch, Sterbliche!"
Du hörst die Stimme, sinnst darüber nach,
Und glaubst für Augenblicke minder dunkel
Zu sehn den Himmel, wie man durch den Nebel
Ein Ufer schaut, das weit sich scheint zu dehnen.

Ja, glauben, — doch an was? — Das nächtliche
Problem, wo keinen Grund das Senkblei findet, —
Mein Auge, nicht ganz ungeübt vielleicht,
Hat oft es schon durchforscht. Die großen Fragen,
Stets wechselnd, wie das Meer, Krystall zur Stunde,
Und Schlamm darnach, — ich habe sie durchwühlt,
Die Oberfläche, wie den Grund, und tauchend
Hab' ich ihn unermeßlich tief gefunden.

Zu Zeugen ruf' ich dich, o Abendwind,
O Morgenluft, zu Zeugen euch, ihr Sterne
Der Nacht, wie oft, im Dienste stets des strengen
Gedankens, ich allein versucht die Höhe
Hinanzusteigen, jenen festen Punkt
Im Raum zu finden, wo die weite Welt
Man überschaut, den Gletscher über'm Abgrund,
Das Vorgebirge, das das Meer beherrscht!
Wie oft hab' ich geträumt auf kahlen Gipfeln,
Indessen unter mir Gewässer, Städte,
Ruinen, Wälder in den Falten lagen
Der Hügel, und, Rauchpfannen gleich, die Berge
Dampf wirbelten, und fern der Ocean,
Die schwarzen Wogen breitend, hohe Bauten
Aus Felsenriffen thürmend, mit dem Chor
Der Stimmen der Natur zusammenrauschte.

Und zu den Wogen sprach ich: „Wogen, die
Ihr immer grollt!“ ... und zu den Burgen, fallend
In Trümmer: „Thürme, der Vergangenheit
Lebendge Zeugen, Schlösser, die der Zahn
Der Jahre mit hartnäckiger Gier benagt!“ ...
Ich sprach zur Nacht: „O Nacht, so reich an Sonnen!“ ...
Und zu den Strömen sprach ich, zu den Blumen,
Den purpurrothen Früchten, und zu all
Den namenlosen Formen, die der Tod
Zerschlägt, den Bergen, Wäldern und den Auen:
„Was wißt ihr?“ — Oft zur Stunde, wo der Wind
Der Nacht des Wandrers Schritt beschleunigt, sprach
Ich zu mir selber: — Die Natur, die große,
Die Schöpfung, welche den Geschöpfen dient,
Weiß Alles! Alles wäre klar für den,
Der sie verstände! — Wie ein Stummer, der
Ein wichtiges Geheimniß kennt und würgt
Am Wort des Räthsels, daß die Lippe schäumt,
So scheint's oft, daß sie Alles sagen möchte.
Doch Gott verbeut es ihr. Du horchst umsonst:
Geräusch nur auf Geräusch, kein klares Wort.
Das Lied, das her vom Erntefeld erschallt,
Das Tosen, das aus Städten steigt empor,
Des Donners Rollen und das schrille Sausen
Der Winde, das Geräusch der Woge, kommend
Und gehend, die aus aufgesperrtem Rachen
Heult und verstummt und wieder heult, — die Stimmen
Sind alle nur ein endlos dumpfes Stammeln.

Denn sprechen kann der Mensch allein und, ach,
Der Mensch weiß Nichts! O räthselhaftes Loos!
Was er hienieden forschen mag und sinnen,

Vor seinen Augen hüllt in finstre Wolken
Sich Alles, und die Seele, wenn im Sterben
Sie sinkt, sie geht ins Land der Räthsel ein.

So kommt's, daß Zion zu verwerfen, Rom
Zurückzuweisen, Schlüsse durch Verneinung
Sich nur zu bilden, — weil dies leichter ist, —
Der Brauch ist, dem die Menschen gerne folgen.
Nur wenig sind wir, — wenig glauben wir.
Gott wollt' es so, und so ist Alles gut;
Mehr Helle würd' uns nur die Augen blenden.
Mit Früchten überladen bricht der Ast.
Was würd' aus uns, wenn der lebendge Gott
Von seinem ew'gen Thron der Wahrheit Strom
In das Gefäß der menschlichen Vernunft
Ergöss'? — Ihn ganz zu fassen ist's zu klein.
Ein Tropfen ist genug für jede Seele,
Vermischt mit Irrthum noch dazu. Ein dunkles
Etwas hat jeder Mensch in sich, das wider
Den Glauben sich empört. — O Gott! O Tod!
Zwei Worte! Zwei Abgründe, die sie bergen!
Die stärksten Herzen faßt ein Schauer, wagen
Sie sich hinaus auf diese hohe See.
Man setzt darüber nicht in Einem Flug.
Der Vögel gibt's nicht Viele, die im Flug,
Ohn' auszuruhn, den Ocean durchkreuzen.
Kein Gläub'ger ist so rein, so treu, daß er
Nicht manchmal ungewiß erbebt' und schwankte.
Denn welches Herz ist ohne Furcht und Schwäche?
Drum laßt in Demuth unsern Pfad uns wandeln.
Sein Schatten folgt dem Leib, dem Geist der Zweifel.

September, 1835.

XIX.

Halt ein, o Muse mit dem Saitenspiel
Von Erz, o Muse des Gesetzes, Muse
Des starken Rechts, von deren Lippen Worte,
Gestählt im Feuer, strömen, Funken, die
Aus deiner Seele springen, — Muse, sprich
Nicht weiter, laß sie gehn, wohin sie wollen!
Gedulde dich, bis deine Stunde kommt,
Und als bescheidne Jungfrau schaue ruhig
Und schweigend zu dem Schauspiel. Kaum enthülle
Den heil'gen Zorn, der dir im Herzen grollt,
Die aufgeworfne Lippe. Heutzutage,
Wo Jeder breit sich macht, wie Regenwasser,
Befruchtend oder nässend bloß, wo man
Nichts Andres sieht, als Ohnmacht, Wuth und Schwäche,
Unnütze Lasten, die man in den Kopf
Sich setzt zu wälzen, neue Simson, die
Einreißend unter Trümmern sich begraben.
Der ist der Stärkste, der die Kraft bezähmt:
Oft zeigt der Ocean kaum eine Falte.
Drum bis zum Tage der Entscheidung — näher
Schon ist er, als man glaubt — vergeude nicht
Die Kraft. Sie wächst, indem du sie begrenzst.
Steh aufrecht unter Allen hoch erhaben

Der strengen Göttin gleich, die sich im Strafen
Nicht übereilt, und ihre Kraft gesammelt
Wie einen heil'gen Schatz bewahrt, die lange
Schon könnte, wenn sie wollt', und nur nicht will.

Du geh' inzwischen deines Wegs! Betrachte
Den Himmel und die Welt. Und Alle, die
Unreinen Werken fröhnen, feile Seelen,
Durch einen Sack mit Gold geblendet, Lügner
Auf offnem Markt, die stets die Sprache wechseln,
Verworfne Heuchler, Schlechtigkeit im Herzen,
Von Außen übergoldet mit erlognen
Verdiensten, Groß' und Kleine mit dem Brandmal
Auf niedrer Stirn, der Bastard, neidisch, frech
Und kriechend, jener knechtische Tribun,
Der feiger als ein Weib und seine Stimme
Feil bietet auf der Gasse, der für Geld
Stets dem Gesetz ins Antlitz schlägt, Complotte
Dem Volk empfiehlt und die Censur dem König,
Der falsche Freund, geschäftig, Haß zu säen,
Und die Wahnsinnigen, die Tag und Nacht
In lärmend wüsten Orgien sich wälzen, —
Sie alle mögen dich in ihrer Mitte
Ernst, ruhig gehen sehn, die Häupter grüßend,
Die du verehrst, zwar stumm, doch strengen Blicks.

Dein Feuerauge soll der Herzen Tiefen
Durchforschen. Wenn das Volk sich fragt: — „Auf wen
In der verblüfften Menge wird der Blitz
In seinem Auge grollend niederzucken?" —
Dann mag sich Jeder, seines Thuns mit Grauen
Gedenkend, sagen: — „Weh, vielleicht auf mich!"

Indessen bleibe ruhig Du und heiter.
Laß deines Kleides Saum in ihrem Schlamm
Sich nie beflecken, zittern sollen alle
Elenden, wenn den Löwen deines Zorns,
Die grimme Klau' auf der besternten Leier,
Sie dir zu Füßen mit dem Maulkorb sehn.

September, 1836.

Ende der innern Stimmen.



Strahlen und Schatten.

Ein Dichter hat das verlorne Paradies geschrieben, ein andrer die Finsterniß.

Zwischen dem Eden und der Finsterniß liegt die Welt; zwischen dem Anfang und dem Ende das Leben; zwischen dem ersten Menschen und dem letzten der Mensch.

Das menschliche Dasein bewegt sich in zwei Formen: in der Gesellschaft und in der Natur. Gott legt die Leidenschaft in den Menschen; die Gesellschaft die Thätigkeit, die Natur den Hang zum Träumen.

Aus der Leidenschaft in Verbindung mit der Thätigkeit, das heißt, aus dem Leben in der Gegenwart und aus der Geschichte in der Vergangenheit entsteht das Drama. Aus der Leidenschaft in Verbindung mit der Träumerei entsteht die eigentliche Poesie.

Wenn die malerische Darstellung der Vergangenheit bis zu den Einzelnheiten der Wissenschaft herabsteigt, die Darstellung des Lebens bis zu den Feinheiten der Analyse, dann wird das Drama Roman. Der Roman ist nichts Anderes, als das Drama in seiner Entwicklung außerhalb der Verhältnisse des Theaters, ein bald durch den Gedanken, bald durch das Gefühl erweitertes Drama.

Uebrigens hat die eigentliche Poesie dramatische Elemente, und das Drama poetische. Drama und Poesie durchdringen sich, wie alle Fähigkeiten im Menschen, wie alle Strahlen im Universum. Die Thätigkeit, die Handlung hat träumerische

Momente. Macbeth sagt: „Der Hammer singt auf dem Thurm.“ Der Cid sagt: „Diese blasse Klarheit, die von den Sternen fällt.“ Scapin sagt: „Der Himmel hat sich heut Abend als Hanswurst verkleidet.“ Niemand entzieht sich in dieser Welt dem blauen Himmel, den grünen Bäumen, der düstern Nacht, dem Rauschen des Windes, dem Gesang der Vögel. Kein Geschöpf kann sich von der Schöpfung trennen.

Andrerseits hat auch das Träumen wieder Minuten der Handlung. Die Idylle an Gallus ist pathetisch wie ein fünfter Akt; das vierte Buch der Aeneide ist eine Tragödie; es gibt eine Ode von Horaz, aus der eine Molière'sche Komödie entstanden ist. „Donec gratus eram tibi“ ist der „Dépit amoureux.“

Alles hängt zusammen, Alles vervollständigt, Alles paart und befruchtet sich durch Paarung. Die Gesellschaft bewegt sich in der Natur, die Natur faßt die Gesellschaft ein.

Eines der beiden Augen des Dichters gehört der Menschheit, das andere der Natur. Das Eine der beiden Augen nennt sich: Beobachtung, das andere: Einbildungskraft.

Aus diesem doppelten, immer auf sein doppeltes Objekt gehefteten Blick entsteht im Hirn des Dichters jene Inspiration, die Eins und doch mannigfaltig, einfach und doch zusammengesetzt ist, — das, was man Genie nennt.

Beeilen wir uns jetzt schon zu erklären, daß bei Allem, was man hier eben gelesen hat, wie bei Allem, was man noch lesen wird, der Verfasser dieser Sammlung — und das sollte sich eigentlich von selbst verstehen — eben so weit entfernt ist, an sich selbst zu denken, wie an Einen seiner Leser. Der schlichte, ernste Künstler muß das Recht haben, das Wesen der Kunst zu erläutern, bloßen Haupts und mit gesenktem Auge. So dunkel und unzulänglich auch diese Betrachtung, die sein Leben ist, sein mag, man kann sie ihm, Angesichts der reinen

und ewigen Bedingungen des Ruhms, nicht versagen. Der Mensch lebt, der Künstler strebt. Und dann, wo ist der arme Hirte, der, berauscht von Blumen und von Sternen geblendet, nicht einmal wenigstens in seinem Leben, mit den nackten Füßen in dem Bach, aus dem seine Schafe trinken, ausgerufen hätte: — Ich möchte Kaiser sein!

Doch weiter.

Unsterbliche Werke sind in unsern Tagen geschaffen worden durch große, edle Dichter, die sich persönlich und unmittelbar bei den alltäglichen Bewegungen des politischen Lebens betheiligt hatten. Unsres Dafürhaltens jedoch könnte ein ächter Dichter, den der Zufall oder sein Wille wenigstens für die Zeit, wo es ihm vonnöthen ist, auf die Seite gesetzt, und während dieser Zeit vor der unmittelbaren Berührung mit den Regierungen und den Parteien bewahrt hätte, ebenfalls ein großes Werk hervorbringen.

Keine Verpflichtung, keine Fessel. Die Freiheit wäre das Element seiner Ideen, wie seiner Handlungen. Er wäre frei in seinem Wohlwollen für Die, welche arbeiten, in seinem Abscheu gegen Die, welche schaden, in seiner Liebe zu Denen, welche Nutzen stiften, in seinem Mitleid für Die, welche leiden. Es stünde ihm frei, allen Lügen, von welcher Seite oder Partei sie kämen, den Weg zu versperren; frei, Vorspanndienste zu leisten den Prinzipien, die mit den Interessen tief verflochten sind; frei, jeder Art von Elend sich zuzuwenden; frei, vor jeder Aufopferung zu knien. Kein Haß gegen den König läge in seiner Liebe zum Volk; keine Beleidigung für die herrschenden Dynastien in seinen Trostworten für die gefallenen; kein Schimpf gegen die gestorbenen Geschlechter in seiner Sympathie für die Könige der Zukunft. Er würde in der Natur leben, in der Gesellschaft wohnen. Seiner Eingebung folgend, ohne andern Zweck, als um zu denken und zum Denken zu

erregen, mit einem Herzen voll zum Ueberströmen, mit einem Blick, der Frieden strahlt, würde er, je zu seiner Zeit, als Freund den Frühling sehen auf der Wiese, den Fürsten im Louvre, den Geächteten im Gefängniß. Würde er da und dort eine Satzung in den Gesetzbüchern der Menschen tadeln, so würde man wissen, daß er Tag und Nacht die ewigen Dinge und den Text der göttlichen Gesetze studirt. Nichts würde ihn in seiner tiefen, strengen Beschauung stören, nicht das lärmende Vorüberrauschen der politischen Ereignisse: denn er würde sie sich assimiliren und ihrer Bedeutung nach in sein Werk einfließen lassen; nicht die zufällige Nachbarschaft eines großen Privat-Leidens: denn die Gewohnheit des Denkens gibt die Fähigkeit zu trösten; nicht einmal die innere Bewegung in Folge eigener, persönlicher Leiden: denn durch das, was in unsrem Innern reißt, hindurch schauen wir Gott; und, wenn er sich ausgeweint hätte, würde er denken.

In seinen Dramen, seinen Versen, wie seiner Prosa, in seinen Stücken, wie in seinen Romanen würde er Geschichte geben und Erfindung, das Leben der Völker und das Leben der Individuen, die erhabnen Lehren königlicher Verbrechen, wie in der neuesten Tragödie, die nützliche Darstellung der Laster des Volks, wie in der alten Komödie. Schmähliche Ausnahmen absichtlich verhüllend, würde er, indem er das Alter immer groß erscheinen ließe, zur Ehrfurcht für das Alter begeistern; zum Mitleid für das Weib, indem er das Weib immer in seiner Schwäche zeigte; zum Cultus der natürlichen Gefühle, indem er nachwiese, daß zu allen Zeiten und in allen Fällen etwas Heiliges, Göttliches, Tugendhaftes in den beiden großen Empfindungen liegt, auf denen die Welt seit Adam und Eva beruht, der Vaterliebe und der Mutterliebe. Kurz, er würde überall die Würde der menschlichen Natur hervorheben, indem er nachwiese, daß Gott ins Innerste jedes Menschen, so

verzweifelt und verdorben er auch sei, einen Funken gelegt hat, den ein Hauch von Oben immer wieder beleben kann, den die Asche nicht verdeckt, den der Koth selbst nicht auslöscht, — die Seele.

In seinen Dichtungen würde er Rathschläge für die Gegenwart niederlegen, traumhafte Schilderungen der Zukunft; den bald blendenden, bald niederschlagenden Reflex der gleichzeitigen Ereignisse; die Pantheons, die Gräber, die Ruinen, die Erinnerungen; Mitleid für die Armen, zarte Theilnahme für die Unglücklichen; die Jahreszeiten, die Sonne, die Fluren, das Meer, die Berge; die flüchtigen Blicke in das Heiligthum der Seele, wo man, wie durch die halboffne Thüre einer Kapelle, auf einem geheimnißvollen Altar alle die schönen goldnen Gefäße sieht: den Glauben, die Hoffnung, die Poesie, die Liebe; kurz, das tiefsinnige Gemälde des Ich, — vielleicht das umfassendste, allgemeinste, universellste Werk, das ein Denker ausarbeiten könnte.

Wie alle Dichter, die denken und deren Geist beständig über dem Universum brütet, würde er durch alle seine Schöpfungen, Gedichte oder Dramen, die Herrlichkeit der Schöpfung Gottes durchleuchten lassen. In seinen Tragödien würde man die Vögel singen hören; in seinen Landschaftsbildern sähe man den Menschen leiden. Dem Anschein nach wäre Nichts verschiedenartiger, als diese Dichtungen; und doch im Grunde Nichts einheitlicher und zusammenhängender. Sein Werk, in seiner Synthese genommen, würde der Erde gleichen: Erzeugnisse jeder Gattung, aber Eine Uridee in allen Conceptionen, Blumen jeder Art, aber Ein Saft in allen Wurzeln.

Er würde den Cultus des Gewissens üben, wie Juvenal, der Tag und Nacht „einen Zeugen in sich selbst" fühlte, nocte dieque suum gestare in pectore testem; den Cultus des Gedankens, wie Dante, der die Verdammten Diejenigen nennt,

„die nicht mehr denken," le gente dolorose ch' anno perdutto il ben del intelletto; den Cultus der Natur, wie der heilige Augustin, der ohne Furcht als Pantheist verschrieen zu werden, den Himmel „eine intelligente Kreatur" nennt: Coelum coeli creatura est aliqua intellectualis.

Und was so im Zusammenhang seines Werks mit allen seinen Dramen, allen seinen Gedichten, allen seinen vereinzelten Gedanken dieser Dichter, dieser Philosoph, dieses Genie schüfe, es wäre — sprechen wir es hier aus — die große geheimnißvolle Epopee, von der wir Alle einen Gesang in uns selbst tragen, dessen Prolog Milton, dessen Epilog Byron geschrieben hat: das Gedicht vom Menschen.

Dieses imposante Leben des civilisirenden Künstlers, diese ungeheure Arbeit der Philosophie und der Harmonie, dieses Ideal einer Dichtung und eines Dichters, sich als Ziel seines Ehrgeizes, als Zweck, als Anfang und als Ende zu setzen, dazu hat jeder Denker das Recht. Der Verfasser hat es schon anderwärts und mehr als einmal gesagt: er ist Einer von Denen, welche mit Ausdauer, Gewissenhaftigkeit und Treue streben. Mehr nicht. Er läßt das, was man seine Inspiration nennen mag, nicht aufs gut Glück gehen. Unablässig wendet er sich dem Menschen, der Natur oder Gott zu. Mit jedem neuen Werk, das er zu Tage fördert, lüftet er eine Ecke des Schleiers, der seinen Gedanken verbirgt; und aufmerksame Geister bemerken vielleicht jetzt schon eine gewisse Einheit in dieser Sammlung von Werken, die auf den ersten Anblick vereinzelt und auseinandergehend erscheinen.

Der Verfasser glaubt, daß jeder wahre Dichter, unabhängig von den Gedanken, die ihm aus seiner eigenen Organisation, und von den Gedanken, die ihm aus der ewigen Wahrheit kommen, die Summe der Ideen seiner Zeit in sich tragen müsse.

Ueber die Gedichte, die er heute veröffentlicht, hat er nur wenig zu sagen. Was er wünscht, daß sie sein möchten, ist im Vorstehenden angedeutet; was sie sind, wird der Leser würdigen.

Man wird in diesen Gedichten fast bis auf gewisse Nüancen dieselbe Anschauung der Dinge und der Menschen finden, wie in den unmittelbar vorangegangenen, die der zweiten Periode der geistigen Entwicklung des Verfassers angehören, und die, die erste Sammlung im Jahre 1831, die zweite im Jahre 1835 und die letzte im Jahre 1837 veröffentlicht worden sind. Dieses Buch ist die Fortsetzung derselben. Nur ist in den Strahlen und Schatten der Horizont vielleicht ein weiterer, der Himmel blauer, die Ruhe tiefer.

Mehrere dieser Gedichte werden dem Leser zeigen, daß der Verfasser seiner Mission nicht untreu geworden ist, die er sich selbst im Vorspiel zu den Innern Stimmen zugeschrieben hat:

„Der Dichter richtet, Stein um Stein zusammenfugend
An dem Gesellschaftsbau, der wankt bei jedem Wind,
Zwei Säulen wieder auf der alten Sitt' und Tugend,
Die Ehrfurcht vor dem Greis, die Liebe zu dem Kind."

Ueber Fragen des Styls und der Form wird er kein Wort verlieren. Wer lesen will, was er schreibt, weiß schon längst, daß, wenn er auch manchmal in gewissen Fällen die Unbestimmtheit und das Helldunkel im Gedanken zuläßt, er dies doch im Ausdruck seltener thut. Ohne die große Poesie des Nordens, die in Frankreich selbst durch bewundernswürdige Dichter vertreten ist, zu verkennen, hat er immer eine lebhafte Neigung für die präcise, südliche Form gehabt. Er liebt die Sonne. Die Bibel ist sein Buch. Virgil und Dante sind seine göttlichen Meister. Seine ganze Kindheit war nur ein langer, mit exakten Studien vermischter Dichtertraum. Diese Kindheit hat seinen Geist zu dem gemacht, was er ist. Das Exakte und das Poetische ist übrigens nicht unverträglich. Die

Zahl ist in der Kunst wie in der Wissenschaft. Die Algebra ist in der Astronomie und die Astronomie grenzt an die Poesie; die Algebra ist in der Musik und die Musik grenzt an die Poesie.

Der Menschengeist hat drei Schlüssel, die Alles öffnen: die Zahl, den Buchstaben, die Note.

Wissen, Denken, Träumen, — darin liegt Alles.

1. Mai, 1840.

Strahlen und Schatten.

I.

Dichterberuf.

1.

Warum im Volksgewühl, o Dichter,
Lebst Du, umschwärmt und doch allein?
Was ist das Chaos ohne Lichter
Für Dich, der Hader der Partei'n?
In dieser schnöden Atmosphäre
Welkt Deine Poesie, die hehre,
Entweihung ist ihr sichres Loos;
Dein Herz, in dem Gedräng der Massen,
Gleicht Rasenplätzen in den Gassen,
Zerstampft vom Wandrer schonungslos.

Hörst Du in dumpfen Metropolen
Den Lärm, bald tobend, bald gedämpft,
Wo feindlich, offen und verstohlen,
Sich König stets und Volk bekämpft?
Wozu Dein Ohr zerreißen lassen?
Laß sich befehden, die sich hassen,

O Dichter, — der am Himmel schwebt,
Ihm bleibe treu, dem lichten Sterne,
Dem großen Haufen bleibe ferne,
Der vom verworrnen Lärm nur lebt.

Laß klingen nur im Heiligthume
Dein Lied des Friedens, reiner Geist!
Blüh' in der Wüste, heilge Blume,
Wo Dich der Thau des Himmels speist,
Dien' im Verborgnen Deinem Gotte,
Leb' einsam in verschwiegner Grotte,
Nur in der tiefsten Stille spricht
Des Himmels Laut zu Deinem Ohre.
O Dichter, wandle durch die Thore
Der Nacht, und schau'n wirst Du das Licht.

Im Wald, am Meere, magst Du singen!
Und Dein begeisterter Gesang
Soll in das Lied der Vögel klingen
Und in der Wellen ernsten Klang.
Nur in der Einsamkeit erscheinen,
Nicht im Gewühl, mag Gott den Seinen.
Klein ist der Mensch und aufgebläht.
Im Felde fühlt der Geist sich freier:
Denn die Natur ist Gottes Leier,
Und Gottes Plektron der Poet.

Bleib Du am häuslich stillen Feuer;
Schau in dem Reich ein Schiff, das tracht,
Irr, ohne Compaß, ohne Steuer
In stürmischer Dezembernacht
Umhergeworfen auf den Wogen;

Der Fischer hört zurückgezogen
In meerumwogter Hütte, fast
Entschlafen, es im Dunkeln schweifen,
Das Schiff, um das die Winde pfeifen,
Und peitschen den zerbrochnen Mast.

2.

Ach, sprach der Dichter drauf, vor Allen
Ist Wald und Meer mir lieb und traut.
Und meine schönsten Lieder hallen
Nur wieder ihrer Stimmen Laut.
Haß kennt die Schöpfung nicht, nur Frieden
Und Ruh ist der Natur beschieden;
Und Sonn' und Rose, Wies' und Quell
Sind da, uns Gutes zu erzeigen.
Im großen, heitern Wesenreigen
Geht auf mein Herz und leuchtet hell.

Nie werd' ich dir, Natur, entsagen,
Dich lieb' ich innig; doch ein Mann
In unsern wechselvollen Tagen
Nicht sich gehört er, Allen an.
Gedanken sind gewaltge Kräfte,
Gott gab dem Baumstamm seine Säfte,
Dem Vogel wies den Busch er an,
Den Bach dem Wiesengrund im Thale,
Dem durst'gen Mund die volle Schaale,
Den Geistern einen weisen Mann.

Ein Jeder trägt des Andern Schwäche,
Er dient: so will es das Geschick.
Weh dem, der zu den Brüdern spräche:

Zur Wüste wend' ich mich zurück.
Weh dem, der weg sich sucht zu stehlen,
Wenn das erregte Volk zu quälen
Der Uebermuth der Großen sucht;
Den Weisen weh, die sich entmannen,
Die Lieder trillernd gehn von dannen,
Schmach über solche feige Flucht!

In unsern Tagen, arg verschrieen,
Sucht der Poet den Rettungsstern.
Er ist der Mann der Utopien,
Sein Fuß ist hier, sein Auge fern.
Er ist's, der jederzeit den alten
Propheten gleich es hat gehalten,
Der, wie der Sturm um ihn auch braust,
Mag man ihn tadeln oder loben,
Der Zukunft Fackel hoch erhoben
Und flammend schwingt in kühner Faust.

Er schaut, die Völker sind geblendet,
Und seine Träume, liebevoll,
Sind Strahlen, die der Tag ihm sendet,
Der sonnige, der kommen soll.
Man spottet sein. Er denkt, der Weise,
Und spricht manch gutes Wort, das leise
An sinnig stille Seelen schlägt.
Ihn jammern, die sich dran nicht kehren;
Laut spottet Mancher seiner Lehren,
Der sie im Stillen ernst erwägt...

April, 1839.

II.

Der siebente August Achtzehnhundertneunundzwanzig.

Es war der siebente August, — o weh! —
Der erste Tag von ihrem letzten Jahr.

Zwei Männer gingen, ganz allein, im Schloß
Des Königs mit einander, sich zuweilen
Berührend mit dem Arm, und plauderten.
Tief ins Gedächtniß hat sich's mir geschrieben.
Der Erste sah ermattet, finster aus,
Als lastete auf seiner Stirn ein Plan,
Erdrückend schwer für ein so schwaches Haupt.
Auf grüner Uniform mit Purpurschnüren
Trug Epauletten er mit einer Krone,
Der Orden und das Vließ auf seiner Brust
Am breiten, schillernd blauen Bande glänzten
Zwei lichten Sternen gleich von Gold und Silber.
Ein König war's, ein Greis mit grauem Haupt,
Gebeugt vom Druck des Alters und der Krone.
Ein junger Mann der Andre, fremd den Höfen,
Ein Dichter, — ein Geschöpf, das wenig gilt.
Sie sprachen ohne Zeugen, rückhaltslos
In einem großen, öden Kabinet,
Einfach, doch majestätisch. An den Wänden
Läßt Spuren wohl zurück des Menschen Thun.
Einst schwebten, o entschwundne Herrlichkeit,

Gewaltge Thaten unter dieser Decke
Vorüber und gewaltige Entwürfe.
Hier, auf dem Rücken die gekreuzten Hände,
Mit Heldenschritten das Gemach erschütternd,
Ging oft der Kaiser, als er Herr noch war,
Nachdenkend von der Thüre hin zum Fenster.

Zur Seit' ein Tisch, ein sammtner Lehnstuhl spiegelt'
In dem Parkett die schweren, goldnen Füße.
Durch eine Glasthür' in der Ferne sah
Man viele prunkend reiche Schränke, Vasen
Von Japan, Urnen, emaillirt, von Thon,
Kronleuchter, golden, weit die Arme breitend;
Ein rother Saal mit Spiegeln von Venedig,
Voll griech'scher Erzfiguren, göttlich schön,
Strahlt' endlos in krystallnem Widerschein.
Und, einem erzgegossnen Standbild gleich,
In stolzer Haltung sah man in der Ecke
Behelmt die Wache, glänzend silberblau.

Wovon der Dichter, fragt ihr, und der greise,
Gebeugte König sprach?

Von einem armen,
Gefallnen Engel, dem der Hauch der Liebe
Geheilt das kranke Herz, von Marion,
Die rein, wie Magdalena, sich gewaschen.
Sie hinkte jämmerlich, weil in den Fuß
Gebissen sie die Schlange der Censur.

Der Dichter wollte den dreizehnten Ludwig
Vorführen eines Abends, jenen König,
Der eines Priesters Sklave war, — ein ganzes
Jahrhundert, Henker, Narren und Marquis'.

Er wünschte, daß die Menge käm' und schaute,
Wie bei des Drama's nächtlich düstrer Glut
Vor nassen Augen je und je der Schatten
Des bleichen Kardinals vorüberschwebt.
Kopfschüttelnd sprach der Greis: — Wozu enthüllen
Des armen, unglückſel'gen Königs Blößen?
Wozu in ihrem Grab die Todten stören?
Wo will's hinaus? Weiß man, wohin man rennt?
Droht nicht der Einsturz rings, wohin man schaut?
Läuft Alles nicht maßloser Freiheit zu?
Thut's denn nicht Noth, nach fünfzehn Probejahren,
Die Dämme neu zu bau'n, den Strom zu zügeln?
Ein Fürst kann wieder nehmen, was er gab.
Und das Theater, — jetzt, wo untergraben
Der Thron ist, muß man seine kühnen Flammen
Mit beiden Händen zu ersticken suchen.
Das Publikum, es ist das Volk, und Funken
Kann die Komödie werfen, die im Dunkel
Den Brand der Revolution entzünden. —
Dann meint' er, die Geschichte lüge, — wie
Dem immer sei, dem jungen Träumer macht'
Er streitig seinen königlichen Ahn.
Sonst war er gütig gegen ihn, voll Huld,
Und frug den Dichter nach den eignen Ahnen.

Dem König gebend, was des Königs ist,
Verfocht der Dichter muthig, fest die Sache
Der Freiheit und der Kunst, für die er glühte,
Indeß voll Achtung für den edlen Greis.
Er sprach: — Die Zeit, wo Alles wankt, ist ernst.
Frei wandeln, stolz und ruhig will die Kunst.
Die todten Könige gehören ihr,

Man gönn' ihr diese Beute. Feindlich ist
Sie nicht. Wozu sie reizen und der finstern
Gewalt sie überliefern, sie, die Blitz
Und Donner hält in ihrer starken Hand, —
Der Hand, die, plötzlich aufgethan, zum Staunen
Frankreichs, dem Louvre zum Entsetzen, — nur
Zu spät erwachen würd' es leider! — Blitze
Ausschütten würd' in rothen Feuerströmen.
Oh, die Tyrannen in der Tiefe schaden
Dem König viel, der in der Höhe thront.
Das Volk ist stets bereit, beim Wort die Muse
Zu nehmen, wenn entrüstet, selbst beim Namen
Des Königs, sich des Künstlers Stirne runzelt.
— Sire, kann man auf Baufälliges sich stützen?
Ein schlechtes, morsches Dach ist die Censur,
Das jeden Augenblick den Leuten, die
Es schirmen soll, kann auf die Köpfe fallen.
Ein unvorsicht'ger Hauch, statt auszublasen,
Facht an die Funken nur zu wildem Feuer,
Die Kunst, die leuchtet, wird zur Kunst, die flammt.
Warum nach königlichem Glanz nur trachtet
Man doch bei einem Volk, loyal, doch spöttisch,
Statt nach den großen Bildern, die ihm bot
Der große Ludwig, jene Königssonne,
Von der beschienen reich die Lilien blühten,
Der eine Welt mit seinem Scepter hielt
Im Gleichgewicht, und glücklich Racine machte,
Und Molière in Freiheit dichten ließ?
Gott, welch' ein Schauspiel, die Censorenhorde,
Bewaffnet, leise flüsternd, eine Bande
Gemeiner Jäger, liegend auf dem Bauch,
Und sklavisch lauernd auf den Augenblick,

Wo zur Geschichte, wie in seine Höhle
Der stolze Leu, zurück das Drama kehrt! —

Und als er den erstaunten Greis zu ihm
Sich mild, mit tiefer noch gesenkter Stirn
Sich wenden sah, verfolgt' er kühner seine
Unruhigen Gedanken, und, das Drama
Bei Seite lassend und den Dichter, spürt'
Er eifrig einem schwarzen Plane nach,
Der in der Seele dieses finstern Königs
Im tiefsten Grund er eben hatt' erspäht.
Wär's möglich? Könnt' er solche Träume nähren?
Das Recht des Volks zertrümmern? Wie sein Spielzeug
Man einem Kinde nimmt, das unwirsch murrt?
Ihm Alles nehmen, Freiheit, Licht und Luft?
Er will's nicht! Klug ist und gerecht der König!

Nach Worten, passend für ein Königsohr,
Dann sucht' er, und von den gewalt'gen Wogen
Der Zeiten sprach er: daß nicht kühne Brücken,
Nicht Dämme, nicht Kanäle, Nichts, daß Gott
Allein im Stand zu bändigen ein Volk,
Das sich erhebt, den Ocean, der steigt.
Oft scheitern müsse selbst das stärkste Schiff,
Wenn es den Wogen und den Winden trotze;
Und wider sich in diesem tollen Kampf
Als Klippen, um daran zu scheitern, habe
Man sein Jahrhundert, und den Geist, die Sitte
Der Zeit, die man bekämpft, — den Hafen selbst,
In den das Schiff sich hätte flüchten können.
Er wagt' es, sein Entsetzen auszusprechen.
Sohn einer Tochter der Vendée, der Liebe
Nicht mehr, doch keinen Haß im Herzen trägt,

Bat er, man mög' ihm einen Augenblick
Nur Glauben schenken, ihm, der ernst und treu
Am Alten hänge, dessen Pietät
Festwurzelnd wie der Epheu, ach, sich hefte,
So an Ruinen, wie an Könige.
Das Schicksal spielt oft grausam mit den Menschen.
Die Kön'ge sollen ruhig überlegen
In diesen stürmischen Tagen, wo, ein Meer,
Das steigt, der Zeitgeist, eine dunkle Wolke,
Am Horizont empörte Worte murmelt.
Warum heraus die kommenden Geschlechter
Schon fordern, eh' sie da, und auf sie stacheln?
Für flücht'ge Blicke war der Himmel Frankreichs
Noch heiter. Doch, wenn auch ein Wölkchen kaum
Ihn trübte, wenn sein Azurblau auch rein
Erschien, und nicht ein Hauch die Luft bewegte,
Er sah, der Träumer, grelle Blitze zucken! —

Der zehnte Karl sprach lächelnd: — „O Poet!“

Am Abend Fest und strahlende Beleuchtung!
Von Prinzen wimmelnd, Kriegern und Lakai'n,
Schien mir Saint-Cloud, das grüne, mit dem stolzen
Palast, und seinen Marmorbildern, die
Die Seine spiegelnd mitzunehmen drohte,
Mit Liebe seinen Baumkranz zu umfassen.
Der Bogen des Triumphs mit ehernen
Victorien, und das Louvre, heiter glänzend
In tausend Lilien, schienen aus der Mitte
Der fernen Hauptstadt Antwort auszustrahlen.
Und über all der königlichen Pracht
Lag stiller Frieden, feierliche Ruhe,
Und eine Größe, die unsterblich schien. —

* * *

O Holyrood, umweht von dumpfen Schicksalsschauern,
O Holyrood, wie grau, wie finster deine Mauern,
Verwitterte Abtei!
Du, Kloster, Schloß und Grab! Es birgt in deinem Schooße
Gott, Tod und König sich, drei Majestäten, große
Mysterien alle drei.

O kronenloses Schloß, o Thal der Strafgerichte!
Hier flüstert uns ins Ohr die Luft und die Geschichte
Zwei Worte, — unsern Stolz verwarnend klingt ihr Ton;
Zwei Laute, grollend, ernst, auf die wir bebend lauschen:
Der Meerestiefe dumpfes Rauschen,
Und der entfernte Lärm der Revolution.

O Einsamkeit, wo man oft sieht auf grünen Rasen
Die Rehe weiden, die am Rain herunter grasen,
Von Eichen überdeckt;
Die lauernd stehn im Wind, da, wo der Wald sich lichtet,
Und ängstlich spähn umher, verstört, halb aufgerichtet,
Die Ohren hoch gereckt.

Du stolze Kirche mit den gothischen Bogen, beten
Oft sahst du Könige, der Väter Grab betreten
Und knie'n, wo unter'm Stein der Ahnen Leiber ruhn,
Du Pforte, die, im Arm die Hellebarde, Riesen
Und Bogenschützen einst bewacht, die Blitze schießen, —
Mit rost'gem Schlüssel schließt ein alter Hirt dich nun!

Du Wiesengrund, wo einst die Krieger, die gestählten,
Die Lords vom Hochland stolz die wilden Clane zählten,
Die Fähnlein, die im Winde wehn;
Und wo im Sonnenschein jetzt alte Weiber kauern,
Und, ihren Lumpenkram zu trocknen an den Mauern,
Durch Dorn und Kiesel barfuß gehn.

O Holyrood! Bedeckt mit Moos ist deine Stiege!
Von deinen Thürmen nagt den Strauch herab die Ziege.
O Wuth der Eifersucht, die du noch heute brennst!
Darnley und Rizzio! O wilde Liebesflammen,
Noch schlagen heute sie zusammen: —
Ha, Blut dort an der Wand, ... hier schreitet ein Gespenst.

Welch ernste Lehren, die uns deine Hallen flüstern,
Und die geschrieben stehn an deinem hohen, düstern
Gemäuer, halbzertrümmert, grau;
Ein grausiges Geschick spricht laut aus jedem Steine,
Der Vorzeit Schimmer liegt, gleich bleichem Mondenscheine,
Auf dem verhängnißvollen Bau!

Gesegnet sei, o Schloß, gesegnet seid, ihr Trümmer!
Umfließen mag dich stets ein lichter Heiligenschimmer!
Wir beugen uns vor dir, stets sei dein Ruhm gemehrt.
Denn Frankreichs König fand, der Greis, in deinen Hallen
Den gastlichen Empfang, — den traurigsten von allen, —
Den Stuart's und Bourbon's einander stets gewährt.

Juni, 1839.

III.

An den König Louis Philipp

nach dem am 12. Juli 1839 gefällten Todesurtheil.

Bei Deinem Engel, der entflog zum Himmelspfade,
Bei diesem Königskind, so frisch wie Rosenzier,
Laß Dich bei jenem Grab beschwören: Gnade, Gnade!
Bei jener Wiege: Gnade, Sire!

12. Juli, Mitternacht.

IV.

Blick in ein Dachstübchen.

1.

Groß ist der Dom und hoch die Thürme, grau von Farbe,
An seinen Bogen prangt das Kleeblatt und die Garbe,
Mit seiner Rose glänzt das stattliche Portal,
Und unter dem Gewölb im Zwielicht ein Gewimmel
Von Engeln und Jungfrau'n, der Höllenpfuhl, der Himmel, —
Ein Traumbild, eine Welt von Wundern ohne Zahl.

Doch fesseln nicht der Dom, nicht seine hohen, dunkeln
Gewölbe, sein Portal, die Fenster nicht, die funkeln,
Die Thürme mir den Blick, der Schmuck so bunt und reich;
Nein, gleich daneben dort, im Dunkel traut und niedlich,
Das Kämmerchen, aus dem ein Sang so zart und friedlich
Ertönt, das hängt am Dach, dem lust'gen Vogel gleich.

Hehr ist der Bau, doch schön das Stübchen ohne Gleichen,
Mehr gilt das Nest von Moos mir als die stolzen Eichen,
Den sanften Zephyr lieb' ich mehr als den Orkan,
Und, wenn des Meeres Flut vor mir sich dehnt ohn' Ende,
Die Alge mehr, als hoch gethürmte Felsenwände,
Die Schwalbe, die sich wiegt, mehr als den Ocean.

2.

O süßes Plätzchen! Hell erglänzt im Sonnenstrahle
Das kleine Fenster, das zum gothischen Portale
Aus seinen Blättern schaut hinüber wie erstaunt,
Der grüne Laden lacht hernieder auf die Dächer,
Er schließt und öffnet sich gleich einem großen Fächer
Kokett und eitel, je nachdem der Wind gelaunt.

Vor'm Fenster steht, zur Zier dem stillen Heiligthume,
Hochragend, weiß und rein, die schöne Lilienblume,
— Der Rinne nah, wo sich ein Kätzchen krümmt und bäumt, —
Im Topf von Porcellan mit blauem Bauch und Reife,
Mit Pfauen, die zum Rad ausbreiten ihre Schweife
Auf blauer Wiese, wie sie der Chinese träumt.

Und in dem Innern siehst Du einen Strahl zu Zeiten
Aufschimmern, eine Fee durch's Zimmer siehst Du gleiten,
Ein Mädchen aus dem Volk, ein Waisenkind, allein
Im traulichen Asyl; die liederreiche Dirne,
Sieht sie nicht manchmal aus mit ihrer reinen Stirne,
Als wäre sie umstrahlt von einem Heil'genschein?

Hier wohnt die Unschuld! — sagt sich Jeder auf der Stelle.
Kein Sturm hat aufgewühlt noch ihres Herzens Welle.
Vom Vogelsteller weiß das Vögelein noch Nichts.
Dem Falter ist noch nicht sein Farbenstaub verdunkelt,
Es ist der frühe Thau, der hell im Kelch noch funkelt,
Der Jungfrau Seele strahlt im Glanz des Morgenlichts.

Dem dunklen Kämmerchen mit seinen engen Wänden
Scheint eine Welt voll Lust Lichtstrahlen zuzusenden,
Der volksbewegte Platz, der Kinder Spiel und Tanz,
Die Frauen, welche sacht am Kirchenthor verschwinden,
Die Straßensänger, die erfreute Hörer finden,
Von oben Glanz und Licht, von unten Licht und Glanz.

Beglücktes Mädchen! Rein, wie in des Tempels Nähe,
Ist's rings um sie, damit sie ja nichts Böses sehe,
Die Honigbiene schwirrt, die Blume spendet Duft,
Und Schatten wirft der Thurm, vor ihrem Fenster leuchtet
Ein Stern, sobald das Dach des Abends Thau befeuchtet,
Folgsam, dem Diener gleich, wenn seine Herrin ruft.

Um ihren schönen Hals, am jungfräulichen Kleide
Sind Spitzen nicht zu sehn, nicht Sammet und nicht Seide,
Sie schlägt ein züchtig Tuch sich um, ihr ist bekannt
Von Perlen Nichts, und Nichts von Falten auf der Stirne,
Aus klaren Augen, frisch und fröhlich, schaut die Dirne,
Wo solche Blitze sprühn, was sollt' ein Diamant?

3.

Tief in der Ecke steht, gehüllt in weiße Tücher,
Das Bett, und auf dem Tisch liegt jenes Buch der Bücher,
Das Buch der Heiligen, das wahre Pantheon.
Im Winkel beim Kamin hängt zwischen der Madonne
Und dem Kalender er, umstrahlt von einer Sonne,
— Vier Nadeln halten fest sein Bild, — Napoleon.

In diesem Käfig hier der Aar? — Warum nicht? — Träumen
Mag man ja gern in eng begrenzten, stillen Räumen,
Wo eine Jungfrau schläft, wie ihre Lilie, rein,

Wo Anmuth, Heiterkeit und Frieden ausgegossen
Ringsum, vom Schlachtenlärm, von Kriegern und von Rossen,
Vom Tag von Austerlitz und seinem Sonnenschein.

Und bei dem Kaiser glänzt, — wie ist die arme Kleine
Nicht von gerechtem Stolz erfüllt bei seinem Scheine! —
Das Kreuz, das sie bewahrt als theures Heiligthum,
Das Ehrenkreuz, das einst dem Vater ward zum Preise,
Als Wächter ließ zurück bei seinem Kind, der Waise,
Der Vater, als er fiel, sein Bischen Heldenruhm.

4.

O Kind, Dein Vater sieht herab auf Dich, der Krieger
Der alten Garde, der gefallen ist als Sieger,
Es schaut Dich an sein Kreuz, wenn eine Schlange zischt,
Es winkt Dir leise, will Versuchung Dich umgarnen;
O laß von ihm, laß Dich von Deiner Lilie warnen,
Die ihren keuschen Duft mit Deinem Hauch vermischt;

Von jedem Schatten laß Dich warnen, jedem Strahle,
Von all den Heiligen am steinernen Portale,
Von jener Taube, die wegfliegend noch Dich grüßt,
Vom Ton der Orgel, der hinbraust in vollem Strome,
Laß warnen, retten Dich vom hohen, ernsten Dome,
Vom klaren Himmelslicht, das Deine Wimper küßt.

Von Deiner Nadel laß Dir geben gute Räthe,
Die bei der Arbeit stets Dir nah und beim Gebete,
Die leis: „Arbeite!“ spricht, und mit Dir träumt und wacht;
Zwei Töchter hat geschenkt der Arbeit Gottes Gnade,
Die Tugend, die der Lust erst zeigt die rechten Pfade,
Die Lust, die liebenswerth die ernste Tugend macht.

Laß nicht vergebens Dir die tausend Stimmen schallen,
Die kommen mit dem Wind, die aus den Wolken fallen,
Das Wort, das Dir ins Ohr aus Höhn und Tiefen ruft,
Das Dir der Thau der Nacht, das Dir die Vögel bringen,
Die Liebe Dir ins Herz zu allem Guten singen,
Und mahnen: „Bleibe rein in Gottes reiner Luft!“

Sei rein in Gottes Luft, rein, wie die goldnen Locken
Der Morgenröthe, rein, wie Schall der Abendglocken,
Rein, wie des Vogels Nest, rein, wie des Baches Flut,
Wie blonde Garben, wie die Blumen und die Sterne,
Wie Alles, was da lacht und singt, das Nah und Ferne,
Was in der Hut des Herrn in heil'gem Frieden ruht.

Sei ruhig. Wohnt die Ruh' im Herzen, wird sie steigen
Zum Antlitz, Majestät, der Ruhe ist sie eigen,
Sei fröhlich! Strenger Ernst gehört zum Glauben nicht.
Des Weibes Lächeln ist ein Strahl von Himmelskerzen,
Die Heiterkeit, sie ist die Wärme, die zum Herzen
Die Wahrheit dringen läßt, das himmlisch klare Licht.

Die Freude schmückt den Geist und leiht ihm bunte Flügel,
Die Freude sänftigt, was da lebt in Thal und Hügel,
Vom alten Thurme schaut ein frohes Nest zu Thal,
Ein blühend grüner Busch umschlingt die graue Mauer,
Denn die Ruine selbst in ihrer öden Trauer
Bedarf des heitern Schmucks, braucht einen Jugendstrahl.

Sei gut. Die Güte faßt, was löblich ist hienieden,
Dem Weisen ist von Gott, zu unsrem Heil und Frieden,
Bescheert die Güte, die ihn zieht zu Dir, zu mir.

Die Güte gab ins Herz den Edelsten ihr Meister.
Aus Einer Tugend schafft er alle höhern Geister,
So wie der Himmel ist ein einziger Saphir.

So wirst der Lilie Du, dem Schwane wirst Du gleichen,
Und leuchten auf der Stirn wird Dir ein heil'ges Zeichen,
Zufrieden, harmlos lebst Du, mehrend stets die Fracht
An guten Werken, die zur Heiligen Dich machen,
Und Abends birgst Du stets im Hafen Deinen Nachen,
Und betest jeden Tag und schlummerst jede Nacht.

Der Dichter an sich selbst.

Indeß der Himmel weit ausbreitet seine Lichter
Und Wiesen überströmt und Auen, Wald und Ried,
Ausstrahle Du auf die Familie, o Dichter,
Auf Kinder, Jünglinge, jungfräuliche Gesichter,
Auf Mann und Greis Dein Licht, Dein gottgeweihtes Lied.

Zeig' allen, deren Boot im Sturm auf dunkler Welle
Du schwanken siehst, den Strand, der ihnen Rettung beut,
Die Unschuld den Jungfrau'n, den Stern, so klar und helle,
Der Menge, die nicht sieht, die heilige Kapelle,
Die Zukunft dem, der jung, dem Greis die Ewigkeit.

Die Wahrheit gieß ins Herz den Frau'n und Männern, wähle
Für jedes Aug' ein Licht, das seinem Strahl verwandt.
Damit das Ird'sche sich dem Himmlischen vermähle,
Durchdringe sie mit Gott und wirf in jede Seele
Die Offenbarung, die sie sucht' und selbst nicht fand.

Einsamer Dichter, sing', es geht kein Wort verloren,
Gott segnet Dein Gedicht, und langsam, Schritt für Schritt,
Dringt's in den härtsten Kopf und sprengt die taubsten Ohren, —
Wie Eichenwurzeln, die tief in den Grund sich bohren
Langsam und sicher, die selbst spalten den Granit.

Juni, 1839.

V.

Man glaubte noch zur Zeit, wo Nachts ein frommer Hirte
Vernahm, wie über ihm es wie mit Flügeln schwirrte,
Wo einsam, ungesehn im Dunkel, wie gerührt
Vom Blitz, der droben flammt', an allen Gliedern bebend,
Er einen heil'gen Mann in Wetterwolken schwebend
Erblickte, den der Geist zur fernen Wüste führt.

Man glaubte noch zur Zeit, wo Minnelieder klangen,
Wo Völker hoch das Kreuz und blanke Waffen schwangen,
Das Grab, wo Jesus ruht,
Den See, den Petrus einst beschritt, vom Herrn gerettet,
Den Horeb und die Gruft, wo Könige sind gebettet,
Zu schau'n und Kidrons Flut.

Man glaubte noch zur Zeit, wo Ludwig, zu entführen
Die La Vallière bereit, sich ließ zur Andacht rühren,
Und stehen blieb vorm Kreuz, wo der Altar Genoß
Des Thrones war, der Pabst der Könige Berather,
Wo, wenn der König sprach: „Nur Gott ist groß, mein Vater!"
Antwort der Bischof gab: „Mein Sohn, nur Gott ist groß!"

Die Hirten schlafen nun, die Barden und die Ritter,
Zion ist türkisch, — sagt, wo kommen nun die Schnitter
Für Gottes Ernte her?
Das Volk wird stark, die Macht entsinkt des Königs Händen,
Es denkt der Mensch, er glaubt nicht mehr, wie soll das enden?
Was gilt, o Gott, dir mehr?

März, 1839.

VI.

Die Welt und das Jahrhundert.

Was thust du, Herr, wozu doch dient dein Werk?
Wozu des Stromes Welle, Blitz und Sturm?
Die Wiesen und der Bach, der sie bespült?
Und auf den grünen Höhn am Horizont
Die lämmerreichen Heerden ohne Zahl,
Die durch die Ebne bellend jagt der Hund?
Wozu in diesem Wonnemond, wo lau
Die Lüfte zittern, all die Blumenkelche,
Dem Hauch des Mittags aufgethan, in die
Sich beutefroh die Honigbiene stürzt,
Wo jede Blume summt wie eine Glocke?
Wozu der goldgesäumte Nebel, der
Emporsteigt aus den Dörfern und wozu
Die stille Ruh, die aus den Wipfeln fällt?
Wozu der blaue See, mit weichen Inseln
Besät, der Wald, die heimlich stillen Grotten?
Wozu an jedem Abend, wenn der Sommer
In Rosenfarben strahlt, die Sonne, die,
Der glühendrothen Kohle gleich, auf Wolken
Sich lagert, die des Windes Hauch bewegt,
Glutpfannen, die an ihr entzündet flammen?
Wozu geschieht's, daß du den Weinberg röthest?

Wozu den Strahl auf alte Mauern werfen,
Der wiederkehrend reife Trauben schwellt?
Wozu auf ihrer Achse drehn die Erde,
Den Riesenball, mit allen ihren Städten,
Mit ihren Bergen, ihren Meeren, die
Sie rings umfluten, Herr, wozu im Kreis
Sie drehn, damit der Schatten sie verdecke,
Der Tag sie übergolde, daß die Dämmrung
Bald Abends, bald am Morgen sie umhülle?
Wozu der Thau, der Donner und der Regen,
Der in der Blüthe zeugt den Keim der Frucht?
Wozu das Wesenheer im Ocean
Der Luft? Wozu mit Welten jede Sonne
Umgürten und mit irrenden Gestirnen
Den unermeßnen Himmelsraum bevölkern
Und über unsern Stirnen, unsern Augen
Aufhäufen Millionen Meilen Aether,
Die endlos blaue Himmelsebne dehnen?
Wozu in allen Höhn, in allen Tiefen
Der wirre Schwall von Schatten und von Lichtern?
Warum durchduften Alles, wärmen, nähren,
Durchleuchten, lieben, guter Gott, wozu
So für des Geistes, wie des Leibes Augen
Den ewigen Gedanken übersetzen
In ein endloses Schauspiel? — wenn in diesem
Jahrhundert, wo Gesetz und Recht in Asche
Zerfällt, der Mensch daran vorübergeht,
Nichts sehend, glaubend, noch begreifend, Nachts
Im Dunkel suchend, ohne je hinauf
Zu schaun zu Gottes Werk und Wort, die schwimmen
Im Himmelslicht, bald in der Offenbarung
Des Sterns, bald unterm lichten Wolkenschleier!

Wenn diese Zeit in dumpfer Langeweile
Zum Unterdrücker heute macht den gestern
Noch Unterdrückten, wenn um eitle Träume
Man gegenseitig sich zerfleischt, und wenn
Das Volk, der Schooß, in dem die Keime schlafen
Zu jeder Saat, nicht minder als die Fürsten
— Erwägt es wohl! — Brutalität nur kennt
Als letzten Grund, und das, ein Haufe, welchen
Man mordet, oder welcher steinigt, stets
Den blinden Kugeln dumme Pflastersteine
Entgegenwirft, wenn Meuterei die Städte
Erschüttert, wenn Tyrann doch Alles ist,
Die Freiheit selbst! Wenn alte Edelleute,
Die uns in das Geleis, in dem wir fahren,
Geschoben, ehrvergessen vor den Wagen
Der hadernden Parteien selbst sich spannen;
Wenn auf den Haß man einen Eid noch setzt,
Wie auf den alten Dolch die neue Klinge;
Wenn so ein Fürst, ein Mensch vom Weib geboren,
Geboren, um zu glänzen eine Weile,
Um rasch und kurz zu leben, fröhnen darf
Dem Wahn, wie Du der Gott, sei er der König;
Wenn dem Gerechten jede Freude wird
Vergällt, und Ungerechtigkeit regiert,
Und wenn der Neid, der zehrt und brennt im Hirn
Wie Kohlenglut, die Herzen, welche groß
Durch Liebe wurden, klein und niedrig macht;
Wenn, würdig nicht zu heißen ein Apostel,
Der Priester geht einher, ein Auge offen,
Das andre zugeschlossen, und im Namen
Des Evangeliums Hohn spricht der Natur,
Und nicht begreift, daß Alles Geist hier ist,

Daß Gottes Hauch den Thon belebt wie uns,
Daß Baum und Blume Gottes Wort erklärt;
Wenn Niemand, weder Groß noch Klein, der Greis,
Gebeugt vom Alter, nicht einmal, sich um
Die Wege kümmert, die zum Grabe führen,
Und ernstlich an das Unbekannte denkt;
Wenn Jeder, unterthan nur seinem dumpfen
Instinkt, gleich einem Pflugstier, seine Furche
Im Acker zieht, uneingedenk der Aehre! —
Denn, dumpf und ohne Führer und Propheten,
Bewundert, Herr, die Werke, die Du schaffst,
Der Mensch nicht mehr, von seinem Stolz geblendet
Sieht er nicht mehr die Morgenröthe leuchten,
Die Lilie nicht, den Engel nicht, das Kind,
Die Seele nicht, den Strahl des reinsten Lichts,
Und nicht der Schöpfung unermeßnes Bild.

Und darum sinn' ich oft und spreche so:
— Sind wir vielleicht verdammt denn und verflucht?
Sind die Armseligen, die heute leben,
Enterbt, des Geistes ihrer Väter baar?
O Gott, sieh' an die Menschen dieser Zeit,
Die Blinden, die Dir fern im Dunkel wandeln!
Entweder lösche deine Sonne, oder
Entzünd' auf's Neu' ihr Feuer! Eine Seele
Gib ihnen oder nimm die Welt zurück!

Juni, 1839.

VII.

An den Herzog von ***.

Dein Schloß, o Julius, der alte Thurm,
Die neue Wohnung spiegelt sich im Fluß,
Da, wo die Loire unter Blois ihr Bett
So schön ausweitet, und, — wie eine Mutter,
Die an den Busen drückt ihr Kind, und, kaum
Die Lippen öffnend, leise zu ihm spricht, —
Ein hübsches Eiland in die Arme preßt.
Dein ist, was Gutes haben kann ein Mensch,
Schon lächelst Du dem nahen Sommer zu,
Und bald vernehmen unter grüner Laube
Wirst Du das Lachen unten in dem Dorf.
Du lebst! Dahin ist der April, es kommt
Der Mai, der ros'ge Mai, der Mond der Liebe,
Der Mai im grünen Kleid, das täglich weiter
Sich breitet, der, wie ein Levitenknabe,
Der auszuschmücken hat des Tempels Räume,
An dürren Aesten, die er mit der Hand
Berührend schwellt, aufhängt die Blüthen voll
Von Düften und die Nester voll Gesang.

Dann schreibst Du mir, daß eben Dein Kamin
Belade sein Gesims mit einem Haufen
Antiker Trümmer, einst der Zier von Helden,

Mit Helmen und mit Schwertern, die zum Spiel
Den Kindern dienen, und woran die Finger,
Die weißen, Eure schönen Herzoginnen
Sich schmutzig machen; endlich, daß — und Deine
Reichthümer stammen daher! — Deine Bauern,
Die Ochsen in der Furche vorwärts stachelnd,
Ein Grabmal aufgedeckt; Dein Cäsarfeld
Hat ihres Pfluges scharfen Stahl gefühlt,
Ein ganzes Schlachtfeld nennst Du ja Dein eigen.
Oft haben Deine harten, wetterbraunen
Holzhacker durch das Schmettern ihrer Aexte
Zusammt den schwarzen Raben, die im Schwarm
Entflogen, fort die Heldenschatten auch
Gescheucht, die unter Deinen Eichen schwebten.

Du weißt es, Freund, wie oft, ein ernster Wandrer,
Ich auf dem Feld des Heldenruhms geträumt,
Das, einst der Zeuge kriegerischer Thaten,
Bezwungen durch die Pflugschaar, wie ein andrer
Gemeiner Acker Korn jetzt tragen muß.
Wie ein entthronter König, stets sich fürchtend
Vor dem Erwachen, seines Ruhmes Glanz
Im Traume wiedersieht, so läßt am Tag
Von Ochsentreibern es sich treten, doch
Bei Nacht empfängt es den Besuch der Adler.

Sohn des Jahrhunderts, welchem Alles feil,
O ehre Du das todte Rom, zunächst
Dem Dorf, das lebt, begraben; laß, wie Dir
Dein frommer Sinn gebeut, der Nichts entheiligt,
Im Frieden diesen Boden, diese Asche.
O lebe glücklich! Auf geheimen Pfaden

Geh', eine Frauenhand in Deiner Hand,
Am frühen Morgen schon, und rings umgeben
Von Süßigkeiten denk' an Gott, der selbst
Zur Zeit der Rosen seines Werks sich freut.
Und Abends nimm aus wurmzerfressner Kiste
Virgil, den alten, den ich oft gelesen.
Ein stilles Plätzchen suche Dir, und während
Im Saal sie lachen, plaudern und sich necken,
Lies, Deine Seele badend in dem Licht
Des Alterthums, durchblättre meinen süßen-
Virgil, o Julius, und träum' und sinne!

Denn, die der Dichter prophezeibt, die Tage
Sind nun gekommen. Hier, auf diesem Feld,
Der weiten stummen Ebne findet heute
Manchmal der Ackersmann, die Scholle wendend,
Den schwarzen Speer, den er vom Himmel glaubt
Gefallen, auf dem Grund, den er durchwühlt,
Er stößt auf leere Helme, rostge Pfeile
Und Schwerter, und indem er Gräber öffnet
Gefüllt mit Menschentrümmern, steht erblaßt
Er vor der Größe römischer Gebeine.

Mai, 1839.

VIII.

An Fräulein Fanny von P.

Sei froh, umspielt vom Frühlingswind,
Hell sprudelt Dir der Quell der Wonne,
O spiele, singe, sei ein Kind,
Sei Blume, sei die Morgensonne!

Fern bleibe der Gedanke Dir
Ans Schicksal, schwelg' in süßem Traume.
Was macht der Mensch auf Erden hier?
Ein Bischen Lärm im dunkeln Raume.

Hart ist das Leben, arm und kahl;
Ein schönes Auge, das nur Sehnen
Erweckt und glänzt im hellsten Strahl,
Vergießt vielleicht die meisten Thränen.

Dir hat das Schicksal nie gegrollt,
Dich bettet' es auf weiche Kissen.
Du hast das Glück, zu träumen, hold
Zu lächeln, Kind, und Nichts zu wissen.

Du süße Lilie, vor dem Wind
Geschützt, vor Sturm und Ungewitter,
Das Kinderglück ist Dein, o Kind,
Der Widerschein vom Glück der Mutter.

Kind, Unschuld bist Du ganz und gar,
Kein Stern ist schön wie diese Flammen
In Deinem Auge, sonnenklar,
Der Seele Bild, aus der sie stammen.

Der Deinen Liebling bist Du, wach
Und träumend weißst Du Nichts von Schmerzen.
Im Sommer jagst Du Faltern nach,
Im Winter sprudelst Du von Scherzen.

Die Blüthen sind's der Poesie,
Die Dich, o süßes Kind, umranken;
Im Auge hat die Mutter sie,
Dein Vater hat sie im Gedanken.

Genieße dieses Glück! Wer weiß,
Wie bald sie kommt, die Zeit der Sorgen.
Der Traurigsten in unsrem Kreis
Hat einst geblüht ein ros'ger Morgen.

Laß mich Dich segnen, Mägdelein,
Eh' weiter meinen Kahn ich treibe,
O Kind, das Märtyrer wird sein,
O Engel, der einst wird zum Weibe!

Februar, 1840.

IX.

Wie in dem Teich, um den des Waldes Schatten weh'n,
So in der Seele kannst zwei Dinge Du oft seh'n,
Den Himmel, schimmernd hell von Wolken und von Strahlen,
Die in den Wassern sich, den leisbewegten, malen;
Und dann den Grund voll Schlamm, schwarz, schaurig tief
versteckt,
Und wimmelnd von Gewürm, das sich im Dunkeln reckt.

Mai, 1839.

X.

Fiat voluntas.

Die arme Frau! Ihr stieg die Milch zu Kopf.
In frostigen Salons erzählte, wie
Man spricht von tausend eitlen Alltagsdingen,
Man gestern: — sie sei toll, und heute: — todt.

Und auf des Friedhofs grünem Rasen geh'
Ich ganz allein und steh' am Grab, in das
Ihr Körper sank, nachdem der Geist gesunken.

Wahnsinnig? — Todt? — Warum? — Mein Gott, um Nichts!
Um ein gebrechliches Geschöpf, das kaum
Noch auf das Auge schlug, ein neugebornes,
Ein süßes Kind, ein rosig frisches Köpfchen,
Das kaum an ihrem Busen, wie an Blumen
Die Biene, saugend hing und lacht' und weinte,
Und ganze Nächte, — bat sie seufzend auch:
„Schlaf ein, mein Kind!" — ihr allen Schlummer nahm,
Und lallt' und plapperte. Der arme Kleine!
Er schwatzt Nichts mehr. Das Kind ist eingeschlafen.

Ach, als am Abend eines finstern Tags
Sie ihren Sohn, — so nannte sie den Schatten —

Das bleiche Antlitz sah, im Tod erstarrt,
— O tröstet nicht, wen solch ein Schmerz betroffen! —
Da blieb ihr Auge trocken. Und die Milch
Verstörte plötzlich ihr das Hirn, geschüttelt
Vom Fieber bebten ihr die Lippen, seit
Dem Tage ging sie mit erstarrtem Blick
Und sprachlos vor sich hin, und sucht' und suchte
In ihrer Nacht ein Ding, das sie verloren,
Ihr Kind, das ihr verschwunden war im Raum,
Und manchmal neigte sie im Gehn das Ohr,
Wie wenn ein Lied sie unter'm Boden hörte.

Als eines Tags um sie sich auf der Gasse
Ein Menschenhaufen drängte, kam ein Weib
Vom Volk und ahnte gleich ihr ganzes Leid.
Und als die Männer, die die schöne Stirne,
Die blasse, sahn und ihr erloschnes Auge,
Das irr nach einem Luftbild schweifte, riefen:
„Die arme Närrin!" — sprach sie: „Arme Mutter!"

Ja, arme Mutter! — Wenn sie murmelte:
„Das Kind!" erstickt' ein Seufzer ihre Stimme.
In Rauch und Asche, die der Wind verweht,
Schien oft ein Flämmchen sie zu suchen, das
Zum Himmel war entflohn. Denn seine Hütte
Verlassend hatte, weh, das junge Seelchen
Beim Abschied mitgenommen ihren Geist.

Umsonst, daß man ins Ohr ihr tröstend sagte:
So sei das Leben, Alles schwinde, sterbe,
Es gebe Kinder, — Mütter, merkt es wohl! —
Die Gott, der Alles leiht, und Nichts verschenkt,

Um unsre Stirn mit ihren weißen Flügeln
Zu kühlen, uns auf unsre Zweige setzt
Für einen Tag ... Umsonst war alles Reden,
Sie hörte nicht. Sie stierte vor sich hin,
Und sah des Kindes Aermchen, dem sie rief,
Sich ihr entgegenstrecken. Eine kleine
Kapelle hatte sie aus Kinderspielzeug
Erbaut, die Arme ... Nach zwei Monden war
Sie ohne Kampf gestorben. So gewaltig
Ist Nichts, wie jene kleinen Todtenarme,
Um Mütter rasch ins Grab hinabzuziehn.
Es fällt das Kind, die Mutter fällt ihm nach.
Was ist ein Haus mit öder Schwelle, was
Ein Lager ohne Wiege? Guter Gott,
Wozu der Mutter Blick, wenn auf ein Kind
Er nicht mehr fallen kann, die weiße Brust
Wozu, wenn drauf kein Rosenmund mehr ruht?

Lang war bewußtlos sie mit todtem Herzen
Und todten Augen um das Grab geirrt.
— Lang, ach! ... das sind nun eben Menschenworte:
In wen'gen Wochen hatte sie's vollbracht.
Ja, Alles war vorüber in zwei Monden,
Wahnsinnig gestern, heute ist sie todt.

Wenn sich am Strand ein Vogel setzt, so fliegt
Gar bald herbei ein zweiter, und von Zwei'n
Ist immer Einer, der vorm Andern fliegt.
Das schöne Kind, die Flügel hatt' es kaum
Geregt, so stürzt' es auf das Grab, und sie,
Wie eine zweite Taube, flog ihm nach.

Man grub den Rasen auf und legte neben
Den Säugling nieder sie, die ihn gesäugt.

Ich sagte: — Dein Gesetz, o Herr, ist streng;
Ein schauriges Geheimniß pflanztest du
Dem Menschen ein, dem Vogel und dem Baum,
Der Liebe selbst, und dieser Milch, nach der
Das Kind verlangt, — die honigsüß und bitter
Zugleich, Ambrosia und Gift, die nährt
Den Säugling oder seine Mutter tödtet.

Februar, 1837.

XI.

Nicht Alles, Alles Lust und Freude!
Der Spinne Fuß, behend im Lauf,
Hängt an den Tulpen, weich wie Seide,
Ihr Netz von Silberspitzen auf.

Es staunt die zitternde Libelle
Die eignen Augen an im Teich,
Der wiederspiegelt ihre Helle,
Die Wunderwelt, unendlich reich.

Die Rose scheint sich anzuschmiegen
Verjüngt der Knospe, lustig singt
Der Schwarm der Vögel, die sich wiegen
Im Laub, durch das die Sonne dringt.

Sie preisen Gott in Wald und Auen,
Er lindert jedes Wesens Noth;
Dem Himmelsauge schafft, dem blauen,
Die Wimper er, das Morgenroth.

Es spielt das scheue Reh im Haine
Und träumt, dem lauten Lärm nicht hold,
Der Käfer glänzt im grünen Schreine
Des Mooses wie lebend'ges Gold.

Der Mond am Tag ist matt und trübe,
Wie kaum genesen, bleich und fahl.
Er öffnet, die von Himmelsliebe
Erglühn, die Augen von Opal.

Die Nelke, sich der Biene neigend,
Schmiegt sich der alten Mauer an;
Die warme Scholle freut sich schweigend,
Sie weckend bricht der Keim sich Bahn.

Rings buntes Leben, auf der Schwelle
Des Hauses ruht der Sonne Schein,
Der Schatten überfliegt die Welle,
Die rollt, die Wolke küßt den Hain.

Glück überall, und ohne Säumniß
Greift zu, was lebt und sproßt und quillt . . .
Mensch, fürchte Nichts! Das Weltgeheimniß
Weiß die Natur und lächelt mild.

Juni, 1839.

XII.

Auf eine vlämische Fensterscheibe geschrieben.

Das Glockenspiel in deinen alten Städten
Wie schön, du Land der alt ehrwürdigen Sitten,
Du edles Flandern, wo der kalte Nord
Sich an der Sonne von Castilien wärmt
Und mit dem Süden paart! ... Das Glockenspiel,
Die tollste Ueberraschung ist's, die Stunde,
Die man zu sehen glaubt als Maid gekleidet,
Als span'sche Tänzerin, die plötzlich wie
Durch eine lust'ge Pforte, die sich öffnet,
Schnellfüßig springt. Sie kommt, sie schüttelt über
Die trägen Dächer ihre Silberschürze
Voll Zaubertönen aus, und schonungslos
Weckt sie die Schläfer, die langweil'gen, auf,
Sie hüpft in kleinen Schritten, wie ein Vogel,
Und schwingt und schwirrt, wie eben in die Scheibe
Geschossen zuckt ein Pfeil. Sie schwebt hernieder
Auf schwankender, krystallner Himmelsleiter
Und hüpft und tummelt sich in tollen Sprüngen.
Und er, der wacht und Augen hat und Ohren,
Der Geist, der kommen, gehn, hinauf, hinab
Sie tanzen sieht, von Stufe hört zu Stufe
Er tönen ihrer Schritte Silberklang.

Mecheln, August 1837.

XIII.

Was sich begeben im Kloster der Feuillantinerinen ums Jahr 1813.

Ihr Kinderchen, im Kreis um mich versammelt,
Mit den naiven, hellumlockten Stirnen,
Und Perlenzähnen in dem Mund, der immer:
„Warum?“ mich fragt, du kleine Neugier, die
Mir vor die schwierigsten Probleme legt,
Von jedem Ding, das dunkel oft mir selbst,
Den wahren Grund verlangt, die Endentscheidung
Zu wissen, ihr, die meines Geistes tiefste,
Verborgenste Gedanken keck berührt;
— So daß ich, wenn ihr fortgegangen, Kinder,
Oft Stunden lang mißmuthig mich bemühe,
In meinem Hirn an ihren Platz zurück
Zu stellen meine Träume, meine Plane,
Die ew'gen Gegenstände meiner Forschung:
Gott, Mensch, die Zukunft, Wahnsinn und Vernunft,
Die dunkeln, riesigen Gebäude meiner
Systeme, die ihr ohne Schuld in Trümmer
Mir stürzt durch eine hingeworfne Frage. —
Da ihr nun einmal da und wissen wollt,
Was ich erlebt, nach meinen jungen Jahren
Mich fragt, was ich gehofft, gewünscht als Kind,
So hört denn, liebe, wißbegierge Freunde!

In meiner blonden Kindheit, die zu kurz
Nur, ach, gewährt, der Lehrer hatt' ich drei;
Ein Garten war's, ein greiser, frommer Priester,
Und meine Mutter.

Groß, geheimnißvoll,
Tief war der Garten, vor neugier'gen Bicken
Gedeckt durch hohe Mauern, übersät
Mit Blumen, die sich öffneten, wie Wimpern,
Mit röthlichen Insekten, über Steine
Hinlaufend, voll Gezwitscher und Gesumm.
Die Mitte war beinah ein Ackerfeld,
Im Hintergrunde lag ein ganzer Wald.
Der Priester, dessen Geist Homer genährt
Und Tacitus, er war ein sanfter Greis,
Und meine Mutter — sie war meine Mutter.

So, unter den drei Lehrern, wuchs ich auf.

Und eines Tags ... Oh, liehe seinen Griffel
Mir Gautier, zeichnen euch mit Einem Strich
Würd' ich das Männchen, das, Unheil bedeutend,
Des Abends einst eintrat bei meiner Mutter,
Ein Doktor, arm an Stirn, an Haltung finster
Und feierlich ... ich säh' um euren Mund,
Das harmlos offne Thor zu eurem Herzen,
Ein Lächeln blühn, das oft mich angestrahlt.

Ich spielt' im Garten, als der Mensch erschien,
Ich sah ihn kaum, so stand ich wie erstarrt.

Er war der Vorstand einer Klosterschule.

Coypels Tritonen, um die Muscheln schwimmend,
Im Wald verirrte Faune von Watteau,
Die Hexenmeister Rembrandts, Goya's Gnomen,
Die mannigfaltigen Teufel, — für die Mönche
Ein wahrer Alp — mit denen Callot lachend,
Der Schalk, den heiligen Antonius neckt,
Sind häßlich, doch bezaubernd, mißgestalt,
Allein durchglüht von einem Feuer, das
Belebt ihr Antlitz, jede Falt' und Runzel,
Und flüchtig manchmal blitzt aus ihren Augen.
— Sehr häßlich war der Mann und dumm zugleich.
Verzeihung! Wie ein lockrer Schüler sprech'
Ich noch von ihm. Das schickt sich nicht. Versucht,
Ich bitte, zu vergessen, was ich sagte.
Denn, ach, von euren schönen Jahren, die
So ein Pedant verhunzt, hab' ich behalten
Den Zorn, — die Anmuth hab' ich, ach, verloren.

Der kahle, schwarze Mann, mir ein Entsetzen,
Vor dem auch meine Mutter gleich erschrack,
Bracht' unter hundert tiefen Bücklingen
Bedenken vor und Warnungen und Räthe.
— Das Kind sei unter keiner Leitung hier,
Es laufe manchmal träumend in die Wälder
Mit seinem Buch, es wachse, wie der Zufall
Es füge, wild hier auf in dieser Oede.
Bedenke müsse man: der Ernst des Lernens
Gedeihe nur im Schatten stiller Klöster.
Die Lampe, die an düstrer Decke hängt,
Bei welcher hundert Schüler emsig schreiben,
Beleuchte den Horaz, Catull, Virgil
Viel besser, werfe hellre Strahlen zu

Den jungen Köpfen, als die Sonne, die
Durch einen blüthenvollen Baum sich stiehlt;
Kurz, was die Kinder brauchen, — fern den Müttern —
Sei harte Arbeit, Zucht und bittre Thränen.
Und somit bot die Anstalt, liebenswürdig,
Vornehm, verbindlich lächelnd an dem Kind, —
Das trunken war von Freiheit, Luft und Sonne
Und Rosendüften, — seine schwarzen Bänke
Von Eichenholz, die langen, traurigen
Dormente, Säle, die man fest verriegelt,
In deren Pfeiler ihre Langeweile
Mit alten Nägeln ein die Schüler graben;
Die Herrn Magister, die die kargen Stunden
Des Spiels mit nimmersatten Pensen unter
Schulheften stehlen, und den großen Hof,
Gepflastert, ohne Rasen, ohne Quelle
Und Baum, umschlossen von vier hohen Mauern.

Als Abschied dann der Mann genommen, war
Von seinem Wort betroffen meine Mutter,
Gedankenvoll und traurig. Was beschließen?
Was thun? Wer hat nun Recht? Das finstre Kloster?
Das süße Vaterhaus? Wer lernt wohl besser
Des Lebens strengen Ernst, der wilde Schüler?
Das Kind in seiner Einsamkeit? . . . Probleme! . . .
Gewichtge Fragen! . . . Lange schwankte sie.
Die Sache war so ernst. Wie sollte sie,
Die Frau, die gute Seele, nicht durch Bücher
Geschult, durch's Leben nur, mit welcher Stirne
Soll sie zurück den Schulmonarchen weisen,
Der den Propheten spielt, der Alles weiß,
Und der zu ihr im Namen der Lateiner

Und Griechen sprach? — Der Priester war gelehrt,
Kein Zweifel! — Doch, was weiß ich? — Lernt man mehr
Vom Lehrer oder durch die Schule? — Freilich
Wird mancher Sieg durch Wind erfochten, selbst
Der ordinärste Mensch hat große Worte,
Wie: — „Schicklich!" — „Ordnungsmäßig!" — „Unerläßlich!"
Die oft der stärksten Frau den Kopf verwirren.
Die arme Mutter! Schwer ward ihr die Wahl.
Das Loos des Sohnes liegt in ihrer Hand,
Und zitternd hält sie diese schwere Wage.
Wohl glaubte sie zuweilen, leise neige
Die Schaale sich dem Kloster zu, indem
Mein künft'ges Glück sie gegenüber stellte,
Ach, meinem gegenwärt'gen, süßen Glück.

So ohne Schlaf und Ruhe sann sie nach.

Es war im Sommer, um die Stunde, wo
Der Mond aufgeht, an einem schönen Abend,
Der glich dem Tag, an Klarheit ärmer, doch
An Liebe reicher. Traurig immer noch
Und unentschieden ging sie durch den Park,
Der lag im Mondenstrahl, vom Wind durchsäuselt.
Sie fragte leise Himmel, Bach und Wald,
Der Stimme harrend, die sie hören werde.

Da war es, wo der stille Garten, wo
Der Strauch, um den Johanniswürmchen glänzten,
Der Käfer auf dem Blatt, die zierliche
Eidechse, die am Grund des alten Brunnens
Im Mondschein läuft, die Vase von Fayence
Mit blauer Blum', in der der dicke Cactus

Gedeiht, der orientalisch düstre Dom
Von Val-de-Grâce, der Kreuzgang in dem Kloster,
Zerfallen, aber lieblich immer noch,
Die schattige Allee, Kastanienbäume
Mit goldnen Knospen, die Statue, an der
Geräuschlos sich bewegt der Zweige Schatten,
Die blassen Winden, schneeige Maßliebchen,
Des Baumes Blüthen, des Gesträuchs, des Schilfs,
Die für sein Lied mit Duft dem Vogel danken,
Im Bach sich spiegeln, oder unter'm Grün
Sich bergen, oder die die stolze Stirn
Des Ebenbaums umkränzend und am Ufer
Des klaren Teichs sich mischend mit der Birke
Im Wasser zittern, goldnen Trauben gleich;
Des Himmels Blau, das durch die Zweige flimmert,
Die Dächer, die empor Rauchwolken wirbeln, —
Zu solchen Augenblicken war es, wo
Der ganze schöne Garten, all die alten,
Verfallnen Mauern, diese jungen Rosen,
Wo all die ernsten, all die süßen Dinge,
Das ganze, lichte Paradies durch Wellen
Und Winde sprach zur Seele meiner Mutter
Und leis ihr sagte: — „Laß uns dieses Kind!“

„Laß uns das Kind, Du sorgenvolle Mutter!
Das Auge klar, unschuldig, leuchtend wie
Ein Stern, das Haupt, die freie, reine Stirne,
Die frische Seele, Mutter, laß sie uns!
Wirf's nicht dem Zufall, nicht der Menge hin.
Ein Waldstrom ist die Menge, die, was sie
Fortwälzt, zerbricht. Die Kinder fürchten, wie
Die Vögel, sich, sie ahnen die Gefahr.

Laß unsern reinen Lüften, unsrem Thau,
Laß unsern Seufzern, flüchtig, wie die Schwingen
Der Träume, diesen Mund, den eine Lüge
Noch nie berührt, das kindlich süße Lächeln,
Laß uns das Kind, du warmes Mutterherz!
Wir geben ihm nur heilige Gedanken,
Sein Morgenlicht verwandeln wir in Tag,
Und Gott wird schauen sein entzücktes Auge.
Denn wir sind Blumen, Zweige, Strahlen, wir
Sind die Natur, der ewige Quell, ein Born
Für jeden Durst, ein Bad für jede Schwinge.
Und Wald und Feld, verstanden nur von Weisen,
Erziehen alle großen, edlen Geister.
Laß unter unsrem hehren Rauschen wachsen
Das Kind, wir werden es mit seinen Düften
Durchdringen, mit dem Himmelshauch, der weht
Um jeden schönen Ort, und der dem Menschen —
So wie der Leier Töne, wie dem Becken
Weihrauch — entlockt und steigen läßt zum Himmel
Hoffnung und Liebe, Andacht und Entzücken.
Wir werden seinen Blick zur Schattenwelt
Hier unten lenken, zu dem Weltgeheimniß,
Dem halbenthüllten, unter seinen Füßen.
Wir machen aus dem Knaben einen Mann,
Und einen Dichter aus dem Mann. Nur wir
Vermögen seines Geistes Blumenkrone
Zu bilden und wir offenbaren ihm,
Wie, von der Morgen- bis zur Abendröthe,
Vom Eichbaum bis zur Mücke, alldurchdringend,
Hauch, Farbe, Dunst und Strahl und Widerschein,
Das Leben lacht im Grün aus tausend Augen.
Wir geben Dir ihn schlicht und fromm zurück,

Und reiche Keime legen wir in ihn
Des Mitleids und der Liebe für den Menschen,
Die traurige, verdorbne Kreatur, —
Des Mitleids, das entstammt der Weltbetrachtung!
O laß uns, laß uns dieses Kind! Wir schaffen
Ihm eine Seele, die die Frau begreift,
Ein sinnig Wesen, reich an schönen Träumen
Und Bildern, einen Geist, der Gott sich wählt
Zum Buch, und zur Grammatik die Natur;
Ein Herz, den reinen Herd geheimer Gunst,
Das mildes Licht auf alle Träumerstirnen,
Und, — wie befruchtend auf die Blüte scheint
Die Sonne, — Strahlen wirft auf die Ideen."

So sprach, zur Zeit, wo schweigend lag die Stadt,
Stern, Blum' und Baum, — und meine Mutter lauschte.

Nun, Kinder, hielten sie ihr Wort? — Ich weiß
Es nicht. Ich weiß nur das, daß meine Mutter,
Mein Alles, ihnen Glauben schenkt', und mir
Erließ des Kerkers Langeweil' und ihnen
Den jungen Geist zum frohen Schüler gab.
Von da an durft' ich, bis der Abend kam,
Die Stunde, die zu eifrig ernstem Lernen
Mich rief, den ganzen Tag allein und frei
Und glücklich unterm blauen Himmel, wie
Ich wollt', im schönen Garten mich ergehn,
Die goldne Frucht beschau'n, das Wasser, hier
Bewegt, dort stehend, Sterne, welche blühn,
Und Blumen, welche strahlen, Au'n und Wälder,
Die Abends wieder dann, als wie im Spiegel,
Im göttlichen Virgil mein Geist erblickte.

O Kinder, liebt die Thäler und die Hügel,
Die Brunnen und die Pfade, die am Abend
Von fernen Stimmen hallen, Bach und See,
Der Erde nie versiegten Schooß, die Furche,
Wo unter Aehren die Gedanken reifen.
Reicht euch die Hand und wandelt durch das Gras,
Betrachtet die, die blonde Garben binden,
Am Himmel buchstabirt die Flammenschrift,
Und hört im Lied des Vogels Gottes Stimme.
Das Leben und der Kampf der Leidenschaften
Erwartet euch; seid gut, seid wahr, seid Brüder.
Vereinigt gegen diese Welt, in der
Der Geist verkümmert, lest in Einem Buch
Zusammen Stirn an Stirn! Vergesset nie,
Daß nur demüth'ge, auserkorne Seelen,
Zum Licht geboren und zur Poesie,
Daß nur ein Herz, dem Gott ein ernstes Echo
Verleiht für jeden Ton, dem ein lebendig
Geheimniß innewohnt, in einem Ruf,
In einem Klang, in halbverlornen Lauten
Vernimmt die weise Mahnung der Natur!

Mai, 1839.

XIV.

An den Bildhauer David.

O David! Wie ein großer König, der
An seine Prinzen, Land um Land, sein Reich
Vertheilt, gibt jedem Künstler Gott ein andres
Gebiet: dem Dichter jenen Hauch, der strömt
Durch's Universum, Geist und Leben, Blitz
Und Donner, und den leuchtend hellen Schwarm
Schwungvoller Strophen, die vom Menschen fliegen
Zum Engel und vom Ungethüm zur Blume;
Die Form dem Bildner gibt er und die Farbe
Dem Maler, und dem süßen Musiker,
Dem Mann der hellen oder düstern Träume,
Die Welt der Töne, die im Dunkeln klingen.

Die Form dem Bildner! — Ja! Doch weißst Du wohl,
Die Form ist Alles oder Nichts, o Meister!
Nichts ohne Geist, und mit Ideen Alles.
Ob übergossen hell vom Sonnenschein,
Im Fackelschein des großen, goldnen Tempels,
Ob mit der Nacht allein in heil'ger Grotte,
Im schlummerstillen Hain, wie an der Schwelle
Des rauschenden Theaters, — immer muß
Das Bild von Stein, von Erz, von Alabaster

Auf seiner Stirne göttlich stolz und ruhig
Der Schönheit Strahl, den Blitz des Ruhmes tragen.
Ein Feuerhauch muß ihm die Nüstern schwellen,
Und Heldenkraft erfüllen seine Brust,
Und lächelnd ründen muß die Grazie
Die Finger seiner Hand, sein stummer Mund
Muß sprechen. Starr und ruhig muß es sein
Für unsre Hand, lebendig für das Auge,
Und für den Geist, den reinen Blick der Seele
Und für den blauen Himmel nackt mit Würde
Und Majestät, wie Adam stand vor Gott.
Den Wogen muß es, eine keusche Venus,
Entsteigen, Leben streuen auf die Welt
Und Liebe weit umher in stolzer Kraft,
Und überall, wo aus den langen Haaren,
Dem heil'gen, feuchten Schleier, goldne Tropfen
Zerstäubend sinken, jedes Gras zur Blume
Umwandeln, jedes Aug' in einen Stern.
Ist es die fromme Kunst, die christliche,
Für die der Meister glüht, dann muß sein Werk
Bei gleicher Anmuth größre Hoheit zeigen,
Darf, als beschwingte Seele, über Satan
Nur triumphirend lächeln, muß, geflochten
Aufs Rad, als Märtyrer, Loblieder singen.
Als heilge Jungfrau, Stella maris, sei
So sanft ihr Blick, daß Ruh' er gießt aufs Meer.

2.

Das Alles, edler Meister, weißst Du wohl,
Du, der ins tiefste Heiligthum der Kunst
Früh trat, um nie es wieder zu verlassen,
Du Geist, der auf die reinsten Höhn sich schwang,
Um Dein harmon'sches, großes Werk zu schaffen,
Und allen hohen Geistern von der Stirn
Die heilge Flamme nahm. Das Alles weißst
Du selber: denn Du hast Gefühl und Auge,
Du Meister, streng und mild, erleuchtet wie
Von einem Doppelstrahl, von Raphaël,
Dem Jüngling, und von Angelo, dem Greis.
Auch weißst Du, wie ein starker Gotteshauch
Oft einem Sturmwind gleich des Bildners Geist,
Der sich gestählt an Phidias und Jesajas,
Von der erhabnen, doch beschränkten Ode
Hinreißt zum Epos, dem Unendlichen.

3.

Die großen Männer, Helden oder Denker —
Halbgötter! — schwebten strahlend über'm Volk
Dahin der Reihe nach, bewaffnet mit
Dem Schwert die Einen, mit dem Buch die Andern,
Die mit dem Finger auf den rechten Weg
Hinweisend, die der Wirkung ihren Grund
Abfragend; hier der Künstler, welcher Träume,
Der Forscher, der Thatsachen hat zu bieten.
Der hat erfunden den Magnet, die Presse,
Den Kompaß, jener eine Welt, wohin
Man steuert, einen guten Vers ein Andrer.

Ein weiser und gerechter König nimmt
Die Freiheit ehrlich an der Hand, um sie
Den rechten Weg zu führen; der Tribun
Legt Zügel an der Republik; der Priester,
Der Häuser gründet, wo die Liebe waltet,
Nimmt unter seinem Dach, von Gottes Hauch
Durchwärmt, das Kind, das ohne Mutter ist,
Den Greis auf, dessen Glieder ohne Wärme;
Der Magier, in dessen Geist die Sterne
Sich spiegeln, hat die Schleier all der Isis
Kühn, einen nach dem andern, aufgehoben.
Der Richter hat den Karren abgeschafft
Und ausgestrichen aus dem Strafgesetz
Den Henker. Dem Geschrei der Thoren trotzend
Ist aufgestanden hier ein weiser Mann
Und hat, dem Hohngeschrei der Thoren trotzend,
Um uns zu bessern, angesät die Dörfer
Mit Schulen und die Geister mit Gedanken.
In ernsten Augenblicken hat ein Andrer
Die Massen unter seine Hand gebeugt,
Das Volk, das gerne Kronen bricht, bezähmend.
Die schritten über wankend morsche Brücken,
Erstürmten eine minenschwangre Veste,
Durchbrachen eine Mauer, deren Trümmern
Sie kaum entgingen, mitten durch den Hagel
Und Sturm von Flammen und Kartätschenkugeln.
In dem Jahrhundert, wo der Haß regiert
Und Spott und Frevel, haben arme Völker,
Durch Bürgerzwist zerrissen, aus dem Mund
Der heil'gen Dichter einen Chor vernommen,
Die sanfte, hehre Stimme der Natur.

Denn bei dem Lied der Wälder und der Fluren
Erlischt die Leidenschaft. Zumal in Tagen
Der Revolution, in jener Wüste
Voll dumpfer Glut, in der der Mensch waghalsig
Sich oft verirrt, da ist es deine Quelle,
Natur, an der die Kunst Erfrischung findet.
All diese Männer, reine Herzen, Geister
Der Wahrheit, Häupter, die die ganze Menschheit
Zusammenfassen, Träumer oder Helden,
Sie stehen aufrecht da in der Geschichte
Als Sieger und als Märtyrer zugleich.
Die Tugend ist ein ernstes Heldenbuch,
In welchem jeder Vater seinen Sohn
Soll buchstabiren lassen. Jeder Held
Und Genius, der auf der Stirne trägt
Den Stempel Gottes, ist ein heiliger
Buchstab' in diesem großen Alphabet.
Und unter Jedem prangt sein würdiges
Symbol, ein Stern, ein Compaß, eine Leyer,
Ein Leu, ein Adler mit gewalt'gen Flügeln
Und Feueraugen ... Staunend und geblendet
Beschaut der Bildner die Gestalten, träumt
Vom Vaterland, von Gräbern, Monumenten,
Von herrlichen Vorbildern, aufzustellen
In Stadt und Land ... Und siehe da, schon wachsen —
Entzückende Vision! — vor seinem Auge,
Von friedlich sanftem Himmelslicht bestrahlt
Allmählig aus dem Boden die Gestalten
Als Basreliefs, noch schwankend und zerflossen,
Sie tauchen auf im Grunde seines Geistes,
Im Dämmerschein, die ries'gen Giebelbilder.

4.

So ist's, nicht wahr? — So steigt in Deinem Hirn
Geräuschlos auf der Bauriß, so ersteht
Das Werk der Kunst? — So ist Dein großer Geist
Erschüttert, wenn in heil'ger Dämmerung
Darin ein ganzes Pantheon sich rührt?
So ist's, nicht wahr, o Meister? So vereint
Der Künstler sich mit der Architektur,
Mit dem Granit sich die Idee? — Erhaben
Ist Dein Beruf in solchen Augenblicken.
All diese übermenschlich großen Männer
Empfängst als Gastfreund Du an Deiner Schwelle.
Auf einem Marmorblock von Paros sitzst
Du allen den Heroen gegenüber.
Da springen auf vor Deinem klaren Auge
Die Schatten, die einst Erz und Marmor werden.
In Deiner Hand liegt ihre Zukunft, all
Ihr Wünschen, Hoffen, und Unsterblichkeit,
O Meister, kannst Du schenken, wem Du willst.
Du wägst sie alle auf gerechter Waage,
Nicht Bildner nur, auch Priester, Richter nicht
Allein, auch Dichter; diesen würdigst Du,
Verwirfst den Andern, rühmst Napoleon
Und findest selbst Geschmack an Attila,
Machst manchmal Einen groß durch die Berührung
Des Andern, stellst den Krieger auf die Seite,
Um den Apostel mehr hervorzuheben.
So schaffst Du Götter! — Und von Deiner Höhe
Dich neigend, sprichst Du zu dem armen, alten
Soldaten, zum demüth'gen, greisen Hirten:

— „Ich kenn' Euch, tretet ein! Für Euch bereit
Sind schon die Kronen!“ — Und den Kön'gen sagst
Du ins Gesicht: — „Ich weiß nicht, wer Ihr seid.“

5.

Denn nicht genügt's, daß Einer König ist
Gewesen, daß er Scepter, Kreuz und Apfel
Getragen, um den stolzen Dichter, um
Den stolzen Bildner zu vermögen, daß
Sein Leichentuch sie ihm mit Sternen schmücken
Und öffnen ihm den Weg zum Pantheon.

Ihr selbst, ihr Kön'ge, baut mit eignen Händen
Denkmäler Euch des Ruhmes und der Schande.
Früh oder spät enthüllt uns, was wir thun,
In unsrer wirklichen Gestalt. Ihr habt
Die Welt besiegt, ein Volk beherrscht, auf Euer
Jahrhundert eingewirkt und seine Wunde
Geheilt entweder oder aufgerissen.
Wenn Eure Sendung endlich ist erfüllt,
Dann wird den Dingen, die Ihr hier vollbracht,
Ein Laut entquellen, eine Stimme, sei's
Des Hasses, sei's der Liebe, krächzend, wie
Im Thurm der Riegel, oder lieblich, wie
Im Taubennest das Girren, — eine Stimme,
Die rütteln wird am Marmor Eurer Gruft;
Der Zukunft Stimme, dieser Zeugin, ernst
Und unerbittlich, welche vorgebeugt,
Was kommt, vernimmt und hört in weite Ferne.
Da gibt's nicht Artigkeit noch Schmeichelei,
Da gibt es keinen Mund, geformt zur Lüge,
An Trug gewöhnt, kein feiles Hosianna,

Kein unterthäniges Echo, das verwandelt
Den Klageruf in dankbares Geschrei.
Die ekeln Laster, Frevel und Verrath,
Wie die erhabnen Tugenden und Opfer,
Sie legen streng und wahr ihr Zeugniß ab.
Denn Lippen hat von Erz des Menschen That.

6.

Den schönsten Sonnenstrahl auf Deine Werkstatt,
O Meister! Schweigen herrscht und Andacht hier,
Die Kunst, das ernste Studium, das Zeit
Und Raum vergißt! Im Hintergrund die Skizzen,
Die Du verwarfst; hier Jean Goujon, dort Phidias;
Dort Steine, halb in Geist gekleidet erst,
Ein schweigender Tumult von unbewegten
Statuen, in der dunkeln Ecke Büsten
Gedankenvoll, ein tiefer Friede rings,
Der vom Getäfel sich herniedersenkt.
Groß, schön ist Alles hier, bezaubernd, hehr.
Du, dessen Innres hell die Kunst erleuchtet,
Die göttliche, Du siehst mit stillem Ernst
Durch Deine Seele, himmlisch klar und heiter,
In hundert edlen Formen die Gestalt
Des Menschen wandeln; wie in einer Kirche
Langsamen Schritts, andächtig die Gemeinde
Hinwandelt, welcher Gottes Antlitz lächelt,
So gehn durch Deinen Geist die heitern Schatten,
Durchirren Deine schöpferischen Träume,
Bald Licht, bald Schatten, weite Säulenhallen,
Ein strahlender Palast, ein stilles Grab,
Ein Bau, geheimnißvoll, hoch aufgethürmt,
Von Freudenrufen schallend oder Klagen,

Ausfüllend Deines Geistes Horizont.
Denn todt ist nicht das alte Babylon,
Neu lebt es im Gehirn der Träumer auf.
In Deinem Haupt, o David, stehn Spiralen
Sich windend, steigt der schlanke Pfeiler auf,
Und in der Höhle Deines Schädels wogt
Der wundersame Wald von Kapitälen,
An Buschwerk reich, an Vögeln und an Blumen.

7.

Du, der Du nie gemeine Straßen gehst,
Du, der Gedanken formt und Erze knetet,
Erwäge stets, wie klein die Menschen sind,
Und halte stolz Dich über den Partei'n.
Bewahre Deines edlen Meißels Würde,
Laß Deinen Marmor von der tück'schen Feile
Der Leidenschaften nie berühren, die
So manchen edlen Geist schon angefressen.
Wie Michel Angelo einst Rom, so hat
David Paris. Gib Deiner Stadt, o Freund,
Das große Vorbild, daß, wie Krämerseelen
Unwürdig sind, den Tempel zu betreten,
So auch die Wuth der Demagogenträume
Nie darf entweihn das Herz des heil'gen Künstlers.
Verweigre Deine Kunst den Höfen, widme
Den Völkern Deinen Meißel. So ist's gut,
Mein hoher Meister! Aber höre nicht,
Verscheuche, die dem Gassenpöbel schmeicheln.
In Deiner Werkstatt sinne Du, zertritt
Das Laster, die vielköpfige Schlange, schaffe
Kunstwerke, Dir, wie Allen, zum Entzücken.
Was diese Menschen machen und zerstören

Im Dunkel, werth ist's Deiner Blicke nicht,
Die aufwärts schaun, die reine Schönheit suchend,
Erhabne Tugend und Gerechtigkeit.
Ihr Werk ist niedrig, groß ist Deine Sendung.
Wer wagt' auch nur für einen Augenblick
Denselben Wahn, dieselben tollen Träume,
Gehässigen, sinnlosen, wilden Wünsche
Bei Dir zu suchen, wie bei jenen Sklaven
Von Zwergen, — Dir, dem Vater der Kolosse?

April, 1840.

XV.

An einen Dichter.

Verbirg Dein Leben, Freund, breit' aus den Geist.

Ein Hügel, grün, geschmückt mit bunten Blumen,
Ein Hohlweg, wo die weißen Ziegen klettern,
Ein Thal, sich streckend unter einem Netz
Von Zweigen, voll von Vogelnestern, voll
Gesang und Flüsterstimmen, wenn zum Scherz
Der Wind die Wipfel schüttelt, denen oft,
Wie der zerstreuten Hand die Goldzechine,
Ein Sonnenstrahl entfällt, der bis ins Tiefste
Hinein durchleuchtet Deine stille Seele;
Die Felsen, die Gott weislich so gestellt,
Daß sie im Hintergrund des schönen Forsts
Ein Echo bilden — — das ist Alles, was
Zur Wohnung und zum Leben Du bedarfst.
Hier mußt Du, — mag Dein Haus Gesang erfüllen
Und Liebesfreude, Lachen oder Weinen, —
Hier mußt Du sein, Dich unter Deinem Dach
Vergraben, und Dein Leben eng begrenzen,
Kaum einen Seufzer nach der dumpfen Höhle
Der Städte sendend, in des Geistes Tiefen
Das süße, vor der Welt verborgne Leben,

Zahllose stille Stunden widerspiegelnd,
Gemüthlich, ohne Sorgen, ohne Reue,
Den Kindern hold, der Todten treu gedenkend!

Zugleich nach Lust und Laune durch die Welt
Weit über Deinen heitern Horizont
Hinaus laß fliegen Deine Poesie
Im Sonnenschein, die edle Vagabundin.
Laß im Tumult der Städte, durch die Stille
Der Fluren, im Vorübereilen hier
Gestreift von Lippen, dort von Todtenurnen,
Ausströmen Deines Lieds krystallne Wellen,
Laß sie, zu Gott, dem ew'gen Abgrund rollend,
Befruchtend, rein und ruhig, durch die Seelen
Hingleiten, von Gedanken und von Träumen
Ein unermessner Strom, der, weiter eilend,
Aufnimmt in seinem Schooße jedes Wasser,
Das aus der Erde quillt, und träuft vom Himmel.
O Freund, sei glücklich im Verborgnen! Lebe
Im Schatten fort, in tiefer heil'ger Stille,
Ein Flüchtling, ein einsiedlerischer Denker.
Und mag der Wandrer, leidend und bekümmert,
Wenn ihn der Zufall führt in Dein Asyl,
Bei Dir bescheidne Hoffnung, Frieden finden,
Und Müdigkeit vergessen und Gefahren,
Und an der klaren Quelle Deines Geistes
Sich laben, ahnend nicht, daß an der Quelle
Zugleich ein ganzes Volk den Durst sich löscht.

Klein sei als Quelle und sei groß als Fluß.

April. 1839.

XVI.

Sprichst Du mir von Ruhm und Ehren,
Bitter lächeln muß ich. Trügt
Diese Stimme Dich? Sie hören
Mag ich nicht: ich weiß, sie lügt.

Bald erbleicht des Ruhmes Helle:
Denn der grimme Neid verschont
Ihn nur dann, wenn an der Schwelle
Einer Gruft sein Standbild thront.

Nichts im eitlen Weltgetriebe
Hält, nicht Glück noch Herrlichkeit.
Besser ist ein wenig Liebe,
Die geräuschlos Trost verleiht.

Deine Stimme nur, Dein Lächeln,
Waldesschatten, goldnes Licht,
Lüfte, die mir Kühlung fächeln,
Rosen — mehr begehr' ich nicht.

Eins nur such' ich, wo mich immer
Hin des Schicksals Wechsel ruft,
O mein Stern, nur Deinen Schimmer,
Meine Blume, Deinen Duft.

Eine Welt mag unter Deiner
Wimper ruhn in ros'gem Licht;
Doch mein Wunsch, es ist nur Einer:
Liebe! Andres such' ich nicht.

Meines Geistes süße Gaben,
Unerschöpflich, klar und rein,
Reich, um eine Welt zu laben,
Weih' ich Deinem Geist allein.

Sing'! Ich höre Sphärenklänge!
Lächle mir! Ich bin entzückt!
Was bekümmert mich die Menge,
Die sich lärmend stößt und drückt?

Wiegst Du mich in trunkne Wonne,
Reißt mich keine Macht von Dir,
Winkt umsonst des Ruhmes Sonne,
Und der Kranz der Dichter mir.

Wie sie warnend auch mich necken,
Eins nur ist, was mich besiegt:
— Nicht Fanfaren, die mich wecken,
Dein Lied, das in Schlaf mich wiegt.

Strahlt' am Himmel auch in bunten
Lichtern meines Namens Ruhm,
Eine Hälfte stets hier unten
Bliebe Dir zum Eigenthum.

Laß mich lieben Dich im Dunkeln,
Laß mich ernst, oft finster sein;
In des Kummers Nacht wird funkeln
Heller nur der Liebe Schein.

Engel mit dem Blick, dem reinen,
Weib, das Thränen kennt und Schmerz,
Wieg' auf Deinen Schwingen meinen
Geist, an Deiner Brust mein Herz.

Oktober, 1837.

XVII.

Tausend Wege, Ein Ziel.

Der Jäger träumt im Schattenthal
Von Schönen, die im Moose sitzen.
Und ihrer Augen süßen Strahl
Sieht durch den dunkeln Wald er blitzen.

Des Reiches Wächter, der Soldat,
Er denkt zurück und oft aus weiter
Entfernung, dämmernd leise naht
Ein Antlitz lächelnd ihm und heiter.

Der Hirte, wenn der Tag verglüht,
Schaut sehnend auf zur Himmelsferne
Nach ihr, die ohne Stengel blüht,
Der Feuerblume, seinem Sterne.

Betrachte sie. Betracht' auch dort
Im Korn die Jungfrau, unterm Baume
Die Tochter Eva's, die ein Wort
Von Liebe leise singt im Traume.

Sieh dort, wo goldne Aehren stehn,
Ihn wandeln, unter Blumenbeeten,
Den Vogelsteller, der Idee'n
Nachjagt, den sinnenden Poeten.

Sieh die Matrosen auf der See
Sich sehnend zu dem Lande neigen.
Wie gerne sähen sie zur Höh'
Den Rauch aus einer Hütte steigen!

Sie denken, wenn die Flut sich bricht
Am Schiff und Mast und Planken krachen,
Des Heimathdorfs im Abendlicht,
Wo froh sie singen, scherzen, lachen.

Sieh für uns betend, tief gebückt
Im Dom den Priester dort, den alten,
Der knieend, sinnend niederblickt
Auf seines Chorhemds weiße Falten.

Schau die erhabnen Denker an,
Hoch über unsrer Flur und Halde,
Die Führer auf der Weisheitsbahn,
Die Eichen in dem Menschenwalde.

Sieh wie der Mutter Auge brennt,
Betrachtend ihren Schatz mit Beben,
Ihr Kind, das noch den Gram nicht kennt,
Den Kelch, den füllen wird das Leben.

Sie Alle tragen fort und fort,
Am Tag der Freuden, wie der Schmerzen,
An ihrer Stirn ein leuchtend Wort,
Ein Wort, das flammt im tiefsten Herzen.

Das Wort, so will es das Geschick,
Sagt Mannigfalt'ges dem Verstande.
Hier heißt es: Ruhm, dort heißt es: Glück,
Dem dritten spricht's vom Vaterlande.

Das Wort, es bleibt unwandelbar,
Ob seufzt das Herz, das müdgehetzte,
Ob's klopft vor Wonne, immerdar
Das Erste bleibt es und das Letzte;

Das Wort ist's, das den Kummer schweigt,
Und jeden Kranken macht genesen;
Der Seufzer ist's, der leis entsteigt
Zu jeder Stunde jedem Wesen,

Das Wort, das alle Worte hegt,
Dem sie als ihrem Stamm entsprungen,
Dem Stamm, der Zweige überträgt
In alle Sprachen, alle Zungen;

Das Wort, das, dämmernd oder hell,
Im Widerschein des Himmels schimmert,
Im Leuchtthurm, im besonnten Quell,
Im Lämpchen, das der Wittwe flimmert;

Das Wort, das rauscht in stiller Nacht
Im Rohr und schwirrt wie Taubenflügel,
Das in der Wiege schwatzt und lacht,
Und blumig schmückt den Grabeshügel.

Das Leben schafft, wohin es reicht,
In Nestern und in Baumgerippen,
Das Herz der Könige erweicht,
Und lächelnd spielt um schöne Lippen.

Das Band, das Bach und Flur umschlingt,
Der Zauberreiz, der liegt im Kosen
Des Vögelpaars, das leise singt,
Im feinsten Wohlgeruch der Rosen.

Die Hymne ist's, die singt das Meer,
Wenn in den Port die Schiffe schwimmen,
Der See Geheimniß, das Myster
Der Sterne, die am Himmel glimmen.

Das Wort, es ist der ewge Grund,
Auf dem das zweite Rom entsprungen,
Und Glaube nennt's der Engel Mund,
Und Liebe nennen's Menschenzungen.

Wo Liebe glüht, wird Alles hell;
Für jedes Labyrinth der Faden,
Der Becher ist für jeden Quell
Nur sie, ein Licht auf allen Pfaden.

Wer liebt, begreift, was lebt und webt,
Wach oder schlafend, lichten Schimmer
Stets sieht er, der sein Aug' umschwebt,
Musik im Ohre hört er immer.

Er wärmt sich an der ew'gen Glut,
Hört überall des Himmels Grüße ...
Umhaucht von Düften, o wie ruht
Sich's hold in Deinem Arm, o Süße!

Es klingt Dein Lied am trauten Ort,
Wo wir uns sehn, den Menschen ferne,
In das Gespräch, das süße Wort
Der Wellen, Blätter und der Sterne.

Durch's Fenster scheint des Tages Licht,
Durch Dunst und Zweifel dringt die Klarheit,
Mein Engel, durch die Liebe bricht
Sich Bahn die ganze, volle Wahrheit.

Der Mann, die Frau — das selge Paar! —
Ein Priester ist's, ein gottgesandter,
Der sie vereint, das Herz; und klar
Sind sie, durchsichtig für einander.

Sie tragen, — wie die Sterne mild
Im dunkeln, reinen See sich malen, —
Der tief verborgnen Gottheit Bild
In sich in leuchtend hellen Strahlen.

Gebet und Liebe! — Sieh, der Hain
Ist grün, des Baches Wellen klingen,
Es prangt das Moos im Frühlingsschein,
Es bersten Keime, Knospen springen.

Die Andern mögen ziehn, wohin
Die Thoren eben wandern können;
Wir wollen lieben, gläubig knien,
Und freien Flug den Geistern gönnen.

Die Liebe weiht das Leben ein,
Und drückt auf's Herz der Gottheit Siegel.
Ein Wesen muß ein Körper sein,
Damit sein Bild nicht fehlt dem Spiegel.

Mai, 15..

XVIII.

An eine junge Frau.

Sieh, schöne Frau, ein Duft erweckt Gedanken.
So lege, ros'ges Kind der Morgenröthe,
Zusammen denn den goldnen Purpurfächer,
Der zittert, wie ein großer Schmetterling,
In Deiner Hand, und höre, was ich sage: —
Gott schafft den Rosenduft, wie eine Welt
Er schafft. Die Rose hier, die stirbt an Deinem
Entzückend schönen Busen, hätte nicht
Den süßen Duft, den Götterweihrauch, der
Empor zu Deiner reinen Schönheit wallt,
Wenn nicht ihr Stengel, zwischen Luft und Wasser
Und Grün von Allem seinen Theil sich nehmend
Hinabgetaucht sich in den Abgrund hätte —
Das arme Blümchen, das im Winde zittert! —
Tief in den Wunderschooß der Mutter Erde.
Dort langsam fortarbeitend, Gott allein
Weiß, wie, hat sie die Frische sich der Welle,
Die rollt, den Glanz des Tages, der sich röthet,
Den Hauch von dem, was rieselt, wächst und rankt,
Den Geist von Allem, was in dunkeln Tiefen
Der Erde lebt, den Rauch, den Dampf, die Flut,

Das Nahe, wie das Ferne, — stets das Eigne
Austauschend mit dem Fremden — Alles hat
Sie sich genommen, ihren stillen Frieden
Der dunkeln Höhle, dem Demant sein Feuer,
Dem Wald den Schatten, und vielleicht, auf Flügeln
Des Morgenroths, dem fernen Ocean,
Wer weiß, den unaussprechlich feinen Hauch;
Und, ein lebend'ges Läuterungsgeräth,
Gebildet von Gott selbst, — in dem die Wurzel
Bescheiden, unscheinbar, im Dunkeln still
Und unermüdlich schafft und saugt und seiht
Die Säfte durch, und in der Erde sich
Ausstreckt, der unermessnen Blumenvase
Mit Feld und Wald, mit Wolken und Gewässern,
Und Luft und Vogelsang in allen Zweigen, —
Hat sie, zum Besten nur der stolzen Blüthe,
Die gern im Sonnenschein sich badet, Nichts
Für sich behaltend, diesen süßen Duft
Sorgfältig zubereitet, der zu Dir
Nun schmeichelnd kommt vom Schooße der Natur,
Der Dich entzückt, und Deinem Geiste sich
Vermengt, — o süße Frau! Denn Blumenseelen
Und Frauenherzen, — die verstehn sich gut.

Ein Wort noch, und dann magst Du weiter träumen.

Wenn jedes Wesen hier erreichen soll
Sein Ziel und zur Vollendung sich erheben,
Zum höchsten Reiz, wenn duften soll die Blume,
Die Jungfrau lieben, wenn ihr Leben schöpfen
Sich aus dem großen, allernährenden
Urquell, durchhaucht von einer Seele soll

Die Blumendolde sein, von Duft die Frau,
Dann muß, im Sonnenschein, wie in der Glut
Der Liebe, so die Schönheit, wie die Blume,
Festhalten mit der Wurzel, an der Welt
Des Ideals die Eine, an der Welt
Der Wirklichkeit die Andre, — an der Erde
Die Rosen und die Frauen an dem Himmel.

März, 183..

XIX.

An Ludwig B.

Ludwig, ich träumte süß! Der Abend sank, in Schatten
Und ros'ges Licht getaucht, hell funkelten die Matten,
Das Nest des Halcyon schwamm auf dem breiten Meer.
Millionenstimmig scholl ein Loblied zu den Zinnen
Des Himmels auf, wo Licht und Morgenroth beginnen,
Von beiden Enden kam's der weiten Schöpfung her.
Die kleine Kreatur besang mit Hochentzücken
Die große, den Koloß sah ich mit Lächeln blicken
Auf das Atom, der Stern sah lächelnd den Vulkan.
In der Natur schien nur Ein liebend Herz zu wohnen.
Die hohe Alpe sprach: Wie schön die Blumenkronen!
Die Mücke sprach: Wie schön der große Ocean!

August, 1819.

XX.

Hier auf Erden, wo mit Bangen
Nachts im Wanderzelt man ruht,
Darfst Du Freude nicht verlangen,
Liebe sei Dein liebstes Gut.

Nur die Liebe bleibt; das Leben
Jammer ist's und Qual und Frohn,
Leidend sich zu Gott erheben
Lernen muß der Erdensohn.

Blüthen wird der Baum nur bringen,
Saugt er Säfte wieder ein.
Der Vollendung Ziel erringen
Wird der Mensch durch Leid allein.

Jeder hofft, ein Freudebringer
Sei der junge Tag, der winkt,
Jeder streckt mit Hast die Finger
Aus nach einem Ding, das blinkt.

Jede Seele weckt aus süßen
Träumen auf des Unglücks Hand,
Ein Gespenst auf Felsenfüßen
Langsam schreitet es durch's Land.

Herb ist Alles, was wir haben,
Und ein Auge, feucht umhüllt,
Sieht vom Glück und seinen Gaben
Nur ein fernes Schattenbild.

Hoffnung, süß und täuschend immer,
Die wie Morgenroth uns blinkt,
Dämmernd leiser, ros'ger Schimmer
Um das Ziel, das fern uns winkt!

Widerschein der ew'gen Sonne,
Der durch Dunst und Nebel fließt,
Abglanz jener sel'gen Wonne,
Die das gläubge Herz genießt!

In entzückenden Gesichten
Goldne Wunder sehn wir blühn,
Die aus Eden durch die lichten
Zweige seiner Bäume glühn.

Schatten senkt von jenen Bäumen
Sich auf unsre ird'schen Au'n.
Rauschen hört in seinen Träumen
Sie das Herz mit süßem Grau'n.

Ach, den Widerschein von jenen
Gütern nennen wir das Glück.
Schatten haschen wir mit Sehnen,
Doch das Wesen bleibt zurück.

Nun, wozu durch lüftge Räume
Segeln? Leb' und leide hier.
Lächeln kann man über Träume,
Was uns bleibt, beweinen wir.

Hat gekreuzigt nicht die Menge
Gottes Sohn? — O klage nicht.
Dulde! sagt die Pflicht, die strenge.
Liebe! sagt die süße Pflicht.

Laß zu Zwei'n uns sein, in Freude
Lieben uns, wie in Gefahr!
Schön sind nur zwei Augen, beide
Flügel machen erst den Aar.

Ja, zu Zwei'n! Die Hand uns geben
Wir zum innigsten Verein!
Eins soll unser Beider Leben,
Eins soll unsre Hoffnung sein.

Und im Schmerz mich glücklich wähnen
Will ich, wenn mein Traum, o Kind,
Ist Dein Traum, wenn meine Thränen
Allezeit die Deinen sind.

Mai, 183..

XXI.

Begegnung.

Dem Jüngsten gab er sein Almosen, stand
Dann sinnend still, sie näher zu betrachten. —
Den armen Knaben war vom langen Fasten
Die Stirne welk und abgezehrt die Wange.
Sie saßen alle vier im Kreis herum
Am Boden, theilten mit einander treu
Und brüderlich das Stückchen schwarzes Brot,
Das sie aus unsrem Kehricht aufgelesen.
Sie aßen, so betrübt, so abgehärmt,
So mitleidwürdig, daß bei diesem Anblick
Sich keine Frau der Thränen hätt' erwehrt.
Verlassen ganz auf unsrer Erde waren
Sie, ganz allein im großen Menschenhaufen,
Vier Kinder ohne Vater, ohne Mutter,
Und ohne Obdach, ohne Zufluchtsort,
Barfüßig alle, nur der letzte schleppte
Am müden Fuß zwei alte Schuhe, viel
Zu groß, mit Schnüren um das Bein gebunden.
Oft in den Gräben schlafen sie bei Nacht;
Am Morgen, o wie frieren sie im Wind,
Wenn bei dem ersten Ruf der Lerche sich
Die Bäume schauernd auf zum Himmel richten.

Blutrünstig sind die Hände, — rosig waren
Sie, als sie Gott erschuf. Am Sonntag ziehn
Im Dorf sie nach dem niedrigsten Erwerb.
Der Kleine, blaß und kränkelnd, singt, und weiß
Nicht, was er singt, gemeine, schmutzge Lieder,
Um Lachen zu erregen — ach, er selbst
Weint insgeheim — und lachend an der Schwelle
Der Schenke sitzt ein alter, garstiger Mann,
Und aus der Winkelstube, wo sie lustig
Sich machen, fliegt ein schlechtes Kupferstück
Heraus für sie zuweilen, ein Almosen
Der Hölle, das dem Hunger schenkt das Laster,
Ein schmutz'ger Sou, vom Teufel angespuckt. —
Sie aßen eben hinter einem Strauch
Verborgen, banger als das scheue Reh: —
Man schlägt sie oft und jagt sie immer fort.
So gehn unschuldige Verdammte hungernd
An meinen und an euren Mauern täglich
Vorbei; sie wandern in der Irre, wie
Der Zufall will und sie der Aeltste führt.
Der sah so eben wie im Traum zum Himmel
Und Nichts erblickt' er, als den stillen Aether,
Die warme, liebe Sonne, blau und heiter
Des Himmels Luft, durchrauscht von goldnen Schwingen,
Und den Gesang, den hellen Jubelruf
Der Vögel über den verwaisten Kindern.

Juni. 1839.

XXII.

Wenn Ihr zuhauf Euch schreiend, tobend sammelt,
Um bis in seine Einsamkeit ihn tückisch
Zu hetzen, grimmig und zur Wuth einander
Aufstachelnd, ist — und fühlt Ihr selbst es nicht? —
Das ernste Volk, das Eurem Brüllen nach
Sich einen Drachen träumt' in seiner Höhle
Mit Feueraugen, und geschupptem Bauch, —
Es ist erstaunt, sonst keinen Gegenstand
Für eure Faust zu sehn als diesen sanften,
Geheimnißvollen, sinnend ernsten Mann.

April, 16[illegible].

XXIII.

Der Schatten.

Er sprach zu Ihr: — So traurig ist Dein Lied.
Was hast Du, armer Engel, welche Thränen
Des Kummers netzen Deine süßen Augen?
Warum, Du arme, sanfte, treue Seele,
Senkst, wie ein Rohr, mit einem Flügelschlag
Vom Wind geknickt, Du Deine schöne Stirne,
Von Zeit zu Zeit von Wolken überschattet?
Sei heiter! Denn der Lenz ist da, der Mai,
Die goldne Zeit, wo unter Düften, Liedern,
Beim Hauch des Zephyrs, unter Scherzen, Küssen,
Und traulichem Geflüster, wie den Bäumen
Das Laub, die Liebe wiederkehrt den Herzen.

Mit ernster, süßer Stimme sprach sie drauf:
— Freund, Du bist stark. Dem Gott vertrauend, der
Dich treibt, auf Einen Zweck den Blick geheftet,
So gehst Du stolz und aufrecht Deines Wegs,
Das Morgen macht Dir keine Furcht, das Gestern
Dir keine Sorge. Nichts vermag in Deinem
Entzücken Dich, dem schönen Traum, der Dir
Das Leben hold umschleiert, je zu stören.
Doch ich, ich weine! — Düster auf dem Fuße

Dir folgend, jeder Unbill preisgegeben,
Die Du nicht fühlst, ein Herz, nach Deinem Bild
Gemacht, nur hoffnunglos, — in dieser Welt
Leid' ich und selig singst Du in der andern.
Zur Trauer stimmt mich Alles, ach, die Zukunft,
Die mir in falschem Licht erscheint, das Murren
Der grämlichen Vernunft, die mit der Liebe
Sich zankt, die bittre Eifersucht, die dann
Erwacht, wenn Deinem Aug' ein andres Weib
Sucht einen Strahl der Seele zu entlocken,
Und, das uns schlägt und wieder schlägt, das Schicksal.
Je sonniger der Himmel, desto trüber
Ist mir ums Herz. Du gehst voran, ich folge.
Du schreitest fest, ich schwanke. Während tausend
Entwürfe Du zugleich im Kopfe wälzend
Einhergehst, stark und mild, und zu bemerken
Nicht scheinst die scharfen Ecken, die entgegen
Ringsum die Welt uns streckt, so schlepp' ich mich
Dir nach, ein armes Weib, bedeckt mit Wunden.
Oft steht ein Körper grad und aufrecht noch,
Doch hinter ihm zerbrochen ist sein Schatten.

April, 183..

XXIV.

Olympio's Trauer.

Nicht dunkel war das Feld, der Himmel ohne Hülle,
Auf grüner Erde lag in lichter Strahlenfülle
Der Tag, und weit im Ring
Ein Duftmeer war die Luft, grün war's im Wiesengrunde,
Als er den Ort aufs Neu betrat, wo manche Wunde
Einst jung sein Herz empfing.

Es lächelte der Herbst, hinab zur Ebne neigte
Der hohe Wald sich, der kaum gelbe Strahlen zeigte,
Gold war des Himmels Thor.
Der Vögel heil'ges Lied erscholl, — vielleicht sie sprachen
Mit Gott von uns, wie sein Gesetz wir alle brachen,
Und schwangen sich empor.

Er wollte wiedersehn am alten Thurm die Stelle,
Wo Bettlern all ihr Geld sie gaben, Teich und Quelle,
Den alten Eichenbaum,
Die stillen Plätzchen all im Wald, wo sie gesessen,
Und unter Küssen all die weite Welt vergessen
In sel'gem Liebestraum.

Den Garten sucht' er auf, das stille Haus am Raine,
Das hohe Gitterthor und die Alleenhaine,
Das grüne Labyrinth.
Blaß war er, einsam ging er hin, ihm war, als rage
An jedem Baum, als schleich' ein Schatten ihm der Tage
Vorbei, die nicht mehr sind.

Im Walde rauschen hört' er das geheime Weben,
Den süßen Hauch, bei dem des Herzens Saiten beben
Und blüht der Liebe Trost,
Der Eichen schüttelt und der Rosen wiegt, — die Seele
Von Allem, die, damit es liebend sich vermähle,
Ein jedes Wesen kost.

Die Blätter, die im Weg still lagen gleich den Todten,
Erhoben sich, geweckt durch seinen Fuß, vom Boden,
Und flatterten im Wald.
So sucht der Geist, wenn krank das Herz, sich loszuringen,
Auf wunden Flügeln möcht' er gern empor sich schwingen,
Und sinkt zurück gar bald.

Und lang bewundert' er die herrlichen Gestalten,
Die auf der stillen Au so üppig sich entfalten,
Ihm war so wohl, so weh.
Vom Morgen irrt' er bis zur Nacht durch Thal und Hügel,
Das Antlitz Gottes sah, den Himmel, und den Spiegel
Des Himmels er, den See.

Manch Abenteuer kam, manch süßes, ihm zu Sinne,
Durch's Gitter sah er, doch er trat, mit Schmerz der Minne
Gedenk, nicht ein ins Haus.

Ein Bettler irrt' er um. Am Abend war voll Trauer
Sein Herz, er rief, gepackt von kaltem Grabesschauer,
Laut in die Nacht hinaus:

— „Weh mir! Ich wollte sehn, ich Thor, ob im Pokale
Ein Tropfen noch zurück geblieben, einst so süß.
Ich wollte wissen, was in diesem schönen Thale
Aus dem geworden, was zurück mein Herz hier ließ.

Wie ändert rasch die Zeit doch Alles! O der Schmerzen!
Du lächelnde Natur, vergeßliche! Das Band,
Das tiefgeheime, das verknüpft der Menschen Herzen,
Allumgestaltend löst es grausam deine Hand.

Die grünen Plätzchen sind zum Wald nun aufgegangen,
Der unsre Namen trug, der Baum ist umgehau'n.
Die kleinen Kinder, die den Graben übersprangen,
Die Rosen haben sie zerstört, Gesträuch und Zaun.

Vermauert ist der Quell, wo sie in heißer Stunde
Vom Wald, den sie durchstreift, die Fee, heimkehrend trank,
Ihr Becher war die Hand, den führte sie zum Munde,
Indeß ihr Perl' um Perl' am Finger niedersank.

Gepflastert ist der Pfad, einst holprig, rauh, uneben,
In dessen Sand ihr Fuß, — sie stellt' ihn lächelnd hin —
Ihr reizend kleiner Fuß, scharf abgezeichnet neben
Dem meinen vornehm, stolz ihn zu verspotten schien.

Den Melienstein am Weg, auf dem sie meiner harrend
So gern einst saß, den Stein, schon manch Jahrhundert alt,
Zerrieben haben ihn die Wagen, welche knarrend
In dunkler Nacht an ihm sich stießen mit Gewalt.

Hier wuchert dicht der Wald, dort ist er hingesunken,
Von dem, was unser war, wir selbst, — was blieb bis heut?
Dem Aschenhaufen gleich, der kalt ist, ohne Funken,
Fliegt die Erinnrung fort, im Wind umhergestreut.

Wie? Sind wir denn nicht mehr? Und unsre Stunde, haben
Wir sie gehabt? Und gibt es keine Wiederkehr?
Indeß ich weine, lacht die Flur, umschwärmt von Raben,
Mein Haus, es sieht mich an, und kennt mich, ach, nicht mehr.

Wo wir gewandelt, sehn wir Andre nun erscheinen,
Wie wir, wie diese, sind bald wieder Andre hier.
Den Traum, den hier wir einst geträumt, zwei Seelen Einen,
Ihn weiter träumen sie, zu Ende nicht, — wie wir.

Nichts wird vollendet hier, stets stehn wir an der Schwelle,
Der Schlechten Loos ist dies, der Besten ebenso.
Wir Alle wachen auf vom Traum an Einer Stelle;
Anfang ist Alles hier, das Ende anderswo.

Ja, manches treue Paar, beseelt vom reinsten Triebe,
Wird in dem traulichen, bezaubernden Asyl
Hier kosten alle Lust, die die Natur der Liebe,
Die heimlich glüht, verleiht, in Ernst und süßem Spiel.

O Theure, Feld und Wald mit all den schatt'gen Pfaden,
Der Fremden Eigenthum wird Garten, Au' und Fluß.
Es kommen andre Frau'n, sich in der Flut zu baden,
Der heil'gen, die berührt Dein scheuer, nackter Fuß.

So war's umsonst, daß wir hier liebten, selig glühten,
Und daß die reine Glut der Seelen wir gemischt?
Nichts bleibt uns, Nichts von all den duftig süßen Blüten,
Herzlos hat die Natur die letzte Spur verwischt.

Weinlauben, Bäche, sagt, ihr Grotten, mir, ihr düstern,
Ihr Nester all im Wald, von grünem Laub umringt:
Ob ihr den Andern auch gönnt euer süßes Flüstern?
Ob euer Lied ihr auch für Andre rauscht und singt?

O wir verstanden euch! Wir hörten widertönen
All eure Stimmen; was ihr sangt, im Hain versteckt,
Wir störten niemals euch, wir lauschten still dem schönen,
Geheimnißvollen Wort, das oft ihr uns entdeckt.

Antworte, süßes Thal, du lieblichstes auf Erden,
Du schöne Wüste, sprich, Natur, so hold, so reich:
Wenn einst im Grabe still wir beide schlafen werden,
Das Aug' erloschen, Mund und Stirne kalt und bleich; —

Wenn ihr die Liebenden bedeckt mit Leichenschleiern,
Ach, wenn ihr todt uns seht, Fühllose, werdet ihr
Auch dann noch ungestört, froh eure Feste feiern,
Und lächeln, wie gewohnt, und singen für und für?

Und wenn als Geister einst wir unter euern Rüstern
Und Eichen flattern, die noch immer grünend stehn:
Sagt, werdet ihr uns nicht ins Ohr ein Wörtchen flüstern,
Wie alten Freunden man es sagt beim Wiedersehn.

Könnt unsre Schatten ihr wohl schweben ohne Trauer
Hier sehn, wo einst den Grund betreten unser Fuß?
Könnt ihr Sie sehn, wie sie mich führt zur alten Mauer,
Zur Quelle, welche tropft in schluchzend leisen Fluß?

Seht ihr zwei Liebende, wo Schattenbäume ragen,
Verstohlen wandeln, süß berauscht vom Blüthenhauch,
Ach, werdet ihr ins Ohr nicht murmelnd ihnen sagen:
— „Ihr, die ihr lebt und liebt, gedenkt der Todten auch!"

Für Augenblicke leiht uns Gott nur diese Bäche,
Die Grotten, Felsen, Au'n, den grünen Buchenhain,
Des Himmels Blau, den See, den Berg, die blumge Fläche,
Um ihnen unsre Lieb' und unser Herz zu leihn.

Dann nimmt er sie zurück. Ausbläst er unser Feuer,
Umhüllt mit Nacht den Raum, wo wir geflammt so lang,
Er heißt das Thal, das wir beseelt, das uns so theuer,
Verwischen unsre Spur und unsres Namens Klang.

Nun denn, vergeßt uns, Haus und Garten, Hain und Quelle,
Rauscht, Bäche, Vögel, singt und treibt verliebten Scherz.
Gras, wachs' im Hofe, Busch und Dorn, um unsre Schwelle!
Vergeßt uns, nie wird euch vergessen unser Herz.

Denn ihr, ihr seid für uns der Schatten unsrer Liebe,
Seid die Oase, die der müde Wandrer fand.
Das Heiligthum, o Thal, bist du, vom Weltgetriebe
Entfernt, wo weinend oft wir saßen, Hand in Hand.

Die Leidenschaften gehn von dannen mit den Jahren,
Und werfen Larve weg und Dolch, die sie geführt;
So wie der Gaukler Schwarm, die durch die Länder fahren,
Allmählig hinter'm Berg sich mindert und verliert.

Du, Liebe, bleibst uns treu und stillest unser Sehnen,
Du wirfst dein Fackellicht in unsern Nebelkreis.
Durch Wonne fesselst du das Herz, noch mehr durch Thränen;
Wenn dir der Jüngling flucht, dich betet an der Greis;

In jenen Tagen, wo sich neigt das Haupt, die Miene
Verdüstert, wo der Mensch, dumpf, ziel- und hoffnungslos,
Fühlt, daß er Nichts mehr ist, als eine Grabruine,
Der seine Tugenden und Träume ruhn im Schooß;

Wo unsre Seele wühlt in ihren tiefsten Schachten,
Und auf des Herzens Grund, dem kaum ein Flämmchen bleibt,
— Wie man die Todten zählt auf blut'gem Feld der Schlachten, —
Erloschne Schmerzen zählt und Träume, längst zerstäubt;

Wie Einer, in der Hand die Leuchte, fern den Hütten
Der Menschen, was ihm fehlt, im Dunkeln suchen will,
In finstre Tiefen steigt hinab mit leisen Schritten
Die Seele, bis zum Grund, wo Alles öd und still;

Und dort in jener Nacht, wo keine Sterne funkeln,
Am allerstillsten, tief geheimnißvollen Ort
Fühlt unterm Schleier sie Etwas, das zuckt im Dunkeln.
Erinnrung, heilige, du bist's, du schlummerst dort!

Oktober, 183...

XXV.

Die Musik eine Tochter des sechzehnten Jahrhunderts.

1.

Ihr, meine alten Freunde, einst so jung,
Die ihr, wie ich, des Lebens Last getragen,
Die um verlorne theure Wesen ihr
An manche taube Grabespforte klopft,
Die ihr gebückt einhergeht: denn die Weisheit
Ist schwer: — ihr meine Freunde, wer von euch,
Von uns hat nicht, wenn ihm der Schmerz, der Freund
Mit trocknem Aug' und ernstem Angesicht,
Der Wunden schlägt und den man doch verehrt,
Die strenge Hand gelegt auf seine Stirne, —
Wer hat nicht Ruh' in einem Lied gesucht?
Wer hat in sein Gemüth die Melodie
Nicht aufgenommen, wie man eine Schwester
Empfängt, die Wunden, sie berührend, heilt,
Und, ohne das Gedächtniß theurer Todten
Zu stören, nicht zugleich ein Lächeln wieder
Gefunden und die Thräne bei Gesang
Und Flötenspiel und rauschenden Akkorden?
Wer unter uns, der nicht, wenn über ihn
Ein Kummer kam, vom Hauch der Menge mit

Bewegt ins rauschende Theater schlich?
Da oft im Lärm ein Seufzer sich verliert,
Wer hat nicht in den Haufen schon von Seelen
Geworfen seine Seel' und mitgezittert
Bei des Orchesters leichtbeflügelter
Musik, wo oft ein kriegerischer Marsch
Verhaucht in einem Liebeslied, und weinend
Der Baß zur Ruhe bringt die laute Trommel?

2.

Hört! hört! Des Meisters raschbewegter Bogen
Reißt mächtig alle Violinen fort.
Aufspringend lacht in seiner dunkeln Grotte
Das rauschende Orchester. Alles spricht.
So hört man Abends, ohne sie zu sehn,
Wenn über's Feld ein dumpfes Murmeln geht,
Die Winzer lachen unter reifen Trauben.
Und, wie ein leichtes Kapitäl den Pfeiler,
So überspringt den Alt die süße Flöte.
Die Skalen, die verschämten, keuschen Schwestern,
Sie leeren im Verborgnen und sie füllen
Die Eimer, fügen Hand in Hand, und singen
Abwechselnd ihre Lieder, während um
Die Göttlichen ein Zephyr flattern läßt
Den Spitzenschleier, den das Piccolo
Auszackt ... O Himmel! Hört die Zinke blasen!
Bei diesem Laut wacht Alles auf und springt
Empor, die mächtge Pauke, Wirbel schlagend
Mit tausendfachem Echo, macht, daß all
Die Schaar der mißgestalten Instrumente
Laut gibt und füllt die Luft mit pfeifenden

Akkorden, die hervor aus ihrem Bauch
Von Erz die vielgewundnen Schlangen stoßen.
Ein wüster Lärm, durch den die Hoboe
Mit Seufzertönen wandelt. Jäh zerrissen
Von Oben bis nach Unten wird der Vorhang:
Lebend'ger, als ein Wald, geheimnißvoller
Erscheint die ganze Symphonie vereint
Zu Einer Hymne! Wie ein Chaos dann,
Das eine Welt zurückzuschlingen droht,
Verliert sich Alles leis in Nebelfalten.
Und im Vorbeigehn flüstert jede Weise:
„Genug!" Die Töne glimmen und erlöschen.
Mit ihren dunkeln Wogen überflutet
Die Nacht verwischend Lied und Melodie.
Wie auf ein Schiff sich stürzt des Meeres Schaum,
So, weit ausstreuend auf verworrne Massen
Die zitternden Lichtfunken, fällt die Fuge
In Strahlenbüscheln nieder in das Dunkel.

O Harmonie, die einer Flamme gleich
In alle Winde fliegt, du Meer, auf dem
Die raschen Wellen das Crescendo schwellt!
Wie pocht das Herz, wie lauscht bewegt die Seele!
Wie lenkt der Bogen dort, von welchem nieder
Die Töne tropfen, bald sich in die Nacht,
Und bald ins Licht sich tauchend, stolz und kühn
Den prächtig rauschenden Gewittersturm.

3.

Gewalt'ger Palestrina, alter Meister,
Dich grüß' ich, hoher Genius, du Vater
Der Harmonie! Denn wie ein großer Fluß,
Aus dem die Menschen trinken, ist all diese
Musik zu uns durch Deine Hand gerieselt.
Gluck und Beethoven, Bäume, unter denen
So schön sich's träumt, sie sind an Deiner Quelle
Gewachsen und ihr Saft ist ihr entsprungen.
Mozart, Dein Sohn, auf Deinem Altar nahm
Die neue Leier er, den Sterblichen
Ganz unbekannt zuvor, die sanfter bebt,
Als Gräser unter'm Hauch des Morgenroths
Erzittern, einst erschaffen im sechzehnten
Jahrhundert unter Deiner Künstlerhand.
Zu Dir, o Meister, steigen unsre Seufzer,
Wenn eine Stimme singt, und eine Seele
Antwortet! — Dieser Meister, o wie ließ
Aus seinem schöpferischen Haupt er springen
Die Welt von Tönen, süß zugleich und herb,
Das Echo Gottes, dessen Offenbarung
Und Stimme nur das Universum ist?
Wo hat der junge Mann, der Sohn der blonden
Italia, diesen großen, weiten Geist
Wohl her, gefüllt und reich zum Ueberschäumen?
Wie ist aus ihm, durch einen Zauberhauch,
Durch Arbeit oder Offenbarung, dieser
Titan geworden, dieser Gott, der Alles
Bewegt, und dem das Auge, wenn es weint,
Und wenn sich's trocknet, immer zu sich wendet,

Auf den des Menschenherzens bess're Hälfte
Sich stützt? — Wo kommt ihm diese Stimme her,
Die auf den Knie'n man hört? Woher der Strom
Des Geistes, den er über uns ergießt?

4.

O Kindheit, tief geheimnißvolles Wunder!
Wer läßt die Blum' am Rand des Abgrunds blühn
Und an dem Strom der Leidenschaft den Dichter?
Wer ist der Gott, der wunderbare Träume
Ihm vor das Auge führt, ihm Sterne zeigt
Im mitternächt'gen Grau'n, — das Ideal,
Das, wie durch einen schwarzen Trauerflor
Bezaubernd dringt das Lächeln einer Schönen,
Durchschimmert durch die Welt der Wirklichkeit?
Wer nimmt das Kind schon in der Morgenfrühe
Sanft an der Hand und sagt ihm: — „Menschenkind,
Noch ist's nicht Tag in Deiner Seele! Komm,
Eh' Dir mit seiner Glut des Lebens Mittag
Das Herz vertrocknet, komm, ich öffne Dir
Ein Zauberthor ums andre, komm, ich fülle
Mit Klarheit Dir die nachtverhüllten Augen!
Hör' an mit mir, was Dir zu andrer Zeit
Dann wird erklärt, das Summen und das Stammeln
Der Blumen und der Sterne! Jedes Ding,
Die Ros' am Hag, der Stern am Himmel stammelt
In seiner Unschuld so, wie Du, mein Kind!
Du wirst ein Dichter sein, Gott schau'n wirst Du.
O fürchte nicht den steilen Flammenpfad
Der Wissenschaft; — der Weg ist rauh und hart,
Doch große Herzen schlagen stets ihn ein,

Und Religion und Poesie, sie schmücken
Zu beiden Seiten ihn mit Blüthenbüschen.
Wenn Du am Weg, o schönes, liebes Kind,
Das weiße Röschen pflückst und blaue Glöckchen,
Legst spielend große Meilen Du zurück
Mit Deinen kleinen Schritten. Darum fürchte
Langweile nie noch auch Ermüdung. — Komm!
Hör' an die Unterhaltung der Natur,
Und sieh' ein Gleichniß jedem Ding entquellen.
Im allgemeinen Sein erkenne Du
Das ewge Symbol, den Baum, den Menschen,
Den Wald, das Schicksal, und die schwarzen Furchen
Der Gräber, wo der Keim der Sehnsucht wächst,
Und, die wie Zweige über'm Haupt uns hängen,
Die Tröstungen, die selbst dem Schmerz nicht fehlen,
Und sie, die leuchtet wie des strahlenden
Gerechten Haupt, die Sonne, diese Glorie,
Die hoch am Himmel golden sich entfaltet!"

5.

Gott, welche hellen, welche rauhen Stimmen
Hat Palestrina wohl vom Menschen, wie
Von der Natur vernommen! O man fühlt,
Wie in dem Alter, wo wir Andern lachen,
Wo er schon sann, sein Geist, dem Flusse gleich,
Der rasch von dannen eilt, mit sich genommen,
Was Wolke oder Strand ihm zugeworfen.
Wie ging er, Kind noch ganz, gedankenvoll,
Im Frühlicht durch das Feld, den dichten Wald,
Zum Rand des Abgrunds, der die Mütter schreckt!
Bald tief in Nacht getaucht und bald geblendet

Von Lichtgestalten, o wie ging das Herz
Ihm auf zur Zeit, wenn in das klare Wasser
Des Teichs der Lenz das blumige Ufer taucht,
Wenn frisch zum Ast empor der Epheu rankt,
Und Perlen auf den goldnen Knospen flimmern.

In jener Dämmerstunde, wenn der Tag
Will sterben, und sich Alles schlafen legt,
Wenn seinen Gram das Herz vergißt, der Vogel
Sein Lied, das Vieh die Waide, — o wie oft
Hat unter seinem Aug' ein Bauernwagen
Sich knarrend, mit Geschrei und mit Gestampf
Der Rosse, durch den Wald den Berg hinan
Gerollt im Hohlweg, zwischen gelben Wänden,
Indeß er neben einem Erlenbach
Hinwandelnd einer Abendglocke lauschte,
Die heiser klingend aus dem Hintergrund
Des Thales seufzt'. Er lauschte dem Geräusch
Der Hütten oft, dem Grashalm, welcher zwischen
Zwei Steinen schwankend pfeift, dem schrillen Seufzer
Der fortgeschleppten Pflugschaar, dem Geplauder
Des Vogelnests im Schooß von Klostertrümmern,
Die Schatten auf der Mönche Gräber werfen;
Dem Ernteseld, vom Morgenroth vergoldet,
Wo sich, ein sorglos Völklein, überbeugend
Am Rand des Hohlwegs, um vorbei uns gehn
Zu sehn, die Aehren durcheinander schwatzen;
Der Biene, die die Rose singend kost —
Wie träumt' er unter all dem bunten Leben
Oft horchend mit gespanntem Ohr und sinnend,
Was ihr Geflüster wohl bedeuten mochte!
Und jeden Abend, wenn nach langem Gang,

Vorbei an Serenaden, die sich unter'm
Balkon mit Lachen drängten, heim er kehrte
Zufrieden, ernst und stumm, da fühlt' er reicher
In seinem Herzen sich um einen Schatz.
Denn ihren Honig hatte nun die Biene
Und seinen Thau der Strauch. Und allgemach
Kam's so, daß Alles lebt' in seinem Geiste.
O heil'ges Werk, das der Poet vollbringt! —
In seinem Haupt, das eine Welt umfing,
Erklang der Vögel Lied, die Lüfte wehten,
Da schlängelten sich Flammen hin und Wellen,
Es wiegte sich im Wind die goldne Ernte,
Und Berg' und Dächer warfen ihre Schatten,
Der düstre Abend kam und trieb zur Höhle
Das Wild und heim zur Lagerstatt den Menschen;
Der hohe Wald, vom Himmelswind bewegt,
Am Schluß des Winters froh der Auferstehung,
Er schüttelte wie toll die grünen Büsche.

So kam's, daß Form und Geist, und Licht und Feuer
Und Schatten, daß die ganze große Urne
Der Welt in seine Seele sich ergoß!

6.

Nicht Maler, nicht Bildhauer, Musiker
War er. Dem alten Orpheus folgt' ein neuer;
Und wie das Meer nur Wellen bringt, so bracht'
Er seine Kunst voll räthselhaften Zaubers,
Die Leier, die laut singt und leise weint,
Die einen Ton für Jeden hat, für Jeden
Ein Wort, das er versteht, die Harfe, die

Ins Unaussprechliche die dunkle Ahnung
Des Traumes übersetzt, der Morgens schwindet!
In ungebrochnem Licht erblickt' er Alles.
Denn seinem Geiste war die weite Welt,
Die wesenreiche, die vor seinen Augen
In unbestimmter Dämmrung schwamm, entkleidet
Der Farben, doch ein Meer von Harmonie.
Drum dringt auch seine Hymne, niedersteigend
Vom Himmel, durch das Thor der Frömmigkeit
Zum Geiste, wie bei Nacht des Mondes Strahl
Durch's Kirchenfenster scheint. Wenn seine heil'gen
Gesänge man vernimmt, die idealen
Akkorde, die so tief das Herz ergreifen,
Und die ein Lächeln dem Gerechten, Schauer
Dem Schuldigen erregen, glaubt zu athmen
Man Weihrauchduft, und bei dem Schein der Kerzen
Zu schaun der jungfräulichen Engel Einen,
Die Giotto träumte und die Dante sah,
Versetzt in diese Welt des Kummers, heitre,
Blauäugige Lichtwesen, in Gewändern
Weiß wie Opal, die, während der Azur
Erblaßt und wie ein goldner Punkt ein Stern
Erglüht im Osten, durch ein duftendes
Kleefeld, ein Lächeln um die Lippen, schweben.

7.

O glücklich, wer gelebt in jenem schönen
Jahrhundert, wo des Menschengeistes Gipfel
Vergoldend noch, am Horizont hinab
Die Sonne sank der gothischen Romantik, —
Und sterbend ihr Geheimniß in die Nacht
Mitnahm, und Münster dem ungläub'gen Boden
Nicht mehr entspringen sah und stolz sich heben.
O große Zeit, an Riesenbauten reich
Wie Babel, rings verschanzt, versperrt mit Mauern,
Mit Warten, Burgen, Thürmen, mit Gebäuden
Des buntesten Geschmacks, wo Schicht' auf Schichte
Sich thürmt der Mauerstein, umweht vom Geist,
Gewaltge Massen, welche, Schritt für Schritt
Entweichend, matt der Tag noch überglänzt!
O seltsames Jahrhundert, wo die Kunst
Des Dädalus, die alte, mit dem Tod
Im Dunkeln rang, indeß am andern Ende
Des Himmels, zwischen zwei gewalt'gen Eichen,
Tasso und Luther, seine Silberstrahlen
Noch werfend, stieg empor, — an jenem Himmel,
Zu dem hinüberstaunend Dürer sah, —
Der Mond der Kunst, die göttliche Musik.

Mai, 1837.

XXVI.

Er schien zu schlottern — schaurig blies der Nord;
Es war ein Marmor unter dürren Aesten,
Ein Standbild, schwarz am Rücken, grün am Fuß,
Ein alter Faun, im alten öden Park
Allein, der mit der vorgeneigten Stirne
Berührt des Baumes Zweig' und halben Leibs
In seiner Marmorscheide sich verlor.
Da stand er sinnend, an den Grund gefesselt,
Wie Alles, was sich nicht bewegt, vergessen.

Vom eis'gen Wind gepeitscht umstanden Bäume
Den Faun, wie er, am selben Platz, gealtert,
Kastanienbäume, riesig, ohne Blätter
Und ohne Vögel; unter Büschen dicht
Zum wildverworrnen Netz verschlungen stand
Schneebleich er da auf schwärzlich brauner Erde.
Mit breitem Mantel, auf dem Nebel wogend,
Sank eine rauhe Winternacht hernieder,
Schwarz, ohne Mond und Sterne. Weiterhin,
Die Stämme kreuzend, standen andre Bäume,
Und andre streckten, ferner noch, verschwimmend,
Dem grauen, winddurchwühlten Himmel tausend
Verschlungne, kahle Zweige wirr entgegen,
Und lagerten, der Eine dicht den andern
Verschleiernd, um den Horizont, verloren
Im grauen Nebeldunst, wie eine Heerde
Von Ungeheuern, braunen Riesen-Igeln.

Nichts war zu sehn, als dieser alte Faun,
Der finstre Himmel und der dürre Wald.

Vielleicht im fernen Dunst war eine lange
Terrasse mit bemoosten Steinen noch
Zu sehn und bei dem großen Teich die Nymphen,
In dem verwildert öden Park sich schämend,
— Vor frechen Blicken einst, und jetzt, — vergessen
Sich ganz zu sehn. — Der alte Faun — er lachte. —
In ihrer düstern Dämmerung zurück
Ließ ich den Teich und die verschämten Nymphen.
Der alte Faun, er lachte. Dieser war's,
Zu dem ich ging; bewegt: — denn schonungslos
Verdammen all die göttlichen Bildhauer,
Die vielbestaunten, ein für allemal
Zur Scham die Nymphe und den Faun zum Lachen.

Stets dauert mich der arme Marmor, — nicht
So oft der Mensch, weil dieser härter ist.

Und ohne nur mit einem Wort das Ohr
Ihm zu verletzen: — denn der Marmor hört
Schon des Gedankens Stimme — sagt' ich ihm:
„Du stammst noch aus dem blühenden Jahrhundert
Der Liebe. Sprich, Sylvan, was sahst Du hier
In Deinen bessern Tagen? Warst auch Du
Hoffähig? Nahmst Du Theil an süßen Festen?
Für Dich, zu Deinem Zeitvertreib, sind nur
Die Nymphen hier, für Dich die Griechen-Götter
Und römischen Cäsaren, bunt gemischt
In diesem Wald, und die antiken Vasen,
Zurückgestrahlt vom klaren Teich, das ganze

Verschlungne Labyrinth der Gartenkunst.
Was hast Du hier in Deinen bessern Tagen
Gesehn, Sylvan? Verrathe das Geheimniß
Mir jener längst verrauschten schönen Zeit,
Der Zeit verschwiegner Flammen, Abenteuer
Und Stelldichein's, wo unter großen Kön'gen
Die großen Dichter wuchsen. Wie ergötzlich
Muß die Erinnrung sein! Noch lachst du drob.
Sprich, schöner Faun, zu mir, wie mit dem Baum
Du plauderst, mit dem Wind, dem grünen Laub.
Warfst manchmal Du, o alter, griech'scher Spötter,
Vom einen Ende der Allee zum andern
Dem Herkules-Farnese von der Seite
Nicht Blicke zu, wenn mit dem schönen Lautrec
An Dir vorüberging die Béarnerin
Mit den holdsel'gen Augen, Margarethe,
Die Königin? Hast Du, gefälliger
Sylvan, allein in Deiner grünen Grotte
Von feuchtem Laub, abwechselnd dem und jenem
Die Seite bietend, die ihm zugesagt,
Als Schäfer Deine Räthe dem Racan,
Als Satyr sie gegeben dem Regnier?
Hast Du auf dieser Bank nicht, gegen Mittag,
Vincenz von Paula schwitzen sehn, um Gondi
Zu bilden? Alter Faun, hast Du verfolgt
Mit diesen scheelen Blicken Buckingham
Mit Anna, Ludwig, die Fontange am Arm,
Und haben sie mit rothergühter Stirne
Sich umgedreht, wenn sie im tiefsten Winkel
Des Parks Dich in der Ferne lachen hörten?
Hat man Dich wegen Thyrsus oder Epheu
Um Rath gefragt bei einem großen bunten

Ballet, in dem der Hof des Gottes Phöbus,
Des Gottes Pan vielleicht, die Montespan
Berauschte mit dem Namen: Amaryllis?
Kam Lafontaine, mit Thränen in den Augen,
Hinweg von Höflingen, die Ohren hatten
Von Stein, zu Dir, um leise zu erzählen
Von Vaux und von der Sehnsucht seiner Nymphen?
Was sprach Boileau zu Dir, was sprach Segrais
Zu Dir, gelehrter Faun, der in Eklogen
So zierlich mit Virgil einst stritt und der
Auf grünem Rasen tanzen ließ den schweren
Spondäus gleich dem flinken Dactylus?
Sahst Du im Gras die Schönen spielen, die
Chevreuse mit dem zärtlich feuchten Blick,
Thiange, stolz wie eine Königin?
Umschwärmte Dich nicht manchmal ihre Schaar,
Die rosige, so toll, daß durch die Wolken
Die Sonne dringend ihnen auf den Nacken
Dein lüsternes Profil oft plötzlich malte?
Hat unter seinem grünen Dach Dein Baum
Den bleichen Mazarin im Leichentuch,
Im scharlachrothen Kleid empfangen? Hast
Die Ehre Du gehabt zu sehn den Träumer
Molière? Hat er vertraulich oft, Dir Verse
Zuwerfend, süß melod'sche, Dich geduzt,
Wie das Halbgötter unter sich wohl pflegen?
Hat dieser Denker, der die Seelen alle
Nackt sah, und darum Scheu vor Deiner Nacktheit
Nicht haben konnt', in seinem Geiste Dich
Nicht oft verglichen mit den Menschen? Hat
Er Dich, die cynische Gestalt, nicht minder

Boshaft, ironisch, mürrisch, kalt gefunden,
Wenn unterwegs stillstehend er verglich
Dein Lachen, Marmorbild, und das des Menschen?"

So sprach ich unter dichtem Laub zu ihm.
Er sagte Nichts, er brummte nicht einmal.
Und lauschend zu dem eis'gen Marmor neigt'
Ich mich, doch von vergangnen Dingen sprach
Kein Laut; der fahle Schein des Tages, der
Entwich, umspielte leis den starren Satyr,
Der taub und stumm bei meinen Worten blieb.
Wenn man so düster ihn, mit halbem Leib
Aus seinem Ueberzug, von feuchtem Laub
Geschwärzt, heraus sich heben sah, so schien
Ein Handgriff er, zum Torso ausgemeißelt,
Von einem alten Schwert in rost'ger Scheide.
Ich schüttelte den Kopf und ging von dannen.
Da war's, als käm' aus den verdorrten Zweigen,
Den grauen Birken, die sich beugten über
Sein Haupt, betrübten Schwestern gleich, aus all
Den heimlich stillen Grotten rings im Park
Ein Laut, wie eine Geisterstimme klang's
In meiner düstern Seele wieder, dumpf
Wie in den Tiefen einer Amphora:

— „Was thust Du, unbesonnener Poet?
Laß unter dichten Bäumen sie im Frieden,
Die Faunen, die verlassnen! Weißst Du nicht,
Poet, daß es ein Frevel ist, in stiller
Einöde, wo die Schatten ruhig schlafen,
Ein Frevel, selbst, wenn Dich dahin die Liebe
Gezogen, an dem Moos zu rütteln, das

Die Trümmer der Jahrhunderte bedeckt,
Und mit dem eitlen Lärm unzarter Worte
Zu stören das Gedächtniß stiller Todten?"

Und fliehend, von vergangnen Tagen träumend,
Verlor ich mich im dunkeln Park und Garten,
Indeß geheimnißvoll die Zweige rauschten,
Und einsam, hinter mir, die Hieroglyphe
Aus einem alten Alphabet, der Faun
Fortfuhr, der Nacht, die nahte, zuzulachen.

Ich ging und warf noch einen trüben Blick
Zurück auf all die süßen Angedenken,
Auf Lenz und Morgenroth, und Schönheit, schwimmend,
Zerstreut nun in den Lüften, unter'm Fuß
Des Wandrers, Blätter längst verwehter Sommer,
Die Frau'n verschwundener Jahrhunderte,
Und fern noch, durch die dunkeln Zweige sah
Ich Marmorbilder, Schatten des Vergangnen.

Dezember, 1837.

XXVII.

Was Flügel hat, war immer meine Liebe.
Als ich ein Kind war, ging ich in den Wald,
Und nahm im Nest die kleinen Vögel aus.
Erst macht' ich ihnen Käfige von Schilf
Und zog sie auf im Bett von grünem Moos.
Und später ließ ich offen dann die Fenster;
Sie flogen nicht von dannen, oder wenn
Sie je zum Wald entflohn, so kehrten sie
Auf meinen Ruf zurück. Ich und ein Täubchen
Wir haben lang uns sehr geliebt. — Seitdem
Kenn' ich die Kunst, die Seelen kirr zu machen.

April, 1840

XXVIII.

Geschrieben auf dem Grabe eines Kindes am Meeresufer.

Du alter Epheu, Gras und Blumen, Buchs und Myrthen,
Du Kirchlein, wo der Geist Gott schaut, den sonst er träumt,
Ihr Fliegen, die ins Ohr ihr flüstert leis dem Hirten,
Der auf dem Rasen schläft, von Blumen rings umsäumt;

Du Wald, der rauschend füllt des Wandrers Haupt mit Träumen,
Ihr Wind' und Wolken, wild empörtes Element,
Ihr Früchte, die ihr fallt von dichtbelaubten Bäumen,
Ihr Sterne, die ihr fallt vom dunkeln Firmament;

Ihr Vögel, dunkle Flut, aushauchend tiefe Klagen,
Eidechse, die dahin an alten Mauern schießt,
Ihr Auen, deren Duft zum Meer die Winde tragen,
Meer, wo die Perle wächst, Land, wo die Aehre sprießt;

Natur, Erzeugerin und Grab von allem Schönen,
Ihr Nester, Blumen, die ihr all euch wiegt im Wind,
Macht kein Geräusch, kein Laut soll dieses Grab umtönen!
Die Mutter weinen laßt und schlafen laßt das Kind.

1840.

XXIX.

Cæruleum mare.

Sitz' ich, wo Schatten mich umgeben,
Im Wald am Strand zur Sommerszeit,
Dann denk' ich: bitter ist das Leben,
Und träume von der Ewigkeit.

In meinem Schicksalsgang, dem dunkeln, —
Gott ist es, den mein Geist erkennt,
Wie man durch dunkle Zweige funkeln
Sieht das gestirnte Firmament;

Das Firmament, das Weise fragen
Um Rath und Thoren allzumal,
Das Firmament, wo Wolken jagen,
Und Sonnen glänzen ohne Zahl.

Die Welt ist Gottes, seinem Ruhme
Dient sie, umweht von Himmelsluft,
Ein Lobgesang ist jede Blume,
Und Weihrauch jeder süße Duft.

Nachts pocht ein Menschenherz. — Betretet
Mit Ehrfurcht nur den heil'gen Grund! —
Der Himmel liebt, die Erde betet,
Es hört ein Ohr, es spricht ein Mund.

Doch nie willst du dich ganz uns geben,
O Gott, fliegt auch das Herz dir zu.
Die Schaale läßst du oben schweben,
Und unten läßst die Lippe du.

Einst wird in voller Klarheit stehen
Dein Werk dem gläubigen Gemüth,
Von einer Welt zur andern sehen
Wir deine Einheit aufgeblüht.

In deinen Himmeln, — sel'ges Leben! —
Sehn wir, die lieb uns sind und traut;
Wie einen Schwarm von Adlern schweben
Man über die Gebirge schaut.

Im Tode weiß sich zu entringen
Der Geist dem Bann der Sinnenwelt;
Ein Nest ist jedes Grab, wo Schwingen,
Dem Vogel gleich, die Seel' erhält.

O Himmelsthau, der uns befeuchtet!
Die Welt ist klar uns, wie ein Quell;
Und von dem Strahl, der uns umleuchtet,
Das fernste Ende sehn wir hell.

Dann endlich kommt auch zu Gesichte
Uns, deiner armen Kreatur,
Besonnt von deinem reinsten Lichte
Die andre Seite der Natur,

Wir Dichter werden dann vergleichen,
Wir Denker, die wir Welten schau'n,
Mit deinen unermessnen Reichen
Die Werke, die im Traum wir baun.

Indessen, unser Loos beklagend,
Irr gehen wir auf diesem Ball,
Ein großes Räthsel in uns tragend,
Halbblind und schauend tief ins All.

Vom Zufall läßt den Weg sich zeigen
Der Mensch, und, was er sinnt und schafft,
Sucht, wie die Ziege nagt an Zweigen,
Er Nahrung seiner Leidenschaft.

Im Dunkel irren wir und wallen
Des Wegs, den tausend Andre gehn,
Und hören Trauerstimmen schallen,
Und Worte, die wir nicht verstehn.

In solcher Nacht, die auf dem Volke
Schwer ruht, in dieser argen Zeit: —
„Elias!“ ruft es aus der Wolke,
Indeß: „Herr! Herr!“ ein Andrer schreit.

Der Mensch ist eine arme Waise,
Ihn schreckt nur, wer ihn trösten soll.
„Leer ist der Himmel!“ sagt der Weise,
Der Priester ruft: „Die Höll' ist voll.“

Ach, daß uns gute Aerzte fehlen,
Und Seher, deren Blick nicht schielt!
Der gibt den Satan unsern Seelen,
Wenn jener uns den Heiland stiehlt.

Die Menschheit, schutzlos, baar der Gnade,
Dem Wandrer gleich am dürren Hag,
Verfolgt sie ihre rauhen Pfade,
Ob längst gesunken auch der Tag.

Sie geht dahin. Die Nacht ist schaurig,
Gekrümmt vom Winde knarrt der Baum,
Und finster sieht sie an und traurig,
Was sie erblickt im halben Traum.

Sie wandelt über morsche Stege
Und Trümmer ohne Rast und Ruh,
Und sieht Gespenster stehn am Wege,
Die strecken ihr die Arme zu.

Wir Träumer rasten unter Dächern,
Die nahe schon dem Einsturz sind,
Und sehn ein Heer von armen Schächern
Im Dunkeln tastend, irr und blind.

Für Alle suchen wir zu lösen,
Die sie uns aufzugeben liebt,
Die Räthsel dieser Welt, der bösen,
Der dunkeln, die uns rings umgibt.

Und Jeder sucht, damit er finde,
Und tiefer sinkt das Haupt im Gehn,
Indeß des Schicksals rauhe Winde
Durch unsre Locken schaurig wehn.

Wir hören, ach, gedrückt vom Fluche
Der Knechtschaft, wie ein Hauch sich regt
In unsrem dunkeln Lebensbuche,
Und rauschend um die Blätter schlägt.

Was thun? — Der Grabeshauch, der feuchte,
Umweht uns; betet weg den Fluch,
Und seht, ob nirgends eine Leuchte
Bestrahlt das räthselvolle Buch.

— Woher soll Licht uns, Vater, stammen? —
Gott spricht: — Aus Dir! Sei fromm und gut,
Entzünde Deines Herzens Flammen,
Und Licht dem Geiste gibt die Glut.

Brennt nur Dein Herz, so kannst Du lesen,
Was Gottes Evangelium spricht,
Und Glück und Tugend sind Ein Wesen,
Verklärt in diesem heil'gen Licht.

Wer liebt, der wird zum Gotteskinde,
Vor dem der Nebel sich verzieht.
Glaubt, und vom Auge fällt die Binde,
Liebt, und der Stern im Auge sieht.

Aus fernen Himmelshöhn der Wahrheit
Gestirn, es wirft oft matten Schein.
Oft fällt ihr Licht in voller Klarheit
Ins Buch der Seele nicht hinein.

Wenn nur die Glut der Sterne flimmert
Dir nächtlich, lesen kannst Du nicht,
Wenn uns das Liebeslämpchen schimmert,
Ist's heller als im Sonnenlicht.

Damit wir immer lesen können
Im Dunkel, wär' es noch so dicht,
Will uns die Liebe Gott vergönnen,
Das Erdenlicht zum Himmelslicht.

Drum liebt! Und gebt der Flamme Nahrung;
Dem Geist gibt Helle das Gemüth.
Und oft ist Gottes Offenbarung
Ein Frauenherz, das liebend glüht.

So träum' ich bei den letzten Gluten
Des Tags, wenn Stern um Stern die Nacht
Läßt sinken in des Meeres Fluten,
An dessen Strand der Schiffer wacht.

Das große Wunder schaut mein Auge
Erstaunt, die Tiefen und die Höhn,
Und ein durch alle Poren sauge
Ich dieses Schauspiel göttlich schön.

Der Himmel dort in lichtem Schimmer,
Hier die bewegte Wogenwelt, —
Für Geistesaugen gibt es immer
Ein Etwas hier, das steigt und fällt.

Sei's klarer Tropfen oder Funken, —
Das ungeschriebne Gotteswort,
Bald ist es mir ins Herz gesunken,
Bald glänzt's in meinem Geiste fort.

Im Herzen thut, dem liebend frommen,
Die leuchtende Idee sich kund,
Als Stern, vom Himmel hoch gekommen,
Als Perle, tief vom Meeresgrund.

August, 1839.

XXX.

Gott, der gnädig ist den Engeln
Und den Menschen, wird, wenn rein,
Kind, Du bist und frei von Mängeln,
Zufrieden sein.

Und die Welt, wo prächtig flimmernd
Herrscht der eitle, kalte Schein,
Wird, wenn schön Du bist und schimmernd,
Bezaubert sein.

Doch, mein Herz, in Deiner Nähe,
Süß berauscht vom Liebeswein,
Wird, wenn ich Dich glücklich sehe,
Im Himmel sein.

Januar, 1840.

XXXI.

Oceano nox.

Saint-Valerie-sur-Somme.

Wie viele Schiffer, ach, und Kapitäne schaarten, —
Die lustig eingeschifft sich einst für lange Fahrten, —
Zusammen sich im Grund der See, die sie verschlang!
Wie viele fanden hier, in mondscheinlosen Nächten,
Im schwarzen Abgrund, wo die Algen sie umflechten,
Im blinden Ocean schon ihren Untergang!

Wie mancher Schiffsherr sank, es rissen Sturm und Wetter
Ihm grimmig aus dem Buch des Lebens alle Blätter,
Und streuten sie umher, um mit dem Wind zu ziehn.
Und jede Welle nahm sich gierig ihre Beute,
Die Eine nahm das Wrack, die andre nahm die Leute,
Und jagten mit dem Raub in wilder Lust dahin.

Verlorne Häupter ihr, mit todten blassen Lippen
Rollt ihr dahin und stoßt an unsichtbare Klippen
Die Stirn und treibt umher, soweit die Flut sich dehnt,
Wie manche Mutter, ach, die Einen Traum nur hatte,
Harrt' an dem Strand, und starb, eh' Bruder, Sohn und Gatte
Zurückgekehrt, die sie ersehnt.

Am Abend sprechen noch von euch, mit leisem Schaudern,
Die Schiffer, die, gelehnt auf rostge Anker, plaudern,
Und euern Namen nennt man scherzend, wohlgemuth,

Und lacht, erzählt und singt von manchem Abenteuer,
Und küßt die Schönen, die einst euch gewesen theuer,
Indeß ihr schlafend tief im grünen Seegras ruht.

— Wo ist er, fragt man, nun? An ferner Insel Borden?
Ist König er vielleicht im schönen Land geworden? —
Bald eures Namens wird kaum flüchtig mehr gedacht;
Im Meeresgrund der Leib, der Name längst verschollen.
Die Zeit, die Schatten dicht auf Schatten weiß zu rollen,
Legt auf den Ocean noch des Vergessens Nacht!

Den Starken nennt man kaum, und Niemand denkt des Schwachen!
Hat der nicht seinen Pflug und jener seinen Nachen?
Nur eure Wittwe, Nachts, wenn tobt des Sturmes Hauch,
Spricht noch von euch, erschöpft mit hoffnungsloser Miene
Aufstört die Asche sie im glimmenden Kamine,
Und ach, in ihrem Herzen auch.

Und ruht auch sie im Grab, wird euren Namen kennen
Nicht eine Seele mehr, kein Denkstein wird ihn nennen
Auf stillem Friedhof, der manch Echo sonst vernimmt,
Kein Weidenbaum, den kahl wir sehn im Herbste trauern,
Nicht der eintönige Gesang an alten Mauern
Und Brücken, welchen an ein greiser Bettler stimmt.

Wo sind die Schiffer nun versunken in den Meeren?
O Flut, was weißt du doch für schauerliche Mähren,
Ihr Wogen, die entsetzt die Mütter schau'n am Strand?
Davon erzählt ihr euch, wallt auf das Meer im Grimme.
Drum klingt so hoffnungslos, so schaurig eure Stimme,
Wenn uns entgegen ihr euch Abends wälzt zum Land.

Juni, 1836.

XXXII.

Juninächte.

Versinkt ein Sommertag, dann ihren Odem tauschen
Die Blumen aus, von Duft ist weit das Thal erfüllt,
Geschlossnen Augs, das Ohr halb offen noch dem Rauschen,
Ruhn wir, durchsichtig scheint der Schlaf, der uns umhüllt.

In lichter Dämmrung schwimmt der Himmel in die Runde,
Und reiner glänzt der Stern, die Schatten weichen sacht,
Ein leises Morgenroth schwebt, harrend seiner Stunde,
Am Himmelsrand umher die ganze, schöne Nacht.

1837.

XXXIII.

Weisheit.

An Fräulein Louise B.

1.

— So soll nichts Großes denn, nichts Reines, Heil'ges,
O Himmel, Nichts, was würdig wäre deines
Erhabnen Blickes, Nichts, was das gemeine
Jahrhundert adeln könnte, Nichts entspringen
Dem Herzen eines Menschensohns? — O Mensch!
Du Geist, begraben unterm Sinnenwust!
Genießen also, blind im Dunkeln tappen
Hinunter zu den Todten, sich verkaufen
An Alles, was da kriecht, an Alles, was
Verfliegt, den schmutzigen Gewinnst, die Thorheit,
Die Eitelkeit; Nichts wissen, als ein Blatt
Papier — uneingedenk der Pflicht — mit Worten
Zu füllen, und mit Thalern ein Comptoir;
Niemals den Blick zum Sternenhimmel wenden,
Und lachen jedes Opfers, jeder still
Verhüllten Tugend, — sieh, das ist dein Leben!
Und deine einzge Hoffnung, Tag und Nacht,
Dein Ziel, dein Cultus, deine Liebe, weh,

Ist das Metall, gezogen durch den Koth
Der Gasse, das nur seinen Schmutz zurück
Dir an den Händen läßt und gift'gen Rost.
Davon begreifst Du Nichts, daß Du bestimmt
Zu denken bist, ein Magier zu sein,
Ein König und ein Alchymist, der unter
Dem dunkeln Schmelzgefäß, das Deine Seele
Du nennst, die Flamme nährt, und durch den Tiegel
Läßt ziehen die Natur und Welt und Zeit,
Um endlich draus hervorzuziehn die Gottheit.

Wie? Sein Gesetz hat jedes Element,
Und seinen angewiesnen Kreis das Thier.
Dem Kormoran gehört die Flut, dem Adler
Der Schnee; ein jedes Ding hat seinen eignen
Beruf, sein Ziel und seine Region.
Nicht nur ein leerer Auswurf ist der Schaum
Des Meers, es weiß die Welle, was sie thut,
Der Wind, wer ihn bewegt; gehorsam leuchtet
Der Stern dem blauen Himmel, wie die Lampe
Im Tempel ewig wach ihr Licht ergießt.
Zur Ehre Gottes öffnet ihren Kelch
Die Lilie jeden Morgen, wie die Saiten
Der heil'gen Leier schwingend singt der Vogel
Den Namen, der im Osten rosig strahlt.
Wie? Jedes Wesen liebt, die Schöpfung glaubt,
Und jedes Ding hienieden lebt nach seinem
Gesetz, und göttlich frei gehorcht es nur,
Der Vogel seinem Trieb, der Baum der Wurzel.
Der weite Ocean, der hoch empor
Zum Ufer steigt, die Schwalbe, die nach Süden,
Und der Magnet, der sich nach Norden wendet,

Das Samenkörnchen, das beflügelt sich
Sein Plätzchen in der Ferne sucht, die Wolke,
Die sich auf eisbedeckten Inseln lagert,
Und plötzlich sich erhebt, des Himmels Höhen
Beim Hauche des April vom Pol durchsegelnd
Bis zum Aequator; jener Gletscher, der
Vom weißen Kamm der Alpen niedersteigt,
Der Saft, der durch die Adern rinnt der Zweige,
All die geschaffnen Dinge, sie verfolgen
Ein ernstes Ziel, die Strahlen in den Lüften,
Die Sphären hoch am Himmel, und die Flüsse,
Die zwischen Felsen hin und Gräsern strömen,
Sie wandeln unverrückt die stolze Bahn.
Der Mensch allein irrt ab vom rechten Weg.
Wie? Alles, was das Universum faßt,
Die Kreaturen all, die Berge, Wälder,
Die grünen Au'n, das goldne Morgenroth
Am Himmel, der ein Bett sich gräbt, der Bach,
Sie haben heute, wie an jenem Tag,
Wo seiner Größe Stempel aufgedrückt
Jehovah's heilge Hand dem ersten Menschen,
Noch ihre ganze fleckenlose Unschuld.
Der Mensch nur ist gefallen! — Er, geschaffen
Im hehren Götterreich, zu sein der Beste,
Er wird der Schlechteste. Er sollte blühn
Ein auserwählter Baum und ist ein Stumpf
Nur, ein gemeiner, mit bestaubten Aesten,
Entwurzelt mit den Jahren, durch das Laster
Entlaubt, mit Zweigen, die nicht Früchte tragen,
Wenn Gott sie sammeln will, die keine Stütze
Gewähren, und auf welche die Gesellschaft
Die schlimmsten Leidenschaften pflegt zu propfen.

Welch tiefer, tiefer Fall! Und, o mein Gott,
Er weiß von Nichts, ungläubig, blind, verstockt,
Indeß ringsum die ganze Schöpfung denkt.
O Schmach! Ein Knecht der Sinne vegetirt
Der Mensch, indeß um ihn die Schöpfung lebt.

2.

So rief ich aus, und Du, Du hörtest zu:
Du, deren Seele strahlt aus jedem Wort,
Das ihr entquillt, Du wandtest ernst und traurig
Mit tröstlich holdem Lächeln Dich zu mir:

— Die Menschheit rafft sich auf; sie strauchelt noch,
Die Stirn in Nacht gebadet wandelt sie
Dem Morgenroth entgegen. Jeder Mensch
Hienieden hat ein doppeltes Gesicht,
Ein gutes und ein böses. Alles tadeln
Heißt Nichts begreifen. Sind aus Gold geschaffen
Die Menschenseelen, sind aus Blei die andern, —
Streng ist der Geist des Weisen und nicht blind.
Auf jeden Schädel wirft er seinen Blitz.
Für das Jahrhundert, dem man angehört —
In dem man, ach, so viel erduldet! — ist
Man immer ungerecht und Alles scheint
Verdammungswerth. Auch unsre Zeit, so viel
Geschmäht, hat ihre edle, schöne Seite.
Das hast Du selbst gesagt, erzürnter Dichter! —

In Deinem Zimmer, dem berühmten, hehren
Asyl, da war's, wo einfach Du und heiter
Mir dies gesagt. Es strahlte Deine Stirn
Im Widerschein des purpurnen Damasts,
Und mir, in diesem Augenblick der Weihe,

Erschien, wie Du empor die Augen hubst,
Zum Himmel umgewandelt Deine Decke.

Die Stimme der Vernunft, der Ton des Friedens,
Die Billigkeit, die liebevolle Schonung,
Die Engelsgüte, die Barmherzigkeit,
Die gern dem Schuldigen vergibt, die Milde,
Die mit der unbewußten Hoheit Krone
Die Stirne schmückt der Tugend, — Deinem Wort,
So schön und klar, verlieh das eine Größe,
Die stille Größe der Natur und manchmal
Klang Deine Stimme wie die heimlich süßen
Gesänge, die man hört im fernen Wald.

3.

Warum vor's Auge tretet ihr mir immer,
Ihr heitern Tage meiner Kinderzeit,
Wer öffnet Deinen Kelch uns immer wieder,
Du lichte Blume der Erinnerung?

Wie war ich kindlich froh, wie war ich glücklich!
Die Schule rief: da war die glatte Bank
Von Eichenholz, blank abgerutscht, der Tisch,
Der Pult, das plumpe Tintenfaß, die Lampe,
Des Abendsterns bescheidne Schwester, — Alles
Begrüßte freundlich mich und ernst. Mein Lehrer,
— Schon oft erwähnt' ich seiner, — war ein Priester
Von ruhig sanftem Ton, mit einem Blick,
Der wärmend drang ins Herz; so unbefangen,
Wie nur ein Weiser, schelmisch, wie ein Kind.
Und oft umarmt' er mich und — denn das Lob
Ermuntert! — sagte mir: „Neun Jahr' erst alt,
Und explicirt bereits den Tacitus!" —

Dann mit Eugen, — Gott ließ den jungen Geist,
Ach, untergehn! — arbeitet' ich im Stillen, —
Und Dichterträume hatt' ich schon. Und während
Ich schrieb, und schüttet' ohne Furcht und Regel
Die Barbarismen stromweis auf mein Thema,
Und unerhörte Deutungen der alten
Autoren gab, und mit gekrümmtem Rücken
Die Stirne tief zum „Gradus“ niederbog,
Da glaubt' ich, — wach ist stets die Kinderseele —
Wirr durcheinander, meinem Ohr ganz nah,
Die griech'schen und lateinischen Vokabeln,
Geschwätzig, bubenhaft, beschmutzt mit Dinte,
Zu hören, wie sie lustig plauderten
Und piepsten, Vögeln gleich in ihrem Nest,
Hervor aus den vergilbten, großen Blättern
Des schweren Wörterbuchs . . . Verstohlne Töne,
Noch süßer, als des Bienenschwarms Gesumm,
Der schwirrend flieht, ein Hauch, gedämpfter als
Ein Seufzer in der Nacht, — der in die Blätter
Im alten Buch mit blechbeschlagnem Deckel
Oft fuhr, daß leis sie durcheinander rauschten.

War abgethan das Pensum, flohen wir
Leichtfüßig, wie Rehböckchen, durch die Gärten,
Die weitgedehnten, streifend kreuz und quer,
Und schwatzten wirres, kunterbuntes Zeug.
Ich selber hielt mit meinen größern Brüdern
Nicht gleichen Schritt und blieb gar oft zurück.
Und heitre Sterne stiegen auf am Himmel,
Die Mücken schwirrten durch die stille Luft,
Im Schatten schlug die süße Nachtigall,
Und singend gab in der Musik der ganzen

e,

gen,

pnüren

en
les,.
er,

.

fam,
Tücke,
e Noth
Taxus
Gärtchen,

Zweig
ne

rannt'
ucht'
s Scheusal,

instigt!

4.

Nicht um ein ausgeleertes Käfig mehr,
Um Vögel, die ins falsche Netz gefallen,
Um eine Dogge nicht, die bellend stürzt
Aufs Blumenbeet, entflammt sich heut mein Zorn.
O nein! Die kleinen Leiden ärgern wohl
Ein Kind, doch unter großen Schmerzen wird
Der Mensch, wie in der Kirche, sanft und still.
Nach heißen Schmerzen, wie nach schwülen Tagen,
Kommt Ruh' ins Herz, wie Schlummer in das Auge.
All unsre Leiden, schwarze Ziffern sind's,
Und Weisheit ist die Summe, die sie liefern.
Durch jede Prüfung scheint dem Menschen Gott
Zu sagen: — Laß durch's Unglück Deinen Geist
Hindurchgehn, und wie aus dem Sieb das Korn,
So wird daraus hervor er besser kommen.
Gelebt, geduldet hab' ich, nun erwäg'
Ich ernst und mich verweis' ich selbst zur Ruhe.
Und wenn zuweilen noch der böse Zorn
In meiner Seele mit gewalt'gem Finger
Die Wage niederdrückt, worauf mein Herz
Ich wiege und die Welt; wenn ich, Ein Auge
Nur öffnend, schuldig spreche nur, verdamme,
Dann führest Du, o edle, heilge Frau,
Mit ein Paar Worten meine Stimme, die
Gereizt, erbittert klingt, zurück zur Ruhe,
Auf deren Grund ich meinen Geist gestellt.
Ich fühle, wie, von Deinem Strahl getroffen,
Sich meine Stürme legen; ja, Du bist
Dem finstern, strengen, tief gebeugten Mann,
Was einst dem heitern Kinde war die Mutter,
Das große Herz, das nun im Grabe schläft.

5.

Nun hör'! — In meinem Geist, der ewig wogt,
Ertönen, eine nach der andern bald,
Und bald zugleich, drei Stimmen, ha und welch
Gewaltige drei Stimmen!

Eine spricht:

— „Laß Deinem Grimm den Lauf, o Dichter! Ja,
Der Hölle Beifall jauchzt entgegen Allem,
Was diese Zeit versucht, beginnt und schafft.
Mit Recht bist Du entrüstet. Das Jahrhundert
Ist ein gemeines Zelt, in das der Mensch,
Sobald der Abend kommt, das Fleisch, die Wollust,
Das Laster nackt und frech, einlädt zu sich.
Die Wahrheit, die einst Rom in Glanz getaucht,
Wohnt immer nur im Himmel, und im Menschen
Ist keine Liebe mehr. Geschlossen sind
Die Augen für den Strahl, der ihnen leuchtet.
O stoße nicht die Muse schnöd zurück,
Die Waffen trägt, und einst als ernste Freundin
Die Helden einst besuchte, Jeremias
Und Amos! Schlecht, undankbar sind die Menschen,
Voll Neid und Eifersucht, verstedte Lügner;
Viel sind der Frevler, eitel sind sie alle.
Je nach dem Stamm, von dessen Saft sie tranken,
Sie Kain's Kinder sie und Eva's — alle!

Es wankt Dein Kreuz, o Herr, die Ehrfurcht schwindet,
Die Andacht flieht, Jehovah, o Jehovah!
In Deinem Tempel spricht man laut Dir Hohn.
Sonst war das Buch Gesetz, der Priester war
Das Vorbild. Buch und Priester sind nun todt.
Der Glaube, diese heilge Glut, entzündet

An Deinem Flammenherd, Du Donnergott,
An dem Dein Sohn erkennt die Auserwählten,
Und der die Lippen der Apostel einst
Geweiht, ist jetzt nur eine todte Kohle,
Mit der muthwillig lachend Deine Mauern
Die kleinen Kinder kritzelnd überschmieren!" —

Die andre Stimme spricht: „Verzeihe! Liebe!
Dem Menschen, der vergibt, wird Gott vergeben.
Dem Löwen achte die Ameise gleich.
Klein ist, o Dichter, in der Schöpfung Nichts,
Auch das Atom hat am Urwesen Theil.
Vom Leben Gottes ist in jedem Ding
Ein Wenig und kein einziges Ding ist wenig.
Zur Liebe bilde Dich, zum Mitgefühl.
Und zwingt Dich das Geschick, in nächster Nähe
Den Menschen prüfend zu betrachten, der
Oft blind, leichtsinnig ist, frivol und eitel,
Dann mag die Bruderthräne Dir befeuchten
Das Richteraug' und mildern seine Schärfe.
Und Alles mag hienieden, Luft und Blume,
Und Wiesengrün, die frohe Kindergruppe,
Die an der Schwelle Deines Hauses spielt,
Der Bettler, der bei einer Garbe sitzt,
Der Vogel, der die Mück' im Gras betrachtet,
Die alten Bücher, die der Wind durchblättert,
Woraus der edle, freie Geist der Alten
Lebendig fliegt hervor, ein feiner Hauch,
Der eingeathmet Deinen Geist durchdüftet,
Der Anblick der gebeugten Frau'n, die, wie
Im Meer die Algen, unter Thränen leben;
Mag das Gemälde dieser Welt, der Mensch,

Der es betrachtet, mag das große Ganze,
Das ungerührt nur stumpfe Sinne läßt,
Dich mehr und mehr, Dein Leben und Empfinden
Zuwenden dem geheimnißvollen Auge,
Das auf uns Alle schaut! Der treue Zeuge!
Der unsichtbare Wächter! Anfang, Ende
Und Mittelpunkt! Die Klarheit und die Wärme!
Das Wesen, das Geheimniß jedes Wesens,
Das halbverschleiert jede Seele schaut!

Glimmt wo ein Feuerbrand, entzünde dran
Nie eine Höll'! Erschwere keine Last!
Nachdenkend bring' ins Wesen ein der Seele,
Enthülle Gott, den Geist, der nie vergeht,
Das Grab, das keinen Todten wiedergibt,
Und sorge, daß uns die gewaltge Hand,
Die oft das Haupt uns beugt, nicht allzuhart
Die Stirn berühre, jene Hand, die: „Nie!"
In unvertilgbar großen Zügen schreibt
Auf Gräber und auf die Altäre: „Ewig!"

Die dritte Stimme sprach: — „Was liegt daran:
Ob Haß? ob Liebe? — Ob man aus, ob ein
Man geht? verflucht einander oder singt!
Tod, Gut' und Böses, Laster, falsche Götter, —
Was kümmert das den lichtumflossnen Himmel?
Erzeugt des Wachsthums blinder Lebenstrieb
Drum minder reichen Ueberfluß an Blättern,
An Bäumen, Flechten, und an Gras und Algen,
An Saaten, Au'n, Gebirgen, Bächen, Felsen?
Ist minder klar die Welle drum? Der Wald
An Klängen ärmer? Wehn die Lüfte minder

Balsamisch in der Nacht, ums Morgenroth,
Am lichten Horizont und über's Meer,
Das tückische, und um die leichten Wolken,
Die kreuz und quer mit allen Winden segeln?
Die Sonne, die im Feld der Blume lächelt,
Dem König im Palast, im finstern Bagno
Dem Ruderknecht, verliert sie von dem Glanz,
Der sie umleuchtet, auch nur einen Strahl,
Wenn eine Tugend hier vergessen wird?
Nein, Pan bedarf der Andacht nicht noch Liebe.
O Weisheit! Reiner Geist! Erhabne Klarheit!
Zeus! Irmensul! Jehovah! Jupiter!
Wishnu! Du Gott, den Sokrates gesucht
Und Jesus hat gefunden! Einz'ger Gott!
Du wahrer Gott! Du einziges Geheimniß!
Du Eine Seele! Du, der fallen läßt,
Was sterblich ist, und unermeßne Himmel
Erschaffen hat für alle Ewigkeit!
Du, der Du in den Aether, der erklingt
In heil'ger Harmonie, — das hohe Zelt,
In dessen Vorhang spielt Dein ew'ger Hauch, —
Millionen Vögel warfst, Millionen Sterne!
Was sind vor Dir, Erhabner, doch die Menschen,
Die Blinden, die einander in die Nacht
Hinunterstoßen, Schatten, deren kaum
Dein Auge je gedacht, vor Deinem hohen
Antlitz Gespenster, welche gehn und kommen!"

6.

In meinem stillen, friedlichen Gemach,
Wo unter'm grünen Vorhang, wie das Auge
Des Freundes, manches alte Buch mir schimmert

Halb aufgeschlagen, und im Schatten meinem
Virgil zulächelt meine heilge Bibel,
Vernehm' ich die drei Stimmen. Mag erschrecken
Mein armes Hirn, ich halte Stand, ich lasse
Sie ohne Schrecken, ohne Angst vollenden
In mir ihr Werk. Denn durch dergleichen bunte
Metamorphosen irrgemacht bereiten
Sich aus gar wenig Stoffen ihre Weisheit
Die Menschen. Alle sind so unvernünftig,
Daß jeder nur von seinem Fenster aus,
Von seiner Seite nur die Wahrheit sieht.
Und Keinen reizt der hohe Fels, ihn zu
Umgehn und seine Spitze zu besteigen.

Indem ich von drei Seiten so die Dinge
Hienieden mir betrachte, drei Rathgeber
Anhöre, denen sonst der Mensch nicht lauscht,
Erwächst im Herzen mir, in welchem Gott
Lebendig ist, das sich dem Haß verschließt,
Ein friedliches Wohlwollen, allumfassend,
Das, wie im Morgenroth, mir jeden Vers
Vergoldet und mit Weichheit übergießt,
Den ich halbfertig in der Seele trage,
Um ihn im Freien zu vollenden, wo
Die Wiesen mich umduften, Wolkenschatten
Vorüberziehn und klare Quellen rauschen.

April, 1840.

Ende der Strahlen und Schatten.

Inhalt.

Seite

Herbstblätter.

Lieder der Dämmerung.

Innere Stimmen.

Seite

Strahlen und Schatten.